
Hermann Wissmann
Unter
deutscher Flagge
quer durch Afrika
von
West nach Ost
Berlin Walther & Apolant.


IN LUMINE TUO VIDEBIMUS LUMEN
SIGILLUM · COLLEGII · COLUMBIAE · NOVI · EBORACI
I·PET·II·V·2

George C. Ehret.



Phot. Aufnahme von J. C. Schaarwächter, Berlin.

Photogravure u. Druck H. Riffarth, Berlin.

H. Wissmann

Verlag von Walther & Apolant, Berlin.

Unter deutscher Flagge
quer durch Afrika
von West nach Ost.

Von 1880 bis 1883
ausgeführt von
Paul Pogge und Hermann Wissmann.

Von
Hermann Wissmann.

Mit einem Titelbilde und vielen Abbildungen nach den Skizzen Hermann Wissmann's
ausgeführt von Rudolf Hellgrewe.

Siebente Auflage.



Berlin,
Verlag von Walther & Apolant.
1890.

Vorwort.

„Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost“ habe ich nachfolgende Schilderung der von Dr. Pogge und mir in den Jahren 1880—1883 in Afrika ausgeführten Reisen benannt. Ist es doch die erste deutsche Durchquerung Afrika's in äquatorialen Breiten, und die erste überhaupt von West nach Ost.

Es war allmählich dahin gekommen, daß man alles Vertrauen zu Unternehmungen von der Westküste aus verloren hatte, da die Hoffnungen der von Westen ausgehenden Reisenden nie erfüllt wurden. Aber alle diese Unternehmungen hatten uns vorgearbeitet, und gestützt auf sie und auf die Idee des Ehrenpräsidenten der Geographischen Gesellschaft zu Berlin, Herrn Geheimen Raths Professor Bastian, mit Hilfe Eingeborener die bisherige Sperre nach dem Innern zu überwinden, war es uns vorbehalten, auch von Westen aus den Weg zum unbekannten Innern Afrika's zu öffnen und so die interessanten, selbst von Arabern noch unberührten Gebiete zu erschließen.

Erst jetzt, 5 Jahre nach Beendigung der vorliegenden Reise, komme ich dazu, unsere Erlebnisse und Beobachtungen zu veröffentlichen. Im Jahre 1883 nach Deutschland zurückgekehrt, übernahm ich nach ganz kurzem Aufenthalte in der Heimath die aus vielen Gründen dringend gewordene Erforschung des südlichen Kongobeckens für Seine Majestät, den König der Belgier (1883—1885), und, nachdem ich darauf einen kurzen Aufenthalt auf Madeira zu meiner Erholung genommen, ging ich 1886 abermals nach Afrika, um nicht durch längeres Fernsein große Vor-

theile zu verlieren, und führte die zweite Durchquerung von der Mündung des Kongo zu der des Zambesi aus (1886—1887).

Als ich zu dieser meiner dritten Reise aufbrach, waren meine Begleiter auf der zweiten, zur Erforschung des südlichen Kongobeckens unternommenen Reise nach Deutschland zurückgekehrt und sofort zur Bearbeitung unserer gemeinsam gemachten Erfahrungen geschritten. So entstand nach meiner Heimkehr (1887) bald das Werk „Im Innern Afrika's" — so bitte ich es zu erklären, daß dasselbe weder der Zeit, noch der Sachlage entsprechend vor der Herausgabe dieses Buches erschien; so bitte ich schließlich zu entschuldigen, wenn hier Beobachtungen sich wiederholen, welche in dem erschienenen Werke bereits gegeben sind — sind doch auch viele Früchte meiner ersten Reise mir und meinen Kameraden auf der zweiten zu gute gekommen.

Ein besonderer Sporn war es für mich, das vorliegende Werk, sobald es meine Zeit erlaubte, in Angriff zu nehmen, um in demselben, soviel es in meinen Kräften steht, der aufopfernden Thätigkeit eines der größten deutschen Forscher, Dr. Pogge, der dieselbe mit seinem Tode besiegelt hat, ein verdientes Denkmal zu setzen, ein Denkmal seiner Thaten und einen Denkstein dankbarer Erinnerung an Alles, was ich ihm und seiner großen Erfahrung schulde.

Die Erzählung der weiteren Erlebnisse Pogge's, von unserer Trennung im Centrum des Continents bis zu seinem Tode, hat, um den Gang meiner Erlebnisse nicht zu unterbrechen, im zweiten Theile stattgefunden — warum dieselben weniger ausführlich sind, als man wünschen muß, wird in dem Vorwort des zweiten Theils erklärt. —

Den Manen Dr. Nachtigal's, derzeitigem Vorsitzenden der Afrikanischen Gesellschaft in Berlin, in deren Auftrage wir reisten, gebührt mein erster Dank. Denselben tiefgefühlten Dank spreche ich an dieser Stelle im Namen meines verstorbenen Freundes und in meinem Namen den Herren Dr. von Danckelmann, Dr. Kersten, Dr. Kiepert, Dr. Dewitz und Dr. von Martens aus für das

Interesse, mit dem sie sich unserer Beobachtungen angenommen haben — dem inzwischen verstorbenen Herrn Professor Zöppritz, der dasselbe gethan, kann ich nur ein dankbares Andenken bewahren.

Ich habe mich bemüht, sämmtliche Namen in deutschen Lettern auszudrücken, und ist mir dies bis auf einen Fall gelungen: unsere Sprache hat kein Zeichen für ein weiches sch, wie es in den romanischen Sprachen existirt, und habe ich mir dadurch zu helfen gesucht, daß ich ein lateinisches g an die Stelle dieses Buchstabens gesetzt habe.

Um jeden Irrthum zu vermeiden, sei erklärt, daß der Begriff „äquatorial“ stets die Breitenausdehnung bezeichnet, während unter dem Ausdruck „central“ die Längenrichtung zu verstehen ist.

Möge den Farben „schwarz-weiß-roth“, die wir zum ersten Male durch Afrika führen durften, daselbst eine segenbringende Zukunft beschieden sein!

Funchal, Madeira, im Mai 1888.

Hermann Wissmann.

Inhalt.

I. Theil.

Von Loanda nach Zanzibar . . . . S. 1—304

Erstes Kapitel: Von der Heimath zum freien Innern Afrika's . . . . S. 3— 15

Dr. Pogge. — Wie ich zum Reisen kam. — Vorstudien. — Unser Auftrag. — Ausrüstung. — Auf nach Lissabon! — Lissabon. — Madeira. — Durch Sturm verschlagen. — Die Cap-Verden. — Principe. — St. Thomé. — Loanda. — Den Quanza aufwärts. — Wechselnde Scenerie. — Thierleben. — Dondo. — Tropenplagen. — Aufbruch zu Lande. — In der Hängematte. — Unsicherheit in Angola. — Weiter auf Reitstieren. — Pungo a Ndongo. — Die erste Strike. — Ein erschossener Stammvater. — In Malange. — Wiedersehen mit Dr. Buchner und Major von Mechow. — Geld ist Waare. — Germano de Jose Maria. — Träger von Westafrika. — Der Reitstier Malucko. — Auf nach Osten! — Sanza am Quige.

Zweites Kapitel: Nach Kimbundu . . . . S. 16— 37

Schwarz-weiß-roth voran! — Ein falscher Leopard. — Fürstliche Bettler. — Zelt oder Hütte? — Eine rechtzeitige Ohrfeige. — Afrikanische Wegweiser. — Bangala. — Schattenlose Wälder. — Ein „Diviniare". — Augusto, der Fetischero. — Erschwertes Croquiren. — Massongo. — Wasserscheide zwischen Kongo und Quanza. — Häuptlinge in Schaaren. — Pogge ist schwer leidend. — Weiber im Lager. — Erpressungen. — Afrikanischer Drachen. — Besorgniß um Pogge. — Diebstähle. — Mißglückte Jagden. — Minungo. — Wie die Jahreszeit die Scenerie verändert. — Scorpione. — Ueberbrückung des Quango. — Wettschießen. — Beraubung der Karawane. — Marschordnung. — Malucko in Gefahr. — In's Land der Kioque. — Afrikanische Rechtspflege. — Der Streifenwolf. — Das Lager von Bienen überfallen. — Makosa.

Drittes Kapitel: In Kimbundu und durch das Land der Kioque . . . . S. 38— 52

Die Feira. — Empfindliche Kälte. — Trägernaturen. — Nach Ost oder Nord? — Stierkämpfe. — Ein Rinaldo. — Nach Lubuku. —

Marschgesänge. — Kaschawalla. — Eine schwarze Grazie. — Reichthum an Lebensmitteln. — Thierquälerei. — Schnelle Abnahme der Waaren. — Guter Fischzug. — Gewohnheiten des Wildes. — Kopalharz. — Entführung. — Leopard und Reitstier. — Neues Mittel gegen Fetisch. — Neue Antilope. — Der Vogel im Kasten. — Eine erwischte Treulose. — Giftschlangen. — Bihéträger. — Kriegslärm.

Viertes Kapitel: **Bis Lubuku** . . . . S. 53—83

Neuigkeiten aus dem Lundareiche. — Aberglauben. — Die Tête der Karawane erhält Feuer. — Die Ginambansa. — Laxe Sittlichkeit der Kalunda. — Neue Schwierigkeiten mit den Trägern. — Die Kalunda. — Die Stimme des Herrn der Wildniß. — Flußpferde. — Trägerunruhen. — Bad im Urwaldbach. — Pilze. — Ueppige Flora. — Tuluba. — Blinder Lärm. — Räuber. — Die Tupende — Ewige Trägermisere. — Der Kassai und seine Passage. — Ein Reitstier erschossen. — Meteorologische Verhältnisse. — In Centralafrika. — Hyäne in Menschengestalt. — Baschilange. — Tschingenge. — Billigere Preise. — Kaschawalla's „Moio". — Riambafest. — Afrikanische Fabeln. — Tschingenge wird 90er Füsilier. — Wieder Strike. — Wilde Früchte. — Dunkelrothes Wasser. — Urwälder. — Termiten. — Die Expedition kommt durch Meuterei in große Gefahr. — Gerichtssitzung. — Ein edel denkender Neger. — Büffeljagd. — Der erste neue Fluß. — In Lubuku. — Reiche Culturen. — Ein frecher Kioquehäuptling.

Fünftes Kapitel: **In Lubuku** . . . . S. 84—103

Festlicher Einzug. — Tschingenge oder Mukenge? — Grenzenloses Vertrauen zum weißen Mann. — Aus dem Wasser auferstandene Häuptlinge. — Contract mit Mukenge. — Meine schwarzen Verwandten. — Baschilange. — Rechtsgebräuche. — Religion. — Familienleben. — Handel. — Jagd. — Fischfang. — Krankheiten. — Der Lulua. — Geologisches. — Thierleben. — Geschichtliches. — Ein Blitz durch Mukenge gelenkt. — Gestörtes Bad. — Das erste Flußpferd zur Strecke. — Flußpferdsteak und Schmalz. — Flußpferdritt. — Tschingenge spricht zu den Geistern seiner Eltern. — Aufbruch.

Sechstes Kapitel: **Bis zum Lubilasch** . . . . . S. 104—132

Reiseverzögerungen. — Behandlung des Negers. — Ceremonieller Tributempfang. — Bei den Tschipulumba. — Interessante Besuche. — Grasbrände. — Der Munkamba-See. — Simon's Meuterei. — Vertreiben der Meuterer. — Vergleich zwischen Trägern Ost- und Westafrika's. — Staunende Menschenmassen. — Schöne Wilde. — Feuerwerk. — Der Lubi. — Bassonge. — Hohe Cultur. — Bena-Ndui. — Ueppige Flora. — Zurückkehrende Sieger. — Raffinirte Diebe. — Heimath des Elefanten. — Im Urwalde verirrt. — Mona-Katschitsch. — Erste Nachricht von den Arabern. — Die wilden Bakuba. — Der Lubilasch. — Furcht vor dem Osten. — Hinterhalt. — Pogge, der große Zauberer. — Endlich weiter. — Der Sankurru.

Siebentes Kapitel: **Bis zum Lomani** . . . . . S. 133—152
Schönes Dorf. — Ein frecher Träger. — Markt. — Wieder Baluba. — Ein Barde. — Besuch beim Fumo Zappu. — Bassange. — Waffentänze. — Ein schrecklicher Regenschirm. — Malucko †. — Bene-Ki. — Republikanische Formen. — Riesenstadt. — Paradiesische Verhältnisse. — Die Araber, die Pest Afrika's. — Niedergebrannte Städte. — Büffel. — Fumo Lupungu. — Verlassene Dörfer. — Kassai-Moana. — Vornehme Führerin. — Der Lomani. — Folgen guter Behandlung.

Achtes Kapitel: **Bis zum Lualaba** . . . . S. 153—175
Bena-Sala. — Uneinigkeiten in der Karawane. — Meteorologisches. — Von Elefanten gejagt. — Graswildnisse. — Zähneknirschen. — Tagesbeschäftigungen des Reisenden. — Schwierigkeit, naturwissenschaftlich zu sammeln. — Gubu. — Die Bena-Ngubu. — Batetela. — Wakussu. — Qualvolle Märsche. — Lussuna. — Kaisers Geburtstag. — Anstand auf Leoparden. — Moskitos. — Gewaltige Ueberschwemmungen. — Der erste Araber. — Regen. — Ein Feigling. — Kanoe vom Stapel. — Feuer im Lager. — Kaschawalla in Todesangst. — Bena-Samba. — Wer hat Kaschawalla fetischirt? — Der Lualaba.

Neuntes Kapitel: **In Nyangwe** . . . . S. 176—195
Schech Abed-bin-Salim. — Nyangwe. — Arabische Cultur. — Ein Diner bei Abed. — Famba. — Der „Vapore". — Den Lualaba aufwärts. — Scenerie. — In Kassongo. — Pogge's Vorbereitungen zur Rückreise. — Sankurru. — Abschiedsmoio Kalamba's. — Blutscene. — Trennung von Pogge. — Abed's Sohn kommt zurück. — Gewandtheit Abed's. — Sklavenhandel. — Existenzberechtigung der Araber. — Afrika's dunkle Zukunft. — Verkehr mit den Arabern. — Rattenplage. — Pitti's Flucht.

Zehntes Kapitel: **Zum Tanganjika-See** . . . S. 196—221
Aufbruch. — Wildheit der Wakussuträger. — Kitete's Bild. — Kindliche Wilde. — Afrikanischer Krieg. — Der Luama. — Bäder. — Ngongo. — Antilopenjagd. — Beiß-Ameisen. — Die Wasimalungo. — Ubujwe. — Krankheit. — Der Luwumba. — Gefecht mit den Bena-Mulolwa. — Zur Charakteristik des Negers. — Flüssiger Schnupftabak. — Mr. Griffith.

Elftes Kapitel: **Der Tanganjika-See** . . . . S. 222—232
Die Station Plymouth-Rock. — Nächtliche Bootsfahrt. — Der Lukuga, ein periodischer Abfluß des Tanganjika. — Viele Leoparden. — Jagdregeln. — Der Soko. — Verbreitungsgebiet der Affen. — Hyänenhunde. — Ein schöner Hafen.

Zwölftes Kapitel: **Bis Mirambo** . . . . S. 233—256
Ueber den See. — Udjiji. — Markt. — Ankäufe. — Uha. — Ein Weib geraubt. — Hinterhalt. — Anbeten der Mondsichel. — Braune

Schönheiten. — Kritischer Moment. — Unverschämte Erpressungen. — Gewaltsame Flußpassage. — Der Malagarassi. — Wasserlose Ebene. — Wildreichthum. — Aschen-Tromben. — Starkes Grenzfort. — Der Muangasumpf. — Blutige Rechtsvollziehung. — Felddienstübung. — Graganza. — Hydrographisches. — Hanfrauchen. — Der Muniamwesi.

Dreizehntes Kapitel: **Bei Mirambo** . . . . . S. 257—263
Mirambo. — Entstehung seiner Macht. — Waffenfabrik. — Mr. Southon. — Mirambo's Staatssecretär. — Geschenke. — Mirambo und Tibbu-Tibb. — Guter Schuß.

Vierzehntes Kapitel: **Tabora und Tibbu-Tibb** S. 264—272
Missions-Station. — Gefangen. — Offene Feindseligkeiten. — Rettungsanker. — Aus der Falle. — Tabora. — Evangelische und Katholische Missionen. — Tibbu-Tibb. — Komet. — Bei Landsleuten. — Dr. Kaiser und Dr. Böhm. — Herr Reichard. — Ujui.

Fünfzehntes Kapitel: **Bis Mpwapwa** . . . . S. 273—291
Wettschießen. — Jagd-Eldorado. — Zebras. — Nachtmärsche in magischer Beleuchtung. — Hyänen. — Mdaburu. — Kriegstänze. — Mit den Wölfen heulen. — Ugogo. — Politische Neuigkeiten. — Zukunftsahnungen. — Hunger und Krankheiten. — Marenga Mkali — In eigener Schlinge gefangen. — Mpwapwa. — Dem Löwen gegenüber.

Sechzehntes Kapitel: **Bis zur Heimath** . . . S. 292—304
Giraffen. — Tamarinde. — Afrikanische Jahreszeiten. — Das Meer. — Saadani. — Rückschweifende Gedanken. — Afrika's Zukunft. — Die Araber-Pest. — Zanzibar. — Gesundheitszustand. — Verluste. — Reisekosten. — Erfolge.

II. Theil.

Pogge's Aufenthalt in Lubuku, Rückkehr und Tod . . . . S. 305—395

Erstes Kapitel: **Von Lualaba bis Lubuku** . . S. 308—326
(Bericht Pogge's an die „Afrikanische Gesellschaft".) Schwierige Passage des Lomani. — Räubereien der Bena-Koto. — Angriff. — Gefecht mit den Bena-Ngongo. — Tapferkeit Mukenge's. — Im Lande der Baschilange. — Verluste. — Einzug in die Heimath der Bena-Riamba. — Stationshaus. — Pflanzungen. — Mukenge. — Handel. — Tschingenge.

Zweites Kapitel: **Lubuku**. . . . . S. 327—357
(Bericht Pogge's.) Gründe zur Rückkehr. — Stand der Station. — Taufe zum Hanfcultus. — Kassongo munene ja kum maiji kajau. — Krieg mit den Bena-Mukangalla. — Import und Export. — Lubuku.

— Bodenbeschaffenheit. — Cultur. — Klima. — Flora. — Fauna. — Der Lulua.

Drittes Kapitel: Aufenthalt in Lubuku . . . S. 358—386
(Zusammengestellt von Dr. Freiherrn von Danckelmann.) Letzter Aufenthalt in Mukenge's Dorf. — Germano zurück. — Zum Kangombe-Fall. — Kalamba und Meta. — Der Negercharakter. — Ackerbau und Producte desselben. — Aufbewahrung der Ernte. — Nahrungsmittel aus dem Thierreich. — Industriezweige. — Schlangenbisse und Krankheiten. — Religiöse Vorstellungen. — Aerzte. — Processe. — Behandlung der Frau. — Kinderspiele. — Sprachliches.

Viertes Kapitel: Rückreise von Mukenge zur Küste . . . . S. 387—395
Aufbruch. — Mufuka. — Große Urwälder. — Mündung des Lulua in den Kassai. — Bis zur Küste. — Briefe Mukenge's an die Weißen. — Nachrichten über Pogge's Tod.

Anhang.

I. Praktische Winke zum Reisen und Aufenthalt im äquatorialen Afrika (mit Skizze). — II. Meteorol. Beobachtungen. — III. Höhenmessungen. — IV. Astron. Beobachtungen . . . . S. 397—444

Verzeichniß der Abbildungen.

I. Vollbilder.

(Ganzseitige Bilder.)

Portrait von Lieut. Wissmann. Heliogravüre. (Titelbild vor dem I. Theil.)
Portrait Dr. Paul Pogge's. (Titelbild vor dem II. Theil.) . . . . . S. 306

Lichtdrucke nach Oelgemälden:

	Seite		Seite
Bei Pungo=a=Ndongo	10	Von Elefanten gejagt	156
Am Luelle	42	Der Luwumba	212
Flußpferdritt	100	Landschaft in Uniamwesi	260
Auf den Spuren der Araber . .	144	Dem Löwen gegenüber	288

Photochemigraphien und Autotypien
(nach Oelgemälden und Zeichnungen):

	Seite		Seite
Im Thal des Quige	22	Bassonge=Dorf	140
Bassonge=Waffen	62	Abschied von Pogge	186
Waffen der Wakussu	90	Kritischer Moment	243
Waffen der Wasimalungo und der Wabujwe	110	Aschentromben	248
Im Urwald verirrt	122	Empfang bei Dr. Böhm und Reichard	268
		Büste von Dr. Paul Pogge. . .	396

II. Textbilder.

	Seite		Seite
An der Küste	3	Tanz	71
Germano de Jose Maria	12	Häuptlingshaus der Tupende . .	82
Schwarz=weiß=roth voran! . . .	16	Dorf der Baschilange	84
Hütte der Minungo	27	Baschilange=Pfeifenkopf	98
Mukisch	30	Kalanda=Bach	104
Angola=Negertypus	33	Siegreich zurückkehrende Bassonge=Krieger	118
Kimbundu	38	Bassonge=Waffen	128
Am Ufer des Luembe	53	Prairie mit Akazienbüschen . . .	133
Baschilange=Dorf	69		

	Seite
Kalebue-Waffen	146
Ueber den Moari	153
Empfang bei Abed-bin-Salim	176
Schech Abed-bin-Salim	177
Meine wilden Wakussu bewachen meinen Schlaf	196
Mein Diener Sankurru	211
Missionsstation Plymouth-Rock	222
Einschiffung auf dem Tanganjika-See	231
Auf dem See	233
Empfang bei Mirambo	257
Typus im Muniamwesi	262
Gegend bei Tabora	264
Wettschießen mit den Arabern	273
Bastardaraber	284
Der indische Ocean	292
Nach der Heimath	303
Tagebuchskizzenblatt	401

Karten.

(Am Schluß des Werkes.)

1. Unsere Kenntniß von Central-Afrika nach Stanley's Reise 1874—1877 und vor der Wissmann'schen Expedition. Maaßstab 1 : 10 000 000.

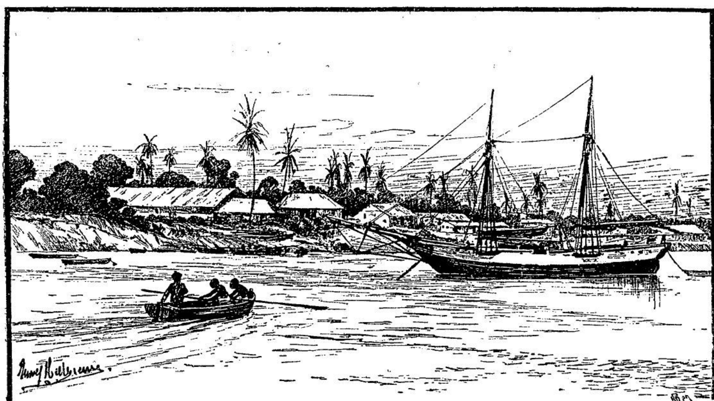
2. Karte der ersten deutschen Durchkreuzung von Aequatorial-Afrika. Nach den Aufnahmen von Lieutenant Wissmann. Maaßstab 1 : 5 000 000.



Erster Theil.

Von Loanda nach Zanzibar.





An der Küste.

Erstes Kapitel.

Von der Heimath zum freien Innern Afrika's.



Im Jahre 1879 beabsichtigte die Afrikanische Gesellschaft zu Berlin, von zwei Seiten aus gegen das südlich vom Aequator liegende unbekannte Innere Afrika's, das südliche Kongobecken, vorzudringen, und plante zu diesem Zwecke zwei verschiedene Unternehmungen. Die für den Osten bestimmte Expedition, die aus vier Deutschen bestand, verließ noch 1879 Deutschland. Für die vom Westen operiren sollende war der durch seine Reise zum Muata-Jamvo in's Lundareich bekannt gewordene Doctor Pogge ausersehen.

Dr. Paul Pogge war am 27. December 1838 zu Ziersdorf geboren und in Mecklenburg erzogen, hatte Jura studirt, dann ein größeres Gut gepachtet, da ihm das seine, Ziersdorf in Mecklenburg, nicht genügende Beschäftigung bot. Als eifriger Jäger hatte er im Jahre 1871 eine Reise nach Natal unternommen, war von dort jedoch von seinen Jagderfolgen nicht befriedigt heimgekehrt.

Einer im Jahre 1874 von der Afrikanischen Gesellschaft in Berlin nach Westafrika ausgesandten Expedition hatte er sich als Freiwilliger angeschlossen, nachdem er die Landwirthschaft auf-

gegeben hatte, zu Jagd- und Sammelzwecken. Der Führer dieser Expedition erkrankte dicht an der Küste, bald darauf das zweite Mitglied der Expedition, und so ging Pogge mit dem der Expedition als Geographen zugetheilten österreichischen Lieutenant Lux in's Innere. Als auch dieser schon von Kimbundu heimkehrte, führte Pogge allein die Expedition weiter, erreichte die Mussumba des mächtigen Lundakönigs und war der erste Europäer, der Nachricht aus diesem Theile des centralen Afrika's brachte.

In Rostock, meiner Garnisonstadt, lernte ich Pogge kennen und bald seine allgemein Achtung und Liebe erzeugende, bei so großen Verdiensten bewunderungswürdige Anspruchslosigkeit schätzen. Die Beschreibungen der epochemachenden Reisen Schweinfurth's, Stanley's, Livingstone's und Anderer hatten schon früher einen tiefen Eindruck auf mich gemacht; noch mehr ließen Pogge's lebhaft und einfach natürlich geschilderte Reiseerlebnisse den Wunsch in mir wach werden, mit zu arbeiten an dem Werke der Erforschung des noch so wenig bekannten Welttheils.

Da Pogge noch nicht seine Erforscherlaufbahn beendigt zu haben schien, gab ich mich der Hoffnung hin, unter seiner Meisterschaft mich in die neue Thätigkeit hineinzuleben.

Bei dem derzeitigen Präses der Afrikanischen Gesellschaft, dem leider 1884 verstorbenen Dr. Nachtigal, erfuhr ich die Bedingungen, unter denen ich als Geograph für die nächste Expedition in Aussicht genommen werden könnte. Sechsmonatliche astronomische und meteorologische Studien in der Seemannsschule zu Rostock, neben den meinem Stande geläufigen Fertigkeiten in topographischen Aufnahmen, befähigten mich zu geodätischen Arbeiten. Unter der gütigen Leitung des Herrn Dr. Kersten, früheren Begleiters des in Ostafrika auf seiner Reise zum Kilima-Ndscharo ermordeten Barons von der Decken, suchte ich meine Kenntnisse zu vervollkommnen. Auf der Universität zu Rostock konnte ich zoologische und geologische Studien machen, und daneben bemühte ich mich, durch Lectüre bedeutender Reiseschilderungen und naturwissenschaftlicher Werke mich im Allgemeinen zu belehren.

Da Pogge meine Begleitung ebenfalls erwünscht war, wurden wir für die von Westen ausgehende Unternehmung als die ersten Candidaten betrachtet und uns angeboten, noch im Jahre 1880 die Reise anzutreten, wenn wir mit der vom Reich gewährten Summe von 20000 Mark die gesteckten Ziele erreichen zu können

glaubten. Pogge allein konnte über diesen Punkt urtheilen und entschied sich, wohl wissend, daß unter diesen Verhältnissen manche sehr nöthigen Vorbereitungen uns versagt bleiben mußten, zusagend.

Es wurde uns von der Afrikanischen Gesellschaft folgender Auftrag:

Wir sollten von Angola aus zur Mussumba des Lundareiches gehen, eine wissenschaftliche Station daselbst gründen und von da aus Vorstöße in die noch unbekannten Gebiete, hauptsächlich nach Norden, machen; es sollte vornehmlich Pogge obliegen, die Station, die die Afrikanische Gesellschaft stets durch ablösende Expeditionen halten wollte, einzurichten, den ihm schon bekannten Muata-Jamvo für weitere Unternehmen günstig zu stimmen, und botanisch und zoologisch zu sammeln, während ich mit der geodätischen Aufnahme des Weges und der von der Mussumba aus zu erreichenden Gebiete betraut wurde.

Unsere ganze Ausrüstung wurde in Deutschland besorgt nach Pogge's Angaben. Erstaunen wird es, daß wir manche dem Reisenden unentbehrlich erscheinenden Effecten, als Zelte, Reisebetten, Moskitonetze und Anderes, deshalb nicht anschaffen konnten, weil wir den größten Theil der geringen Summe in Reisegeld für das Innere, d. h. für in Afrika nöthige Tauschartikel, anlegen mußten, wenn ein Erfolg möglich sein sollte. Gering war unsere Ausrüstung in Waffen: sie bestand in drei leichten Expreßdoppelbüchsen und zwei Schrotgewehren für uns, sowie sechs Chassepotkarabinern für unsere Leute, zu denen später noch auch als Waaren im Innern brauchbare Steinschloßflinten traten. An Conserven und Getränken nahmen wir nur das Nothwendigste mit für den Fall von Krankheiten; Fleischconserven gar nicht.

Es wurden uns von der Gesellschaft für jedes weitere Jahr 20000 Mark ausgesetzt, wir aber waren der Hoffnung, daß wir schon vor Ablauf des ersten Jahres so weit im Innern des Continents sein würden, daß wir auf die nächste fällige Summe nicht mehr zu rechnen brauchten.

Nachdem mir Allerhöchsten Orts ein zweijähriger Urlaub allergnädigst bewilligt war, verabschiedeten wir uns von unseren Freunden und Verwandten und bestiegen am 19. November 1880 in Hamburg das Schiff „Buenos-Ayres“, das uns nach Lissabon bringen sollte.

Nicht allzu leichten Herzens sah ich als vollkommener Neuling im Reisen die Elbmündung, das letzte Stückchen deutschen Bodens, allmählich den Blicken entschwinden. Der Abschied von all' meinen Lieben hatte mich doch sehr ergriffen.

Die frische Brise auf hoher See verweht aber schnell Grübeleien, und schönes Wetter vermittelt außergewöhnlich schnell ein Freundschaftsverhältniß unter der Reisegesellschaft. Da wir seefest waren, konnten wir die schönen Küsten von Dover und später, nachdem wir im biscayischen Meerbusen von einer stürmischen Brise tüchtig durchgeschüttelt waren, die pittoreske Küste Spaniens bewundern.

Am fünften Tage unserer Reise bekamen wir das von einem wundervoll gezackten Bergkamm stolz auf die See herabblickende Schloß Cintra in Sicht und fuhren einige Stunden später in den mächtigen Tajo ein.

Amphitheatralisch an das rechte Ufer angelehnt liegt Lissabon. Reizend ragen die hellen Häuser aus dem saftigen Grün der Gärten hervor und entzücken den vom nordischen Winter kommenden Reisenden. Ehrwürdige Reste maurischer Architektur mit ihren vielen Thürmchen und Zinnen erweckten Erinnerungen an die Geschichte Portugals. Hoch über dem Häusergewirr thronend erhebt sich das Schloß des Königs und weiter oberhalb die stolz dominirende Felsencitadelle.

Nach lebhafter Verhandlung mit den auf Passagiere wie auf einen guten Fang lauernden Bootsleuten betraten wir die Hauptstadt des einst alle Meere des Erdballs beherrschenden Portugal. Die Stadt verliert bei näherer Besichtigung. Besonders vermißt der Nordländer im Innern Reinlichkeit. Auffallend viele Bettler drängen sich an den Fremden und werden geradezu zur Plage.

Nach 10tägigem Aufenthalt schifften wir uns auf dem Bengo ein, der uns in 40 Tagen nach Loanda bringen sollte. Nach einer vom schönsten Wetter begünstigten Fahrt erreichten wir das reizende Madeira mit seinen wunderbaren Gärten und gewaltigen, die von Vulcanen aufgethürmten Berge trennenden, wildromantischen Schluchten.

Als wir uns wieder einschifften, war die See unruhig, der Himmel bleigrau geworden, so daß wir durch die Brandung gehend ein unfreiwilliges, aber nachdrückliches Bad nahmen. Am Nachmittage entwickelte sich ein schwerer Sturm; wir versuchten noch

bis zum Abend unseren Curs zu halten, waren aber, als eine hohe See die Fenster zertrümmernd in den Maschinenraum geschlagen war, gezwungen abzudrehen, und nach Nordwesten vor dem Sturme herzulaufen. Da das Schiff stark überladen war und die See von hinten fortwährend weit über's Deck schlug, wurde eine bedeutende Ladung Wein und Petroleum über Bord geworfen, um das Schiff zu heben. Nachdem wir so 48 Stunden unserem Curs entgegen in den Ocean hinausgetrieben waren und endlich die Maschine, die unklar geworden war, wieder functionirte, wurde der Versuch gemacht, in den Wind zu drehen. Der bei der gewaltigen Dünung kritische Moment des Wendens gelang, und wir stampften noch weitere 24 Stunden mit halber Kraft gegen die See an, bis uns das Wetter erlaubte, mit voller Kraft unsere Richtung zu verfolgen. Die Verluste waren außer der über Bord geworfenen Ladung sämmtliches Vieh, das den heftigen Stößen erlegen war.

Mit 3tägiger Verspätung erreichten wir die Gruppe der Cap-Verde-Inseln. Zuerst legten wir in St. Vincente, einem ganz nackten, aber imposanten, schroff felsigen Eiland, dem besten Hafen der Welt, an, dann auf St. Jago, wo wenigstens einige Palmenhaine und Gärten die sterile Eintönigkeit unterbrechen.

3 Tage später liefen wir Bolama, die Hauptstadt der Colonie Neu-Guinea, an, eine portugiesische Besitzung mit französischen Kaufleuten, französischer Sprache und französischem Gelde. Nur einige schwarze Soldaten und, wie überall, ein mächtiges Zollhaus erinnern an das Mutterland.

Nach 9tägiger Reise ankerten wir vor Principe. Hoch und steil, einem spitzen Bouquet vergleichbar, erhebt sich die von üppigster Tropenflora überwucherte Insel aus dem Meere. Schmutz und Verfall in der Stadt contrastiren leider auch hier mit der großartigen, prächtigen Natur.

Aehnlich, wenn auch nicht so malerisch schön, aber vielleicht noch reicher, ist die nächste Station, die Insel St. Thomé. Hier blieben wir 3 Tage im Hause eines Herrn Costa, dessen Gemahlin, eine Deutsche, uns mit der größten Liebenswürdigkeit aufnahm. Wir verlebten nach heimischer Sitte die Sylvesternacht und hörten, gewiß zum letzten Male für lange Zeit, deutsche Musik.

Mit Loanda, wo wir am 7. Januar eintrafen, war unser erstes Ziel erreicht.

In Folge Pogge's Kenntniß der Verhältnisse und des freundlichen Entgegenkommens der portugiesischen Behörden gelang es uns bald, diese bedeutendste europäische Niederlassung an der Westküste Afrika's, deren Glanzperiode in die Zeit der Sklaverei zurückfällt, zu verlassen und uns nach dem Quanzaflusse einzuschiffen. Wir fuhren dicht an der Küste entlang nach Süden, passirten bald die der Schifffahrt sehr gefährliche Barre des Quanza und liefen in den Fluß ein.

Die erste Tagereise ging zwischen dicht bewaldeten Ufern; Mangrowedickichte und dahinter üppiger Urwald begleiteten uns. Am zweiten Tage änderte sich die Scenerie. Schroff in den Fluß vorspringende Kalksteinfelsen, mit Lianen überwuchert, von dem bizarren Affenbrotbaum gekrönt, ließen uns ein anderes Bild afrikanischer Landschaft bewundern. Am dritten Tage erweiterte sich der Fluß. Seeartige Lagunen, mit Palmendickichten umstanden, Papyrussümpfe, viele kleine Inseln und Bänke gaben ein stets wechselndes, reizvolles Bild.

Hier hatten wir die echte Heimath der Krokodile vor uns, deren wir viele sahen und einige erlegten. Großartig ist die Vogelwelt in den von animalischem Leben wimmelnden Sümpfen. Der wunderliche Schlangenhalsvogel, der Schattenvogel, Riesenkraniche und Königsfischer, vielerlei Reiher und Störche, Sumpf- und Wasserhühner bevölkern die Inseln. Bunte Webervögel und kleine grüne Papageien schwingen sich von einem Ufer zum anderen, schön gezeichnete Adler ziehen ihre Kreise, oder hocken stolz und dreist am dichten Ufer. Affenheerden spielen in den Bäumen, und ab und zu zieht eine Schildkröte ihre schnurgerade Linie über den Wasserspiegel.

Es ist bedauerlich, daß am Tage die intensive Hitze und des Nachts zahllose Moskitos den Genuß an der schönen, reichen Natur stören. Wir hörten die ersten, weit schallenden Laute des gewaltigen Hippopotamos durch die stille Nacht ertönen.

Ein anderes mächtiges Thier, das aber äußerst selten sichtbar wird, bewohnt neben dem Flußpferd die Lagunen des Quanza; es ist dies eine Sirenenart, eine Seekuh, von der ich Theile des Gerippes sah. Es war bisher noch nicht gelungen, ein vollständiges Gerippe zu erwerben, um zu bestimmen, welcher Familie das gewaltige Wassersäugethier angehört.

In Dondo angekommen, wurden uns sofort Träger zugeführt, so daß wir nur 2 Tage in dem verrufenen Fiebernest zu rasten brauchten. Pogge zahlte im „Inferno do mundo", wie die Portugiesen Dondo nennen, mit einem 2tägigen Fieber dem afrikanischen Klima seinen ersten Tribut, und auch ich lernte die sich jedem Neuling in den Tropen bietenden Annehmlichkeiten in Form von Schlaflosigkeit, Moskitos, Ratten und dem „rothen Hund", einer peinigenden Hautkrankheit, kennen.

In der schon oft beschriebenen Hängematte, Tipoia, reisten wir nach Osten weiter. Viel hatte ich mit meinen Trägern, die sich über mein großes Körpergewicht beklagten, auszustehen. Mehrfach ließ man mich recht unsanft fallen. Als ich einmal bei einer derartigen Gelegenheit die mir beim Sturz entfallenen Sachen aufnahm, worunter auch ein Revolver war, flohen meine Leute mit Angstgeschrei seitwärts in die Büsche, glaubend, ich wolle sie für ihre Ungeschicklichkeit bestrafen. Erst nach langer Zeit waren sie durch mein Gelächter und die Versicherung, daß ich nichts Böses im Schilde führe, aus dem Dickicht hervorzulocken.

Der Charakter der Gegend ist sehr gleichförmige, mehr oder weniger bewaldete Savanne. Der Weg zieht sich durch Höhenzüge, die, mit wild durch einander liegenden Gneistrümmern gekrönt, aussehen, als ob sie Burgruinen trügen.

Eine Nacht rasteten wir in dem Dorfe des Häuptlings Dumbo a Pepo.

6 Tage vorher hatten Bailundaleute, die vom südlichen Ufer des Quanza herüber gekommen waren, eine Karawane hier ausgeplündert und einen Träger ermordet. Die Räuber hatten sich in Sicherheit gebracht, ohne daß die schwachen Patrouillen, die die Straßen sichern sollen, im Stande gewesen wären, etwas auszurichten, und das ist der betretenste Handelsweg in Angola. Ist doch auch das Gebiet zwischen Loanda und Ambriz dicht an der Küste für die portugiesische Regierung unpassirbar, und südlich des Quanza ebenfalls die Macht des Mutterstaates nur nominell.

Am 21. begegneten uns die von Malange gesandten Reitstiere; von nun an wurde die Tipoia kaum mehr benutzt. Morgens und Abends gingen wir zu Fuß, und nur während der heißesten Stunden des Tages wurde geritten. Nachdem mich mein Reitstier bei der ersten Bekanntschaft mit einem Fußtritt begrüßt hatte,

dann beim Versuche aufzusteigen mich umrannte, und, als ich glücklich im Sattel, mich mit gewaltiger Kraft auf der anderen Seite herabgeworfen hatte, wurden wir gute Freunde, und ich will bei späterer Gelegenheit die großen Vorzüge dieses besten Reitthieres für afrikanische Verhältnisse preisen.

Am Nachmittage des 21. tauchte die Felseninsel Pungo a Ndongo, aus dem welligen Savannenmeer schroff aufsteigend, vor uns auf. Durch einen 60 m tief eingeschnittenen Engpaß, einen der drei möglichen Zugänge zu der natürlichen gewaltigen Festung, steigt man zur Stadt hinauf, die wie in einem Krater zwischen den ringsum 70 bis 80 m senkrecht aufsteigenden Felsen liegt. Die Schluchten sind üppig bewachsen, die Felsen nackt.

Die seit Jahrtausenden spülende Kraft des Wassers, der das Conglomerat von Gneis und hartem Sandstein, aus dem die wunderlichen Felsengebilde zusammengesetzt waren, widerstanden hatte, hatte das Felsennest geschaffen.

Bei Gelegenheit des Abmarsches versuchten unsere Träger eine nochmalige Bezahlung zu erpressen, wie Pogge schon vorausgesehen hatte. Nachdem der Sprecher der Unzufriedenen unsanft zur Thür hinausbefördert war, nahmen die Leute resignirt ihre Lasten auf und folgten Pogge, der voranritt. Ich blieb noch einen Tag länger, da mich die zoologischen Verhältnisse interessirten.

Große Heerden von Pavianen, Cynoscephalus, aus denen ich ein besonders starkes Männchen herausschoß, Klippschliefer, verwilderte Ziegen und Kaninchen bevölkern die unzugänglichen Felsen und veranlassen gleichzeitig die Anwesenheit von Leoparden, die man häufig erlegt. Groß ist die Verschiedenartigkeit der Eidechsen, die in praller Sonne auf den dunklen, heißgebrannten Steinen unbeweglich liegen. Unzählige Schwalben nisten in den Felsenlöchern.

In östlicher Richtung setzen sich inselartig gleiche Felsengebilde, die aber nur eine ähnliche Höhe wie in Pungo a Ndongo in den Pedras Gingas erreichen, bis zum Quanza fort.

Der Weg bis nach Malange führt durch wellige Savannen, deren Bäume unseren Obstbäumen ähneln, steigt dann steil nach Osten an bis zum Plateau von Malange, das auf 1100 bis 1200 m Höhe liegt. Mit diesem Plateau ist gleichzeitig nach dem Innern zu die äußerste Grenze des Affenbrotbaumes erreicht.



Vereinzelt soll derselbe im Thale von Kassange noch einmal vorkommen.

In Malange war uns ein geräumiges Haus von Herrn Custodio de Souza Machado, bei dem wir die Waaren für das Innere kaufen wollten, zur Verfügung gestellt. Da genügende Waaren noch für uns von der Küste unterwegs waren, und die Träger nicht vor Ende der Regenzeit, also erst Mitte Mai in's Innere gehen, so richteten wir uns vorläufig häuslich ein.

Am 8. Februar traf ganz überraschend, aus dem Innern kommend, Herr Dr. Buchner ein. Derselbe war im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft im Lundareich gewesen und trug durch seine Mittheilungen viel dazu bei, daß wir später unseren Auftrag abänderten. Ich kannte Herrn Dr. Buchner schon vom Jahre 1874, da wir gleichzeitig in Magdeburg eine kurze Haft wegen Zweikampfes abgebüßt hatten und Zimmernachbarn gewesen waren. Die Freude des Wiedersehens unter so veränderten Verhältnissen war eine große. Zu lebhaftem Danke verpflichtete er mich dadurch, daß er mir aus dem Schatze seiner Erfahrungen manchen Wink gab und mich durch wirklich praktische Einführung in astronomische und topographische Arbeiten am besten für meine Arbeiten im Innern vorbereitete.

Am 20. desselben Monats kam auch vom Norden der Major von Mechow mit seinen zwei Begleitern, Bugslag und Theus, nach Malange zurück, so daß wir am 22. März den Geburtstag Seiner Majestät unseres Kaisers in dem entfernten Winkel der Civilisation in zahlreicher Gesellschaft Deutscher feiern konnten.

Die Erfolge beider Herren, die viel zur Kenntniß West- und Centralafrika's beigetragen haben, sind längst bekannt.

Unsere Zeit verging mit Einkäufen von Waaren, Anwerben von Trägern, Zureiten von Reitstieren, meteorologischen Beobachtungen und Einarbeiten mit unseren Instrumenten.

Um einen Ueberblick zu geben über die im Westen des Continents gangbaren Handelsartikel, für uns hauptsächlich Waaren zum Einkaufen von Lebensmitteln für unsere Leute, will ich die Liste der mitgenommenen Waaren folgen lassen:

600 Stück gestreiften Calicos à 32 Ellen;
100 " desgl. schlechtester Sorte;
50 " Baumwollenzeug à 40 Ellen;

400 Pfund Pulver in Tönnchen zu 3 Pfund;
400 „ verschiedene Glasperlen;
120 Ellen rothen Flanell;
24 Steinschloßflinten;
12 bunte Regenschirme;
200 Pfund Salz
und einige Kleinigkeiten.

Als Dolmetscher begleitete uns Germano de Jose Maria, ein Neger aus Mozambique, der als Diener eines portugiesischen Offiziers in Lissabon gewesen war und dann Händler in Angola wurde. Er hatte schon mehrfach deutsche Forscher und auch Pogge auf seiner Reise in's Lundareich begleitet, war fleißig, stets dienstbereit und für einen Neger muthig, aber leider nicht allzu zuverlässig.



Germano Jose de Maria.

Die Karawane bestand aus 81 Trägern, Leuten aus Angola, Gingas und Massongo, einem Koch und 6 Dienern. Wir hatten alle Leute zunächst nur bis Kimbundu, dem äußersten von einem weißen Händler bewohnten Orte, angenommen für den Preis von 5000 Reis, nach unserem Gelde ca. 22 Mark, welche Summe noch dazu in Waaren zu in Malange gangbaren Preisen ausgezahlt wurde. Wir hatten uns außerdem verpflichtet, den Leuten für je 12 Tage Waaren zur Ration in der Höhe von 4 Ellen Zeug pro Mann zu geben, sie in Krankheitsfällen zu behandeln und ihnen in Kimbundu frei zu stellen, uns weiter zu begleiten.

Die Lasten hatten wir zu schwer gemacht, sie wogen durchschnittlich 42 Kilo, jedoch erreichten einige die Höhe von 50. Der Reisende thut nicht gut, Westküstenleuten mehr als 37 Kilo

für längere Reisen zu geben. Im Osten nehmen Träger höchstens 30 Kilo. Die portugiesischen Kaufleute in Angola belasten ihre Träger mit 50 bis 60 Kilo.

Die Ausrüstung eines Trägers in Angola besteht in Messer, Beil, Patronentasche, Tragkorb, Mohamba genannt, Kochtopf und Kürbisflasche. Im Lager halten stets die Träger je nach ihrem Stamm zusammen und vereinigen sich 3 bis 4 zu einer Genossenschaft, die sich zusammen ihre Hütten baut, abkocht und gelegentlich vertritt. Oft nehmen Träger noch im Knabenalter stehende Verwandte zur Aushilfe beim Tragen und zu sonstigen Dienstleistungen mit, Weiber dagegen nur sehr selten.

Für Pogge, mich und den Dolmetscher Germano schafften wir 6 Reitstiere an; der meinige, Malucko, ein wirklich edles Thier, war ein Geschenk von Dr. Buchner. Es ist ein unschätzbarer Vortheil des Reisenden von Westafrika, daß er ein solch' vorzügliches, in der Wildniß durch nichts Anderes ersetzbares Reitthier zur Verfügung hat. Der Reitstier geht alle Gangarten, Schritt, Trab, Galopp und Carrière, die letzteren beiden jedoch nur auf kurze Strecken, da ihm der lange Athem, wie dem Pferde, nicht zur Verfügung steht. Der Stier nimmt bald im Schritt die Schnelligkeit der Karawane an. Durch seine große Ruhe ist er geeignet, schwere Sümpfe zu passiren, durch die Sicherheit des Doppelhufs so steile Böschungen zu erklettern und hinabzusteigen, wie ein Einhufer dieses nicht im Stande wäre. Es ist leicht, einen Stier zum Springen abzurichten; nach kurzer Zeit schon nahm Malucko Hindernisse, die einem Pferde Ehre machen würden. Ich maß einst im Urwald einen mächtigen gestürzten Stamm, der einen Durchmesser von 1,15 m hatte, den er mit einem Angalopp von drei Sprüngen sicher nahm. Ein einziges Mal bin ich in den 7 Jahren meiner Reisen mit einem Stier gestürzt. Ich sprang über einen Baumstamm, hinter welchem ein tiefes, mit Laub angefülltes Loch war, in das der Stier hineinfiel.

Fallgruben oder Stellen, wo der Boden künstlich umgestaltet ist, scheint der Stier zu wittern und ist an Stellen, die er nicht übersehen kann, sehr vorsichtig.

Am schwersten wird ihm die Passage glatter, von Wasser überspülter Felsen.

Ich überschwamm einst im Sattel einen 60 m breiten Fluß.

Der Ortssinn des Thieres ist großartig, auf einem Ausflug mit dem Stiere kann man sich nicht verirren, da das Thier zurückgewandt genau seiner Spur folgt.

Als ich den Stier erhielt, war er so böse, daß er bald in Malange sich den Namen „Malucko“, d. i. der Wahnsinnige, erwarb. Oft nahm er Menschen an, und zweimal verwundete er ernstlich Neger. Das Zureiten des ganz Verwilderten nahm viele Mühe, aber nur kurze Zeit in Anspruch. Am längsten dauerte das Satteln, dann stieg ich mit Sporen, Peitsche und einer Keule in den Sattel, 2 Leute hielten an dem gereifelten Eisen, das er in der Nase hatte, den Kopf in die Höhe, 4 Leute zogen an dem Schweif und einige auf jeder Seite an den Bügeln. Kaum saß ich im Sattel, so flogen auch schon von den gewaltigen Bewegungen des kräftigen Thieres die Leute nach allen Seiten. Fünf Minuten ging es nun im Galopp mit hohen Sprüngen vorwärts, dann, als die Luft ihm kurz ward, begann er mit den Hörnern nach dem Schenkel zu stoßen, wogegen Hiebe mit der Keule auf die Hörner, nur wenige Tage angewandt, völlige Abhilfe schafften. Nach 10 Tagen ging der Stier schon ruhig, und einen Monat später war er so zahm, daß er wie ein Hund mir folgte, auf meinen Ruf herankam, sich von mir satteln ließ und, wenn wir bei Tische saßen, so lange hinter mir stand und mich mit der Nase anstieß, bis er ein wenig Salz erbettelt hatte. Stets blieb er gegen Neger böse. Man legt dem Reitstier den gewöhnlichen englischen Pferdesattel auf; an einem durch das Nasenbein gestoßenen Eisen sind an jeder Seite die Zügel angebracht.

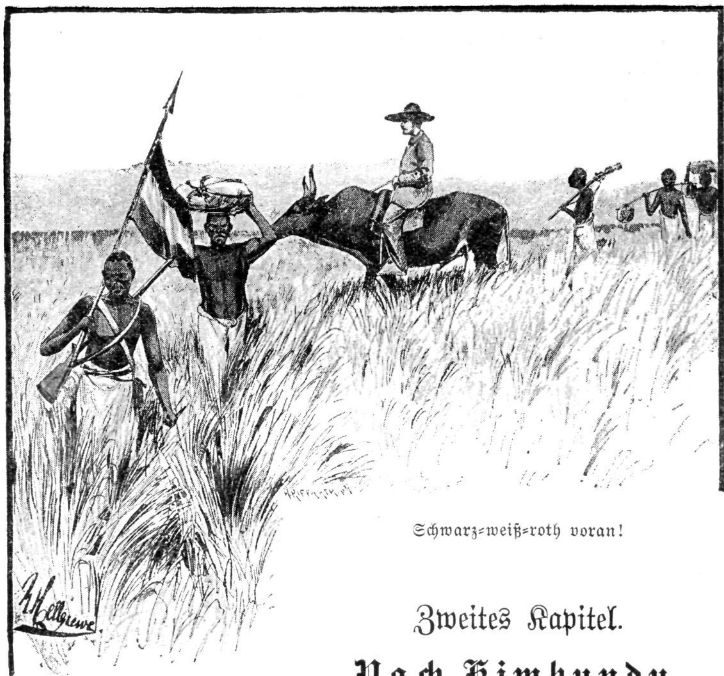
Schon näherte sich die Zeit des Abmarsches in das Innere, als Pogge durch furchtbares Zahnweh gezwungen war, sich 3 Zähne ausziehen zu lassen. Vor Entfernen des letzten derselben wurde er gewarnt, bestand jedoch darauf und legte dadurch den Grund zu furchtbaren Leiden, die er im Innern auszustehen hatte, denn bei der Manipulation wurde die eine Seite des unteren Kinnbackens vollständig zerbrochen.

Die während der 4 Monate unserer Anwesenheit in Malange gemachten meteorologischen Beobachtungen, Höhenmessungen und Ortsbestimmungen finden sich im Anhange dieses Werkes.

Am 1. Juni war die Karawane vollzählig, und am 3. war der Tag des lang ersehnten Abmarsches nach Osten zu gekommen. Buchner geleitete uns eine Tagereise weit. Er war der letzte

Landsmann, den ich sah, bis ich in Ostafrika nach 2 Jahren die ostafrikanische Expedition, die vor uns Deutschland verlassen hatte, wiedertraf.

Durch eintönige Baumsavannen ging es bis zum Quige und in dessen Thale entlang nach Sanza, der äußersten portugiesischen Niederlassung in Angola. Der erwähnte Fluß fließt in einem nur wenig eingeschnittenen Sandsteinbett nach Westen dem Quanza zu. Gewaltige, mit schwarzer Verwitterungskruste bedeckte, harte Sandsteinblöcke erschienen einem früheren Reisenden als Basalt. Wunderliche Felsenformationen und Riesentöpfe fanden sich am Ufer. Von Sanza abmarschirend, passirten wir die Grenze von Angola und betraten das Gebiet der unabhängigen Massongo, die sich weit nach Süden dehnen, aber schon so viel von der Halbcivilisation ihrer westlichen Nachbarn angenommen haben, daß dem Reisenden nichts charakteristisch Eigenthümliches bemerkbar wird.



Schwarz-weiß-roth voran!

Zweites Kapitel.

Nach Kimbundu.

Mit dem Betreten des unabhängigen Afrika's entfalteten wir die deutsche Flagge, die ein findiger Angola-Neger, Namens Humba, trug. Stolz wehte Schwarz-weiß-roth uns jetzt voran als Zeichen, daß wir das Bereich des Schutzes, den bis hierher nur eine europäische Macht ausüben konnte, verlassen hatten und jetzt auf eigene Kraft dem freien Innern gegenüber angewiesen waren. Da frühere Expeditionen wohl ohne Fahne in diesem Theile Afrika's marschirt waren, wurde die unserige von den Eingeborenen als eine Art Fetisch betrachtet, und wirklich schien sie ihre Zauberkraft zu bewähren, denn unter ihrer Führung gelang es zum ersten Male, vom Westen aus über die Grenze des Verkehrs der Neger hinaus in's unbekannte Innere zu stoßen und die Verbindung mit dem Osten zu gewinnen.

An einem der ersten Tage unserer Reise unternahm ich einen Jagdausflug, um mit einigen Wildtauben die Einförmigkeit unseres

Menus zu unterbrechen. Das unschuldige Unternehmen wäre fast verhängnißvoll geworden. Inmitten eines zu Jagdzwecken durch zeitgemäßes Brennen kurzgrasig gehaltenen Platzes stand ein dicht belaubter Baum, dessen Zweige sich bei meiner Annäherung vom Winde nicht gerechtfertigt bewegten. Im dichten Laub gewahrte ich einen Leoparden, der dies Versteck wie die Eingeborenen zu benutzen schien, um durch das junge Gras angezogene Antilopen zu belauern. Obgleich ich nur die Flinte und nur Schrot Nr. 3 bei mir hatte, wollte ich doch die gute Gelegenheit nicht vorübergehen lassen und näherte mich dem Baum behutsam bis auf 15 m. Da ich wegen dichter Belaubung nur einige Bewegungen der schönen Katze wahrnehmen konnte, ohne einzelne Theile unterscheiden zu können, zögerte ich und visirte mehrfach, ohne abzudrücken. Plötzlich ertönte der Angstschrei eines Menschen aus dem Laube. Ein Gewehr fiel zu Boden, und ein Eingeborener, Songoneger, mit einer mantelartig umgehängten Leopardenhaut, ließ sich blitzschnell zu Boden gleiten und starrte mich fahlgrau vor Schrecken an. Bald überzeugte ihn mein freundliches Lachen und meine Gesten von dem Irrthum, und der schlanke, athletische Jäger, ein guter Typus eines Mannes aus dem oberen Songo, begleitete mich zum Lager, wo die Erzählung der von ihm ausgestandenen Todesangst ein schallendes Gelächter unserer Leute hervorrief. Wäre diese Episode tragischer geendet, so würden lange Verhandlungen und mindestens eine hohe Zahlung unsererseits viel Zeit und Waaren gekostet haben. —

Täglich spielten sich im Lager nicht endenwollende, mit Einschüchterungsversuchen und Drohungen verbundene Betteleien von Dorfhäuptlingen ab, denen Pogge, der mit seinem graumelirten mächtigen Bart den Negern großen Respect einflößte und überall für meinen Vater galt, mit unerschütterlicher Ruhe und Geduld begegnete. Zuvörderst kommt ein Neger, der mit lärmender Beredsamkeit die Macht und den Reichthum seines „Soba“ in's Unglaubliche übertreibt. Dann folgt der Große selbst mit gravitätischem Schritt und gewichtiger Miene; eine Zipfelmütze oder ein ausrangirtes Militärcaskett bedeckt das edle Haupt. Eine schon ganz mit Palmöl beschmierte Uniform, meistens roth, englischen Ursprungs, umhüllt den nackten Oberkörper und ein Hüftentuch aus bunten Taschentüchern die Beine. Der Regenschirm in allen Farben des Regenbogens darf nicht fehlen.

Hinter ihm wird ein magerer, mit Zetergeschrei und Seitensprüngen sich wehrender Ziegenbock dahergezerrt. Dieser und ein Körbchen mit Maniokmehl sind die fürstlichen Geschenke. Nun läßt sich der Herr des Landes auf einer Strohmatte im Lager nieder. Im Halbkreis um ihn gruppiren sich seine Getreuen. Diese berühren auf ein Zeichen des Ministers oder Vorschreiers mit der Stirn die Erde, drücken die innere Handfläche auf den Boden, reiben sich mit haften gebliebenem Sand die Brust und klatschen dann im Takte dreimal laut und immer leiser werdend in die Hände.

Nun beginnt die feierliche Rede des Häuptlings selbst, zu deren Schluß er seine Geschenke überreichen läßt. Da Pogge meistens nicht mehr als Gegengeschenk bewilligte, als den Werth des Geschenkes, so erhielt der Häuptling für gewöhnlich nur 4 Ellen Calico und einige Flaschen halb mit Wasser verdünnten Schnapses, den wir zu diesem Zweck mit uns führten; dies ist Reisenden jedoch nicht anzurathen, da der Genuß desselben die Eingeborenen stets nur zu Mehrforderungen und zu größerer Frechheit veranlaßt. Es werden nun die Geschenke, oder besser gesagt die Bezahlung, betrachtet, nachgemessen und bekrittelt, dann gibt der Häuptling seine Unzufriedenheit zu erkennen, scheitert jedoch meist daran, daß Pogge und ich uns in unsere Hütten begeben und den Unzufriedenen unbekümmert schreien lassen. Geht der Soba, wenn auch unzufrieden thuend, mit dem Geschenke ab, dann ist die Sache als erledigt anzusehen; gibt er sie jedoch zurück, so bedeutet dies Feindschaft oder wenigstens nicht Freundschaft, je nach der mehr oder weniger Respect einflößenden Karawane, und kann man dann noch immer durch eine kleine Zugabe das Verhältniß wieder herstellen, wenn es gerathen erscheint.

Ein schon gebrauchtes einfaches Zelt, das ich durch Zufall an der Küste erstanden hatte, zertrennte ich und verschenkte die Stücke desselben unter die Träger, da in demselben bei Tage eine derartige Hitze und bei Nacht eine so fühlbare Kälte herrschte, daß es völlig unbrauchbar war.

Es sind Laubhütten, im Westen Fundo genannt, die contractlich von den Trägern täglich herzustellen sind, jedem Zelt weit vorzuziehen. Eine solche Hütte wird aus 10 bis 20 m langen Stangenhölzern hergestellt, die zuckerhutartig zusammengestellt werden, durch Gabeln oder Bast oben zusammengehalten,

mit Zweigen oder Palmblättern belegt und schichtenweise mit Gras überdeckt. Das Fundo ist frisch und kühl, strömt einen kräftigen Laubgeruch aus, ist völlig regendicht, wenn man von innen Stellen, durch die das Tageslicht eindringt, bezeichnet und überdecken läßt, und schützt des Nachts, mit einer Thür versehen, auch besser gegen die empfindliche Kälte, als ein Zelt. Zelte mit doppeltem Dach sind einigermaßen erträglich und deshalb einem Fundo vielleicht vorzuziehen, weil sie in kurzer Zeit nach dem Beziehen des Lagers fertig sind, während der Bau eines Fundos 1 bis 3 Stunden in Anspruch nimmt, je nach dem mehr oder weniger nahe vorhandenen Material und dem Fleiß der Leute.

Will man für längere Zeit ein Fundo anfertigen lassen, so benutze man nicht Palmblätter, da diese innerhalb einiger Tage mit Eintreten des Vertrocknens von Millionen kleiner Raupen angenagt werden und dann das Innere der Hütte mit Excrementen der kleinen Thiere buchstäblich bedeckt wird.

Schon jetzt, nur 5 Tage nach dem Abmarsch von Malange, machten einige unserer Leute den Versuch, zu streiken. Ein alter Träger aus Angola stieg, als wir uns schon zur Nachtruhe niedergelegt hatten, auf einen inmitten des Lagerplatzes befindlichen Termitenhaufen und hielt an die durch seine Zurufe wach gewordenen Träger eine Ansprache, in der er aufforderte, uns gleich von vornherein so zu gewöhnen, daß wir Rationen vertheilten, wenn die Träger dieses wünschten, und nicht an jedem 12. Tage, wie dies höchst ungeschickter Weise in Malange von ihnen zugestanden sei.

Germano unterrichtete uns, noch während der Alte sprach, vom Inhalt seiner Rede, und es gelang mir, den mich nicht Bemerkenden mit einer schallenden Ohrfeige von seiner Rednerbühne derartig plötzlich zu entfernen, daß ich die Lacher auf meiner Seite hatte.

Bei dem nächsten Marsche beobachtete ich die praktische Art des Führers, ein Verirren nachfolgender Träger zu verhindern. Der Wegkundige verschloß von unserer Straße abführende Steige mit einem Strich, den er mit dem Stock quer über den Seitenpfad zog. Da in Gegenden, wo von den Eingeborenen keine Feindseligkeiten zu erwarten sind, Nachzügler oft stundenlang zurück sind, so ist diese Maßregel sehr angebracht. Im Osten wird der Weg, der von dem Hauptsteig seitwärts zu bewohnten Gegenden

abführt, durch Ausheben von Boden mit einem Hackenschlag bezeichnet.

Bei dem kleinen Dorfe des Soba-Moau trennten sich die Karawanenstraßen. Wir biegen nach Südosten ab, während geradeaus der Weg nach Kassange, dem reichen Thal des Quango, dem Lande der handelslustigen, weitreisenden Bangala führt.

Kassange gehörte früher zu Angola. Die Bangala sind eine Kreuzung ausgewanderter Kalundastämme, die sich, nach Westen wandernd, auf die im Quangothale wohnenden Tupende warfen, dieselben theils vertrieben, theils sich mit ihnen mischten. Das rücksichtslose Auspressen von portugiesischen Kaufleuten brachte die Bangala, von denen es früher hieß, daß sie zahm wie Ziegen seien, zur Erhebung. Viele Portugiesen wurden erschlagen, die Besatzung vertrieben und alles an portugiesische Cultur Erinnernde zerstört. Zwei militärische Expeditionen von Angola aus mißlangen, und die Bangala wurden frei, unabhängig, allmählich stolz auf ihre Macht und kriegerisch. Seit jener Zeit erlauben sie Reisenden nicht mehr, auf dem Wege nach dem Innern durch ihr Land zu gehen, da sie, selber Händler, sich nicht durch Weiße den Handel im Hinterland verderben lassen wollen. Reisenden, die von dem Innern aus nach der Küste kommen und sich als Nichthändler ausweisen, wie früher Dr. Pogge und Dr. Buchner, legen sie kein Hinderniß in den Weg.

Ein lichter Hochwald nahm uns auf, der in der Nähe der vielen kleinen Bäche, die alle sich dem Quige zuwenden, dichter und üppiger wird, während bisher die Ufer aller Wasserläufe sumpfig waren und keinen Baumwuchs zeigten. In diesem Wald fällt dem Europäer Mangel an Schatten auf. Es ist früher schon dadurch erklärt worden, daß die Stellung der Blätter eine senkrechtere sei, oder daß die Bäume spärlichere Belaubung hätten; ich konnte aber keinen Unterschied zwischen diesen und unseren heimischen Bäumen in der erwähnten Beziehung finden und glaube, daß die Schattenlosigkeit nur durch den senkrechteren Stand der Sonne bedingt wird. Nur ganz dicht belaubte Bäume spenden in Afrika Schatten.

Im Lager bei dem Dorfe des Soba-Huemba, das wir nach Passage der Bäche Kajongo und Mujilo bezogen, vereinigten sich die Sippschaften zweier erkrankten Träger, um durch ein „Diviniare“ den „Fetischero“ ausfindig zu machen, der durch bösen Blick oder

Wunsch die Krankheit herbeigezaubert habe. Ein älterer Mann erschien, weiß und roth bemalt, inmitten des Lagers, wo sich bald ein großes Auditorium um ihn versammelte. Er wand sich hin und her, zuckte mit Schultern und Kopf, und rief mit halb geschlossenen Augen wie in Verzückung Namen von Trägern aus, die von dem Auditorium nachgerufen wurden. Ab und zu roch er an einem, wie ich mich später überzeugte, geruchlosen, schmutzigen Beutelchen, das kreuzweise mit Kaurimuscheln benäht war, als wenn er hierdurch neue Kraft schöpfen wollte. Ging ihm der Athem aus oder das Gedächtniß, dann rasselte er mit einem unseren Kinderschellen ähnlichen Instrument. Es schien mir, daß die Umstehenden, die von dem Alten scharf beobachtet wurden, keinen der angeregten Namen besonders betonten und deshalb der Zauberer nicht zur Entscheidung kommen konnte.

Er wurde durch einen anderen ersetzt, der unter gleichen Bewegungen und Ausrufen von Namen mit einem Spiegel vor dem Gesicht hin und herfuhr. Jetzt wurden merklich einige der erwähnten Namen von den Umstehenden scharf betont, Mißtrauensvota, die dem Diviniaro nicht entgingen, und bald war der Fetischero ausgefunden. Bei einem Namen Augusto, der besonders scharf betont war, dessen Inhaber ein finsterblickender, verschlossener Träger war, der meist allein sich seine Hütte baute und, wie wir merkten, an Epilepsie litt, blieb der Spiegel plötzlich vor dem Gesicht des Diviniaro stehen. Er hatte die Züge Augusto's statt der seinigen im Spiegel gesehen.

Bei allen derartigen Vorgängen beobachtet der Bantu-Neger, wo ich ihn auch kenne, nie eine Andacht oder Scheu; es wird geschwatzt und gelacht, aber trotzdem doch fest an den Erfolg des Diviniars geglaubt. Wie man Augusto für seinen Fetisch bestrafte, konnten wir nicht erfahren, wahrscheinlich mußte er an die Erkrankten zahlen.

Am 11. Juni mußten wir wegen Krankheit einiger Träger liegen bleiben. Ein größerer Häuptling, Marimba-Ngombe, machte durch seine stundenlang dauernden Forderungen und Betteleien besonders viel zu schaffen. Er erhielt endlich, nur um das Geschenk eines Ochsen, den er uns gern aufgedrängt hätte, abzuweisen, einen Frack aus gelber Leinewand, 12 Ellen Kattun und 4 Flaschen Schnaps.

Stets nach Südosten marschirend, passirten wir den Quige, nur einige Meilen abwärts seiner Quelle, und lagerten bei

Kabiero. Der Quige ist hier 30 m tief eingeschnitten, die Abhänge sind üppiger bewaldet als bisher; die Thalsohle aber ist so sumpfig, daß ein Reitstier, der zu tief eingesunken war, auf die Seite geworfen und vermittelst an den Hörnern befestigter Stricke durch den Sumpf gezogen werden mußte. Durch die vielen Schluchten, die üppige Bewachsung, die vielen Windungen der Pfade und den Aufenthalt wegen Bach- und Sumpfpassagen wurde die Aufnahme des Weges sehr erschwert. Erst nach vieler Uebung gelingt es, aus den ewigen Schlangenwindungen eines Weges durch coupirtes oder wild bewachsenes Terrain eine annähernd wahre Richtung auszufinden. Man thut gut, sich von dem Führer im Vorterrain Punkte, die man später passiren wird, zeigen zu lassen und zur Controle anzuvisiren.

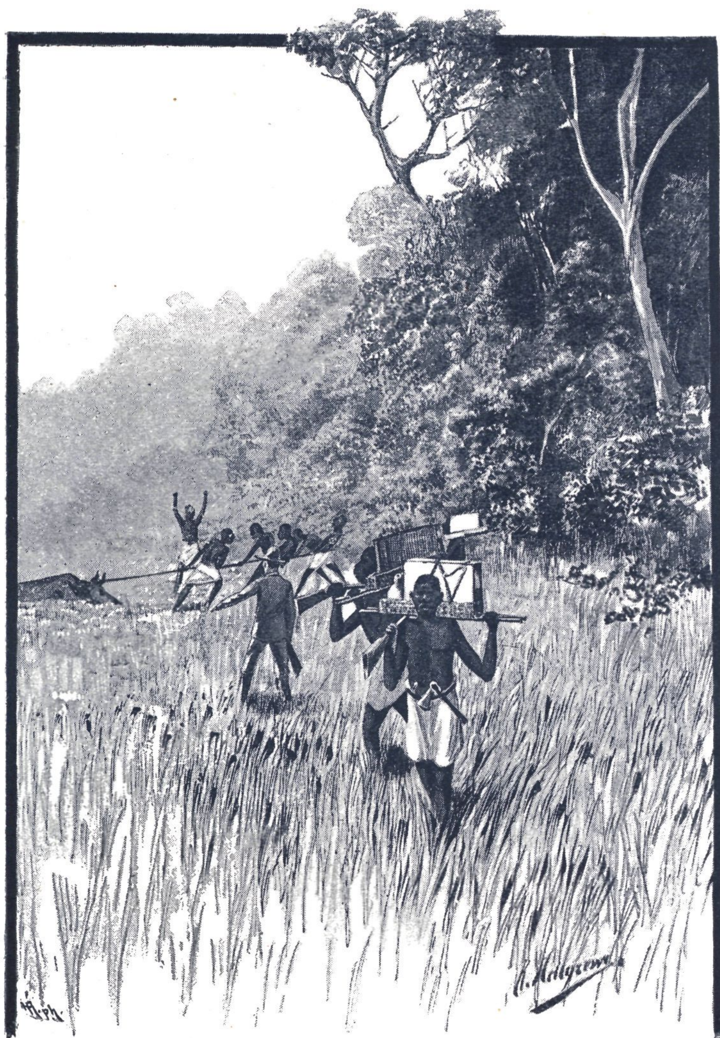
Es wurden jetzt die Märsche etwas länger, sie wurden schon öfters bis 11 Uhr ausgedehnt. Wegen 5 Kranker blieben wir abermals in Kabiero, wo gerade das Fest der Beschneidung stattfand. Die ganze Nacht hindurch tönte der melancholische Gesang von dem Ort der Ceremonie, einer Urwaldschlucht, aus zu uns herauf; es ist streng verboten, die Stelle zu besuchen.

Die Massongo haben nach und nach etwas Typisches angenommen. Die Männer sind groß und schön gebaut, ohne Schmuck und Verunzierung, während die Weiber geradezu abschreckend sind. Klein, mit auffallend an den mongolischen Habitus erinnernden Zügen, beschmieren sie den Körper mit Oel und rothem Thon, tragen als Haarschmuck selbstgemachte plumpe Thonperlen und Messingblättchen. Die Häuserform hat auch einen reinen Styl angenommen und ist nicht mehr mit Lehmgebäuden, wie in Angola Sitte, untermischt.

Wir überstiegen nun die Wasserscheide zwischen dem Quige, der zum Quanza geht, und dem Lui, der dem Quango zufließt, mit einer absoluten Höhe von 1260 m, stiegen dann hinab zum Kubango und Kibanse, durch smaragdgrüne, kurzgrasige, aber gefährlich sumpfige Niederungen eilende Bäche.

Wir sind im Flußgebiet des Kongo; der Kibanse ergießt sich in den Lui, dieser in den Quango, letzterer in den Kassai, den größten der Nebenflüsse des Kongo.

Die Wasserscheide zwischen den zum Kongo und zum Quanza abfließenden Bächen, der sich unser Pfad in allen Windungen anschloß, führte oft über nur 20 m breite Sättel.



Im Thal des Quige.

Zu Seite 22.

Am Rande des Thales des Luari lagerten wir bei Mutu a Ngengo. Wir fanden eine Versammlung von 8 Häuptlingen, die den Streit Mutu a Ngengo's mit einem benachbarten Häuptling schlichten sollten. Die Bettelei der versammelten Großen währte bis Abends 9 Uhr. Der bedeutendste der Anwesenden, ein uralter, runzliger Fuchs, Chaka-Nbunsch, Katumba-Katende oder Soba-Patti genannt, ließ uns natürlich nicht mehr aus den Fingern. Er geleitete uns zunächst bis zu seinem Dorfe. Der ganze Tag wurde mit Ueberreichen elender Geschenke und Stellen unverschämter Forderungen von Seiten der Häuptlinge, fortwährendem Abwehren oder Zugeben unsererseits ausgefüllt.

Ganze Schaaren von Häuptlingen von weit umher treiben sich im Lager herum; überall hört man das Erstaunen ausdrückende „Auá, auá", und den Bewunderungsruf „A Mama" d. i. „Ach Mutter", mit dem die Lästigen im Lager Alles bewundern, um gleich darauf zu betteln.

Die Gegend ist sehr schlangenreich; einige Puffottern, Vipera arietans, wurden getödtet und mehrere Baumschlangen von den Trägern in's Lager gebracht. Zwei der eifrigsten unserer Jäger schossen Zwergantilopen, Cephalophus, hier Kassesch genannt, und brachten uns eine Abwechslung von dem seit Malange ununterbrochen auf unserer Tafel prangenden Ziegenfleisch.

Die Leute in Angola haben ihrem Patron oder ihren Häuptlingen stets ein Hinterviertel des erlegten Wildes abzugeben und erhalten dafür eine Ladung Pulver. Ist das Wild mit einem fremden Gewehr geschossen, so gebührt dem Eigenthümer der Waffe die Hälfte der Jagdbeute.

Der Luari ist ein Bach von 25 m Breite und 22 m Tiefe, hat sehr kaltes Wasser und stürzt sich über vielfach anstehenden dunkelrothen Sandstein in zahllosen Cascaden.

Schon seit Malange, seit dem Tage, an dem sich Pogge drei Zähne hatte ausziehen lassen, hatte er über Schmerzen im Kinnbacken geklagt. Jetzt zeigte sich der Grund. Die rechte Seite des Kinnbackens war inwendig ganz in Eiterung übergegangen, Knochensplitter löſten sich ab und waren täglich zu entfernen. Es war nicht abzusehen, wie weit der Bruch des Knochens reichte. Der Arme konnte sich nur mit breiartigen Suppen nähren. In diesem Klima schien eine derartige Entzündung sehr gefährlich, besonders da seit einiger Zeit wiederholt kleine Fieber den Kranken schwächten.

Am 19. Juni lagerten wir in Miongo, dicht am Logebach. Wir mußten Nachts selbst Ronde gehen, um die Weiber zu verjagen, die aus dem Dorfe in's Lager kamen, denn schon mehrfach waren Streitigkeiten und Strafezahlungen unserer Träger an die sich eifersüchtig stellenden Gatten vorgekommen. Der schlaue Songo sendet oft sein Weib am Abend in das Lager eines Händlers und wartet in der Nähe verborgen, bis der Verabredung gemäß, wie um zu handeln, sich die Schöne in die Hütte eines Trägers begeben hat. Dann erscheint er sofort, um den Träger wegen Verführung seines Weibes anzuklagen und von ihm, je nachdem die Karawane groß oder klein, friedlich oder dreist auftretend, Bezahlung für das „Milongo" zu fordern.

Noch eine andere Art schlauer Erpressung wurde uns bekannt. Ein Träger fand im Wege ein Messer, hob dasselbe auf und steckte es zu sich, um den Eigenthümer später zu ermitteln. Ein in der Nähe versteckter Songo sprang hinzu, behauptete, das Messer für einen Augenblick dorthin gelegt zu haben, und beschuldigte unseren Träger des Diebstahls.

Vom Lager bei Kabele, in dem uns der fast bewußtlos betrunkene Häuptling mit ewiger Bettelei belästigte, unternahm ich einen Ausflug nach dem Berge Bessa, von wo ich eine weite Aussicht nach Süden in das vom Gomboflusse durchströmte, wellige, bewaldete Gebiet des hohen Songo hatte. Am Hange dieses Berges markirt sich genau die Grenze des auf horizontal geschichtetem, eisenhaltigem Sandstein liegenden Laterits, der in West- und Centralafrika vorherrschenden porösen, aus eisenhaltigem Thon und Sandstein bestehenden Erde.

In das Thal des Lui hinabsteigend, gaben tiefe Erdstürze, die rothen Sandstein zeigten, an deren Fuß Quellen mit üppiger Vegetation hervortraten, dem monotonen Savannenwalde eine lebhafte Abwechslung.

Es fiel mir auf, daß wir einen durch Terrainverhältnisse nicht bedingten großen Umweg gemacht hatten. Auf Fragen wurde uns bedeutet, daß in dem umgangenen Walde die furchtbare Ngioschlange hause, die, auf den Bäumen lauernd und von da herabstoßend, durch einen augenblicklich tödtlichen Biß schon manchem Wanderer verhängnißvoll geworden sei. Die Eingeborenen wissen, daß der Python, hier Moma, nicht giftig ist, und behaupten dennoch,

daß die giftige Ngio die Moma an Größe übertreffe. Die Erzählung erinnert an unsere Drachenfabeln.

Die Wasserläufe sind jetzt zum Theil bis 50 m eingeschnitten, die Hänge wild bewaldet, die Bäche jagen ihr krystallklares, kaltes Wasser mit starkem Gefäll über ein reines, weißes Sandbett und laden zu einem erfrischenden Bade im tiefen Schatten der überhängenden Bäume ein. Die erste Palme seit dem Verlassen des Quanza, die wilde Dattelpalme, hier Karima genannt, wird beobachtet.

Zwei Träger waren uns entflohen und hatten zwei Gewehre und ein Stück Zeug mit sich genommen. Um vor Nachahmungen abzuschrecken, sandten wir einen unserem Dolmetscher Germano durch Heirath verwandten Häuptling mit seinen Leuten aus und versprachen hohe Belohnung für Einfangen der Deserteure.

Die Vereiterung von Pogge's Kinnbacken griff immer weiter um sich und hatte jetzt schon den Verlust von mehreren gesunden Zähnen zur Folge. Es hatten sich, vielleicht in Folge der schlechten Nahrung, Dysenterieanfälle eingestellt und meinen armen Freund derartig geschwächt, daß er auffallend alterte. Er war schon vom einfachen Ritt auf dem Marsche so ermüdet, daß er sich gleich niederlegen mußte, ja so schwach, daß er nur mit Mühe sich im Sattel halten konnte; ich war daher sehr besorgt, ob er bei diesem Leiden die Strapazen der Zukunft überstehen würde. Fast täglich entfernte ich ihm mit der Pincette Knochensplitter, curirte ihn nach seiner eigenen Angabe auf Dysenterie und Fieber und gab ihm, da er trotz aller Schwäche nicht schlafen konnte, mehrfach Morphium.

Der Lui führt sein schönes, klares Wasser in Cascaden über Felsplatten in pfeilschnellem Lauf nach Norden, dem Quango zu.

In der Nacht zum 23. wurde ein Diebstahl von 13 Stücken Zeug mit außergewöhnlicher Frechheit ausgeführt. Ein Packet zwischen den vor unseren Hütten zusammengelegten und mit Gras bedeckten Lasten wurde aufgetrennt und das Zeug herausgezogen. Alle Untersuchungen, die wir noch mehrere Tage fortsetzten, führten zu keiner Entdeckung.

Viele Spuren der schönen Pferdeantilope, Hippotragus niger, hier Palanka, und anderer kleineren Arten verlockten mich zu einem weiteren Jagdausfluge von Chabukabuka aus nach Süden, und

wollte ich mit meinem Führer gleich zu dem nächsten Lagerplatz bei Mbala-Kabita, wohin Pogge mit der Karawane gehen wollte, stoßen. Statt mit Jagdbeute kam ich am Abend mit einem weißbärtigen Greise, den ich in einem kleinen Dörfchen angetroffen und der mich außergewöhnlich gastfrei aufgenommen hatte, im Lager an. Unser Erstaunen war nicht gering, als sich der Alte als Mirimberimbe, der bedeutendste Häuptling der östlichen Massongo, und als berüchtigter Wegelagerer entpuppte. Uns gegenüber benahm sich der Alte, wie auch Mbala-Kabita, sein Unterhäuptling, den Pogge von seiner Reise zum Muata-Jamvo kannte, für einen Songohäuptling außergewöhnlich anständig.

Ein Versuch, am nächsten Tage auf Büffel zu Schuß zu kommen, mißglückte ebenfalls.

Um vor unserer Abreise noch ein Anerkennungsgeschenk zu erhalten, erschien plötzlich in der Nacht der leicht angetrunkene Mbala-Kabita und warnte unsere Träger in weit schallender, lauter Rede vor Diebstählen von Seiten seiner Leute, für die er nicht verantwortlich sein wollte. Der so erstaunlich für unser Wohl Besorgte hatte selbst vor 2 Jahren die aus 80 Trägern bestehende Karawane eines portugiesischen Händlers vollständig ausgeplündert, und wir verstanden nicht, was uns seine Freundschaft, sowie die des alten Oberhäuptlings verschaffte.

Wir überschritten am 26. die östliche Grenze der Massongo und betraten das Land Minungo. Die Bauart der Hütten ist eine andere, die Dörfer reinlicher und das Gehöft einer Familie besonders eingezäunt. Die Männer sind geringer von Statur und höflicher als die Massongo, die Weiber haben nicht das scheue, heftige Benehmen ihrer westlichen Nachbarinnen und sind, obwohl häßlich und durch ausgiebige Anwendung einer röthlichen Thonschmiere, mit der sie Haar und Körper bedecken, verunziert, durch ruhiges, weibliches Benehmen nicht unangenehm.

Das Völkchen der Minungo scheint ein lebhaftes Temperament zu haben, überall hört man Lachen und jodelartigen Gesang. Unter einander sind die Leute zutraulicher, freundlicher und weniger ceremoniell als die Eingeborenen bisher. Der Titel eines Häuptlings ist hier „Mona“. Ein solcher wird begrüßt durch mehrmaliges Händeklatschen im Takt und Ausstoßen eines hellen, weit

klingenden Geheuls. Die Zeichen tiefer Unterwürfigkeit, wie in Massongo, kennt man nicht.

Der Reichthum an Hausthieren ist gering: Rindvieh wird schon selten, und das Schwein, sonst fast nackt und schwarz, zeigt oft eine blonde oder röthlich wollartige Behaarung. Maniok, das Hauptnahrungsmittel, und Hirse wird zur Bierbereitung (Garapa), das hier stark mit Honig versetzt wird, gebaut. Auch süße Kartoffeln und Erdnüsse wurden angeboten.

Groß scheint der Reichthum an wilden Katzen, Civetten, Schleichkatzen und Mardern zu sein, wie die vielfach zur Kleidung des Mannes verwandten Häute solcher Thiere zeigen.



Hütte der Minungo.

Das Land der Minungo, nach Westen und Süden von den Massongo, nach Norden von den Bangala und nach Osten von den Kioque begrenzt, ist hügelig, ja bergig zu nennen, durchweg mit lichtem Hochwald und nur spärlichem Graswuchs bedeckt.

Ueberall steht der horizontal geschichtete, eisenhaltige Sandstein an.

Es fällt jetzt, wo wir von den hohen Kuppen oft einen weiten Horizont haben, auf, wie unklar die Fernsicht ist. Es ist dies stets in der Trockenzeit der Fall, und mag mit den Savannenbränden zusammenhängen, besonders wenn man eine gelbliche Dunstschicht rings über dem Horizont erblickt. In der Regenzeit ist die Luft bedeutend klarer, und besonders nach Gewittern die Reinheit der Atmosphäre und die Weitsicht auffallend. Dieser Umstand, sowie das veränderte Bild einer Landschaft bei hohem und bei niedrigem Grasstande macht es äußerst schwer, eine Gegend,

die man in einer anderen Jahreszeit passirte, später wieder zu erkennen, und ist das Bild außerordentlich verschieden, ob die Stämme der Bäume bis zu 2 m Höhe im Grase stehen oder frei sind.

Wir überschritten nun die größte absolute Höhe, die ich in der westlichen Hälfte Afrika's berührte; 1450 m hoch war unser Lager bei Kimuri, benachbarte Höhen erheben sich über 1500 m. Erst in Ostafrika, und zwar in Ugogo, traf ich bedeutendere Höhen an, und geben diese beiden höchsten Punkte ziemlich genau die Ränder der Grenzen des gewaltigen Kongobeckens an.

Weiter ging es in südöstlicher Richtung, und wurden die steilen, oft bis 50 m tiefen Böschungen unseren Trägern mit ihren 40 bis 50 kg schweren Lasten gewaltig sauer. Dazu kam noch, daß wir uns oft verliefen, da die Eingeborenen wegen Kriegsgerüchten im vorliegenden Terrain nicht führen wollten. Es zeigte sich die aus großer Anstrengung erwachsende Unlust unserer Leute daran, daß wir, im Lager angekommen, zwei bis drei Stunden auf die Fertigstellung unserer Hütten warten mußten, und dies in praller Sonne, was besonders für den kranken Pogge recht peinlich war.

Wir begegneten am 29. bei Cha i Hemba Flüchtlingen, die mit Hab und Gut nach Westen zogen. Einer von zwei sich feindlich gegenüberstehenden Minungohäuptlingen hatte Bangala zu Hilfe gerufen, und das allein schon war genügend, seine Gegner zum flüchtigen Räumen ihrer Sitze zu veranlassen.

Ein Scorpionsstich, den die Frau unseres Dolmetschers erhielt, wurde durch Anwendung von Ammoniak schnell unschädlich gemacht. Ansichten, daß ein solcher Stich, sowie der Biß des Tausendfußes lebensgefährlich sein könnte, bin ich in Afrika niemals begegnet. Die Neger haben gegen diese Gifte, sowie auch gegen Schlangengifte viele Mittel, von denen einige der Beachtung werth zu sein scheinen, wie ich überhaupt überzeugt bin, daß von den vielen Mitteln, die dem Eingeborenen Afrika's bekannt sind, noch manche für unsere Heilkunde von Wichtigkeit sein werden.

Der Hochwald wird jetzt hier und da von kleinen Prairien, die viele Spuren von Antilopen aufweisen, unterbrochen. Auffallend sind auch die vielen frischen Spuren an jedem Morgen in den Wegen, die auf einen weit größeren Wildreichthum schließen

lassen, als nach meinen oder unserer Leute, unter denen einige gute Jäger sind, täglichen Beobachtungen beim Pürschen der Fall zu sein scheint. Wahrscheinlich nimmt das Wild, das am Morgen schwer mit Thau behängte Gras scheuend, gern die Wege an.

Die erste vereinzelte Oelpalme tritt bei Karimba auf, und geht es nun von hier hinab in's Thal des Quango, eines größeren Flusses, den ich im Jahre 1884 viel weiter unterhalb passirte, und dessen große Mündung in den Kassai ich 1885 fand. Der Fluß drängt sich durch ein Sandsteinbett mit großer Schnelligkeit. Bei dem jetzigen niedrigen Wasserstande hatte er eine Breite von 35 m, von der jedoch nur 8 m auf eine 7 m tiefe Rinne kommen, während am linken Ufer 20 m, am rechten 7 m mit nur 0,5 m hohem Wasser bedeckt sind. Das Ufer zeichnete genau, daß in der Regenzeit der Stand auf weitere 4 m wächst. Die Brücke war vor Kurzem weggerissen, sei es durch die Kraft des Wassers, sei es durch die Minungo, wegen der erwähnten kriegerischen Verhältnisse.

Der 1. Juli fand uns bis zum Abend mit Ueberbrücken und Passiren des Flusses beschäftigt. Wir schleppten auf beiden Seiten des 7 m tiefen Einschnitts Steine zusammen und thürmten sie so hoch auf, daß sie 9 m lange Stämme auf beiden Seiten tragen konnten.

An dieser Stelle hatten wir den südlichsten Punkt der ganzen Reise bis hinüber zur Ostküste, nämlich 10° 25′, erreicht.

Ein benachbarter Häuptling, Mona-Kandula, der, unzufrieden uns verlassend, drohte, wenn er einen unserer Leute außerhalb des Lagers antreffe, ihn zu binden, wurde von unseren Gingaleuten, welche die kriegerischsten unserer Karawane waren, zur schleunigen Entfernung veranlaßt.

Wir stiegen demnächst auf ein dicht bewaldetes Hochplateau und rasteten im Walde. Kandula besuchte uns abermals mit einer Ziege, Mehl und Bananen, nahm jedoch, unzufrieden mit den Geschenken, seine Gaben wieder mit. Auch am nächsten Tage folgte er uns bis nach Mucumbi und erschien mit Honigbier, einem Huhn und Mehl, ging jedoch wie gestern sehr empört von dannen.

Ein Tänzer, Mukisch, versuchte, wie wir später erfuhren, durch seine Tänze, die in plumpen, obscönen Hüftenbewegungen bestanden, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, um anderen

Leuten Kandula's Gelegenheit zum Stehlen zu geben und auf diese Weise zu einem Durchgangszoll zu kommen, den wir als Gegengeschenk verweigert hatten.

Da viele Minungo mit Bogen bewaffnet im Lager erschienen, veranstalteten wir ein Wettschießen, bei dem die Eingeborenen äußerst geringe Geschicklichkeit im Gebrauche der Waffe an den Tag legten.

Vom Quango aus hatten wir bis Mucumbi, wo wir am 5. Juli Halt machten, östliche Richtung beibehalten, auf einem langen Höhenrücken hinziehend, der mit von Bienen und Ameisen wimmelndem Hochwald bedeckt ist.



Mukisch.

Bald nach dem Abrücken an demselben Morgen hatten sich einige vor mir marschirende Träger um einen Mann, der Ma-Kioque zu sein vorgab, geschaart. Da keiner der anwesenden Träger portugiesisch sprach, konnte ich nur verstehen, daß der Fremde um 2 Ladungen Pulver bettelte, und trieb ihn, über dergleichen Aufenthalt ungehalten, davon.

Kaum war ich im Lager angekommen, so meldete mir ein in fliegendem Lauf herbeieilender Träger, daß die Karawane überfallen und beraubt sei. Mit drei Bewaffneten eilte ich zurück, machte einen Minungo gefangen und nahm ihm das Gewehr ab, um auf alle Fälle eine Geisel in der Hand zu haben.

Als ich auf Pogge traf, der die Karawane mit Germano schloß, erfuhr ich, daß zwei fußkrank zurückgebliebene Träger überfallen, niedergeschlagen und beraubt waren. Ein Mann hatte mehrere Wunden auf dem Kopf, die ihm mit dem verkehrten Ende

eines Beiles beigebracht waren; der andere war gewürgt und so mißhandelt worden, daß er die Besinnung verloren hatte. Die geraubten Effecten bestanden in 10 Flaschen Cognac, fast dem ganzen Vorrath an Spirituosen, unseren sämmtlichen Lichtern, Tabak, 3 Stücken Zeug und einigen Effecten der Träger.

Die beiden Mißhandelten hatten, trotzdem sich die fünf Räuber das Gesicht schwarz angeschmiert hatten, genau den Mona-Kandula, der von uns zweimal mit seinen Geschenken zurückgewiesen war, wiedererkannt.

Der Schurke hatte noch am Morgen Pogge beim Ausrücken mit seinem ewig süßlichen Lächeln sauren Honigmeth angeboten. Zu meinem größten Bedauern erfuhr ich erst jetzt, daß der Ma-Kioque, welcher uns am Morgen aufgehalten hatte, uns diesen Hinterhalt des Minungohäuptlings hatte zeigen wollen.

Bis zum späten Nachmittage folgte ich mit 10 Trägern umsonst den Spuren der Räuber. — Wir verabredeten, daß ich am nächsten Morgen mit 20 Gewehren nach dem Dorfe Kandula's zurückkehren sollte, um die Räuber zu bestrafen und eventuell den Verlust wieder einzubringen. Pogge wollte mit dem Rest von 14 Gewehren im Lager bleiben. Da jedoch eine große Anzahl bewaffneter Minungos beim Lager erschien und sich kein Weib zum Verkauf von Lebensmitteln sehen ließ, mußten wir jene Idee aufgeben, denn die getrennte Macht erschien nach keiner Seite hin stark genug.

Wir zogen aus diesem Zwischenfall die Lehre, daß man als Reisender den Eingeborenen gegenüber keine Principien vertreten soll, wenn man nicht stark genug ist, dieselben auf alle Fälle durchzusetzen. Hätten wir Kandula's Gegengeschenk um eine Kleinigkeit erhöht, so würden wir von ihm in Frieden geschieden sein, und er nicht gewaltsam seinen Durchgangszoll zu erlangen versucht haben.

Wir vertheilten nun Munition an die Träger und ermahnten zu geschlossenem Marschiren. Ich ritt stets an der Tête, leitete die Verhandlungen mit den Führern durch den sprachenkundigen Fahnenträger Humba und gab das richtige Marschtempo an, durch einen voranmarschirenden Träger mit schwerer Last; auch übernahm ich die Auswahl der Lagerstelle, während Pogge, der mit dem Dolmetscher schloß, die Säumigen morgens aus dem Lager trieb und Marodeure zum Aufschließen veranlaßte. Während

aller Reisen, die wir zusammen machten, behielten wir diese Ordnung bei.

Wir begannen nun eine etwas mehr nördliche Richtung einzuschlagen, da wir einen nicht unbedeutenden Umweg nach Süden gemacht hatten, um nicht mit den Bangala, durch deren Land die directe Straße von Malange nach Kimbundu führt, in Berührung zu kommen.

Auf dem Marsche bis zum Kukumbi weicht der Laterit mehr sandigem Boden, und verschwinden damit sofort die charakteristischen Termitenbauten. Die fleißigen Erbauer dieser oft bis zu 5 m hohen, zackigen Labyrinthe, welche, mit grünen Schlingpflanzen überwachsen, der eintönigen Savannenlandschaft eine angenehme Abwechslung verleihen, brauchen den Thon, den sie nur im Laterit finden, zur Ausführung ihrer kunstvollen Colonien.

Die Quellstellen und die flach eingeschnittenen Senkungen der Bäche sind sumpfig und weisen Raseneisenstein auf.

Wir beziehen jetzt immer Lager im Walde, da die Dörfchen der Minungo seitwärts der Straße liegen. Die angenehme Ruhe eines derartigen „Kilombos", die nicht durch das laute Feilschen und Schreien der zum Verkauf erscheinenden Weiber und das unausgesetzte Angestauntwerden von den unsere Hütten dicht umlagernden Eingeborenen unterbrochen wurde, störten nur die Belästigungen unglaublicher Massen von Bienen.

Da die Gegend hier wildreicher ist, bringen uns die Träger öfters unseren Antheil an einer erlegten Antilope.

Am 10. stiegen wir in das Thal des 15 m breiten und 4 m tiefen Kukumbi, der sich durch ein schlohweißes Sandbett windend in den Quango ergießt.

Bei der Passage gerieth mein Reitstier Malucko, im Schwimmen abwärts treibend, unter die von uns ausgebesserte Brücke, blieb jedoch zum Glück mit den Hörnern hängen. Nach einstündiger Arbeit hatten wir das Thier gesichert, das sofort mit dem Betreten des festen Bodens ruhig Gras zu rupfen begann. Welch' prachtvolles Temperament für ein Reitthier in afrikanischer Wildniß! Ein Pferd z. B. würde, nachdem es eine Stunde lang zwischen Leben und Tod geschwebt hätte, vor Furcht und Aufregung erkranken und lange an den Folgen der überstandenen Angst leiden.

Aus dem Kukumbi-Thale stiegen wir auf ein sanft gewelltes Plateau mit weiten sandigen Flächen, die nur spärlichen Gras-

wuchs zeigten, und überschritten die Grenze des Landes der Kioque.

Beim Passiren des ausnahmsweise tief eingeschnittenen Kawemba fand ich eisenhaltiges Gestein, und auf dem Plateau beobachtete ich bedeutende Störungen meiner Taschenboussole, die auf ein Vorkommen von magnetischem Eisenstein schließen ließen.

Der 40 m breite Quilu wurde an einer Furt von nur 1,2 m durchschnittlicher Tiefe passirt. Längs seines rechten Ufers zog sich eine Lagune, die in der Regenzeit mit dem Flusse in Verbindung steht, entlang. Seine Mündung in den Quango wurde erst 1887 gefunden; hier behauptete man, er ströme dem Kassai zu.



Angola-Negertypus.

2 Kioque-Häuptlinge besuchten uns am Abend mit Ziegen, Schweinen, Honigbier und kleinen Bohnen, und wurden höchst befriedigt entlassen. Einer derselben trug sein Haupthaar in vier bis zu den Hüften reichenden Zöpfen, auf die eine europäische Dame hätte stolz sein können; den anderen schmückte ein 2 Fuß langer, zum Zopf geflochtener Kinnbart.

Die bedeutenderen Häuptlinge der Kioque, die weiter im Süden, wo Livingstone sie kennen lernte, sich Kiboque nennen, heißen Mona-Ngana.

Wir passirten den Bango, der sich später, mit dem Luschiko vereinigt, als Saire-Temboa in den Kassai ergießt, und betraten auf einer schmalen Terrainwelle zwischen dem Loango und Quilubach den ersten Urwald, dessen mächtige Waldriesen, mit einem dichten Geflecht von Lianen behangen, uns in ihre tiefen Schatten aufnahmen. Dichtes Unterholz und der zu einer Höhe von 3 m

dschungelartig aufschießende Amomum, der uns durch seine schöne sauersüße Frucht erfrischte, machte ein Eindringen seitwärts des schmalen Pfades fast unmöglich. Wir schwelgten in dem Anblick dieser üppig wilden Natur und dem kühlen Schatten, der eine so angenehme Abwechslung von der gluthzitternden Savanne und dem end- und schattenlosen Hochwald Minungo's spendete.

Nach schwieriger Passage des breiten, sumpfigen Kauilathales lagerten wir beim Dorfe des Mona-Kauila.

Hier bekamen wir einen Einblick in die verwickelte afrikanische Rechtspflege:

Ein Kioqueknabe hatte einem unserer Träger vier Stückchen Tabak gestohlen und war dabei ergriffen. Gleichzeitig ließ ein anderer Träger bei dem Vater dieses Knaben eine Reparatur an seiner Axt ausführen und legte dem Schmiede zu dem Zwecke die Klinge der Axt auf den Boden. Der oben erwähnte bestohlene Träger verlangte nach hiesigem Rechte außer der Rückgabe des Tabaks (welche gleich erfolgte) für das Vergehen von dem Vater des Diebes, dem Schmiede, 7 Stücke Zeug, 1 Gewehr, Pulver ꝛc., einen sehr hohen Preis, weil er früher schon einmal unrechtmäßiger Weise in diesem Dorfe für ein Crimen hätte bezahlen müssen. Der Kioque-Schmied gestand zu, daß der Träger im Recht sei, dies zu fordern, da er aber ebenfalls für ein anderes Crimen eines unserer Träger, das darin bestehe, daß derselbe ihm die Axt ohne Stiel in die Hand gegeben habe, was hier verpönt ist, Bezahlung verlange, so höbe sich dies gegen das Crimen des Diebstahls auf. Der Träger, der das Eisen der Axt übergeben haben sollte, behauptete, er habe es nicht in die Hand gegeben, sondern auf den Boden gelegt, und brachte den Streit hierüber dadurch zur Entscheidung, daß er erklärte, „Juramento“ trinken zu wollen.

Dies ist das bekannte Gottesgericht, bei dem beide im Streit liegende Theile ein Gemisch, „Bambu“ genannt, trinken. Wer von den Beiden dies Gemisch zuerst vomirend von sich gibt, ist im Recht. Dieser Vorgang wickelt sich unter vielen Ceremonien und Hinundherreden ab, bis die Entscheidung durch Vomiren eines Theiles erfolgt. Der Schmied, dem dies Anerbieten gemacht wurde und der sich wahrscheinlich der Lüge schuldig fühlte, entfloh mit leeren Ausreden.

Jetzt warf sich ein sehr redegewandter Kioque als Richter auf, der für das Vergehen des Diebstahls Bezahlung als rechtsgemäß anerkannte, das Crimen mit der Uebergabe der Axt überging, aber als Gegencrimen aufstellte, daß die Bezahlung für die Arbeit an der Axt, die unterdeß vollendet war, nicht gleichzeitig mit der Uebergabe derselben erfolgt sei. Der Eigenthümer der Axt behauptete, es sei Recht, nach vollendeter Arbeit zu zahlen. Dies wies der Richter aber ab und entschied, daß der Schmied auf die Bezahlung für die Arbeit (eine Ladung Pulver) verzichten müsse, der Eigenthümer der Axt aber diese Pulverladung dem bestohlenen Träger übergeben müsse. Nach längerem Disput wurde das Milongo schließlich nach seiner Meinung beigelegt. Der Kioque-Rechtsanwalt sprach gewichtig, scheinbar sehr gewandt überzeugend, mit vielen bekräftigenden Gesten; er wandte sich immer an den Theil, zu dessen Gunsten er gerade sprach, und wurde von diesem mit Händeklatschen im Takt und Gestöhn der Zufriedenheit, von der Gegenpartei mit Grunzen des Mißbehagens begleitet, unterbrochen wurde er nie. Zum Schluß ist noch bemerkenswerth, daß die Gerichtskosten an diesen Sprecher auch hier in Afrika größer waren, als das Streitigkeitsobject; sie bestanden in einem Huhn und zwei Ellen Zeug, die allerdings der Theil, für den die Entscheidung zufriedenstellend ausgefallen war, also seine Landsleute, bezahlen mußten.

Am 19. überschritten wir den Paessubach, der von einem 1000 m breiten Gürtel einer saftig dunkelgrünen Niederung eingefaßt wird. Wellenartig bewegte sich die trügerische Decke beim Passiren der Träger. Wo dieselbe zerriß, warfen sich die Leute mit ihrer Last vornüber, um eine größere Tragfläche zu gewinnen. Die armen Reitstiere hatten trotz der Hilfe aller Träger furchtbar zu arbeiten, und so dauerte die Passage dieses Baches, der vor einigen Jahren das Verderben mehrerer Reitstiere des Dr. Pogge geworden war, bis zum Abend.

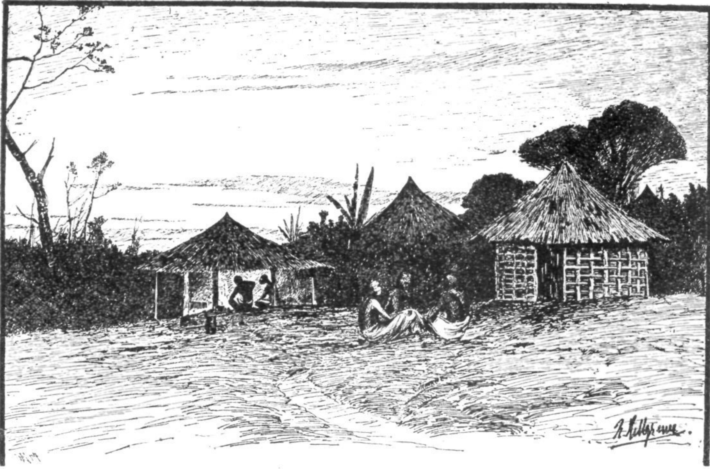
Von dem Lager bei Mutu a Mbao (Kopf des Büffels) machte ich einen Ausflug, um einige der häufigen Savannenhühner für unser schon seit langem jeder Abwechslung entbehrendes Mahl zu liefern. Von Weitem gewahrte ich einen großen Schakal am entgegengesetzten Ufer eines Baches langsam auf mich zukommen. Das Thier hatte mich nicht bemerkt. Es erinnerte mich in seinem Gebahren ganz an unseren Fuchs. Wie es vorsichtig nach allen

Seiten sicherte, dann, die Nase am Boden, dahintrottete, bald mit der Pfote scharrend eine Stelle näher untersuchte, bald eine Bewegung in den Binsen aufmerksam studirte, glich es völlig unserem verschlagenen Reinecke, war jedoch viel größer von Statur, einem Windhund gleichend, und hatte bei bräunlicher Färbung einen breiten hellgrauen Streifen auf jeder Seite, der ihm den Namen „Streifenwolf", Canis adustus, eingetragen hat. Da das schöne Thier schon auf 60 m vor mir abbog, versuchte ich es, mit Schrot Nr. 3 zu strecken, veranlaßte es jedoch nur zur Flucht in langen Sätzen.

Gegen 4 Uhr Nachmittags entstand im Lager unter den zum Handel anwesenden Eingeborenen und Trägern eine höchst komische Panik. Wie auf ein Zeichen stürzte Alles schreiend, lachend und scheltend, mit den Händen um sich fuchtelnd, aus dem Lager, das plötzlich bis auf zwei schreiende und an ihren Stricken reißende Ziegen verödet war. Pogge und ich gewahrten jetzt von unseren Hütten aus, daß ein erzürnter Bienenschwarm, der in der Nähe ausgeräuchert werden sollte, sich rachesummend auf das Lager geworfen und alles Lebendige rücksichtslos angegriffen hatte. Wir schlossen die aus Gras und Ruthen verfertigten Thüren unserer Hütten und mußten wohl oder übel im Dunklen verweilen, während unsere Leute von Weitem ärgerlich oder schadenfroh lachend das Ueberkochen des auf dem Feuer brodelnden Abendgerichts mit ansehen mußten. Eine halbe Stunde dauerte es, bis die erzürnten kleinen Helden sich von dem eroberten Schlachtfelde zurückzogen, und die Träger, sich vorsichtig nähernd, nachsehen konnten, was noch von der Abendmahlzeit zu retten sei.

Wir hatten das Land der Makosa betreten, das als Enclave im Gebiet der Kioque liegt. Der Oberhäuptling Mona-Kimbundu ist dem Muata-Jamvo tributpflichtig. Die Makosa sollen ein hier hängengebliebener Theil jener Kalundahorden sein, welche mit den von ihrem Vater vertriebenen Söhnen eines früheren Muata-Jamvo Kassange eroberten und, mit einem Theile der unterjochten Tupende vermischt, die Bangala bildeten. Sie haben jedoch inmitten der Kioque deren Sitten und Gebräuche angenommen und sich so mit ihnen verschmolzen, daß ein äußerlicher Unterschied nicht auffällt. Nur die Regierungsform ist die in Lunda gebräuchliche geblieben; die Lukokescha und die Moari der Makosa sind mit dem Oberhäuptling fast gleichberechtigt.

Am 20. Juli trafen wir in Kimbundu ein und hatten damit unser erstes Ziel erreicht, da unsere Träger nur bis hierher bezahlt waren. Der letzte Weiße, den wir auf Jahresfrist sehen sollten, Herr Saturnino de Souza Machado, der Pogge schon auf seiner Reise nach Muata-Jamvo gekannt und in schwerer Krankheit gepflegt hatte, empfing uns und wies uns einen seinem Hause benachbarten Platz als Lagerstelle an.



Kimbundu.

Drittes Kapitel.

In Kimbundu und durch das Land der Kioque.



Der Name Kimbundu umfaßt das Residenzdorf des Mona-Kimbundu, des Herrschers der Makosa, und den 5 km südlich davon gelegenen Marktplatz, die feira. Da letzterer einer der wichtigsten Punkte für den Handel im Innern Westafrika's war, so gilt meist die Bezeichnung Kimbundu für ihn. Die Feira liegt auf 20° 10′ östlicher Länge, 10° 1′ südlicher Breite, und 1250 m absoluter Höhe am linken Ufer des spärlich mit Urwald bestandenen sumpfigen Luvo, der sich in den Luschiko ergießt. Ringsum beschatten Baumriesen, die aus einem zur Bau- und Brennholzgewinnung ausgeschlagenen Urwalde stehen geblieben sind, die in Gehöften weit aus einander liegende Stadt. Der Ort besteht aus einigen hundert in der größten Unordnung umherstehenden Hütten und Lehmhäusern, die natürlich alle mit Gras gedeckt und in der in Angola üblichen Weise gebaut sind. Nur das Gehöft Saturnino's und eines von ihm angestellten Degradados, der wegen Militär-

verbrechen nach Angola deportirt war, befand sich in leidlichem Zustande, während viele halb eingestürzte, große Lehmhäuser an frühere Zeiten erinnerten, wo der lohnende Sklavenhandel bis zu 20 Europäer herbeigezogen hatte. Wieder ein Zeichen, daß dieser scheußliche Handel, trotz des großen Verkehrs und der billigen Arbeitskraft, die mit ihm in Verbindung steht, Hunderte von Jahren bestehen konnte, ohne irgend welchen culturellen Vortheil zu hinterlassen.

Während in Angola im Juli und August noch absolute Trockenheit herrscht, war hier schon ein Gewitter und mehrfach ein feiner Sprühregen beobachtet worden. Die große Kälte während der Nacht, welche besonders auf dem zwischen 14- und 1500 m hohen Plateau östlich des Koango fühlbar gewesen war, ergab hier noch ein Minimum von 7 und 8°. Das niedrigste Minimum, welches auf jenem Plateau mit 5 und 6° verzeichnet wurde, macht sich so sehr empfindlich, weil der Reisende im tropischen Afrika kaum zum Schutze gegen solche Temperatur eingerichtet ist. Wir froren unter drei wollenen Decken, und oft hatte ich, besonders Morgens, wenn die in der trockenen Jahreszeit häufigen Nebel die Sonne nicht durchkommen ließen, bis 9 Uhr steife Finger, so daß mir das Schreiben erschwert wurde. Man mache sich eine Vorstellung von der Abhärtung der Träger, die in solchen Nächten auf einer Antilopenhaut oder Grasmatte, nur von einem elenden Stückchen dünnen Calicos bedeckt, um ihr Feuer lagern, das sie auf der einen Seite fast röstet, während sie auf der anderen Seite erstarren! Eine so auffällige Widerstandsfähigkeit gegen Witterungseinflüsse, wie beim Neger, ist wohl kaum bei einer anderen Rasse zu beobachten. Morgens muß der Mann, ohne Zeit zu haben, etwas zu genießen, durch das mit Thau behängte über mannshohe Gras, das bei jeder Berührung einen Guß über den vor Kälte zitternden Träger ergehen läßt, Berg auf, Berg ab, durch Flüsse und Sümpfe, die 80 bis 100 Pfund schwere Last mehrere Stunden dahinschleppen.

Wenn die Temperatur nun oft in nur 7 Stunden von einem Minimum von 5° auf 29, ja 30° im Schatten steigt, so kann man sich eine Vorstellung davon machen, was andererseits ein Träger leistet, der in der schattenlosen Savanne, den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, durch die flimmernde Luft, die der ausgedörrte und mit schwarzer Asche der gebrannten Gräser bedeckte Boden ausströmt, mühsam sich fortbewegt.

Es ist auffallend, daß trotz der kalten Nächte und der brennenden Hitze der trockenen Zeit sämmtliche Leute diese der Regenzeit vorziehen, einer Zeit, in der der Himmel bedeckt ist, die Nächte warm sind. Erklärlich ist dieser Umstand erst, wenn man sieht, wie die nackten Körper der Leute bei einem Regenguß convulsivisch vor Kälte zittern.

In Kimbundu treffen sich von allen vier Himmelsgegenden die bedeutendsten Handelswege Westafrika's. Von Süden führt die Straße von Bihé, der Heimath der besten Träger des Westens, die unter der Führung des alten Portugiesen Silva Porto bisher die weitesten Reisen in das Innere machten und den Handel mit Benguela vermittelten, zu diesem Punkte. Die Wege von Westen und Osten verbinden das Lundareich mit dem Hafen Angola's, Loanda, und der jüngst eröffnete, nach Norden führende Pfad leitet nach dem jungfräulichen Gebiete des südlichen Kongobeckens, von wo allein in einigermaßen ergiebiger Menge Gummi und Elfenbein kommen[1]).

Es trat nun die Entscheidung für weitere Schritte an uns heran. Zwei Wege standen uns im Interesse der Wissenschaft offen, nach Osten und nach Norden. Unser Auftrag bestimmte uns nach Osten zum Muata-Jamvo, dem Beherrscher des mächtigen Lundareiches. Die Verhältnisse hatten sich aber in letzter Zeit geändert, und wir hatten zu erwägen, ob wir berechtigt seien, eigenmächtig Abänderungen zu treffen, die uns im Falle eines Nichtgelingens scharfe Vorwürfe eingetragen hätten. Wir waren beauftragt, in der Mussumba des Lundareiches eine wissenschaftliche Station zu gründen und von diesem Punkte aus Reisen nach Norden und Osten zu unternehmen. Daß Letzteres mit großen Schwierigkeiten verbunden sei, da dem Beherrscher des Lundareiches daran liegt, seine Hauptstadt zum Ende und Ausgangspunkt des gesammten Handels zu machen, wie schon Pogge erfahren und noch ganz vor Kurzem Buchner uns warnend mitgetheilt hatte, fiel jetzt hauptsächlich in's Gewicht. Die den Weißen im Lundareiche besonders behilflich gewesene Lukokescha, die ein-

---

[1]) Durch meine Erforschung des Kassai in den Jahren 1883—1885 „Im Innern Afrika's" ist die Zukunft dieser Verkehrsstraße von Kimbundu nach Norden vernichtet, da der Kassai mit seinen Nebenflüssen den natürlichen Abzug des Handels in jenen Gegenden bildet.

flußreiche Mitregentin in Lunda, war kürzlich vergiftet worden, und Muata-Jamvo sollte sich ganz dem Trunke ergeben haben, sehr krank sein und wilder als je Menschenschlächtereien anstellen.

Der südliche Weg nach der Mussumba, der einzige noch nicht aufgenommene, war durch kriegerische Verhältnisse und Hunger verschlossen. Andererseits hörten wir von Saturnino höchst verlockende Beschreibungen vom Norden.

Schon seit einigen Jahren hatten Kioque, dann Bangala Elfenbein aus dem Lande der Tuschilange geholt und viel über den Reichthum des Landes Lubuku, d. i. Freundschaft, und der Zugänglichkeit der Eingeborenen erzählt. Ein Aviado, schwarzer Zwischenhändler, war vor einigen Monaten aus jenem gelobten Lande zurückgekehrt und hatte die Berichte der Kioque bestätigt. Der große Eifer, mit dem Saturnino uns die Vortheile jener Reise schilderte, erklärte sich später dadurch, daß er auf unsere Berichte hin selbst eine große Handelsexpedition in jene Länder unternahm. Alles dies in Erwägung ziehend, entschieden wir uns für den Norden und theilten unseren Trägern die Parole: „Lubuku" mit.

Zunächst war große Enttäuschung, da man allgemein angenommen hatte, wir würden nach Lunda gehen, bald jedoch meldeten sich zuerst unsere wilden Ginga und einige Malangeleute, und es gelang uns, die uns nöthige Zahl von 65 Trägern aus Kimbunduleuten zu ergänzen.

Diese Kimbunduleute erwiesen sich als das schlechteste Gesindel, das ich je im Dienste hatte. Es war der Auswurf der Angolaträger, meist Leute, die wegen begangener Verbrechen sich nicht in der Provinz sehen lassen konnten, und mehrfach wären sie uns später fast verhängnißvoll geworden.

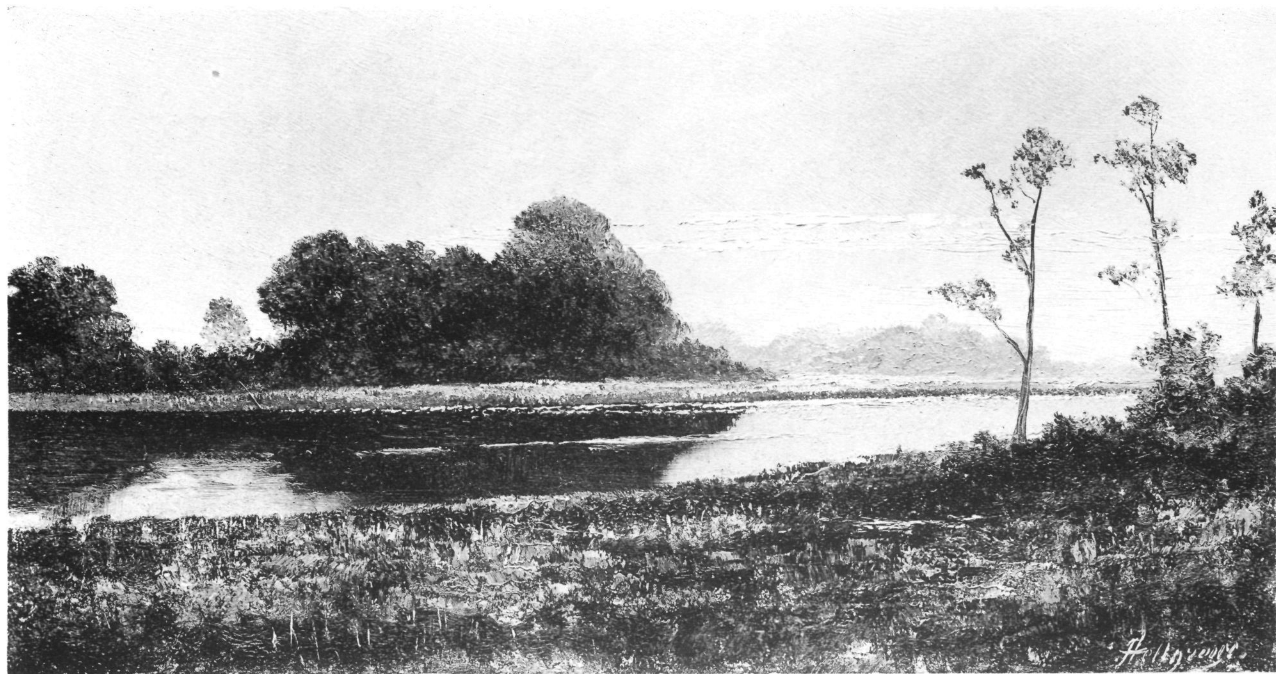
Unsere Zeit wurde in Anspruch genommen mit Packen, astronomischen Beobachtungen und sonstigen Vorbereitungen zur Reise.

Mit einem Kaquata (Gesandten) Muata-Jamvo's und dessen aus 30 Mann bestehender Begleitung wäre es fast zu einem Gefecht gekommen, da derselbe, auf 5 Jahre alte, falsche Forderungen gestützt, auf unseren Dolmetscher Germano Erpressungen auszuüben versuchte. Unsere auf ihre Uebermacht pochenden Leute, natürlich die Ginga voran, trieben bald die Kalunda mit Geheul, wilden Sprüngen und Schüssen, aber ohne Verluste des Feindes zu erzielen, vor sich her und waren so muthig, daß sie dem

Kaquata, der uns drohte, die Kioque vor uns zum Kriege zusammenzurufen, viel Glück wünschten.

Fast alle Nächte hatten wir jetzt ein das ganze Lager auf die Beine bringendes imposantes Schauspiel eines Stierkampfes. Vier prächtige, in der vollen Kraft eines unthätigen Lebens strotzende Stiere Saturnino's besuchten die bei unserem Lager stehenden sechs von den Strapazen der letzten Sümpfe noch recht ermüdeten unserigen. Mit unheimlich in die Stille der Nacht hinausklingendem Brüllen wurde der Kampf eingeleitet. Bald krachten die Hörner auf einander, und nun entstand ein Drängen, Toben und Tosen, das jeder Beschreibung spottet. Im Kampfe wurde ab und zu eine Hütte niedergerannt, so daß sich die Insassen kaum davor retten konnten, unter die Hufe der mächtigen Kämpfer zu gerathen. Dann aber erschienen die aus dem Schlafe gestörten Träger mit Steinen, Stangen und Feuerbränden, und ein solcher Hagel von Würfen, Stößen und Schlägen regnete auf die fremden Eindringlinge, daß sie das Feld räumen mußten.

In frischer Erinnerung lebte ein afrikanischer Rinaldo, der, vor Kurzem verstorben, Kimbundu zum Mittelpunkt seiner Unternehmungen gemacht hatte. Ein wegen mehrfachen Mordes nach Angola deportirter Portugiese, hier Deliálo genannt, hatte mit erpreßten Mitteln eine kleine Schaar Neger anzuwerben gewußt und lebte mit denselben auf Kosten der von ihm terrorisirten Kioque und Makosa. Gewaltig von Statur und Körperkraft, mit der Stimme eines grollenden Löwen begabt, wie es hier heißt, mit wallendem, mächtigem Barte, war er bald der Inbegriff alles Schrecklichen geworden für die Kioque, die ihm Unverwundbarkeit und entsetzliche Zauberkräfte zuschrieben. Auf seinem gigantischen Reitstier „Locomotive" erschien er, von wenigen Negern begleitet, bei Weißen und Häuptlingen fordernd und drohend. Einst zog er inmitten seines Dorfes einen Häuptling wegen Mißhandlung seines Hundes zur Verantwortung und schoß ihn nieder, ohne daß die zahlreichen Bewohner gewagt hätten, ihren Herrscher zu rächen. „Das Leben eines Negers sei ihm, der schon so viele Weiße getödtet habe, weniger werth, als das eines Hundes," war stets seine Erläuterung, wenn er seiner Laune ein neues Opfer gebracht hatte. Das Fieber befreite endlich das Land von dem thierisch rohen Auswurf Europa's, der in sonderbarer Weise hier die Strafe der Deportation verbüßte.



Obwohl neuerdings in Angola durch Anlage einer Sträflingscolonie die Verbrecher besser überwacht sind, kommen doch öfters noch Fälle vor, die auf Kosten der Menschheit zeigen, daß Kerker- oder Todesstrafe der Deportation vorzuziehen sind.

Mit dem 1. August war der Tag des Aufbruchs erschienen, und voller Hoffnung und Zuversicht zogen wir mit unserer kleinen Schaar nach Norden, dem viel verheißenden Lubuku zu. Zunächst am Luvo entlang bogen wir etwas nach Osten zum Luelle hinüber, dessen in reizender Abwechslung mit Urwald und Wiesen eingefaßten Ufern wir viele Tagemärsche nach Norden folgten. Der Weg war eben und ohne Hindernisse, wo nicht kleine, sich zum Luelle ziehende Quellsümpfe eine kurze Rast bedingten.

Die besten Sänger unter den Trägern, die Ginga, hatten sich allmählich zu einheitlicher Leistung eingesungen; ein Vorsänger pries zur bekannten Melodie die vielversprechenden Genüsse der vor uns liegenden reichen Länder, und einstimmig fiel das Gros in den Refrain ein.

Bohnen, Fleisch und Massen von Fubamehl, sowie andere Leckerbissen gaben das Motiv zu den ermunternden Extemporationen des Volkssängers.

Die Gegend ist wildreich; Mbambi, Soko, Schila, Zwergantilopen und der Riedbock beleben die weiten Wiesen; die wunderlichen Schlangenhalsvögel und Cormorane hocken auf über die Bäche hängenden Zweigen, um ihre Ausschau zu halten; die ersten Flußpferdspuren, wahrscheinlich im Wechsel zwischen hier und dem Tschikapa hinterlassen, werden bemerkbar, und des Abends ertönt das einer heimziehenden Schafheerde, deren Mutterthiere mit vollem Euter nach den Kitzen rufen, täuschend ähnliche Geschrei eines aufgeschreckten Fluges von Ibissen.

Nachdem wir den 20 m breiten Luelle passirt und jetzt, seinem rechten Ufer folgend, bei Kamba-Poko unser Lager aufgeschlagen hatten, sahen wir die ersten Baschilange, Kinder Lubuku's, lange, magere Leute mit gutmüthigem, liebenswürdigem Gebahren, auf Stirn und Brust kunstvoll tätowirt, aber in Kioqueart gekleidet und frisirt. Wir hörten, daß dies Leute seien, die aus ihrem Lande in die Heimath zurückkehrende Kioque mit Elfenbein und Gummi begleitet hätten, jetzt schon seit Jahr und Tag auf Bezahlung warteten und vielleicht gar, wie es schon öfters vorgekommen sei, von ihren Schuldnern noch obenauf als Sklaven

behalten würden, da sie allein nicht im Stande seien, ihre Heimath zu erreichen.

Der erwähnte, bisher in Saturnino's Diensten stehende Johannes Biserra, genannt Kaschawalla, ein Ambaquist, d. h. Neger aus Ambaqua, kam uns von Mieketa, seinem jetzigen Wohnsitz, entgegen. In Ambaqua hatten früher Jesuitenschulen große Fortschritte der Einwohner im Lesen und Schreiben erzielt, und steht der Ambaquist noch jetzt im Rufe besonderer Gelehrsamkeit. Wir nahmen ihn als Dolmetscher und Führer bis Lubuku an, und verpflichteten ihn außerdem, uns zu einem großen Häuptling Namens Katschitsch, der an einem großen Flusse weit im Osten wohnen sollte, zu führen. Eine besondere Gratification wurde ihm nach Erfüllung dieser letzteren contractlichen Verpflichtung in Aussicht gestellt. Seine Hauptaufgabe sollte sein, uns in Lubuku Eingeborene zur weiteren Begleitung zu verschaffen.

Es sei hier gleich eine Beschreibung von dem noch so oft zu erwähnenden neuen Begleiter gegeben. Kaschawalla war die genaue Uebersetzung eines Fallstaff's in's Schwarze, nur in jüngeren Jahren, als unser alter Bekannter. Der erste Abgott dieses schwarzen Sybariten war sein Bauch, der zweite der Schlaf und der dritte die Bequemlichkeit; dabei trank er gern so viel, daß er sich in dem Stadium befand, das man bei uns in der Armee vom Feldwebel abwärts Trunkenheit nennt. In diesem Zustand schwang er sich manches Mal so hoch empor, daß er die ihm eigene, wahrhaft phänomenale Feigheit ganz vergaß, ja, sich zu kriegerischen Reden hinreißen ließ, die er in heroischen Stellungen mit Gesten so hübsch begleitete, daß er mit seiner hohen gewichtigen Figur, die leider etwas zu viel Fettbildung zeigte, einem schwarzen Ajax glich. Bei derartigen Vorgängen konnte er sich dann, wieder ernüchtert, gar nicht genug über sich selbst wundern. Aber Kaschawalla hatte auch seine guten Seiten. Er war durchaus ehrlich, für einen Neger eine Eigenschaft, die schon allein genügt, um ihn unschätzbar zu machen. Dann hatte er ein dermaßen großartig entwickeltes Sprachtalent, daß er uns oft mit dieser Begabung große Dienste leistete. Er war mit viel natürlichem Witz begabt, so daß er stets die Lacher auf seiner Seite hatte und, da er ein gutes Portugiesisch sprach, ein recht unterhaltender Gesellschafter wurde. Trotz dieses scheinbar höheren Standpunktes war er doch völlig in dem Glauben an Fetisch, bösen Blick oder Wunsch und dessen

Folgen befangen, daß er den Trägern gegenüber im entscheidenden Moment, aus Furcht fetischirt zu werden, vorsichtig und ängstlich ward. Seine Gutherzigkeit, die, zu seiner Ehre sei es gesagt, nur zum kleinen Theil aus obiger Furcht bestand, wurde oft ausgenutzt. Wegen der Schwäche, gern den großen Herrn spielen zu wollen und so gut zu leben, als es nur angänglich war, saß er stets in pecuniärer Klemme. Seinen europäischen Geschmack bewies das nette Aeußere und das gute Benehmen seiner Weiber.

Am 10. erreichten wir die Residenz der Lukokescha des Makosareiches, der Schwester des Mona-Kimbundu, und blieben 2 Tage, um Kaschawalla Zeit zu geben, sich mit seinem 20 Menschen zählenden Anhange von Weibern und Dienern reisefertig zu machen.

Am ersten Abend erschien, auf einem riesigen Sklaven reitend, die Lukokescha mit Geschenken. Eine schlanke, zierliche Figur mit fein geschnittener Adlernase, die den Zügen ganz das Negerhafte benahm, fiel sie besonders angenehm auf durch elegante, bemessene Bewegung und eine harmonische Vereinigung von Weiblichkeit und gebieterischer Festigkeit ihren Leuten gegenüber. Wir zollten ihr unverhohlen unsere Anerkennung und nahmen während der 2 Tage unserer Anwesenheit noch öfters Gelegenheit, uns an dieser liebenswürdigen, entgegenkommenden schwarzen Grazie zu erfreuen.

Der Onkel Kaschawalla's, ein 89jähriger Greis, der fast blind war, benutzte die Bekanntschaft mit Pogge, den er im Jahre 1875 im Lundareiche getroffen hatte, um, fast stets betrunken, mit erstaunlicher Consequenz zu betteln. Der alte Biserra ist vielleicht der am weitesten gereiste Neger in Westafrika. Leider verhinderte sein Normalzustand der Trunkenheit, aus dem Schatze seiner Erfahrungen, die durch ein unglaubliches Gedächtniß bewahrt wurden, zu profitiren.

Beim Mona-Kimbau, einem unverschämten Bettler, dem letzten Makosa, schlugen wir am 13. unser Lager auf. Kaum war der Bau meiner Hütte beendigt, als ich auch schon gezwungen wurde, dieselbe zu verlassen. Zwei verschiedene Völker Ameisen, scheinbar derselben Species angehörend, waren, an gegenüberliegenden Stützen der Hütte emporsteigend, sich begegnet und hatten einen Vernichtungskampf begonnen. Verstümmelt, sich noch nach dem Sturze mit ihren scharfen Zangen fest gepackt haltend, fiel eine solche Masse Todter und Verwundeter von oben herab, daß mein Bett und

Tisch mit ihnen vollständig bedeckt war. Schwer verwundet fielen sich die kleinen Helden noch an, um den Vernichtungskampf bis zum Tode fortzusetzen, und oben drängten sich immer neue Schaaren in's Getümmel. Ich war erstaunt, wie die verschiedenen Parteien sich herauserkannten, da ich durchaus keinen Unterschied zwischen den Individuen der feindlichen Parteien entdecken konnte.

Am Abend erschien noch einmal die Lukokescha, die uns von Mieketa nachmarschirt war, um Abschied zu nehmen.

Bei Cha-Fupa lagerten wir am nächsten Tage wieder im Lande der Kioque. Bei stets guten Wegen und Reichthum an Lebensmitteln in den großen Dörfern waren die Träger höchst animirt; Ziegen, Schweine, Hühner, Wildfleisch, Hirsebier, Maniok, Kartoffeln, Erdnüsse und Bananen gab es in Fülle, und die Preise waren nicht hoch. Auf unsere Münze, Riscado, d. i. gestreifter Calico von 65 cm Breite, reducirt, bezahlten wir für eine gute Ziege 4 Ellen, für 2 Hühner, 15 Maniokwurzeln, 1 Kürbisflasche von ca. 3 l Hirsebier, 25 süße Kartoffeln, 20 Bananen oder 6 Platanen und 1 l Erdnüsse je 1 Elle. Wir normirten die Preise aller übrigen Tauschartikel, als Maria segunda (eine große rothe Perle), Missanga branca (eine eben solche weiße), Stickperlen (Kassungo) und Pulver nach dem Werthe des Riscado, und gaben jedem Manne für 12 Tage den Werth von 4 Ellen in dem am meisten von den Eingeborenen geforderten Tauschartikel.

Vom Luellebach bog unsere Straße am 16. nach Osten ab und führte uns über ein mit dürrer Savanne bedecktes Plateau, das sich bald zum Thale des Tschikapa hinabsenkt. Es tritt hier wieder der rothe Laterit auf, und die sandigen, flachen Terrainwellen weichen zwischen tief eingeschnittenen Bächen nach Osten auslaufenden Höhenzügen. Mit dem Auftreten der rothen Erde erscheinen sofort wieder die Termitenbauten. Urwälder, die nicht allein an die Wasserläufe gebunden sind und uns auch auf die Höhen begleiten, zeigen die Landolphia, Gummi-Liane. Der Boden ist reich; er treibt Maniokbüsche bis zu baumartigen Gewächsen empor, und Mais und Hirse zeigen außerordentliche Ueppigkeit.

Die Gegend ist bevölkert, und die Dörfer sind so reich an Hühnern und Tauben, daß die Träger schwelgen.

Auf welch' tiefem Standpunkte der Kindlichkeit der Neger in mancher Beziehung steht, geht aus der völligen Gefühllosigkeit hervor, die er in der Behandlung der Thiere zeigt. Wenn wir

sahen, wie unsere Leute ihre Hühner lebendig rupften, sie zum allgemeinen Vergnügen in diesem nackten Zustande laufen ließen, um sie dann noch lebend in heißes Wasser zu stecken, und wir dann, empört über diese Rohheit, sie handgreiflich unsere Entrüstung fühlen ließen, so waren die Leute höchst erstaunt und entrüstet über diese ihnen ganz ungerechtfertigt erscheinende Strafe, so daß klar daraus hervorging, daß sie das Gefühl des Mitleids mit einem Thier ebenso wenig kennen, wie ein unmündiges Kind, das einer Fliege Flügel und Beine ausreißt.

Diese bevölkerte Gegend gehört zu dem Bereiche des mächtigen Kioque-Fürsten Mona-Kissenge, bei dessen jüngerem Bruder Mona-Hongolo wir am 19. lagerten.

Es begann nun eine Reihe von Erpressungsversuchen der Kioque, die stets mit der Erklärung eingeleitet wurden, daß wir nicht weiter nach Norden dürften, um ihnen nicht bei den Tubindi (ein Wort, mit welchem im Allgemeinen jedes tiefer stehende Volk bezeichnet wird) die Preise zu verderben. Gesandte des Mona-Kissenge erschienen, um einen Durchgangszoll zu erheben, wurden aber meist mit einer Kleinigkeit abgefertigt, nachdem wir ihnen auf den Kopf zugesagt hatten, daß wir schon früher mit dem weit im Süd-Süd-Osten wohnenden Kissenge verhandelt hätten, und daß sie Lügner seien, die nicht von jenem Häuptlinge gesandt seien.

Nach 3tägigen Verhandlungen mußten wir einwilligen, einen Verwandten Kissenge's, Mona-Mauila, und dessen Neffen Kimuti mit uns zu nehmen, natürlich gegen hohe Bezahlung, um von diesen ohne Schwierigkeiten durch das Gebiet der Kioque geführt zu werden.

Geschenke, verfrühte Forderungen der Träger um Rationen, sowie viele kleine Diebstähle unserer Leute machten ein besorgnißerregendes Loch in unsere Waaren.

In dem nahen Tschikapa machte ich einen prachtvollen Fang von vier Fischen, deren Gewicht je 12 bis 20 Pfund betrug. Als Köder an dem starken Angelhaken wurde rohes Fleisch angewendet. Drei rothgoldige Karpfen und einen Wels brachten wir heim. Von einem anderen riesigen Wels wäre ich fast in das Wasser gezerrt worden, wenn nicht ein Träger die Angelleine, die ich um das Handgelenk gebunden hatte, durchschnitten hätte. Bis über die Hüfte war ich in den Schlamm des Flusses gesunken, und die Leine hatte mir ein großes Stück Haut aufgerissen.

Die Tschikapa bog von hier etwas nach Osten, und wir folgten, wieder auf das Plateau hinaufsteigend, dem Lauf des Lomani, eines Nebenflüßchens des Tschikapa. Der Weg führte über sandigen, flachen Boden dicht am Wasser, auf der Grenze zwischen der Savanne und den Flußwiesen entlang. Mehrere Tagemärsche wanderten wir durch völlig unbewohntes, in Folge dessen wildreiches Gebiet. Unsere Leute lieferten mehrere Antilopen und ein Warzenschwein zur Strecke, während Pogge und ich erfolglos blieben. Das afrikanische Wild jener Gegenden, wo der Neger noch mit dem Bogen jagt, wird bei einem Fehlschuß selten flüchtig; der Knall der Büchse veranlaßt nur ein Schütteln des Kopfes und Hin- und Herwerfen des Gehörs. Ist jedoch eine Bewegung des Jägers eräugt, dann ist es verlorene Mühe, dasselbe Wild weiter anzupürschen. Es beruhigt sich nie wieder, äugt zunächst scharf und warnt durch ein helles Pfeifen, Prusten oder durch unserem Rehbocke ähnliches Schrecken die anderen Stücke des Rudels. Mit leichten Sprüngen wird eine weitere Distanz von 200 m zwischen sich und den Ort des Mißtrauens gelegt, wieder geäugt, wieder eine Strecke von 100 m zurückgelegt und so fort, bis zu weit entferntem, gut übersichtlichem Stand, und selbst dann noch wird das Aesen durch wiederholtes mißtrauisches Sichern unterbrochen. Der gefährlichste Feind der Antilope, der unermüdlich lautlos anschleichende Leopard, hat sie dieses Benehmen gelehrt.

In dem aufgeworfenen Sande der grubenartigen Nachtlager von Schakalen oder Erdschweinen wurde vielfach gelbes Kopalharz gefunden.

Bei einem kleinen Wasserfalle, der ein prachtvolles Wellenbad bot, wurde der Lomani passirt und am linken Ufer fortwährend nördliche Richtung beibehalten. Wegen Entbindung der Frau eines Trägers wurde nur ein Tag in dieser Einöde gerastet; der nächste Morgen sah die Wöchnerin schon mit ihrem Kinde auf der Schulter einen vierstündigen Marsch bei glühender Hitze zurücklegen.

Ein Träger, dem ich Tags zuvor sehr eindringlich meinen Unwillen über mehrere kleine Diebstähle aufgeprägt hatte, entfloh mit der Begleiterin eines Malangemannes. Der von seiner Geliebten Verlassene, Namens Kabinda, setzte sich am andern Morgen auf die Fährte des Räubers.

Am 27. war endlich die volle Begleitung unserer beiden Kioquehäuptlinge eingetroffen und dadurch unsere Karawane um

30 Mann, 30 Bettler, vermehrt. In der Nacht zum 28. wurden unsere Stiere sehr unruhig, und einer derselben, der etwas abseits gelegen hatte, kam mit weiten Sätzen in's Lager. Noch ehe sich Jemand von der Ursache dieses Gebahrens überzeugen konnte, hatte sich mein Malucko losgerissen und ging brüllend und Erde hoch aufwerfend auf ein Dickicht los, ja drang in dasselbe ein. Ich holte ihn wieder zurück und, ein nächtliches Raubthier vermuthend, gaben wir einige Schüsse ab. Am andern Morgen zeigten sich die starken Spuren eines Leoparden, des Urhebers der nächtlichen Störung.

In einem kleinen Dörfchen am Ufer des Kaschindebaches war kürzlich ein Tönnchen Pulver, welches 5 Kioque rauchend umsessen hatten, durch glimmenden Tabak explodirt und hatte 3 Mann getödtet und einen schwer verletzt.

Wir sahen hier, sei es aus Pulvermangel, sei es, weil ihnen durch erwähnten Unfall der Gebrauch der Feuerwaffen unheimlich geworden war, nur Pfeile und Bogen. Höchst eigenthümliche Formen der Pfeile, je nach ihrem Gebrauch auf kleine Vögel oder Ratten in 4—5 Spitzen oder einen breiten Klotz auslaufend, fielen uns auf.

Am 29. hatten wir abermals eine nächtliche Störung, die sehr komisch verlief. Ein Träger, Augusto, wälzte sich wie in epileptischen Krämpfen am Boden und stieß Laute aus, wie ein im Fieberfrost Liegender. Als ich besorgt hinzutrat, endeten die convulsivischen Bewegungen, und der Mann starrte, sich den Kopf haltend, wild umher. Ich reichte ihm Wasser, war aber höchst erstaunt, als er sehr ruhig behauptete, der Fetisch, mit dem er eben gekämpft habe, trinke nur Ualente (verdorbenes Wort für agua ardente). Ein schallendes Gelächter von allen Seiten belohnte meine Samariterdienste.

Der Lomani vergrößert sich schnell vom Bach zum Fluß; die Versumpfung der Ufer, mit dichten stachligen Bardao-Palmen bestanden, wird breit und schwer passirbar.

Eine meines Wissens unbekannte Antilopenart, hier Kakongo, in Angola Kuba genannt, von 1 m Länge und braunrother Färbung, auf jeder Seite des Nasenbeins unter den Augen eine Drüse aufweisend, die eine geruchlose Flüssigkeit absondert, wurde hier angetroffen. Sie hält sich nur in dichtem Urwald auf und verläßt nie die unmittelbare Nähe desselben; ihr Fleisch ist wohlschmeckend.

Am 2. September rasteten wir in einem verlassenen Dorfe innerhalb einer niedrigen Pallisadenumzäunung. Der würzige Geruch in dichten Büschen stehenden Jasmins erfüllte die Luft. Der Abend war schön und kühl, der Himmel ohne das geringste Wölkchen. Pogge und ich lagen vor unseren Hütten und gedachten, unsere großen Pfeifen dampfend, bei einer Tasse Thee der Heimath. Wir nahmen unsere Spieluhr heraus, um uns an den schon so oft gehörten, etwas schnarrenden und doch nach langer Entbehrung jeglicher Musik frohstimmenden Tönen zu erfreuen. Nach und nach sammelten sich unsere Leute in Gruppen je nach ihrer Zugehörigkeit im Halbkreise um uns. Auffallend war die scharf ausgeprägte Wirkung der Töne auf die verschiedenen Stämme, die in unseren Zuhörern vertreten waren. Die verschlagenen praktischen Kioque unterbrachen laut und roh das staunende Schweigen; die Bondoleute drückten offenen Mundes und stumpf nur sehr geringe Theilnahme aus; die wenigen Baschilange, Bewohner unseres Reiseziels Lubuku, lauschten in andächtiger Stille und mit leuchtenden Augen; die Küstenneger waren indifferent und wollten den Anderen zeigen, daß solche Zauberkunst für sie nichts Neues sei, und die Massongo brachen in jeder Pause in ein unmäßiges Gelächter der Bewunderung aus. Alle wetteiferten darin, den schüchternen Baschilange die unglaublichsten Wirkungen dieses Zauberinstrumentes vorzulügen: Nsambi spricht zu den Weißen durch den schön singenden Vogel in jenem Kasten.

Am 4. kehrte Kabinda zurück, der dem Räuber seiner Geliebten bis Mieketa gefolgt war. Er hatte sich Nachts an das im Walde schlafende Paar geschlichen, dem aufspringenden Entführer das Gewehr entrissen und kam nun mit seiner Amiga (Freundin) und der gestohlenen Waffe, von allen Seiten beglückwünscht, im Lager an.

Die Niederung des Kamassamo war ein Schlangennest, wie ich es nie wieder in solchem Maaße sah. Ein Träger wurde beim Baden in dem dunkelbraunen Wasser von einer giftigen Schlange gebissen, durch Anwendung von Salmiak aber gerettet. Eine Rhinozerosschlange und mehrere Puffottern wurden von den Trägern erschlagen und herbeigebracht.

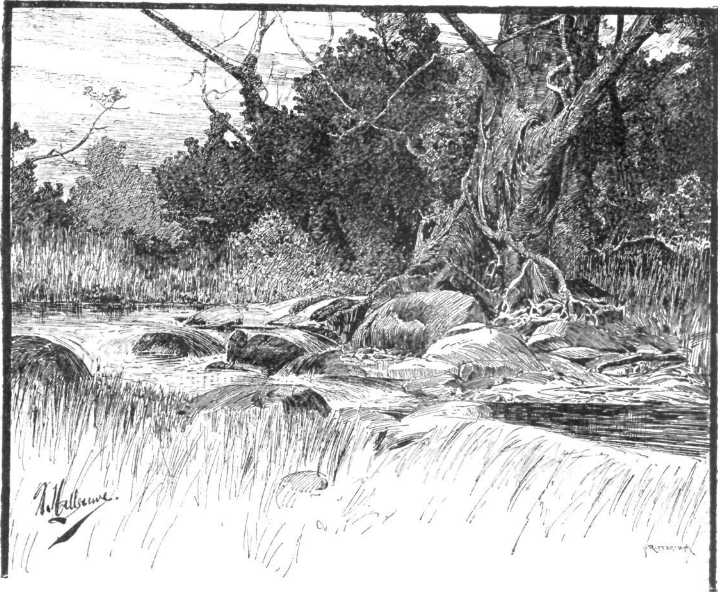
Wir benutzten jetzt öfters von einer vor uns marschirenden Bihékarawane erbaute Kilombos. Die Bihéträger marschiren gewöhnlich bis zu Mittag, also das Doppelte des von uns zurück-

gelegten Weges, und bauen dann noch ihren Patronen und sich so geräumige und solide Hütten, daß man sich darüber wundern muß, wie sie noch Zeit zum Einkauf von Lebensmitteln und Abkochen übrig behalten. Sie sind auch die muthigsten Träger Westafrika's, nehmen aber nur kleine Lasten bis zu 45 Pfund und sind bekannt als Diebe. Der Patron einer nach beendigter Reise zurückgekehrten Karawane hat an die Verwandten eines jeden an Krankheit gestorbenen, in seinen Diensten gewesenen Mannes eine große Entschädigungssumme zu entrichten, während für im Kampfe Gefallene Nichts bezahlt wird. Einen scharfen Gegensatz bildeten diese schönen Lager der Biannos gegen die von unseren Leuten erbauten. Da unsere Träger so faul waren, daß sie sich Gras und Bäume von den Eingeborenen gegen Bezahlung bringen ließen, so war fast nur mit Anwendung des Stockes eine einigermaßen schnelle Herstellung unserer Hütten zu erreichen.

Bevor wir am 9. unser Lager bei dem Dorfe des Mona-Kitari aufschlugen, wurde eine große Schlange, die mitten im Wege lag, erschlagen. Der Führer behauptete, dies bedeute Mißgeschick, und wirklich sollte diesmal seine Voraussagung zutreffen. Kaum hatten wir uns eingerichtet, als Kitari uns sagen ließ, wir könnten nur wählen, ob wir hier bleiben wollten um zu handeln, oder umzukehren; am Weitermarschiren würde er uns durch Krieg verhindern, da alle Kioque hier sich einig wären, daß der Weiße nicht auch hier im vielversprechenden Norden ihnen den Handel verderben solle. Unserer Versicherung, daß wir keine Händler wären, wurde kein Glauben geschenkt, und das Beispiel Schütt's, der auch in diesen Breiten zur Rückkehr gezwungen worden war, war für uns von bedenklicher Nachwirkung. Den Vorschlag, unseren Marsch durch sein Land zu erkaufen, wies er zurück, da er schon benachbarte Häuptlinge mit ihren Kriegern zusammenberufen habe, um uns aufzuhalten. Der Bruder Kitari's, ein schöner Mann mit stolzem Gebahren, benahm sich unseren Leuten gegenüber derartig herrisch, daß wir uns gewaltsam zwingen mußten, um den Frechen nicht aus dem Lager hinauszuwerfen. Wirklich erschienen am Abend von mehreren Seiten mit Gewehren bewaffnete und zum Kriege geschmückte Kioquetrupps, die mit Trommellärm und Hohnrufen bei unserem Lager vorbeitrabten. Jetzt mußte etwas geschehen. Wir vertheilten ostentativ an unsere Leute Munition und ließen Kitari sagen, er möge versuchen, uns morgen aufzuhalten.

Zum Glück waren unsere Gingaträger jetzt in ihrem Element. Sie baten um die Fahne und begannen ihren Kriegstanz aufzuführen, der auch den schon sehr gesunkenen Muth der übrigen Träger etwas hob. Bald hatten sich die Ginga so erhitzt, daß sie Schüsse abfeuernd begehrten, wir sollten sie gegen das Dorf Kitari's führen. Dies wirkte. Ein Bote jenes Häuptlings erschien im Lager, um uns zu fragen, wie viel wir denn für unseren Durchzug bezahlen wollten. Verhandlungen wurden angebahnt und um 2 Uhr Nachts mit der Bewilligung von 4 Stücken Zeug zu Ende geführt. Wir blieben hier noch den nächsten Tag, um das Gegengeschenk Kitari's, einen alten Ziegenbock, in Empfang zu nehmen.

Am westlichen Rande des Tschikapathales, durch Urwaldschluchten und über mit Baumsavannen bestandene Ausläufer des von vielen Bächen durchfurchten Plateaus ging es nun dem Norden zu. Zur Rechten ließen wir den aus dem Thale schroff emporragenden Berg Muhundu a Schaiassu und vom Fluß bis zu uns herübertönende Wasserfälle liegen und überschritten die Grenze des Lundareiches.



Am Ufer des Luembe.

Viertes Kapitel.

Bis Lubuku.



Zunächst waren die zu dem Kilolo-Kahongulo gehörigen Aqua-Lunda noch sehr mit Kioque vermischt, und nur die rauhe Lundasprache lehrte uns, daß wir ein anderes Gebiet betreten hatten. Die neuesten Nachrichten im Lundareiche waren die Hinrichtung Mussemvo's und der Tod des Mai-Kiluata, der, nachdem er den Mai-Munene am Kassai getödtet und die Herrschaft an sich gerissen hatte, gestorben war, beides Häuptlinge, die Schütt vor einigen Jahren zur Umkehr zwangen und deren Ende man nun Schütt's Zauberkraft zuschrieb. Ein anderer mächtiger Kilolo, Moan-Sansa, war auf den Wunsch des Muata-Jamvo von dem Kioque-Fürsten Kissenge bekriegt und hingerichtet worden. Alle großen Kilolo des Lundareiches zitterten, und diese Begebnisse trugen wohl dazu bei,

daß uns die Aqua-Lunda keine bedeutenden Schwierigkeiten in den Weg legten, während bisher die sogenannte Lundasperre allen Unternehmungen von der Westküste aus ein Ziel gesetzt hatte.

Wir hielten uns von jetzt ab immer dicht am Tschikapa, der zu einer Breite von 65 m bei 3,5 m Tiefe angewachsen war und voll von Steinen, Stromschnellen und Bänken seine gelben Wasser nach Norden wälzte. Es hatte unterdessen schon die Regenzeit mit einigen tüchtigen Güssen eingesetzt. Wir hatten täglich 6—8 bis 60 m tiefe Schluchten zu passiren, und wurden nun die steilen Hänge noch so von starkem Regen aufgeweicht, daß unsere sehr ermüdeten Träger unserem Wunsche, die drohende Nähe des Häuptlings Kahongulo schnell zu überwinden, nicht willfahren konnten.

Bei Gelegenheit der Beobachtung ganz außergewöhnlich vieler Sternschnuppen entdeckte ich, daß die Kioque denselben Aberglauben haben, den man auch bei uns in Deutschland findet; wenn man beim Beobachten eines solchen Phänomens sich etwas wünsche, so gehe dies ganz sicher in Erfüllung. So wünschen die Kioque in solchem Falle stets den Untergang ihrer Feinde, und man vertraut viel auf die Sicherheit der Erfüllung.

Am 16. erhielt die Tête der Karawane Feuer aus einem kleinen Dörfchen, jedoch nur in der angenehmen Form einiger Feuerbrände, die man uns in der freundlichen Absicht überreichte, uns das Anzünden unserer Lagerfeuer, was anderenfalls hätte mittelst Zunders und Stein geschehen müssen, zu erleichtern.

Das Dorf der Ginambansa (d. i. die in Regierungsangelegenheiten eine Stimme habende Mutter eines Kilolo) Kahongulo's erreichten wir am 17. und machten nördlich von dem Dorfe Lager. Der Reisende soll immer, wenn irgend angängig, auf der seinem Ziele zuliegenden Seite eines Dorfes oder Flusses lagern, um im Falle eines Aufenthaltsversuches seine Marschrichtung offen zu haben.

Ein Kaquata Muata-Jamvo's, der von Kahongulo Tribut holen sollte, war hier anwesend. Zunächst sandten wir der Ginambansa 30 kleine Stückchen Tabak, ein Vorgeschenk, das überall in Lunda Sitte ist. Man sagt, daß von dem Genusse des Tabaks die Person befriedigt und für weitere Verhandlungen zugänglicher werde. Dann ging ich mit Germano zu der Häuptlingin, um ihr für das von ihr gesandte fette Schaf ein Gegengeschenk zu bringen. Ich trat in ein eingezäuntes Rechteck, in dem 2 große, nach Minungostyl gebaute Hütten standen. Vor ihnen befand sich eine von Jagd-

trophäen, bestehend aus den Schädeln von Büffeln, Elefanten, Flußpferden und verschiedenen Antilopen, gebildete Pyramide. Ein unförmlich fettes, wohl 50 Jahre altes Weib mit mächtigem Kropf und Gesichtszucken, im Halbkreise von einigen alten Männern umsessen, empfing mich, mit den gewaltigen Fettarmen mir hoheitsvoll zum Niedersetzen winkend. Nach vielen Reden über Ziel und Zweck unserer Reise, die sie oft durch mit kreischender Stimme den Sklaven zugerufene Befehle unterbrach, wohl um zu zeigen, daß mein Erscheinen ihrer Hoheit keineswegs einen tiefen Eindruck mache, begann das Feilschen um Geschenke. Zunächst erhielt sie 2 Ellen rothen Flanells, 6 desgl. bunten Kattuns und eine Kette böhmischer Glasperlen. Da dies doch wohl nur ein Vorgeschenk sei, meinte sie, wolle sie morgen die mit ihrem Sohne Kahongulo zu theilenden wirklichen Geschenke abholen kommen. Ich ließ ihr sagen, daß wir morgen weiter reisen würden, da mein Vater, für den man Pogge immer hielt, krank sei und wir nie längere Zeit in demselben Orte blieben, wo wir erkrankten.

Jetzt kam die lange schon erwartete Erklärung, daß wir nicht weiter dürften, da wir wüßten, daß Muata-Jamvo dem Kilolo den Kopf nähme, der einen Weißen passiren lasse, statt ihn nach der Mussumba zu dirigiren; ich wüßte wohl, wie es Schütt und Anderen ergangen sei. Jedenfalls müßten wir auf die Ankunft des benachbarten Kahongulo warten. Ich sagte ihr, daß mein Vater ein Freund Muata-Jamvo's sei, und wir schon von Kimbundu aus Geschenke an ihn gesandt hätten, um unseren Durchzug durch sein Gebiet zu erkaufen, und sei daher uns gegenüber jede Drohung nichtig. Nun begann ein weiteres Fordern; ein Gewehr, ein Faß Pulver, viele Perlen, Tassen, Teller, Messer ꝛc. waren durchaus nöthig. Etwas Pulver sagte ich zu, alle übrigen Bitten schnitt ich mit einem energischen „boát“ (Nein) ab, da ich sah, daß hier ein ernstlicher Widerstand kaum zu fürchten war. Wir sandten vom Lager das versprochene Pulver, erhielten dasselbe aber zurück und wurden aufgefordert, an Stelle dessen weitere 2 Ellen rothen Flanells zu senden. Auch dies ward nicht angenommen, da es schon zu spät sei, Geschenke zu empfangen.

Die ganze Nacht hindurch waren Kalundaweiber, die bei allen anderen Stämmen im Rufe etwas laxer Sittlichkeit stehen, nicht aus dem Lager zu entfernen.

Am nächsten Morgen waren wir schon mit dem ersten Tages-

lichte munter, und ritt ich mit der Tête der Karawane ab. Pogge erhielt die versprochenen 2 Ellen Flanells abermals zurück und mußte noch einige Kleinigkeiten zufügen, um dann die immer noch Unzufriedene ihren Betrachtungen über den Geiz der Weißen zu überlassen.

Das Gefühl der Zufriedenheit, wieder ein Hinderniß überwunden zu haben, wurde bald durch neue Sorge gestört, diesmal von Seiten unserer eigenen Leute. Wieder die stets zuerst die Initiative ergreifenden Ginga begannen mit Murren und unrechtmäßigen Forderungen; schon mehrfach hatten ihre Lieder die große Entfernung unseres Reiseziels zum Stoff. Jetzt wurden Aeußerungen laut, daß wir sie betrogen hätten, daß die Bezahlung für solche große Reise zu gering sei, und daß wir noch einmal zahlen müßten. Hatten sie auch in gewisser Beziehung recht, denn wir selbst waren über die Länge der Reise bis Lubuku, die wir erst jetzt einigermaßen zu übersehen im Stande waren, getäuscht worden, so hieße es doch unseren weiteren Erfolg auf's Spiel setzen, wenn wir den Forderungen nachgegeben hätten, denn einmal wäre der Waarenverlust zu groß gewesen, und dann hätten unsere Leute auch einer gegen uns durchgesetzten Forderung bald andere folgen lassen.

Immer dicht am Tschikapa entlang ging der Marsch; wie über ein von einem 60 m einschneidenden Riesenpfluge aufgerissenes Terrain, so dicht folgten sich die durch den Laterit bis auf die Sandsteinlage tief eingeschnittenen Bäche. Von höheren Stellen übersahen wir weit nach Osten das Thal des Flusses: da lag, wohl 100 m sich über das Niveau der Terrainwellen erhebend, in fast viereckiger Form der Berg Kambuankale, der unserem Auge die Residenz des verstorbenen Mai-Kiluata, Schütt's nördlichsten Punkt, entzog. Wir drangen jetzt in Breiten, die nur einmal von einem portugiesischen Händler, Silva Porto, erreicht waren.

Am 22. überschritten wir die Grenze des Gebiets eines anderen mächtigen Kilolo des Muata-Jamvo, Muata-Kumbana. Waren bisher die Aqua-Lunda so kioquisirt, daß nichts Charakteristisches an ihnen auffiel, so begannen jetzt dieselben mehr Stammeseigenthümlichkeit zu zeigen. Meist große, kräftige Gestalten, von auffallend dunkler Färbung, trugen sie das Haar chignonartig am Hinterkopfe zusammengebunden, während ringsum der Schädel mit einem, einem Miniaturspaten ähnlichen Instrument rasirt war. Die Kleidung

bestand nur aus zwei kleinen Häuten, die vorn und hinten im Gürtel angebracht waren; auch sahen wir mehrfach Rindenzeug, und viele Weiber bedeckten sich nur nothdürftig mit kleinen Büscheln Laubes. Die Bogen, Pfeile und Messer waren von liederlicher Arbeit. Die Hütten hatten noch die Form wie in Kioque und Minungo, waren aber nachlässig gebaut und schmutzig. Das Bett aus gespaltenen Palmenstengeln, mit einer Haut bedeckt, nahm die Hälfte der Hütte ein. Ein Holzmörser zum Stampfen des Manioks und einige Töpfe vervollständigten die Einrichtung. Ueberall fiel es auf, wie indifferent und faul diese Aqua-Lunda sind. Zu kaufen war nur wenig, und dann nur roher Maniok, so daß unsere Leute gezwungen waren, sich ihr Mahl selber herzustellen, weshalb sie immer einige, die Last beschwerende, Maniokwurzeln mit sich tragen mußten.

Das Gebiet Muata-Kumbana's ist sehr dünn bevölkert. Obgleich die Leute hier weder Jäger noch Fischer sind, stehen sie doch allgemein im Rufe guter Krieger. Ihr ganzer Standpunkt hängt wohl mit der seit vielen Jahren betriebenen schlechten Wirthschaft der Regierung der Lundakönige zusammen. Der Lundamann ist keinen Augenblick davor sicher, mit Weib und Kind verkauft zu werden, wenn sein Herrscher es verlangt. Das Hauptcontingent der von Angola ausgeführten Sklaven stellte Lunda. Es kommen dazu fortwährende Fehden der Kilolo unter sich, Absetzung und Hinrichtung auf Befehl des Muata-Jamvo, eigenmächtige Erpressungen von jedem Großen oder Gesandten von der Mussumba, um den Stumpfsinn und die Gleichgiltigkeit des so schönen Menschenschlags zu erklären.

Die Beschreibung der ersten Reise Pogge's „Im Reiche des Muata-Jamvo“ behandelt ausführlich das Lundareich.

Des Morgens sahen wir weit im Osten mächtige weiße, langgestreckte Wolken, parallellaufend von Süd nach Nord; es waren die Dunstwolken, welche dem Laufe des Luatschimo, in der Lundasprache Ruatschim, und des Luembe, bezüglich Ruemb genannt, folgen, die ihre Wasser dem Kassai zuführen. Die Galleriewälder in den Schluchten wurden dichter, ja stiegen so weit auf das Plateau hinauf, daß sie sich mit dem des nächsten Baches zu einem zusammenhängenden Urwalde verbanden. Wir trafen die ersten Ananas und beobachteten zum ersten Male zahlreiche Züge des grauen Papageien. In der Nacht des 22. schallten die noch nicht

gehörten mächtigen, Menschen und Thiere zu gespanntem Lauschen bewegenden Töne des Löwen aus nicht allzu großer Entfernung zu uns herüber und veranlaßten unsere Leute, ihr Feuer zu hellem Aufflackern anzufachen. Am nächsten Morgen brachten unsere Kioqueleute eine halbe Pferdeantilope, den Rest des nächtlichen Schmauses des Herrn der Wildniß, und luden sich bei jenem mit großem Appetit zu Gaste.

Beim Dorfe Schambana's, wo wir wieder ein schon fertiges Lager der vor uns wandernden Biannos mit Beschlag belegten und unsere Kioque ohne Lasten als erste Ankömmlinge, wie stets, die besten Hütten occupirten, kam es zwischen jenen und unseren über diese Uebervortheilung erzürnten Trägern zu einer heftigen Schlägerei. Schon hatten die Erbosten Beile, ja Gewehre zur Hand genommen, als ich mit meinem Reitstier in vollem Laufe zwischen die streitenden Parteien ritt, sie trennte und zunächst die Kioque aus dem Lager jagte. Es wurden von nun an stets die Hütten gleichmäßig vertheilt.

Der Reisende, der eine alte Hütte benutzen will, lasse vorher das zum Decken angewandte Gras durch neues ersetzen, oder wenigstens mit Stöcken ausklopfen, da sich allerlei Ungeziefer einnistet; besonders werden Schlangen von den Ueberreste suchenden Ratten angezogen.

Schambana, ein Bruder Muata-Kumbana's, hatte vor einem Jahre den später hingerichteten Musemvo gegen seinen Bruder zu Hilfe gerufen, um sich der Herrschaft zu bemächtigen; Beide wurden geschlagen und das Gebiet Schambana's verwüstet, so daß auch wir noch durch bitteren Mangel an Lebensmitteln an den Folgen zu tragen hatten. Schambana war dann mit einem Geschenk von 20 Mädchen zu Muata-Jamvo gezogen, um bei diesem die Absetzung Kumbana's zu seinen Gunsten durchzusetzen. Für uns hatte dies Ergebniß das Angenehme, daß Niemand da war, um uns aufzuhalten oder zu erpressen.

Unsere Kioque hatten ein Milongo (Rechtsstreit) mit den Aqua-Lunda, da einer derselben seine Mohamba (Tragkorb) auf das Grab eines Häuptlings gesetzt hatte.

Von einigen unserer Leute wurde ich zum Tschikapa geholt, wo ich zum ersten Male eine Familie von sechs Flußpferden sah. Die mächtigen, stumpfsinnigen Kolosse geriethen beim ersten Schusse in große Aufregung. Gewaltige, wie aus einer tiefen Tonne

tönende Baßlaute, das Wasser hoch aufspritzen machende Lançaden und Purzelbäume zeigten, daß sie schon wußten, was mit dem Knall des Gewehres verbunden sei. Ein mächtiges Thier von schiefergrauer Farbe und mit fleischrothen Flecken über den Augen und am Maul, das sich mit ärgerlichem Brüllen näherte, schoß ich zwischen die Augen. Es verschwand sofort, erschien noch zwei Mal mit den Vorderbeinen schlagend über Wasser und blieb dann verschwunden, während die anderen, stromabwärts treibend, sich unseren Blicken entzogen. Die Eingeborenen behaupteten, daß das Thier tödtlich getroffen sei. Da jedoch die Dunkelheit einbrach, bevor es wieder an der Oberfläche erscheinen konnte, mußte ich für heute die Beute verloren geben.

Unter den mächtigen Halden des Urwaldes, an einer zur Anlegung von Pflanzungen ausgerotteten Stelle lagerten wir am 25. So angenehm dem Europäer Schatten ist, so ungern bleiben Neger an solchen Orten über Nacht, die Feuchtigkeit und Kälte scheuend. Es goß jetzt mit großer Regelmäßigkeit zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags in Strömen bei ganz gewaltigen elektrischen Entladungen. Ein Gefühl der Furcht, wie oft in Europa, beim Leuchten des Blitzes und Grollen des Donners kennt der Sohn der Wildniß nicht; er fürchtet nur den Regen, und es scheint, daß das Frostgefühl dem vom Regen Triefenden geradezu schmerzhaft ist.

Ungenügende Nahrung in den Hungergegenden Lunda's, furchtbar beschwerliche Märsche in dem tiefgefurchten Thale des Tschikapa, Aussicht auf noch große Entfernung unseres Zieles ließen die Unzufriedenheit unserer Leute immer mehr anwachsen. Des Abends wurden Reden gehalten und Nachzahlung verlangt, gedroht, die Last nicht wieder aufzunehmen, in frecher Weise uns absichtliche Täuschung vorgeworfen und endlich, wild erregt, blinde Schüsse abgefeuert und Kriegstänze aufgeführt. Da wir aus Mangel an Waaren gezwungen waren, es bis auf's Aeußerste ankommen zu lassen, übersahen wir, äußerlich ganz ruhig, unsere Pfeifen rauchend, jedoch stets bereit, wenn nöthig, einzuschreiten, vollständig die Aufregung der Leute, die sich dann auch an unserer unbesorgten Gleichgiltigkeit abkühlte und brach.

Für mich war das tägliche Bad, das ich Abends regelmäßig nahm, die genußreiche Erholungszeit von der Unruhe des Tages. Tief unten in der Schlucht, die zu beiden Seiten von mächtigen

Urwaldriesen tief beschattet ist, rinnt über weißen Sand, Kies oder röthlichen Sandstein mit glatten, wannenartigen Vertiefungen der krystallklare und in ewigem Schatten kühle Bach. Mag es oben stürmen und toben, hier unten ist es still, wie in einem Zimmer; nur ein Falter gaukelt in dem angenehm gedämpften Licht und läßt sich auf den feuchten Sand des Ufers nieder, oder ein geschäftiger Käfer summt durch die tiefe Ruhe. Welch' erquickender, nervenberuhigender Aufenthalt hier unten in dieser fast heiligen Stille gegenüber dem rohen, lauten Treiben im Lager, wo stets der Geist in Spannung ist, die Aufmerksamkeit an unerquickliche Laute oder Bilder gefesselt wird!

Die Träger mußten, um wenigstens das zum Leben Nothwendigste einzukaufen, nach weit entlegenen Dörfern gehen. Bei dieser Gelegenheit wurden Pilze gefunden, deren Dach bis zu 35 cm im Durchmesser war, und welche ein äußerst wohlschmeckendes Gericht abgaben.

Auf den zwischen den Bachschluchten stehen gebliebenen Plateauresten bedeckt eine starke Humusschicht den rothen Laterit. Die Flora nimmt ein immer üppigeres Aussehen an, die Oelpalme, Elaëis guineensis, tritt auf, und im Urwalde der durch seine mächtigen, wandartig vorstehenden Wurzelansätze auffallende Eriodendron, Baumwollbaum. Die Schlinggewächse werden dichter und umfangreicher. Nashornvögel, in prächtigen Farben schillernde Helmvögel und Papageien beleben den Wald; bei ersterem frappirt das mächtige Rauschen seines Gefieders. Der Corythaix unterbricht die Stille durch sein weit tönendes Rokokokokok, und Trupps von Papageien pfeifen und kreischen ununterbrochen bei ihrem schwerfälligen Fluge.

Endlich verlassen wir das ungastliche Lundaland und betreten das Gebiet der westlichen Angehörigen des mächtigen Balubastammes, die hier, das nur im Westen gebräuchliche Pluralpräfix Tu anwendend, sich Tuluba und auch als Untergebene des Mai-Munene Bena-Mai nennen. In die wunderbarsten Formen von Chignons, Zöpfen, Puffen und Rosetten ist das Haar dieser mittelgroßen, lebhaften, nichts weniger als scheuen, ja sogar zuthunlichen Leute gezwängt. Bei einigen bemerkt man spitz gefeilte Zähne; Kupferringe schmücken die Arme, und ein hellgelber, selbstgewirkter Stoff aus dem Baste des Blattes der Mabondopalme, Raphia vinifera, Mabele genannt, bedeckt ihre Blößen.

Da die Dörfer vom Wege abseits lagen, konnten wir nicht sehen, wie sich die Leute einrichten und wie sie bauen.

Der Oberhäuptling Mai-Munene wohnt bei den mächtigen Wasserfällen Mbimbi-Mukasch und Mbimbi-Mulume (Fall Mann und Fall Frau) am linken Ufer des Kassai dicht oberhalb der Mündung des Tschikapa und ist der äußerste tributäre Kilolo Muata-Jamvo's nach Norden zu.

Ein Dorfhäuptling brachte uns ein Schaf zum Geschenk; frappant war die Lebhaftigkeit, die sich während seiner langen Rede kund gab. Jedes Glied des Körpers, jede Muskel begleitete die ausdrucksvollen Worte. Die Gesticulationen waren nicht ohne Grazie, da sie immer in gewissen Grenzen blieben. Je nach Bedürfniß war er vollendet tief tragisch, hoch komisch oder imposant. Wir verstanden fast Alles, was er sagte, ohne Dolmetscher.

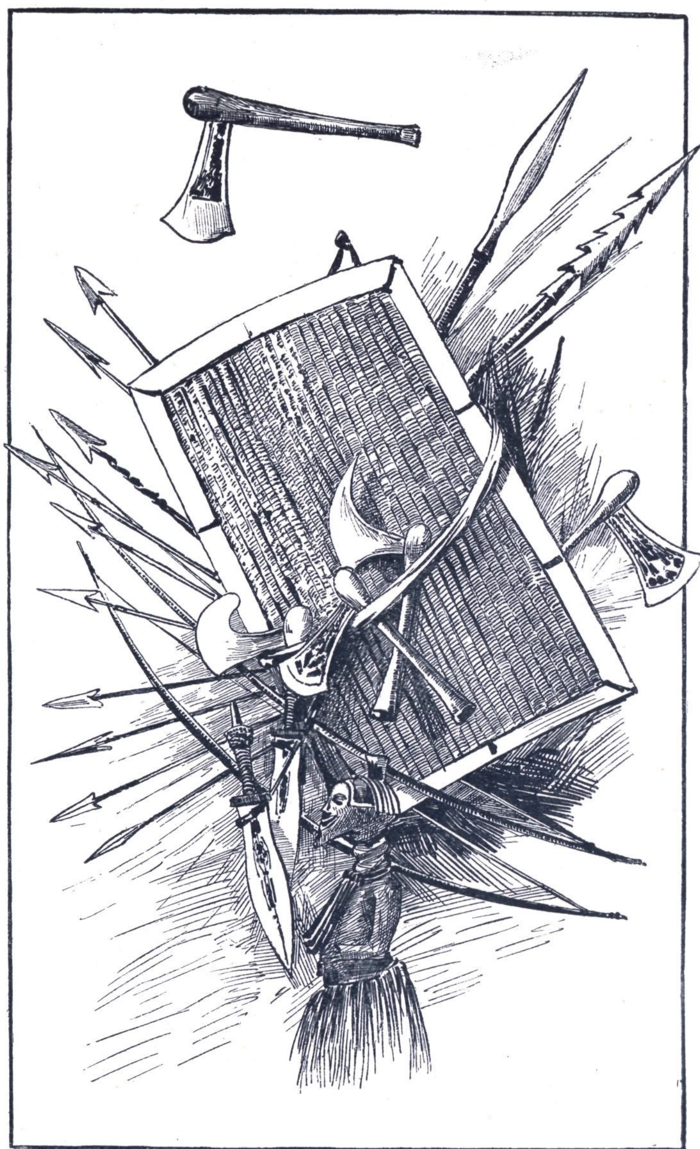
Am 29. entstand ein blinder Kriegslärm im Lager. Ein Träger war im Dorfe unseres Pantomimen gewesen, als plötzlich mit Gewehrfeuer Krieger über dasselbe herfielen. Der Mann entfloh und kam im Lager an, in dem Glauben, der Angriff gelte uns. Alles verlangte Munition, da immer noch Schüsse und Geschrei zu uns herübertönten. Da Nichts sich unserem Lager näherte, ging ich mit einigen Leuten aus, um den Grund des Lärms zu erforschen. Schwarze Rauchwolken schlugen empor, da, wo eben noch das kleine Dörfchen aus dem hellen Grün der Bananen friedlich hervorgesehen hatte. Die Räuber, die die Niederlassung überfallen hatten, hieß es, wären vom Mai-Munene gesandt und waren schon mit Weibern, Kindern und den Ziegen, dem einzigen Reichthum der Bewohner, auf und davon. Nicht 10 Minuten hatte es gedauert, eine Wohnstätte glücklicher Familien in einen Aschenhaufen zu verwandeln, die Schwachen in die Sklaverei zu schleppen und die Männer, die zu feige oder auch vielleicht zu schwach waren, die Ihrigen und ihr Gut zu schützen, als Obdachlose wie wilde Thiere in die Wildniß zu verjagen.

Schon am 30. änderte sich abermals die Stammesangehörigkeit der Eingeborenen. Wir betraten das Land der Tupende. Noch vor 60 Jahren saß dieses Volk im Thale des Quango, dem jetzigen Kassange, dem Lande der Bangala. Als sie von dort durch einbrechende Lundahorden vertrieben wurden, wanderten sie nach Nordosten und fanden das linke Ufer des Kassai reich und unbewohnt, obgleich Mai-Munene Anspruch auf den Besitz desselben

und daher auch auf den seit jener Zeit regelmäßig gezahlten Tribut erhob. Mit einem in viele Falten gelegten, 0,7 m breiten und 2 bis 10 m langen Stück Mabelezeuges, das mit geschabtem Rothholz gekocht und dadurch roth gefärbt wird, bekleiden sich die Tupende. In einem großen Rahmen wird aus den Fasern der Mabondopalme vermittelst einer hölzernen Nadel, die das Webeschiffchen vertritt, der Stoff verfertigt. Der Haarwuchs wird nicht in künstliche Formen gezwängt, sondern mit durch eiserne Nadeln befestigten Häuten von kleinen Wild- oder Zibethkatzen bedeckt; auch finden vielfach bunte Federn Anwendung. Kupfer- und Messingringe und eine Perle von der Größe eines Taubeneies (roncalia), sowie rothgefärbte Kaurimuscheln sind der beliebteste Schmuck. Die Pfeile werden in einem Köcher von Antilopenhaut getragen, der Bogen ist stark und von gutem Holz. Gewehre sind selten, eine starke Wurfkeule ist dagegen allgemein. Die Männer sind von großer, sehniger Gestalt mit verschmitztem, frechem Gesichtsausdruck. Sie sind wild, unstät, bettlerisch, diebisch, feige und sehr dem Trunke ergeben, da ihnen der Reichthum an Palmen mit wenig Mühe große Quantitäten Wein spendet. Die Weiber sind auffallend klein, wohlgebaut und mit angenehmen Zügen. Sie sind nur mit einem schmalen Läppchen, welches mit Kaurimuscheln besetzt ist, bekleidet, das, hinten von den Hüften herabhängend, vorn zusammengenommen wird. Die kleinen Dörfer sind von Oelpalmen beschattet, die Häuser quadratisch, etwas über mannshoch mit feinem Grase gedeckt. Die senkrechten Wände bestehen aus auf die inneren Stangenhölzer aufgebundener Baumrinde. Geflochtene Kornspeicher in der Nähe des Hauses dienen zur Aufbewahrung von Mais und Hirse.

Die Tupende bieten einen interessanten Beweis, daß der Neger eine höhere Cultur wieder verliert, sobald die fortdauernde Einwirkung der Civilisation aufhört. Wir fanden sie hier als den wildesten Stamm, den wir je angetroffen hatten, während sie früher im Thale des Quango mit dem benachbarten Angola im regen Handelsverkehr gestanden hatten und eine ähnliche Culturstufe wie jetzt die Bangala besessen haben sollen.

Mit dem Herabsteigen in das Thal des Kassai, das die Tupende nach ihrer früheren Heimath Kassange nannten, trat uns eine ganz andere Vegetation entgegen. Feines, hellgrünes Gras ließ die boskettartigen dunklen Gebüsche, die mit Palmenhainen



Bassonge-Waffen
(siehe 7. Kapitel).

Zu Seite 62.

wechselten, besonders lebhaft hervortreten, so daß die Gegend einen parkartigen Charakter annahm. Die dichten, hier und da zu Lauben ausgeschlagenen Gebüsche boten tiefschattige Ruheplätze, unter denen der Genuß des kühlen, moussirenden Palmweins den verwöhnten Sohn der reichen Natur manche Stunde des Tages beschäftigt.

Wir standen jetzt vor einer Krisis, denn unsere Träger wollten, bevor sie den mächtigen Kassai passirten, uns noch einmal, und, wie uns Kaschawalla sagte, entscheidend die Alternative stellen, mehr zu zahlen oder von ihnen verlassen zu werden. Da Letzteres das Ende unserer Reise, das Scheitern unserer großen Pläne und Hoffnungen bedeutete, so waren wir Beide die halbe Nacht hindurch mit tausend Plänen, Erwägungen und Entschlüssen beschäftigt. Der Morgen des 2. Octobers erschien und mit ihm ein allgemeines Streiken unserer Träger, die sich weigerten, die Lasten aufzunehmen. Da wir erfahren hatten, daß viele unserer Leute ihr eigenes kleines Geschäft in Lubuku zu machen beabsichtigten, d. h. für ein Gewehr oder ein Stück Zeug ein Weib zu erwerben, und annehmen konnten, daß diese, nun schon so weit marschirt und dem Reiseziele nahe, wohl vorziehen würden, weiter mit uns zu gehen, so befahlen wir, die sämmtlichen Lasten abzuliefern.

Da dies nicht geschah, vielmehr die Leute in lebhafte Verhandlungen unter einander geriethen, so bestieg ich den Stier, rief einigen uns besonders ergebenen Leuten zu, mit ihren Lasten zu folgen, und ritt davon. Der Fahnenträger Humba war der Erste, der mich erreichte; ihm folgte sein ganzer Anhang und nach und nach die ganze Karawane.

Durch lichte Palmenbestände, die mit Schattenbäumen oder schön blühenden Büschen wechselten, passirten wir viele kleine Dörfchen oder Gehöfte und lagerten in Kikassa, der Residenz des alten Mona-Bumba, Inhabers der Kassaifähre. Dicht bei dem schön verzierten Hause des steinalten, aber geckenhaft eitlen Häuptlings, der sich nicht bewegen konnte, da er gestern von seinem betrunkenen Sohne geprügelt worden war, machten wir Lager und erhielten frischen Palmwein gesandt. Für den Europäer ist dieser jung sehr erquickend, ist kühl, säuerlich süß und moussirend, und erinnert an unser Birkenwasser. Die Neger, die ihn hauptsächlich trinken, um sich zu berauschen, da sie das Gefühl des Trunkenseins sehr schätzen, lassen ihn ein bis zwei Tage stehen, damit er stark, aber

auch sauer wird. In einigen Gegenden wird ein Stück bitter schmeckenden Holzes in den Wein gethan, um den Proceß zu beschleunigen. An dem Ansatz des Blattstieles der Palme treibt man ein Loch fast bis zur Mitte, setzt dann Rinnen oder kleine Röhren hinein und läßt den Saft in eine darunter gehängte Kürbisflasche träufeln. Den Wein des ersten Tages schüttet man als schlecht weg, kann dann aber den Stamm 8 bis 10 Tage lang anzapfen, und zwar dies jedes Jahr. Die Oelpalme widersteht lange diesem Aderlaß, während der Borassus bald seine Krone verliert. Es ist nur ein starker Windstoß nöthig, um dieselbe von dem angebohrten Baum zu brechen. Eine rohe Art des Gewinnens ist die des Umschlagens des Stammes, aus dem 7 bis 9 Tage nach dem Fällen der Saft in großer Masse abläuft. Von den in diesen Breiten vorkommenden Palmen, der Oelpalme, zwei Arten Fächerpalmen, zwei Arten Raphia vinifera und der alten Dattelpalme, ist nur der Wein einer Raphia, die in dichten Beständen in feuchten Niederungen wächst und von den Portugiesen Bordão genannt wird, dem Europäer nicht anzurathen, da er Unwohlsein erregt.

Noch während die Leute mit dem Bau des Lagers beschäftigt waren, trieb mich die Ungeduld, den Kassai zu sehen. Durch Palmenhaine, einen Urwaldstreifen, der bei höchstem Wasserstande die Uferlinie des Flusses bildet, dann durch zwei Lagunen watend und über eine breite Flußpferdwiese trat ich an das Ufer des 300 m breiten, ruhig dahinfließenden Kassai.

Weit kann das Auge dem Laufe nach Norden folgen. Wohin, durch welche Länder, durch welche Völker führen seine gewaltigen Wassermassen? Schon jetzt drängte sich mir gewaltsam der Wunsch auf, dieses Räthsel zu lösen, doch sollte es noch lange dauern, bis mir dies vergönnt war.

Das rechte Ufer des Flusses steigt direct vom Ufer an in steiler Böschung zum 50 m hohen Plateau; das linke hat ein flaches Vorland von 1500 m Breite, bevor es sich erhebt. Am Ufer lagen große viereckige Fischnetze von Rohrfasern hergestellt, 2 m lang und 1,5 m hoch; auch bis 3 m hohe, aus gesplißten Palmenstengeln verfertigte Zäune schlossen überall die lagunenartigen Einschnitte und Vertiefungen am Ufer. Vermittelst dieser werden Abflußcanäle, die während des Steigens des Flusses offen sind, mit dem Beginn des Fallens geschlossen, um die aus den

Seitenarmen und Lagunen abgesperrten Fische, wenn das Wasser gefallen ist, aufzufangen. Diese Art des Fischens ist die in Afrika am meisten angewandte.

Mehrere Kanoes von 8 bis 12 m Länge und 0,75 m Breite, hinten etwas erhöht, lagen an der Fährstelle. Abends erschien der Sohn Bumba's, ein mächtig breitschultriger Wilder, im Lager und machte mit seiner weittönenden Stimme und seinem jovial-dreisten Auftreten, das einer leichten Trunkenheit entsprang, Nachforderungen zu der seinem Vater schon gesandten Bezahlung für die für morgen in Aussicht gestellte Passage des Kassai.

Es fiel bei den Tupende auf, wie schnell sie das Staunen über den weißen Mann überwunden hatten, obgleich wir die ersten Europäer in diesen Breiten waren. Es mag dies mit den Erzählungen der Alten zusammenhängen, die sich noch von ihren früheren Wohnsitzen her des Handels mit den Portugiesen entsinnen.

Am 3. Morgens wurde nach selbstverständlichem, nochmaligem Betteln mit der Passage schon früh begonnen, da wir unseren Trägern nicht noch einmal Gelegenheit zum Streiken geben und unseren Rubikon so schnell als möglich hinter uns haben wollten. Als ich eben mit 10 Leuten das andere Ufer erreicht hatte, zeigte sich die Belohnung unserer Eile. Einige vor uns sich im Handel befindliche Kioquehäuptlinge sandten eine Botschaft an Bumba mit der Warnung, uns nicht überzusetzen, da sie uns am rechten Ufer mit Krieg empfangen würden. Die Gesandtschaft, welche überrascht war, uns schon zu treffen, ließ ich natürlich nicht passiren, und mußte sich dieselbe eine andere Fährstelle aussuchen, wodurch sie soviel zu spät kam, daß unsere Passage bereits bewerkstelligt war. Fast bei jeder Ankunft eines neuen Kanoes nahm ich den Tupendefährleuten die Sachen, die sie während der Ueberfahrt, die Furchtsamkeit der Träger benutzend, gestohlen hatten, wieder ab, was zum Theil mit Gewalt geschehen mußte, da dieselben in Gegenwart der Bestohlenen frech behaupteten, sie hätten die betreffenden Gegenstände geschenkt erhalten.

Allmählich trieben die Tupende den Preis einer Fahrt von 20 Kauri auf 60, indem sie vorschützten, daß sie den Kioques, die nun ihnen wegen der Passage der Weißen feindlich sein würden, einen Theil des Gewinnes abgeben müßten.

In unverschämter Weise begannen die Erpressungen, als das Uebersetzen der Reitstiere vor sich gehen sollte, und der hünen-

hafte Sohn Bumba's zeichnete sich besonders durch Frechheit im Fordern aus. Ich sandte, um Pogge, der nur mit den Dolmetschern und wenigen Leuten am linken Ufer geblieben war, eine bessere Stütze zu geben, 15 unserer besten Leute mit Gewehren und Munition zurück, unter dem Vorwande, beim Einfangen der Stiere behilflich zu sein. Nachmittags 5 Uhr war der 5. Stier am linken Ufer, wie alle übrigen längsseit des Kanoe schwimmend und von einem Manne am Naseneisen gehalten. Der letzte jedoch, als er sich allein sah, wurde wild, riß sich los und war auf keine Weise zu ergreifen. Als auch Pogge am rechten Ufer war, ging ich noch einmal mit einigen Leuten zurück und schoß, da alle Versuche zum Einfangen des Stieres vergeblich waren, das Thier so, daß es todt in den Fluß stürzte. Von hier entführten wir den rings schon im Gebüsch auf diese gute Beute lauernden Tupende, ihn im Kanoe nachschleppend, den fetten Bissen, bevor es Nacht wurde.

Mit dem für unser Unternehmen wichtigen Ueberschreiten des Kassai waren auch sonst viele bedeutende Aenderungen vorgekommen. Wir waren von Kimbundu mit 1250 m Höhe auf 540 m herabgestiegen; die Nächte waren längst schon nicht mehr empfindlich kalt, obgleich stets noch erfrischend, was mit dem Abnehmen der Höhe und der allmählich in voller Kraft eingetretenen Regenzeit in Verbindung stand.

Bis gegen Ende August hatten wir stets einen frischen, trockenen Wind, der sich Nachts mitunter zu sturmartigen Stößen erhob. Der Himmel war vollständig unbedeckt, jedoch nie klar, sondern hatte eine grau-blaue, blendende Färbung, während rings am Horizont eine bräunliche Dunstschicht, von den Grasbränden stammend, lagerte. Feine Streifen- und Federwölkchen, oder Schäfchen und weiße Wattenwolken zeigten sich ab und zu am Himmel. Die Nächte waren kalt gewesen, die Morgen meist sehr thaureich, die Durchsichtigkeit der Luft am Tage sehr gering, in Folge dessen keine Weitsicht, und auch bei Nacht leuchteten die Sterne nur matt und, in der Nähe des Horizonts, in auffallend rothem Lichte.

Gegen Ende August wurde zuerst ein sehr geringes Wehen von Osten und dann gleich starke, die Asche der gebrannten Gräser hoch aufthürmen machende Wirbelwinde bemerkt. Die Federwolken blieben aus, die Schäfchen und Wattenwolken verdichteten sich und

nahmen dunkle Färbung an, und Wetterleuchten im Norden und Osten zeigten das allmähliche Anrücken der Regenzeit. Anfangs September schwankte die Richtung der Winde hin und her, bei Bildung von Schichtenwolken fielen ab und zu feine Sprühregen, dann wurden die Winde regelmäßiger östlich, und immer dichter und dunkler thürmten sich drohende Haufenwolken auf. Damit begannen auch die Gewitter, die, zuerst mit geringen Unterbrechungen, dann, vom 10. an, täglich mit großartiger Genauigkeit und Stärke gegen 4 Uhr Nachmittags einsetzten. Die Luft war, ganz besonders nach einem Gewitter, klar und gestattete bei dunklem, blauem Himmel eine prächtige Weitsicht. Nachts war der Himmel, wenn einmal unbedeckt, fast schwarzblau, prachtvoll sternenklar, und das Scincilliren der Sterne wunderbar lebhaft.

In der vollen Regenzeit hörten wir fast ohne Unterbrechung ein entferntes dumpfes Rollen des Donners, und Nachts war der Himmel ringsum von unausgesetztem Aufleuchten erhellt. Bald nach dem ersten Regen war aus der Asche der gebrannten Savanne frisches Gras emporgewachsen, was schnell den ganzen Ton der Scenerie änderte und einen belebenden, dem Auge wohlthuenden Rahmen für das ewig wechselnde Bild der höheren Vegetation gab.

Ein Dritttheil des Continents in der Breite war durchwandert; Westafrika, das Land der eintönigen, mit Krüppelbäumen bestandenen Savanne, die nur hier und da von einem Gallériewald unterbrochen ist, lag hinter uns.

Wir traten in das centrale Gebiet des schwarzen Welttheils. Da schon seit einigen Tagen sich ein großer Wechsel in der Flora anzubahnen schien, waren wir gespannt, was hier der Reichthum der Natur dem Auge und etwaiger späterer Ausnutzung bieten würde, was für Menschen wir treffen, und wie diese dem ersten weißen Besucher entgegentreten würden, sowie, ob eine reichere Fauna die bisher vermißte, langersehnte Gelegenheit zum Jagen, Sammeln und Beobachten bringen würde. Daß unsere Erwartungen in Betreff der Eingeborenen nicht zu hoch hinausgingen, dafür sorgten unsere eigenen Leute, die doch eines Stammes mit den Bewohnern Centralafrika's waren.

Gleich der erste Abend am rechten Ufer des Kassai rief uns wieder einmal recht lebhaft den tiefen psychischen Standpunkt unserer schwarzen Begleiter in das Gedächtniß. Das Fleisch des

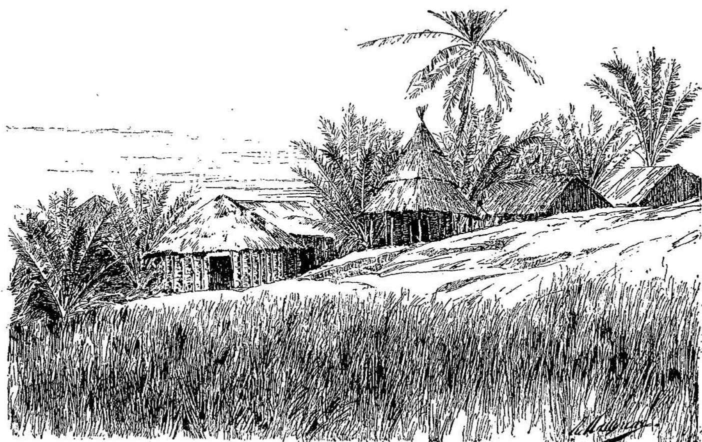
erschossenen Reitstiers sollte getheilt werden, und ich hätte wohl gewünscht, daß einer der vielen oberflächlichen Beurtheiler, die aus verschiedenen Rücksichten dem schwarzen Bruder nur die guten Seiten in übertrieben philanthropischem Gefühl ablauschen wollen, bei dem, was nun erfolgte, Zeuge gewesen wäre. Der Reitstier wurde am Wasser zerlegt und kam in Stücken in's Lager. Zuerst erhielten die Honoratioren, Dolmetscher und Häuptlinge ihren Antheil an dem Fleisch, und dann die Träger. Eine gleichmäßige Vertheilung kam nicht zu Stande, da sich die Umstehenden wie eine Meute hungriger Wölfe über das Fleisch warfen, sich die zugetheilten Stücke stoßend und schlagend entrissen, noch ein Stückchen Eingeweide stahlen, um es seitwärts in rohem Zustande auszulutschen. Als die Autorität der Dolmetscher diesen hungrigen Hyänen nicht mehr gewachsen war, trieben wir dieselben mit Stöcken auseinander, doch umsonst, denn gleich wieder kehrten sie zurück, um neue Prügel, vielleicht aber auch noch ein Stückchen Fleisch zu erobern. Noch lange in die Nacht hinein zeigte ein ununterbrochenes Schreien, Zanken und Prügeln unter den einzelnen Parteien, daß sie sich noch bis zuletzt wie Geier um ihren Antheil stritten. Bei einem derartigen Schmause bleibt von dem Thier Nichts übrig, als die reinen, abgenagten Knochen, die Klauen, die Hörner und oft die Haut, denn manchmal wird auch diese, in kleinen Stücken leicht geröstet, hinabgeschlungen.

Mit dem Passiren des Kassai haben wir das Land der Tuschilange, weiter östlich Baschilange, eines Theils des mächtigen, bis zum Tanganjika reichenden Balubavolkes, betreten. Der westlichste Theil des Stammes bis zum Luëbo hin hat die Präfixe Ka- für Singular und Tu- für Plural angenommen, wohl ebenso, wie das diebische und räuberische Wesen von ihren Nachbarn, den Tupende. Da die Eingeborenen in kleinen Dörfern und liederlich gebauten Häusern wohnen, Vieles von anderen Völkern und Händlern angenommen haben, dabei abschreckend scheu und wild sind, so sei eine nähere Beschreibung über das Eigenthümliche dieses Stammes erst später gegeben.

Zufälliger Weise war einer der größten Häuptlinge der Baschilange am Lulua, Tschingenge, in Handelsgeschäften am Kassai und besuchte uns. Ein schlanker Mann mit intelligenten Zügen, glatt geschorenem Haupte und feiner Tätowirung im Gesicht und auf der Brust, näherte er sich ehrfurchtsvoll und bescheiden. Ein

weißes Hemd, schon sehr gebrauchte Unterhosen und Morgenschuhe, ein rother Stürmer auf dem Kopf war seine fürstliche Kleidung. Sein Staunen gab sich in zurückhaltender, anständiger Weise kund. Keine wilde, unstätige Bewegung, kein lauter Ton ließ ihn aus seiner mit drolliger Grandezza durchgeführten Rolle des großen Mannes fallen. Tschingenge, der hier auf Bezahlung von Elfenbein wartete, gab dies Geschäft verloren, nur um uns nach seiner Residenz zu geleiten.

Am 4. marschirten wir durch dichten Urwald gen Nordost bis zu dem Dorfe Kambo, wo wir einer auf der Heimreise begriffenen



Baschilange-Dorf.

Bangalakarawane begegneten. Diese schlauen Händler, die einsahen, daß sie uns nicht mehr aufhalten konnten, ließen es sich angelegen sein, uns die bedeutend niedriger gewordenen Preise für Lebensmittel mitzutheilen. Das Maß der Stoffe, sonst von der Hand des ausgestreckten Armes bis zur anderen Schulter reichend, wird hier nur bis zur Achselhöhle ausgedehnt; das Pulvermaß für eine Ladung ist so gering, daß es wohl kaum im Stande ist, das Geschoß mit einigem Geräusch aus dem Laufe zu entfernen. Die Perlen werden nicht mehr wie bisher in Schnüren, sondern stückweise verhandelt.

Die uns begleitenden Kioquehäuptlinge, die in letzter Zeit geradezu unerträglich bettlerisch geworden waren, wollten wir uns

hier, die Gegenwart der Bangala, der schlimmsten Feinde der Kioque, benutzend, vom Halse schaffen, da ihr Contract, uns durch Kioque zu führen, erfüllt war, und sie schon sehr viel mehr erhalten hatten, als ihnen zustand. Mit der Eröffnung, daß sie gehen könnten, erhielten sie noch einige kleine Schlußgeschenke. Mauila wies diese zurück und hielt des Nachts an unsere Träger eine lange Rede, in der er drohend sagte, daß, wenn wir ihn nicht besser zahlten, er sich rächen wolle, wenn wir auf unserer Heimreise sein Stammesgebiet passiren würden. Am nächsten Morgen erklärten deshalb die Träger, nicht eher aufzubrechen, bis der Häuptling befriedigt sei, und wir waren, um nicht längeren Aufenthalt zu haben, gezwungen, nachzugeben.

Uns fielen hier oft Kinder mit oben ganz flachem und weit nach hinten abstehendem Schädel auf. Man sagte uns, daß die Mütter bald nach der Geburt begännen, mit der Hand den noch nicht festen Schädel in jene Form zu streichen und zu drücken.

Wie wir schon den Besuch der großen Fälle des Kassai aufgegeben hatten, so entschieden wir uns jetzt auch, die Mündung des Lulua in den Kassai erst später fest zu legen, da unsere Karawane sehr ermüdet, unlustig und zum Streiken aufgelegt war, und wir nur durch schnelles Gewinnen eines größeren Ruhepunktes am Lulua Waarenverluste umgehen konnten.

Am 6. erschien Tschingenge, um uns zu begleiten. Voran raste ein eine Phantasiefahne schwingender Mann, den Namen und die Größe seines Häuptlings preisend. Dann folgte langsam ein dichter Knäuel von etwa 100 Menschen, viele mit Gewehren bewaffnet, die sie emporhielten, indem sie dabei eine eintönige Melodie sangen. Ab und zu sprang ein Krieger aus der Masse hervor, feuerte sein Gewehr in den Boden ab und verschwand, wieder ladend, in dem Knäuel. Inmitten des Lagers angekommen, öffnete sich der Haufen zu einem Halbkreis, in dessen Mittelpunkt Tschingenge, auf einem geschnitzten Holzkasten reitend, die Füße auf die Schenkel von ihn umliegenden Weibern gestellt, sichtbar wurde, in jeder Hand einen mit Klingeln behängten Fliegenwedel haltend, den er gravitätisch hin und her schwang. Eine mächtige Trommel intonirte in prachtvoll tiefem Baß, und helles Geheul der Krieger beschloß die Besuchsceremonie. Unser dicker Dolmetscher Kaschawalla trat nun in Scene. Mit der Gewandtheit eines Clowns von einem Bein auf das andere hüpfend und mit den Armen umherfuchtelnd

gab er ein „Moio", den Gruß in unserem Namen in Schlagworten, die alle einzeln einstimmig von den Baschilange wiederholt wurden: „Habe ich Euch gelogen, als ich vor Jahren bei Euch war? Gibt es nicht weiße Männer mit langem Haar und langen Bärten, die reich sind an Gewehren und Zeug, die Alles selber machen können, und von denen auch Kioque und Bangala alles Schöne erhalten, seht Ihr sie, sind sie nicht wie Gott (Fidi-Mukullu)? Sie wollen Euch besuchen, Ihr sollt jetzt klug werden, noch klüger als Kioque und Bangala, nicht bleiben wie die Thiere der Wildniß. To-Wola!",



Tanz.

so endete der dicke Cicero, und langanhaltendes Jubelgeschrei zeigte die gewünschte Wirkung. Zur Feier dieses großen Tages versammelten sich alsbald unsere neuen Begleiter zu einem Riamba-Fest.

Die Meisten erschienen mit einer mächtigen Pfeife, einem ausgehöhlten Kürbis, in dem seitwärts ein thönerner Cylinder als Pfeifenkopf eingesetzt und am oberen Ende ein Mundstück eingeschnitten war. Rings im Kreise um Tschingenge, der wieder gravitätisch die beiden Fliegenwedel schwang, ließen sich die kahlköpfigen tätowirten, langen, mageren Burschen nieder und begannen ihre Pfeifen anzuzünden. Bald hüllte grauer, süßlich übelriechender Qualm die wunderliche Gruppe ein, aus der krampfhaftes Husten und Prusten, oder durch die narkotisirende Wirkung des Hanfes

eingegebene Inspirationen über Freundschaft mit dem weißen Mann erschallten. Vier gut gestimmte Trommeln fielen ein, und die Versammlung erhob eine aus 7 Tönen zusammengesetzte, sich stets wiederholende Melodie. Pfeifen, Klappern und Rasseln, Prusten in das Mundloch der mächtigen Pfeifen und die langgezogenen melancholischen Töne des Elfenbeinhornes vereinigten sich mit dem Gesange zu einem unbeschreiblichen Getöse. Bei einigen war die Wirkung des Hanfes schon acut geworden, sie sprangen auf und tanzten mit zurückgeworfenem Kopfe, stieren Blicks, die wiegende, drehende Bewegung der Hüften mit Schwingen der ausgestreckten Arme und ausgespreizten Fingern begleitend, oder stampften im Takte mit den Füßen, wild in's Weite stierend, die einförmige, bald einlullende, bald aufjubelnde Melodie singend. Spannend neu war uns dies wunderliche Gelage: das Ohr war betäubt durch den halb melodischen Höllenlärm, aus dem die narkotische Wirkung sprach, das Auge gefesselt von dem stieren Blick und den die Glieder verrenkenden Bewegungen, der Geruchssinn beleidigt durch den anwidernden Dampf.

Durch ein plötzliches Rennen und Schreien im Lager wurde das Festrauchen unterbrochen. Ein Eingeborener war von unseren Leuten beim Diebstahl erfaßt und geprügelt worden; es wurde nun eine Hetze auf sämmtliche im Lager anwesende Verkäufer veranstaltet, bis wir zur Stelle waren und Ruhe stiften konnten.

Abends erzählte uns Tschingenge viel Neues und Interessantes. Der von Buchner und Schütt erwähnte See Muncamba oder Lufu-a-Ngimbo sei so groß, daß ein Vogel ihn nicht zu überfliegen vermöchte, werfe so mächtige Wogen, daß kein Kanoe ihn befahren, kein Flußpferd und Krokodil in ihm leben könne. Von hohen Bergen rings umschlossen, habe er keinen Abfluß und sei nur 8 Tagereisen von seinem Dorfe entfernt. Auch über die ihm benachbarten Völker sprach er viel. Nach Norden zu passire man zuerst die Bakuba des mächtigen Königs Luquengo, dann käme man zu den Bassongamino, hinter denen die Batetela wohnten, die nackt gingen, so große Ohren hätten, daß sie sich zum Schlafen in diese wickelten, und mit der langgezogenen Haut des Bauches ihre Scham bedeckten; hinter jenen kämen die Tu-Jecke. Da Tu das Plural-Präfix ist, erinnerte uns diese Bezeichnung an den Acka Schweinfurth's. Diese Leute seien nur hüftenhoch und unterhielten sich durch eine Art von Geheul oder Gebell, lebten im

Walde auf Bäumen, nährten sich von Früchten, Wurzeln oder Wild, das sie mit kleinen Bogen und giftigen Pfeilen gut zu erlegen wüßten, und ließen Niemanden in ihre weit ausgedehnten, dichten Urwälder eindringen.

Am 8. passirten wir, wieder auf 700 m Höhe hinaufgestiegen, ein unentwirrbares Netz von 40 bis 60 m tief eingeschnittenen Bächen, deren Uferhänge mit Urwald bedeckt waren. Oelpalmen traten in dichten Beständen auf, und zwar auch in den Schluchten, während wir bisher solche nur an Stellen alter Dorfschaften oder in der Nähe der Ansiedelungen von Menschen, also angepflanzt, gefunden hatten.

Die Eingeborenen waren derart frech im Stehlen, daß sie unterwegs dem Sohn unseres Dolmetschers den Hut vom Kopfe, einem Träger einen Papagei von der Last herabrissen und im Dickicht verschwanden.

Auch im Lager wurden fortwährend Diebe abgefaßt und erst nach einer entsprechenden Tracht Prügel entlassen.

Tschingenge erhielt heute schon Geschenke, damit er standesgemäß mit uns in sein Land einziehen könne. Ein rother Rock, rother Hut, rothe Schuhe und schwarze Hosen, Alles viel zu weit und zu lang, erregten großes Erstaunen und Jubel bei seinen Untergebenen. Als besondere Auszeichnung hing ich ihm ein Epaulett mit meiner Regimentsnummer 90 an einer Schnur um den Hals.

Ein Bruder Tschingenge's, der sein Weib in verbotenem Umgange mit einem unserer Träger überraschte, schlug dasselbe derartig, daß es wie todt am Boden lag. Als wir dazu kamen, massirte ein alter Träger Hals und obere Rückenmuskeln und kühlte den erhöht liegenden Kopf mit kaltem Wasser. Wir ließen ihn in dieser richtigen Behandlung fortfahren, und bald kam das Weib zu sich. Anklagen gegen den Verführer wurden durch Tschingenge's neues freundschaftliches Gefühl gegen uns niedergeschlagen.

Wieder einmal versuchten unsere Leute höhere Bezahlung zu erpressen und zwar dummer Weise noch, bevor sie die fälligen Rationen erhalten hatten. Diesmal meinten sie es ernst. Sie lieferten auf unseren Befehl alle Lasten und Gewehre ab und machten sich seitwärts ein besonderes Lager. Da unsere Dolmetscher, 2 Köche und ca. 15 in besonderen Diensten stehende Leute bei uns blieben, so ließen wir Alles ruhig geschehen und sagten den Trägern, wir

würden so lange hier bleiben, bis wir mit Tschingenge's Hilfe unsere sämmtlichen Sachen in Lubuku hätten. Jetzt sei es für sie zu spät, noch zu erpressen, und auch für die, welche in ihren eigenen kleinen Geschäften nach Lubuku wollten, sei es unklug, denn wenn sie uns hier verließen, würden wir dort gegen sie feindlich vorgehen und ihnen ihr Geschäft unmöglich machen. Am anderen Morgen sahen die Leute ihre Dummheit ein und nahmen die Lasten wieder auf.

Schon jetzt hatten wir Gelegenheit zu bewundern, wie billig die Baschilange zu reisen verstehen. Unterwegs beim Passiren der Felder stehlen sie einige Maniokwurzeln. Im Lager angekommen, bleiben Einige, um die Hütten zu bauen, Brennholz und Wasser zu holen zurück, während Andere sich sofort in die Umgegend zerstreuen, um mit allerlei Fallen und Schlingen Ratten, kleine Vögel, Heuschrecken, Raupen und Termiten zu fangen. Sie dämmen kleine Bäche ab zum Fischen, suchen Früchte und Wurzeln des Waldes, Pilze und Kräuter, und haben so stets eine große Abwechslung als Zuthaten zu ihrem Maniokgericht. Bei dieser Gelegenheit erhielten auch wir eine Anzahl wilder Früchte, die meist säuerlich und sehr erfrischend sind, die rothen Früchte des Amomum, eine prachtvolle Pflaume, die am Boden wächst, Ananas, eine grüne, ebenfalls am Boden wachsende, birnenähnliche Frucht mit weißem, faserigem, süßem Fleisch gefüllt, den hartschaligen Apfel des Strychnus und eine im Geschmack der Weintraube ähnelnde, glasig gelbe Beere.

Die westlichen Tuschilange, die diese prächtigen Park- und Urwaldländer bewohnen, sind so faul, wie diebisch; schon seit dem Kassai haben wir Nichts als etwas Maniok kaufen können. Bereits mehrere Tage war kein Fleisch zu bekommen; dabei sind die Eingeborenen neugierig und frech. Während sie sich zuerst beim Erscheinen der weißen Menschen auf dem Stier vor Staunen kaum zu fassen wissen, und oft vor Verwunderung fast erstarrt in den komischsten Stellungen verharren, werden sie schon nach kurzer Zeit dreist und unverschämt. Wegen ihrer Diebsgelüste vergeht kein Tag, an dem nicht zwischen ihnen und unseren oder Tschingenge's Leuten Raufereien mit Verletzungen durch Messer oder Beile vorkommen. Da unsere Karawane mit den Kioque, die immer noch mit uns marschiren, und den fast 100 Menschen Tschingenge's eine imponirende Stärke erhalten hat, sind auch natürlich unsere Leute

dreist und gewaltthätig gegen die Eingeborenen, ohne daß wir im Stande sind, überall Ausschreitungen entgegenzutreten.

Während des Marsches können wir an jedem zu passirenden Bache die Beobachtung machen, wie groß die Reinlichkeit der Baschilange ist. Es wird keine Gelegenheit zu einem erfrischenden Bade vorübergelassen, und Tschingenge selbst läßt sich stets des Abends von vier Weibern mit warmem Wasser abscheuern. Dagegen ist der Verkehr der Baschilangeweiber im Lager mit Kioques und unseren Trägern ein äußerst ungenirter.

Im Dorfe des Muketeba trafen wir am 12. einige Bakuba, die im Salzhandel anwesend waren. Sie wohnen nördlich des Lulua und gehören zum Reiche des mächtigen Luquengo. Außerordentlich muskulöse, wilde Gestalten, meinten sie Pogge schon zu kennen; sie hielten ihn für den portugiesischen Händler Silva Porto, den einzigen Weißen, der mit seinen Bihéleuten in jene Breiten gedrungen war.

Auf dem Marsche nach Kiassa-Mungila passirten wir einen Bach mit ganz dunkelrothem Wasser. Der Sand des Bettes war weiß, und vom Eisengehalt konnte diese Farbe nicht herstammen. Man sagte uns, daß jetzt ein Baum seine Blätter verliere und diese das Wasser derartig färbten.

Durch ausgedehnten Urwald stiegen wir zum Lagerplatz bis zu einer Höhe von 790 m, der Wasserscheide zwischen Kassai und Lulua, hinauf. Urwälder nahmen uns jetzt schon oft 2 bis 3 Stunden ohne Unterbrechung in ihre Schatten auf. Je 25 □m sind das Bereich eines Waldriesen, unter denen die prächtigen, weißstämmigen Baumwollenbäume, Eriodendron, den ersten Rang einnehmen. Der Artenreichthum dieser gewaltigen Bäume ist groß, und viele unter ihnen sind wohl noch nicht bekannt. Unter ihren schützenden Aesten schießt ein dichtes Gewirr von Stangenholz und jungen Bäumen empor, und mächtige Lianen hängen in dies Dickicht herab. Der Boden ist bedeckt mit einer Schicht seit Jahrhunderten modernden Laubes und Holzes; ein grobes Farrnkraut oder der säuerlich riechende Waldamomum schießt daraus hervor. Moose bedecken die modernden gestürzten Stämme, aber kein Grashalm kann in diesem feuchten, lockeren Boden haften. Eine Blöße zeigt sich nur da, wo ein uralter Baum im Sturze die schwächeren Nachkömmlinge niederschlug.

Zwei Arten von Termiten kommen vor: der Termes mordax mit seinen pilzartigen Bauten und der Termes aborum, welcher sich an einem alten Stamme hinaufbaut und die Höhlungen des morschen Holzes mit den zu seinen Gängen nöthigen Bodentheilen sehr beschwert. Da nach der Trockenzeit die ersten Regen das Gewicht des morschen Holzes und des zugetragenen Lehmes sehr vergrößern, so führt der erste Sturm der Regenzeit oft den Sturz herbei.

Noch vor 6 Jahren hatte hier der Elefant in großen Heerden seine Heimath, ist aber seitdem dem Gewehr gewichen, und nur noch Büffel und wilde Schweine streichen durch die Wälder.

Am 15. passirten wir einige fast undurchdringliche, stachlige Dickichte der Raphia vinifera, mit denen die Bachniederungen bestanden sind, und erreichten Mutschimang, wo unsere Träger, die mehr und mehr verwilderten, uns einen unvermutheten Aufenthalt verursachten. Es war viel Palmwein im Lager verkauft und herrschte große Trunkenheit. Sim, unser Koch, dem der Kopf einer Ziege, der ihm stets zuzufallen pflegte, gestohlen war, fand diesen und hieb den Dieb derartig in's Gesicht, daß er stark blutete. Sofort eilten einige mit Stöcken Bewaffnete ihm zu Hilfe, und der riesige Spaßmacher und Musikant Domingo, sowie der Fahnenträger Humba sprangen dem Koche bei. Immer mehr griff der Kampf um sich; brüllend, zähnefletschend und vor Wuth weinend hieben die Parteien auf einander los. Neue kamen zu Hilfe, Messer wurden gezogen, und mit Aexten schlugen die sinnlos Wüthenden um sich. Pogge, von seiner Krankheit noch zu entkräftet, um thätlich vorzugehen, befahl umsonst. Mauila blies seine Fetischpfeife, Tschingenge rief und bat vergebens, und unsere Herren Dolmetscher waren nicht zu sehen. Der Gehorsam war vorbei. Ich entrang einigen Leuten die Gewehre und erhielt dabei einen Hieb auf die Schulter. Die Leute waren wie rasend, und versuchte ich zuletzt mit einem schweren Stock den dichtesten Haufen zu trennen. Ein Mann, dem ich das Gewehr entreißen wollte, schlug auf mich an, ein anderer entriß mir wieder das genommene Beil, und die Kimbunduträger riefen: „Reißt die Waaren auf, nehmt so viel ihr wollt, und dann fort, denn diese Reise ist schlecht, wir sind betrogen!" Ein Schuß versagte, und Mauila, sowie Tschingenge mit einigen Baschilange schnitten den mit weiteren Schußwaffen Herbeieilenden den Weg ab. Der erste Schuß

mit Wirkung würde das Signal zu Raub und Flucht gegeben, das Ende der Expedition herbeigeführt haben. Immer noch rief Pogge mir zu, ich sollte nicht den Revolver nehmen, dann sei es zu Ende. Endlich hatten wir den schwer verwundeten Koch und Domingo in Pogge's Hütte gedrängt, die Thür geschlossen und uns davor gestellt. Der wahnsinnige Haufe verlangte die Auslieferung der Beiden, da sie sterben müßten. Aber nun erschienen Mauila, Tschingenge und die Dolmetscher, sowie einige alte Träger, und es gelang, die Wüthenden zurückzuhalten, über uns hinweg die Hütte zu stürmen. Viele weinten und schrieen vor Wuth, lagen in Krämpfen, rissen sich in die Haare, krallten in den Boden und stürzten immer wieder zu den Gewehren, die ihnen immer wieder entrissen wurden, kurz, viehische Wuth machte alle Beruhigungsversuche zu nichte. Einige der Tollsten benutzten diese Gelegenheit, um mit Drohungen mehr Bezahlung und größere Rationen zu fordern, und uns des Betruges zu beschuldigen. Aber doch schien die Krisis überstanden. Ich begann, über mehrere noch in sinnloser Wuth Tobende Wasser zu entleeren mit ganz vorzüglich abkühlendem Erfolge, und jetzt, wo die Gefahr vorbei war, bewährte sich Kaschawalla mit seiner ganzen Ueberredungskunst als vorzüglicher Friedensstifter. Bei einer ähnlichen Gelegenheit wurden vor zwei Jahren zwei Portugiesen ermordet und sämmtliche Waaren gestohlen.

Nun ging's an's Nähen und Verbinden. Domingo hatte einen tiefen Schnitt, der zwei Muskeln und eine Vene durchtrennt hatte, einen Stockhieb auf dem Kopf, der den Schädel freigelegt hatte, und mehrere kleine Wunden; ebenso war Sim mit Beulen und Schnitten bedeckt. Der gewandte Humba, der stets mit mir im tollsten Gewimmel gewesen war, kam mit einigen Contusionen davon. Einem Träger war die Nase gespalten, einem anderen mehrere Zähne ausgebrochen, und viele leichtere Verwundungen hielten uns in reger Thätigkeit. Die kriegerischen, aber auch streitsüchtigen und aufrührerischen Ginga hatten alle mit dem Messer gefochten, die feigen Kimbunduleute Gewehre zur Hand genommen und aufgehetzt. Am 16. bildeten die Träger ein Gericht, erklärten, nicht zu marschiren, bis dies Crimen erledigt sei. Der verschlagene, freche Gingaführer Kiluantschi leitete die Sitzung. Lange Reden wurden gehalten, gesungen, Beifall geklatscht als Zustimmung, gemurrt und gedroht als Zeichen des Mißfallens. Nach

einstündiger Sitzung forderten die Träger Sim's Kopf von uns, was wir natürlich weigerten. Nach gut gespielter Entrüstung wurden dann auch Zahlungen vorgebracht und, um den verhaßten Koch, der es stets mit uns hielt, nach Möglichkeit zu schädigen, erklärten sie, daß auch Domingo, der für Sim verwundet sei, von diesem entschädigt werden müsse. Da kroch der alte reckenhafte Spielmann, ein Neger aus Bihé, der, vom Blutverlust geschwächt, nicht gehen konnte, an die zum Rechtsprechen Versammelten heran, spie aus und sagte ihnen, solche Freunde, die ihn heute tödten, morgen zum Miträuber machen wollten, verachte er, und er verzichte auf jede Entschädigung für das, was er für seinen Freund gethan habe. Wir waren geradezu gerührt von dieser hochherzigen Aeußerung und haben nie dem Alten diese edle Gesinnung vergessen. Bis spät in die Nacht hinein währte die Sitzung, und war das peinliche Gefühl der Machtlosigkeit gegen diese wilde Bande im Zustande der Aufgeregtheit höchst drückend für uns Beide. Sim wurde endgiltig zur Zahlung von fünf ganzen Stücken Zeug verurtheilt, und lag es vorläufig nicht in unserer Macht, das Urtheil umzustoßen.

Am 17. ging es durch mächtige Urwälder endlich weiter, nur ab und zu unterbrachen kurzgrasige Wiesen mit vielen Büffelwechseln die mächtigen Wälder. Bei Tumba-Kimbari, wo wir dicht am Luebo rasteten, wurde ein eingeborenes Weib, das zwei Leute von Tschingenge beim Diebstahl ertappten, von diesen niedergeschlagen, kam aber mit einer Ohnmacht und tüchtigen Kopfwunde davon. Als die Eingeborenen jetzt zum Kriege zusammenliefen, zwangen wir Tschingenge, das Vergehen an den Häuptling zu bezahlen.

Da wir hier einen Ruhetag machten, ging ich des Morgens 6 Uhr mit 2 Eingeborenen auf die Jagd. Bald nahmen wir frische Spuren von 8 Büffeln auf und folgten diesen bis 11 Uhr an einen Bach, wo sie sich trennten. Wir waren noch im Zweifel, welcher Spur zu folgen sei, als unmittelbar neben uns ein mächtiger schwarzer Büffel aus dem Gebüsch brach und flüchtig wurde. Ich hatte sofort die Büchse am Kopfe, wurde aber von meinen Begleitern am Schuß verhindert und verlor den mit lautem Krachen im Dickicht verschwindenden Wiederkäuer. Meine Leute hatten Furcht gehabt, daß ich auf die kurze Entfernung den Büffel nur verwunden würde, und waren in diesem Falle überzeugt, daß er uns annehmen würde.

Wir folgten weiter den Spuren der Uebrigen des Trupps und kamen dabei dicht an einem Dorfe vorbei, in welchem die Männer, mich gewahrend, zu den Waffen liefen. Sie hatten von der gestrigen Verwundung der Frau durch Tschingenge's Leute gehört, beruhigten sich aber, als meine Begleiter ihnen sagten, daß die Sache beigelegt sei. Nachmittags stürzte ich, immer noch den Büffeln folgend, und von der brennenden Sonne schon recht ermüdet, in ein Loch im Boden und verstauchte mir den Fuß. Unfähig weiter zu gehen, sandte ich meine Begleiter an Pogge, und Abends um 5 Uhr erschien Humba mit meinem Reitstier und einer Flasche Cognac. Ich war so ermattet, erschöpft und ausgehungert, daß ich einen tiefen Zug aus der Flasche that und, fast sofort die wohlthuende Wirkung dieses für derartige Gelegenheiten unersetzlichen Anregungsmittels fühlend, heim reiten konnte.

Der schöne, in weite Urwaldufer eingezwängte Fluß Luebo, bis dahin noch gänzlich unbekannt, wurde am 18. passirt; bei 80 m Breite und 1,3 m Tiefe benutzten wir eine Furt. Der Luebo entspringt im Lande des Baketestammes der Akauanda, fließt durch an Elefanten und Büffeln reiche Gegend nach Norden und mündet abermals im Lande der Bakete, eines anderen Restes dieses weit versprengten Volkes, in den Lulua.

Wieder sind die Träger mit ihrer Ration nicht zufrieden und machen Schwierigkeiten; es ist die höchste Zeit, daß wir unser nächstes Ziel erreichen. Die schlechten Elemente in unserer Karawane gewinnen sehr die Oberhand. Eine so lange Reise ist noch nie mit Trägern der Westküste ausgeführt worden; auch um unsere Waaren sind wir sehr besorgt. Oft rechnen wir stundenlang die Möglichkeit weiterer Unternehmungen nach.

Tschingenge nennt einen ihm vor Kurzem erst geborenen Sohn nach mir „Tenente“, da ich von unseren Trägern „Senhor Tenente“, Herr Lieutenant, angeredet werde.

Am 21. hatte ich mit der Tête der Karawane am Morgen kaum das Dorf Malo a Kapinga verlassen, als hinter mir großer Lärm entstand. Die Eingeborenen hatten ein Gewehr gestohlen, und unsere Leute waren nun dabei, mit Hilfe der Kioque Alles zu demoliren. Auch gelang es ihnen, 2 Menschen zu fangen, die sie nicht eher ausliefern wollten, bis das Gewehr zurückgegeben sei. Im nächsten Lager geschah dies auch, der Häuptling mußte aber noch obenauf 2 Ziegen für den Diebstahl zahlen nach dem

Gesetz der Baschilange. Auch am 22. wurde ein in eine Prügelei mit den Eingeborenen ausartender Handel von uns nur mit Mühe beigelegt.

Jetzt trennten wir unsere Karawane in 2 Theile. In Lubuku, unserem nahen Ziele, stritten 2 Häuptlinge um die Hegemonie, Mukenge, der ältere, wohl an Gewehren reichere, und Tschingenge, der jüngere, unternehmungslustigere. Auf Kaschawalla's ganz besonderes Bitten sollten wir uns selbst entscheiden, wer von den Beiden für unsere weiteren Zwecke mehr geeignet sei. So ging denn Pogge mit den Dolmetschern und dem Gros der Karawane nach Nordosten, in der Richtung von Mukenge's Residenz, während ich mit 15 Mann Tschingenge begleitete. Pogge blieb, einen Ruhetag ansagend, im Lager, während ich die Grenze der zu den Bena-Riamba, den Söhnen des Hanfcultus, gehörigen Baschilange überschritt und durch ausgedehnte Felder, die auf ein sehr arbeitsames Volk zu weisen schienen, zum Dorfe des Mukelenge (Häuptling) Kinga-Lumbo ging. Die Gegend ähnelte einem prachtvollen Park. Kurze, saftige Wiesen wurden von kleinen Waldbosketts lieblich unterbrochen, und über Sandsteinbarren schäumende, mit Palmen garnirte Bäche, nur sanft eingeschnitten, belebten die Natur. Tiefe Erdrutsche, im dunkelrothen Boden am Hange grüner Höhen in wunderlichen Formen ausgespült, bezeichneten die Stelle, wo krystallklar, durch den Laterit gesickert, die Quelle auf der Sandsteinsohle zu Tage trat.

Die Eingeborenen waren nicht mehr unstät und wild, nicht mehr diebisch und frech. Zum ersten Male begegneten wir den im centralen Afrika fast überall gebräuchlichen großen Märkten, Kitamba, die von allen umliegenden Dörfern beschickt werden. Die gut gehaltenen Felder werden nur von den Weibern bearbeitet; vom Manne sagt man, daß er nicht einmal wisse, wo seine Felder seien. Junger Mais, der, in der Schale geröstet, mit Salz genossen eine Delicatesse ist, Bananen, Erdnüsse, süße Kartoffeln und Zuckerrohr, wohlschmeckende Pilze und Eier werden in Masse angeboten. Dichte, große Felder umgeben die Dörfer, die im Schatten von Oelpalmen und Bananen stehen; Kürbis, Pfeffer, Hanf, Tabak und Tomate wird in kleinen Gärten dicht beim Hause gezogen. Wir leben wieder einmal ganz aus dem Vollen und fühlen, daß wir uns geordneten politischen Verhältnissen nähern.

Der Lutschatsch mit 15 m Breite und 2,4 m Tiefe wurde auf einer Lianenhängebrücke passirt, und marschirten wir durch ein Dorf der Baqua-Tumba. Kaum hatten wir das Dorf im Rücken, als die Eingeborenen herbeiliefen und uns den Weg verlegten. Der voranmarschirende Fahnenträger Humba versuchte mit Gewalt den Durchmarsch zu erzwingen, die Eingeborenen wollten ihm die Fahne entreißen, und schon legten die wenigen mich begleitenden Träger die Lasten nieder, um von der Waffe Gebrauch zu machen, als ich Malucko die Sporen gab, einen der Wegelagerer überritt und die Straße öffnete.

Da viele unserer Leute, sowie auch Tschingenge noch mit der Passage des Lutschatsch beschäftigt zurückblieben, lagerte ich in der Nähe und forderte Tschingenge am Nachmittage auf, die Dreistigkeit der Baqua-Tumba durch eine Strafzahlung zu ahnden. Der Grund des gewaltsamen Aufhaltens war der Wunsch, mich von den Weibern und Kindern ihres Dorfes bewundern zu lassen.

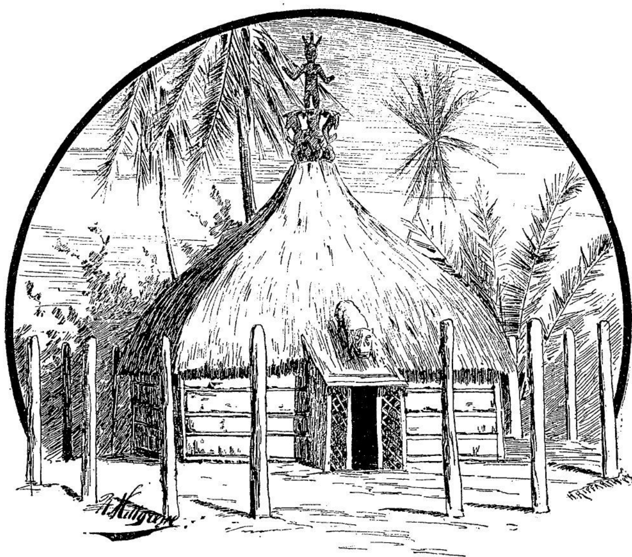
In großen Märschen ging es nun dem nahen Ziele zu. Die Dörfer, die wir passirten, wurden von Tschingenge's Leuten und den Kioque unserer Begleitung stets einer leichten Plünderung unterworfen. Wo wir lagerten, drückten mir die Neugierigen fast die Hütte ein; oft hörte ich von den mich Anstaunenden das Wort „Mukelenge ja cum Maiji", der Große aus dem Wasser, und erfuhr, daß man mich für einen aus dem Wasser Erstandenen hielt, eine Fabel, die dem weißen Mann auch schon in anderen Erdtheilen angedichtet ist.

Schreiend und die Waffen schwingend begleiteten uns von Dorf zu Dorf die Eingeborenen, und von hochkomischer Wirkung war der Ausdruck des übermannenden Erstaunens, der Bewunderung und Scheu beim Anblick eines weißen Mannes.

Nach der Passage des Mujau betraten wir Tschingenge's eigentliches Land. In jedem Dorfe empfing derselbe einige Weiber, Ziegen oder Kupferkreuze als Tribut. Die Gegend ist außerordentlich bevölkert; ein beträchtlicher Theil des Bodens ist mit Culturen bedeckt, und durch den Fleiß der Weiber und die große Fruchtbarkeit scheint Alles hier im Ueberfluß zu leben.

Noch einmal lagerten wir beim Dorfe der Bena-Mandue, und morgen sollte das lang ersehnte Ziel, Tschingenge's Stadt und der Lulua, erreicht werden. Am Abend saß ich mit Tschingenge auf einem Baumstamme und erzählte von den vielen schönen

Sachen, die der weiße Mann zu machen im Stande sei, umlagert von den lauschenden Baqua-Tschirimba. Als ich mich für wenige Minuten erhoben hatte, nahm ein Kioquehäuptling meinen Platz ein und wollte, als ich zurückgekehrt war, mir denselben nicht wieder überlassen. Dies war ein grober Verstoß gegen afrikanische Höflichkeit, und Alles ringsum war gespannt, was wohl der Weiße dem Kioque gegenüber, der bisher als das höchst stehende Wesen hier betrachtet wurde, thun würde. Da ich fühlte, daß viel davon abhinge für unsere nächste Stellung hier im Lande,



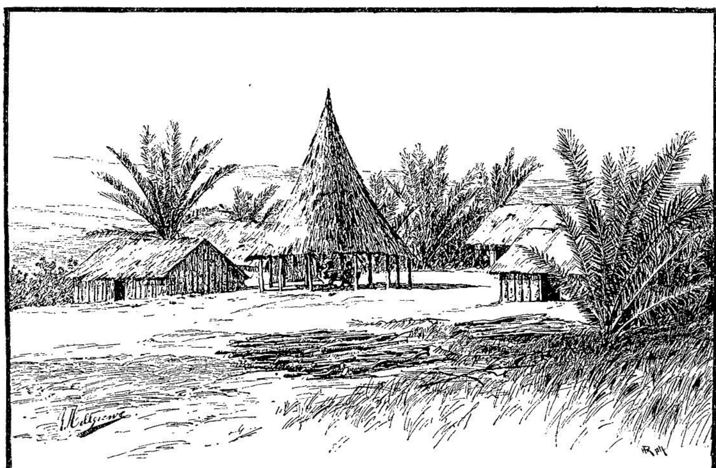
Häuptlingshaus der Tupende.

wie ich jetzt handeln würde, forderte ich zunächst den seinen Einfluß hier weit überschätzenden Kioque auf, den Platz zu räumen, und versetzte, als dies mit unverschämter Dreistigkeit verweigert wurde, dem Manne einen Hieb, daß er weit hinweg vom Baumstamme auf den Boden flog. Alles war starr ob dieser Handlungsweise; ich setzte mich ganz ruhig auf meinen alten Platz. Der Kioque riß sein Messer aus der Scheide und stürzte einige Schritte auf mich zu, wurde jedoch von meinem allgegenwärtigen Humba aufgefangen. Zitternd vor Wuth schrie er mich an, was hn jetzt wohl abhalten sollte, mich niederzustoßen. Ich antwortete

nur mit einem Lächeln und Achselzucken, und meine 15 Leute, die den anwesenden Kioques nur wenig an Zahl nachstanden, ließen es nicht an Hohnreden fehlen. Als auch Tschingenge für mich Partei ergriff, tobten die Kioque lärmend und drohend davon. Das war der erste Stoß, den das Prestige der Kioques hier durch uns erhielt, und jetzt, nach weiteren 6 Jahren, ist der schädliche Einfluß dieser schlauen Aussauger jener Länder ganz gebrochen.

Am 30. October stiegen wir die sanft gewellten Hänge des Thales zum Lulua hinab. Culturen und reine Grassavanne bedeckten die Rücken der Terrainwellen, die überall von dicht bewaldeten Bachschluchten begrenzt waren. Aus der Vogelschau muß diese Landschaft einem tief geäderten Marmor gleichen, so häufig sind die dunklen Urwaldschluchten in der sonst nur mit Gras bestandenen Gegend.

Gegen Mittag zogen wir unter nicht enden wollendem Jubel der Einwohner, unter heiteren Gesängen unserer Leute in Tschingenge's Residenz ein. Nach fünfmonatlichen, rastlosen, schweren Märschen hatten wir unser größtes Ziel, Lubuku, „das Land der Freundschaft", erreicht und mit der Beurtheilung des hiesigen Volkes die Ueberzeugung gewonnen, daß hier noch nicht unsere Unternehmungen enden würden, wenn uns das Glück und die Gesundheit nicht im Stiche ließen.



Dorf der Baschilange.

Fünftes Kapitel.

In Lubuku.



Der Einzug in Tschingenge's Stadt war ein großes Volksfest. Eine unabsehbare Menschenmenge empfing uns mit Jubel an den ersten Häusern. Humba mit der deutschen Fahne eröffnete den Zug, dann kam ich mit Tschingenge, der, um zu glänzen, soweit seine Angst vor dem Reitstier überwunden hatte, daß er, auf beiden Seiten gehalten, auf dem von 2 Mann geführten Stier, in seinem neuen Anzug prangend, hoch im Sattel saß. Ihm folgten seine Weiber mit eintönigen Gesängen, dann meine Träger und endlich, ein fortwährendes Gewehrfeuer unterhaltend, die Baschilange. Dreimal bewegte sich der Zug im Kreise um das inmitten der Kiota aufgestapelte Brennholz. Nun traten die Großen Tschingenge's, seine Verwandten und Unterhäuptlinge heran und wälzten sich im Staube. Ganz natürlich und mit großer Wärme begrüßte der Häuptling seine erste Frau, die daheim geblieben war, und vier nette Kinder. Nun folgte den ganzen Tag hindurch

Hanfrauchen, Hirsebiergelage, Tänze, Gewehrfeuer und große Schmauserei. Ein 36 m langes, 10 m breites Haus aus Lehm, von einem Angola-Neger kürzlich aufgeführt, Tschingenge's weit und breit bekanntes Schloß, bezog ich und richtete mich für einige Wochen häuslich ein. Ein schönes Mähnenschaf, frische Fische, Eier, Hirsebier, Bananen, Ananas, Tomaten, Maniokmehl und süße Kartoffeln wurden herangeschleppt und ich gebeten, während meiner Anwesenheit in diesem Dorfe Lebensmittel nicht zu kaufen, sondern meinen Wirth nur eventuelle Wünsche wissen zu lassen.

Scho nam nächsten Tage gab ich Tschingenge meine Geschenke: 2 Steinschloßgewehre, 2 Fäßchen Pulver, rothen Flanell, Taschentücher, Calico und Baumwollenstoff, von jedem 8 Ellen, kleine europäische Schmucksachen aus einem Berliner 50 Pfennig-Bazar, einige Perlen, einen Schirm, Rock, Unterhose und einen Blechkoffer. Im höchsten Grade befriedigt, wollte er mir in den nächsten Tagen Gegengeschenke machen, ich sagte ihm jedoch, da ich kein Händler sei und nur wahrscheinlich seine Begleitung zur Weiterreise brauche, so möge er zuerst seinen Verpflichtungen gegen meine Leute, von denen viele ein Gewehr und etwas Zeug an ihn verkauft hatten, gerecht werden, mir könne er dann später die Geschenke geben. Mit großer Bestimmtheit, jedoch nur unter der Bedingung, daß sein Feind Mukenge, zu welchem Pogge gereist war, nicht mitgehe, sagte er die Begleitung mit so vielen Leuten zu, als wir nur beanspruchen würden, und wohin auch immer wir uns wenden würden.

Schon am 2. November erhielt ich Nachricht von Pogge, der bei Mukenge, nur 5 Marschstunden von hier entfernt, angekommen war; er hatte ohne weitere Verluste die große Stadt des Häuptlings der Baqua-Kaschia erreicht, war ebenso wie ich mit großem Jubel aufgenommen worden, klagte jedoch über Mangel an Fleisch, da von Mukenge alle Hausthiere verboten seien, eine Bestimmung, die mit dem Hanfcultus in Verbindung steht. Pogge glaubte, daß Mukenge mächtiger und daher wohl geeigneter sei, uns zu begleiten, als Tschingenge. Um über diese Frage zu entscheiden, marschirte ich am 4. nach Mukenge's Dorf, um Pogge zu besuchen. In einem völligen Triumphzug ging ich von Dorf zu Dorf. Der „Mukelenge" kam überall mir entgegen, wälzte sich im Staube und führte mich auf die „Kiota" und bat, dort auf den Mulambo (Tribut) zu warten. Bald erschien er dann mit Bier,

Salz, Hühnern, Fischen oder Palmöl, worauf der Marsch in Begleitung Gewehr schwingender Krieger, die Gras und Laub hoch warfen und Scheingefechte aufführten, fortgesetzt wurde.

Bei Pogge angekommen, sandte mir Kalamba sofort einige Geschenke. Ich besuchte ihn und fand einen mächtigen Neger, der, schön tätowirt, wohl 45 Jahre alt, mit seinem auf den riesigen Schultern ruhenden kleinen Kopf, plumpen Bewegungen und gutmüthig bäurischem Gebahren einen günstigen Eindruck auf mich machte. Weiter zeigte sich die Lukokescha, Sangula-Meta, die 40jährige Schwester Mukenge's, eine Frau von distinguirtem, liebenswürdigem Benehmen, sowie der erste Minister Kakoba, ein schlauer, aalglatter Bangala, der sich, von seiner Heimath fortgetrieben, hier niedergelassen und Mukenge's Schwiegersohn und Hauptberather geworden war. Hauptsächlich aus dem Grunde, weil der Kalamba Mukenge doch mächtiger erschien, als Tschingenge, entschieden wir uns, ihn als weiteren Begleiter nach Osten hin zu wählen. Am nächsten Morgen schon gaben wir Kalamba die Bezahlung dafür, daß er uns mit 100 Mann, von denen 36 kleine Lasten tragen sollten, nach Osten zu dem Flusse Lualaba, von dem man hier natürlich keine Ahnung hatte, begleiten sollte. Die Kenntniß der Gebiete nach Osten hin erstreckte sich nur bis zum Flusse Lubilasch, dessen Name durch einige von dort her eingeführte Sklaven bekannt geworden war.

Es ist wohl hier der Ort, darüber nachzudenken, wie diese Wilden dazu kamen, den ersten weißen Mann, den sie gesehen, ein fremdes, Scheu und Bewunderung einflößendes Wesen, zu begleiten. Ein Volk, das bis vor kurzer Zeit in steter Fehde mit seinen Nachbarn gelebt, sich kaum über die Grenzen des Gebiets seiner Dorfschaft wagen konnte, das von den Ländern, in die es uns begleiten sollte, auch nicht die geringste Kenntniß hatte, ja nach allen Seiten hin nur von Kannibalen, von Zwergen, Waldmenschen und anderen Ungeheuern zu berichten wußte, war so schnell bereit, Leben und Freiheit dem weißen Fremdlinge anzuvertrauen. Hatten schon die Bangala und Kioque, die Eröffner dieser Länder, von weiten Gegenden, von weißen Menschen und dem fernen Meer erzählt, so verlangten wir doch gerade nach der anderen Richtung hin, wo Alles noch im Dunkel lag, Beistand und Hilfe. Es hält schon schwer, bei Küstennegern, die Hunderte von Jahren bereits den weißen Mann kennen, für hohe Bezahlung

Begleitmannschaften zu finden, und noch niemals waren vom Westen aus mit Küstennegern jene Länder überschritten, von denen durch schwarze Händler berichtet war. Nur langsam gelang es den Arabern im Osten, sich von Stamm zu Stamm nach dem Innern vorzuschieben, und ist die in den nächsten Blättern verzeichnete Reise in der Beziehung ein Unicum in der Geschichte der Erforschungen, daß ein ganz neues Volk dem weißen Mann ein so unbegrenztes Vertrauen entgegenbringt. Nur der, der wilde Völker kennt, kann recht beurtheilen, wie erstaunlich dieser Umstand ist. Sehr viel trug zu dem Entschluß der Baschilange eine Fabel bei, die sich über uns, Pogge und mich, gebildet hatte. Vor einigen Jahren war der Vorgänger und Bruder Mukenge's, Kassongo, in Begleitung von Kioque westwärts gereist und in der Fremde gestorben, und auch Kabassu-Babu, der vor Tschingenge Oberhäuptling der Baqua-Tschirimba war, war zu derselben Zeit westlich am Kassai auf der Jagd von einem angeschossenen Büffel getödtet worden. Jetzt erschienen wir; Pogge, der Aeltere, ging zu Mukenge, ich zu dem Häuptling der Baqua-Tschirimba, und man behauptete, daß jene beiden nicht zurückgekehrten Fürsten in's Maiji-Kalunga, Geisterwasser, in das Meer hinabgestiegen seien und nun in unserer Person, zu weißen Menschen metamorphosirt, zurück in ihre Länder kämen. Pogge hieß daher allgemein Kassongo-Munene und ich Kabassu-Babu a Mohamba, Namen, die wir bis zum heutigen Tage beibehalten haben. Der allgemeine Glaube in Lubuku, daß die „Baschangi", Geister der Verstorbenen, in irgend welcher Form zurückkehren und je nach dem bewahrten Angedenken, gut oder schlimm, in's Leben der Zurückgebliebenen eingreifen können, beförderte das Entstehen der für uns so äußerst vortheilhaften Fabel. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß im Beginn das ganze Volk fest an die Metamorphose glaubte, daß später aber die gegen uns stets agitirenden Bangala und Kioque bemüht waren, die ihnen unbequeme Fabel zu dementiren, und daß unsere Baschilange, als sie auf weiteren Reisen viele weiße Menschen sahen, von selbst wohl anderer Meinung wurden. So wurde ich bei einem späteren Besuche im Jahre 1884 wohl noch mit dem mir beigelegten Namen angeredet, auch war mein Einfluß noch bedeutend, dennoch lagen die Verhältnisse nicht mehr so günstig, wie zu der Zeit, von welcher ich hier spreche. Die kindliche Leichtgläubigkeit unserer halben Unter-

thanen war so groß, als ihr Vertrauen, das bisher in rücksichtsloser Art von den gerissenen Bangala und Kioque ausgebeutet war und jetzt der Wissenschaft und der Eröffnung Afrika's in hohem Maaße zu Nutzen kam.

Kalamba erhielt als Bezahlung für seine Dienste mit 100 Mann und auf unbestimmte Zeit folgende, im Verhältniß zu der Leistung geradezu lächerlichen Werthe, und daher haben wir auch später stets die Leistung nicht als besoldete, sondern als aus Freundschaft dargebrachte beurtheilt. Er empfing: 2 Stücke weißes Baumwollenzeug; 8 do. Calico; 2 Fäßchen Pulver à 2 Pfund; 2 Steinschloßflinten; 1 Hose, Rock und altes Hemd; 1 Bettdecke; 6 Ellen rothen Kattun und 6 Ellen do. Flanell; 1 Tischdecke, sowie je 2 Pfund schwarzer, rother und Stick-Perlen. Nach vollendeter Reise sollte Kalamba noch meine Doppelflinte und eine Spieluhr erhalten. In dem rechteckigen großen Hause Mukenge's, mit thurmartig hohem Dache, wurde der Contract gemacht und durch Handschlag besiegelt; am 6. brach ich auf, um wieder zu Tschingenge heimzukehren.

Die Bäche, deren Wasser bei meinem Herritt dem Reitstier nur bis an's Knie gereicht hatten, mußten in Folge der starken Gewitterregen der letzten beiden Nächte durchschwommen werden und waren so reißend, daß ich in einem derselben fast meinen Malucko verloren hätte, da er unter in das Wasser hängende Bäume getrieben wurde. Der früher so wilde Reitstier war mit der Zeit gegen mich ganz fromm geworden, er kam auf Ruf, ließ sich ungehalten satteln und besteigen, marschirte bei schlechtem Terrain, wenn ich abgestiegen, ungeführt vor mir, lief mir im Lager um etwas Salz bettelnd nach, wie ein Hund, und war mir ganz an's Herz gewachsen.

Heimgekehrt, theilte ich Tschingenge möglichst schonend mit, daß wir Kalamba zum Reisebegleiter auserseheen hätten. Sehr betrübt ging er von dannen, kam aber bald darauf mit einem 0,75 m. messenden stahlblauen Karpfen, einem Schaf und Bier zurück und bat um das Versprechen, daß, wenn ich zurückkäme, ich wieder bei ihm wohnen müsse, was ich ihm auch zusagte.

Ein Träger, der, an epileptischen Krämpfen leidend, Nachts in's Feuer gefallen war, hatte so furchtbare Brandwunden davongetragen, daß er starb.

Meine Zeit ging hin mit meteorologischen und astronomischen Beobachtungen, kleinen Ausflügen und Gesprächen mit Tschingenge. Nicht wenig erstaunt war ich, als Letzterer mir eines Tages die Mittheilung machte, daß meine Mutter und einige Vettern kämen, um mich zu besuchen. Eine alte Negerin, die Mutter des Kabassu-Babu, war doch über die Verwandlung ihres Sohnes höchst überrascht und eingeschüchtert. Als ich sie freundlich begrüßte, mich nach meinen, bei meiner damaligen Abreise zurückgelassenen Weibern erkundigte und ihr ein aus dem Maiji-Kalunga mitgebrachtes hübsches Perlenhalsband umhing, erholte sie sich und versprach ganz glücklich, mir Alles herzuschaffen, was noch von meinem früheren Besitze in ihrem Dorfe vorhanden sei. Zu meiner nicht allzugroßen Trauer ersparte sie mir den Abschiedskuß, als sie, beglückt über dies unverhoffte Wiedersehen, mit meinen lieben Vettern davonwatschelte.

Die Baschilange, Singular Muschilange (Baschi ist die weiter im Nordwesten gebräuchliche Form für Baqua oder Bena, und heißt Leute, wie z. B. Baschilēle Baschipasch am Kassai und andere), die von den vom Südwesten kommenden Völkern mit dem dort gebräuchlichen Präfix Tu-schilange, Singular Ka-schilange, genannt werden, sind das Product einer Mischung der früheren Bewohner eines wahrscheinlich den Batua ähnlichen Stammes und der vom Westen erobernd eingedrungenen Baluba. Für die Mischung spricht die außerordentliche Verschiedenheit in Körperbau und Farbe und die Ueberlieferung. Dies Volk, das sich nach dem erobernd eingedrungenen Theile desselben gern nur Baluba nennt, ist doch so außerordentlich verschieden von dem Gros des Stammes der bis zum Tanganjika reichenden reinen Baluba, die ich später kennen lernte, daß es durchaus gerathen scheint, ihnen den Namen Baschilange zu belassen [1]). Dieses Volk besitzt einen derartig ausgeprägten Hang zum Nachahmen, der sich in mancher Beziehung als Nachäffen, hauptsächlich aber als reger Wunsch, Besseres anzunehmen, ja als Wißbegierde äußert, daß man sehr vorsichtig

---

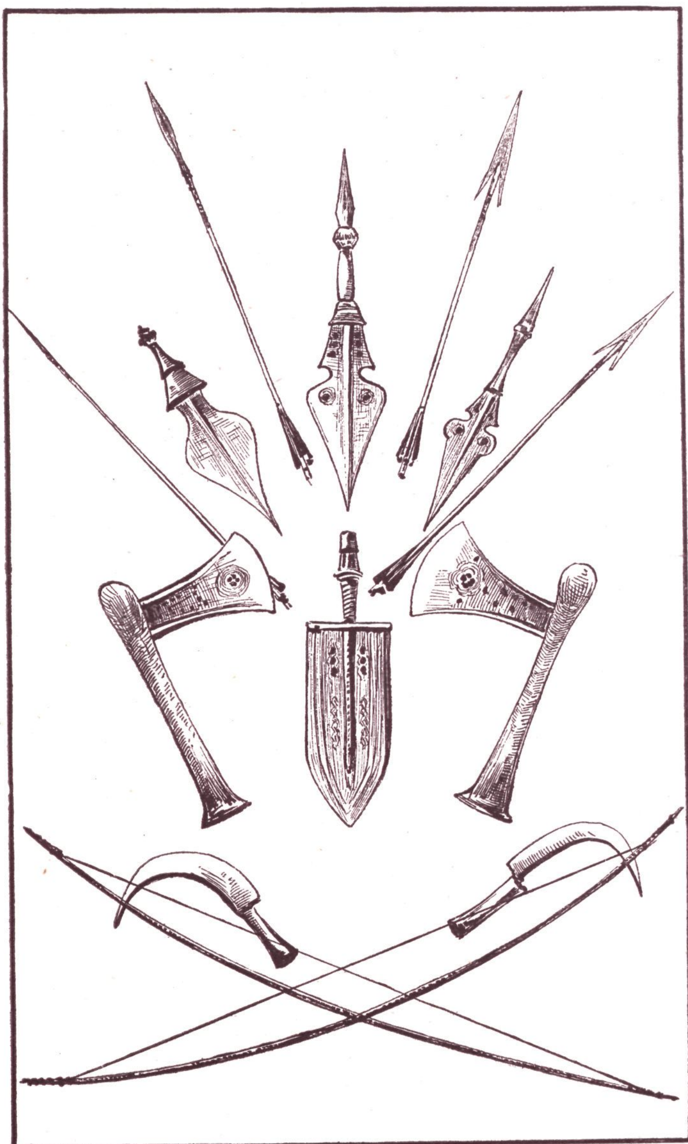
[1]) In der unzeitgemäß zuerst erschienenen Beschreibung meiner zweiten Reise „Im Innern Afrika's" sind die Baschilange stets Baluba genannt; da ich erst nach Europa zurückkehrte, als das Werk schon zum größten Theile von meinen Reisegefährten bearbeitet war, schien es nicht mehr gerathen, diese Bezeichnung, die auch eine gewisse Berechtigung hat, abzuändern.

sein muß im Unterscheiden des kürzlich von Kioque und Bangala Eingeführten von dem Eigenthümlichen. Das Begriffs- und Urtheilsvermögen der Baschilange ist nicht annähernd derartig durch den Fetischglauben beschränkt, wie bei allen übrigen mir bekannten Völkern Afrika's, und daher bemerkenswerth, daß uns oft die Frage nach dem Grunde einer Behauptung, ein „Warum" vorgelegt wurde, eine Thatsache, die beim Neger äußerst selten ist. Den Kioque und Bangala hilft der Glaube an Fetisch schnell über alles Unverständliche hinweg, der Muschilange gibt sich damit nicht zufrieden. So wurde unser Schießen auf weite Ziele und der Fall, daß wir mit einer kleinen Büchse mächtige Flußpferde tödten könnten, von den Kioque leicht abgethan mit dem Fetisch, während sich z. B. Tschingenge genau erklären ließ, woher die weit über dem ihm bekannten Gewehre stehende Kraft käme. Lachend erzählten mir oft die Baschilange, wenn sie mit den Kioque auf Jagd gegangen seien, wie diese vorher Jagdfetisch gemacht und Nichts geschossen hätten, während sie ohne solche Vorbereitungen glücklicher gewesen seien.

Erstaunlich ist bei dieser Begabung die Ungeschicklichkeit im Handel. Während der Neger im Allgemeinen einen sehr ausgeprägten Handelssinn hat und bei Gelegenheit Alles heranschleppt, was er für verkäuflich hält, stets äußerst vorsichtig, ja verschlagen ist, läßt sich unser Sohn Lubuku's in wahrhaft kindlicher Weise übertölpeln. Viele Baschilange trafen wir bei den Kioque, die dorthin gekommen waren mit Elfenbein und Gummi, um sich dafür die schönen Sachen von der Küste einzuhandeln. Man nimmt ihnen die Waaren ab, vertröstet sie mit der Bezahlung von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr, bis sie, zuletzt entschlossen selbst ohne Zahlung ihrer Heimath zuzuwandern, oft noch als Sklaven zurückgehalten werden.

Der Muschilange arbeitet nicht, er jagt, fischt, raucht Hanf, schwatzt mit unglaublicher Zungenfertigkeit, trinkt sein Hirsebier, nicht Palmwein, welcher verboten ist, ist aber bei alledem äußerst mäßig. In den 5 Jahren, die ich mit jenem Volk arbeitete, sah ich nie einen Trunkenen.

Die Hauptnahrung des Muschilange ist sein „Bidia", ein Brei von Maniokmehl, und „Mussapu", ein zu einer Suppe verdünntes Hirsepüree; dazu gelten als „Niama" (eigentlich Fleisch, aber auch Bezeichnung aller Zuspeisen) alle Arten von Fleisch,



Waffen der Wakussu
(siehe 8. Kapitel).

Zu Seite 90.

gedörrte Raupen, Heuschrecken, Erdnüsse, Flugtermiten, Fische, Bohnen, ja oft nur Salz und rother Pfeffer.

Der Muschilange ist in Folge seines sanguinischen Temperaments leicht zu behandeln; er ist geduldig, und es dauert lange, bis er sich zum Zorn reizen läßt. Im Zustande der Wuth sah ich ihn sehr oft die Oberzähne auf die Unterlippe beißen und zischende Laute krampfhaft hervorstoßen, als wenn die übergroße Erregung ihn nicht zu Worte kommen ließe.

Höchst eigenthümlich ist es, daß ein geistig so hoch stehendes Volk, wie dies für Neger unstreitig die Baschilange sind, im Verkehr mit der Frau ein so geringes Schamgefühl besitzen, ein Umstand, der bei allen anderen Völkern, mit denen sie in Berührung kommen, Anstoß erregt. Es haben schon Mädchen, die kaum die erste Entwicklung der Brust zeigen und die wir höchstens auf 10 Jahre schätzten, Verkehr mit Männern. Es mag dies wohl mit der ganzen Stellung der Frau zusammenhängen, die nur Sklavin ist. Der Mann, dem sein Weib kein Kind gebiert, ist berechtigt, dasselbe ihren Eltern zurückzuschicken. Er sagt, was soll ich mit dieser Gefährtin, die nur mein Fleisch ißt und mich nicht mit Kindern bereichert! — Von schlankem Körperbau, mager und sehnig, ist doch durchschnittlich der Mann als schwach zu bezeichnen, während das Weib, das durch Arbeit mehr gekräftigt und nicht so stark unter dem Einfluß des Riambarauchens steht, auffallend muskulös ist. Als Schmuck sind nur noch Perlen im Gebrauch. Amulette, Federn, Kupferringe und anderer afrikanischer Schmuck ist in Lubuku nicht mehr Sitte, und auch die prachtvoll ausgeführte Tätowirung wird seit 4 Jahren an dem neuen Nachwuchs nicht mehr vollzogen. Bei besonders wichtigen Gelegenheiten beschmiert man sich mit weißem Thon Gesicht und Arme; ein ganz besonderer Segen ist es, wenn der Häuptling seine Unterthanen mit Pemba, das ist dieser weiße Thon, vor einer Reise oder einem Kriege mit einem Längsstrich über Stirn und Oberkörper zeichnet. Durch Baden bereitet man sich auf diese Ceremonie vor, zu der man völlig unbekleidet vor den Häuptling tritt.

Sehr ausgebildet ist das Gerechtigkeitsgefühl des Muschilange. Das Gottesgericht besteht im Rauchen. Der Angeklagte muß so lange an der stets von Neuem von den Umsitzenden gefüllten Riambapfeife ziehen, bis er, bewältigt von der narkotisirenden

Wirkung, Geständnisse macht, oder aber niederstürzt. Das Trinken von „Bambu", wie in Angola, das oft einen tödtlichen Ausgang hat, ist hier verboten. Kleinere Streitigkeiten werden ausgemacht, indem die beiden Streitenden sich gegenüber auf den Boden hocken, die Hände geben und, gleichzeitig den streitigen Punkt erwähnend, mit aller Kraft den Boden schlagen, so daß oft die Hände bluten. Ein Schwächerwerden oder Zurückzucken eines der Beiden gibt dann den Ausschlag; der Zaghafte hat Unrecht oder ist schuldig.

Richter über Leben und Tod sind nur die beiden ersten Fürsten von Lubuku, Mukenge und Tschingenge. Die Todesstrafe wird durch Verbrennung vollzogen; nur Tschingenge soll dies einigemal angeordnet haben. Der zu Verbrennende wird in sein Haus gesperrt, dieses mit trockenen Gräsern vollgestopft und dann angezündet. Alles lagert sich umher im Kreise, raucht Hanf und schreit, man sagt, um die im Todeskampfe ausgestoßenen Klagerufe des Verurtheilten zu übertönen: „O Mama, o Tatu," (Ach Mutter, ach Vater), „warum hast Du getödtet, siehe, jetzt mußt auch Du sterben!" Mord ist das einzige Verbrechen, welches nicht durch Zahlung gesühnt werden kann, obgleich Mukenge auch in solchem Falle stets anderweitig entscheidet und noch nie eine Todesstrafe verhängt hat.

Die mächtige unsichtbare Gottheit über sich, also im Himmel, ist Fidi-Mukullu, und die Baschangi, die Geister der Verstorbenen, kehren, durch seine Macht verwandelt, je nach Verdienst, als Häuptlinge oder arme Leute wieder.

Die Bevölkerungszahl von Lubuku ist sehr schwer anzugeben. Durchschnittlich trifft man in den bewohnteren Gebieten nach einer halben Stunde Marsches je ein kleines Dorf; 4 bis 10 Dörfer bilden eine Gemeinde, die mit dem Worte Baqua oder Bena bezeichnet wird. Die Dörfer haben 30 bis 50 Häuser, die gruppenweise, je nach der Verwandtschaft der Bewohner, zusammenliegen. Die kleinen Häuser sind in zwei Räume eingetheilt, in deren einem gekocht wird, während der andere der Schlafraum ist; letzterer ist mit einem 1/2 m hoch über der Erde angebrachten Lager aus Schilfrohr versehen. Die Häuser in Lubuku haben keine Thüren; man sagt, es gäbe unter den Bena-Riamba keine Heimlichkeiten. Inmitten jedes Dorfes befindet sich ein großer Pavillon, der, mit einem hohen, thurmartigen Dache überdeckt, von Weitem aussieht, wie unsere alten Dorfkirchen. Unter ihm findet

der Fremde Unterkunft, oder halten die Männer Versammlungen bei schlechtem Wetter ab. Seitwärts von ihm auf der Kiota ist in langen Reihen Brennholz aufgestapelt, um welches bei gutem Wetter beim Rauchen der Riambapfeife alles Wichtige verhandelt wird.

Das Feuer läßt der Muschilange weder Tag noch Nacht in seiner Hütte ausgehen.

Die vorher erwähnten, aus mehreren Dörfern bestehenden Gemeinden sind gewöhnlich durch eine größere unbewohnte Strecke von einander getrennt. Die Dörfer sind von prachtvollen Culturen umgeben, und die Häuser von kleinen Gärten, in denen Hanf, Kürbisse, Tabak, Tomaten und, seit Kurzem eingeführt, auch Zwiebeln gebaut werden. Die Gestalt der Hütten ist je nach der Zeit verschieden, alle aber sind rechteckig. Die Hauptbekleidung derselben besteht in Gräsern, doch sieht man auch geflochtene Palmenblätter, Baumrinde und Bananenblätter verwandt.

Die Macht Tschingenge's besteht aus ca. 100 Gewehren, die des Mukenge aus 150.

Männliche Sklaven gibt es in Lubuku nicht[1]). Man kauft oder verkauft niemals Männer oder Knaben.

Das Weib erwirbt der Mann durch Kauf von ihren Eltern. In früheren Zeiten zahlte man bis zu 20 Ziegen und 12 Kupferkreuze, jetzt bringt der Bewerber dem Vater seiner Auserkorenen nur das Ergebniß seiner Jagden während einiger Zeit und ein Hüftentuch aus europäischem Stoff. Stirbt das Weib, so braucht der Mann dem Vater Nichts zu zahlen, wie dies bei vielen Stämmen Gebrauch ist. Die Knaben werden schon mit 4 bis 6 Jahren beschnitten und wunderbarer Weise ganz ohne irgend welche Festlichkeit. Der mannbar gewordene Sohn, der sich ein Weib nimmt, baut sich sein eigenes Haus, bleibt aber noch in der Gewalt des Vaters. Hat der Mann mehr als 2 Weiber, so ist ein weiteres Wohnhaus nöthig, denn nur 2 Frauen dürfen in einem Hause wohnen. Stirbt der Vater, so erbt der älteste Sohn am meisten; es gehen auch die Weiber seines Vaters auf ihn über und werden seine Frauen, mit Ausnahme seiner Mutter.

Vor Kurzem, mit Einführung des Riambacultus, hatte man

---

[1]) Bei meinem späteren Besuche waren solche schon von den östlich angrenzenden Baluba eingeführt.

alle alten Leute mit weißem oder grauem Haar verjagt, als „Tschipulumba", ein Wort, mit dem man auch die Baschilange bezeichnet, die noch nicht dem Hanfcultus angehören. Durch uns ist diese Unsitte abgeschafft.

Alle Arbeit auf dem Felde und im Hause wird von dem Weibe besorgt, auch zum Verkaufen kommen nur diese auf die Märkte, die an verschiedenen Wochentagen in verschiedenen Dörfern abgehalten werden.

Sämmtliche Hausthiere bis auf Tauben waren bei unserer Ankunft in Lubuku dem Hanfraucher zu halten verboten.

Früher Anthropophagen und in beständigen Kriegen mit einander lebend, war mit der Hanfcultur die Aera des Friedens angebrochen, und man war so weit gegangen, daß es selbst verboten war, das Blut der Thiere zu vergießen. Pogge und ich hoben sofort diese für uns höchst unangenehme Bestimmung auf.

Der Handel mit den Küstennegern beschränkt sich auf wenig Elfenbein, Gummi und viele Weiber. Der Preis eines Weibes ist ein Gewehr oder 32 Ellen Calico. Die Stämme unter sich handeln mit Salz, das aus dem gelben Lehm einiger Quellen und auch aus verbrannten Gräsern gewonnen wird, Kupferkreuzen, die weit vom Südosten, von Katanga aus von Stamm zu Stamm hierher gelangen, und Mabelezeug, welcher Stoff, aus den Fasern der Mabondopalme hergestellt, schon jetzt in seinen Mustern nur Nachahmung der europäischen Stoffe ist.

Da der Elefant und Büffel fast verschwunden und auch das kleinere Wild nur noch selten ist, erstreckt sich die Jagd des Muschilange fast nur auf Ratten, Vögel und dergleichen und wird auf höchst verschiedene Art mit Schlingen, Leimruthen unter Anwendung eines klebrigen Harzes und Fallen angestellt. Netze zum Fischen sind Gewebe, in deren Schlingen sich der Fisch festläuft. Von mir mitgebrachte Reusen, die sich im Lulua als höchst praktisch zeigten, wurden bald nachgemacht. Die Kanoes sind plump und nur zum Fischen oder zum Passiren der Flüsse hergestellt; Reisen oder weitere Touren zu Wasser werden nicht gemacht. Das schwere Ende des Kanoes liegt vorn und ist kurz abgestutzt, damit der Mann, mit dem löffelartigen Ruder vornüber fassend, scharfe Wendungen ausführen kann, die in dem an Schnellen und Steinen reichen Flusse nöthig sind.

Die Baschilange sind das unmusikalischste Volk, das ich kenne; sie kennen fast nur eine Melodie, die für alle Gelegenheiten ausreicht. Hört man einmal eine andere Weise, so ist sie sicher von den Kioque übernommen. Auch sieht man fast nie ein Musikinstrument. Der Tanz besteht aus wiegenden Hüftenbewegungen, die von den hoch gehaltenen Armen mit flimmernder Bewegung der ausgespreizten Finger begleitet werden.

Jeder Große ist auf einer Reise berechtigt, in den von ihm passirten Dörfern Tribut zu erheben, der sich besonders auf Lebensmittel erstreckt. Regelmäßige Tributgaben kennt man nicht, sondern hängen dieselben jedes Mal von der Aufforderung des Oberhäuptlings ab.

Die dem Volk eigenthümliche Art des Grüßens war nicht mehr zu erkennen, da man Vieles von den Kioque und Bangala angenommen hatte, wie späterhin das von uns eingeführte Reichen der Hand ganz allgemein ward.

Von Krankheiten beobachteten wir am meisten Schwindsucht und Lungenentzündung, eine Folge des übermäßigen Rauchens von Riamba. Syphilis war von Küstennegern eingeführt und zur Zeit furchtbar verbreitet. Hautkrankheiten, unseren Masern ähnlich, waren häufig. Die Kunst des Heilens beruhte hauptsächlich auf der Anwendung des Radicalmittels „Riamba", und in Folge dessen stehen die Baschilange in dieser Beziehung viel tiefer, als andere Völker, die manches gute Mittel kennen.

Der Lulua, der von Buchner und Pogge fast 3° südlicher auf derselben Länge passirt war, macht hier bei Tschingenge die erste Biegung nach Nordwesten und behält diese Richtung bei bis zu der Mündung in den Kassai. Von da an, wo er den Luebo aufnimmt, also nur auf einem verschwindend kleinen Theile des Laufes, ist er schiffbar. Genau so, wie von ihm im Süden berichtet ist, drängt er auch hier seine gelben Wasser durch ein Gewirr von Barren und Felsblöcken, stürzt sich über mächtige Wasserfälle und bildet Schnellen. Die Ufer senken sich von ca. 50 m Höhe des Plateaus zu dem nur schmalen Ueberschwemmungsbereich am linken Ufer hinab. Ein dünner Saum von weit über das Wasser hinaushängenden, Weiden ähnlichen Bäumen faßt das Bett des Flusses ein. Flußwiesen mit schilfartigem Grase, bei Nacht die Weiden der Flußpferde, reichen bis zum mit reiner Grassavanne bedeckten Aufstieg zur Höhe des Plateaus. Zahllose

Bäche, von Urwald oder Palmen überschattet, durchkreuzen die Savanne. Am Rande des Plateaus, das weiter rückwärts mit Baumsavanne bestanden ist, ragen vereinzelt stehende hohe Bäume über das Niveau des Bestandes der Savanne hinweg und ähneln von Weitem gesehen einer Chaussee, die am Rande des Thales entlang führt. Mit Sand gemischter Thon von rother Farbe, die der Eisengehalt bewirkt, steht zuoberst an. Er liegt auf einer Schicht von dunkelrothem Sandstein, die von Bächen durchschnitten ist. Im Thale tritt vielfach Gneis und Granit zu Tage, und Felsgeröll von demselben Gestein liegt umher. Die Stromschnellen und Fälle sind von Granit gebildet; das Bett der Bäche und des Flusses besteht aus weißem Sand, der, aus dem Laterit ausgeschieden, zurückgeblieben ist. Unterhalb von Schnellen und kleinen Fällen bildet der Lulua Stromerweiterungen, in deren ruhigem Wasser Flußpferdheerden ihre Tagesruhe halten. Der Fischreichthum ist groß, und ganz besonders häufig sind stahlblaue große Karpfen. Die Vogelwelt ist für die scheinbar so günstigen Bedingungen ziemlich arm. Kleine Flüge Enten, die Sporengans paarweise, der Schlangenhalsvogel vereinzelt, treten auf; verschiedene Reiher, unter denen der über Tag im dichten Schatten der überhängenden Bäume sich verbergende Nachtreiher am häufigsten ist, bevölkern die Ufer. Der graue Papagei belebt in großen Schaaren die bewaldeten Inseln. Oben in der Savanne ertönt des Abends das Locken des Savannenhuhns. Perlhühner bäumen gern in die hohen Bäume am Rande der Savanne auf, und für verschiedene Arten wilder Tauben sind die Sandbänke im Fluß ein erwünschter Versammlungsort.

An höheren Thieren ist das Land schon arm. Der Muschilange, der erst seit Kurzem das Gewehr kennt, ist unermüdlich im Verfolgen des Wildes. Von Antilopen, die schon recht selten sind, sieht man noch am ehesten den Tragelaphus scriptus; Wildschweine entziehen sich in den dichtesten Urwalddschungeln der Bäche und der Inseln leicht der Verfolgung. Büffel wechseln ab und zu vom Norden in diese Gegend. Der Elefant ist ganz verschwunden.

Der erste Häuptling der Baluba, der in das Land der alten unvermischten Baschilange eindrang, war Kapuku-Muluba, ein Sohn Kassongo's, des mächtigen Mulubakönigs, auf den auch Kanjika, Kassenge, Kasembe und Kassongo, der erste Muata-Jamvo des Lundareiches, ihre Abstammung zurückführen. Die Baluba

vermischten sich mit den unterjochten Urbewohnern und nahmen Tätowirung, sowie Benennung von denselben an, obwohl in der Sprache die Mundart der Baluba das Uebergewicht bekam. Viele Söhne des Kapuku-Muluba theilten sich nach dessen Tode in die eroberten Gebiete, und deren Söhne wiederum, wodurch die vielen jetzt mit Baqua oder Bena bezeichneten Namen der Gemeinden entstanden. Es scheinen dann noch öfter Einbrüche von anderen Stämmen der Baluba gefolgt zu sein und weitere Schiebungen nach Westen bis zum Kassai zur Folge gehabt zu haben. Auch ist bei dieser Gelegenheit das Volk der Bakete zersprengt, denn im Süden, Nordwesten und Nordosten der heutigen Baschilange finden sich Theile dieses Volkes. Der Stamm Mukenge's sind die Baqua-Kaschia, denn ihr erster Häuptling hieß Kaschia; Tschingenge's Volk heißt Tschirimba. Kaschia's Söhne, Kischimbi, Kassongo und Mukenge, folgten sich dem Alter nach, indem die beiden Ersteren auf Reisen nach dem Lande der Kioque starben. Tschingenge war Kabassu-Babu, einem Urenkel des Tschirimba, in der Herrschaft gefolgt.

Die Entwickelung des Riambacultus gab den ersten Anstoß zu mächtigen Umwälzungen; einige der bisher in steter Fehde lebenden Gemeinden thaten sich zusammen, zwangen mit Gewalt benachbarte zur Annahme der neuen Lehre und vertrieben diejenigen, die sich nicht fügen wollten. Die friedlichen Gesetze und Einrichtungen, die allmählich unter der narkotisirenden Wirkung des Hanfes sich ausbildeten, waren auch dahin gerichtet, das Land Fremdlingen zu öffnen und nicht wie bisher in jedem Fremden einen Feind zu sehen. Hierdurch begünstigt, erschienen zuerst die Kioque, die schon seit langer Zeit umsonst in die kriegerischen Stämme einzudringen versucht hatten. Mit den Kioque kam auch das Gewehr und mit diesem die Bildung einiger mächtiger Reiche. So war es Kassongo, des Kischimbi zweiter Bruder, der Häuptling von Kaschia, und Kabassu-Babu von Tschirimba, die zuerst durch Elfenbein zu einer Anzahl von Gewehren kamen und mächtiger wurden als andere Häuptlinge im Lande. Da Kassongo und der ihm folgende Mukenge der älteste der Fürsten war, die zu dem Bunde der Riambasöhne zusammengetreten waren, so wurden sie bisher auch stets als Erste anerkannt. Als jedoch der unternehmende Tschingenge durch die Anzahl seiner Waffen sich stark genug fühlte, Mukenge den Tribut zu verweigern, und dieser nicht energisch

genug war, Tschingenge zu zwingen, hatte sich Letzterer seit fünf Jahren unabhängig gemacht. So lagen die Verhältnisse, als wir in Lubuku erschienen.

Am 15. hatten wir Nachts ein außerordentlich starkes Gewitter, und ließen einige knallartige Donnerschläge vermuthen, daß es in der Nähe eingeschlagen habe. Beim ersten Morgengrauen hörte ich Tschingenge's Händeklatschen, mit dem er stets Erlaubniß zum Eintritt erbat. Ganz verstört redete er auf mich ein, und der herbeigerufene Dolmetscher übersetzte mir, daß der Blitz in mein Haus eingeschlagen habe und zwar durch den Fetisch von Mukenge, den Todfeind meines Wirthes, gelenkt. Da nur ich im Hause gewesen sei, wäre der Fetisch ohne tödtliche Folge geblieben, hätte aber doch bewirkt, daß er, Tschingenge, erkrankt sei, und wirklich hatte derselbe ein ziemlich hohes Fieber. Der rasende Gewittersturm der Nacht hatte einen Theil des Strohdaches hochgeweht, und schrieb man dies der Wirkung des Blitzes zu.



Baschilange-Pfeifenkopf.

Bei einem meiner täglichen Bäder im Lulua erhob sich plötzlich mit gewaltigem Prusten der Kopf eines Flußpferdes dicht bei mir über Wasser. Der erschreckte Dickhäuter verschwand sofort, und die aufgeregten Wasser zeigten, daß er sich mit möglichster Eile aus meiner unheimlichen Nähe entfernte; aber auch ich erstrebte mit langen Stößen das Ufer. Ich hatte dieses tägliche Bad gewagt, da sich die Eingeborenen seit langer Zeit eines Unglücksfalles durch Krokodile nicht zu entsinnen wußten und auch gewohnt waren, sich an der Fährstelle im Wasser zu erquicken. Daß man sich auf das Kindergedächtniß der Neger nicht allzusehr verlassen darf, bewies der Fall, daß am 20. ein Knabe vor den Augen Anderer weggerissen wurde und bald darauf ein starkes Krokodil sich öfters an der Fährstelle zeigte, bis es von meinem Humba erlegt wurde. Natürlich machte dieser Fall meinen Bädern im Flusse ein Ende.

Nach mehrfachen Bemühungen gelang es mir, ein Flußpferd zur Strecke zu liefern. Nach dem Schuß überschlug sich der Koloß, kam dann noch öfters mit den Füßen schlagend über Wasser und verschwand; genau nach zwei Stunden trieb es an der Oberfläche, wurde an's Land geholt und zerlegt. Die Fleischvertheilung war durch die widerwärtige Gier der Leute wieder der wenigst angenehme Theil des Jagderfolges. Groß war das Staunen über die Kraft meiner kleinen Büchse. Die Kioque hatten behauptet, wir hätten nur Gewehre, um damit nach Bäumen zu schießen, tödten könnten dieselben nicht, und nun war ein gewaltiges Flußpferd, von dem nur ein ganz kleiner Theil des Kopfes über dem Wasser zu sehen war, mit einem Schuß getödtet. Von jetzt ab hatte man vor der kleinen Waffe gewaltigen Respect.

Der Lulua ist der schönste Fluß, den ich je gesehen habe; an Stellen, wo sich eine Gneisbarre durch sein Bett zieht, wie 1 km oberhalb der Fähre, bietet er ein mannigfaltiges, liebliches Bild. Zwischen fünf Inseln, die mit dichtem Urwald und zierlichen Palmen bedeckt sind, von deren dunklem Grün die flußabwärts an die Inseln angeschwemmten hellgelben Sandbänke sich grell abheben, stürzt und sprudelt in vielen Armen der Fluß herab. Pandamusdickichte klettern an den felsigen Ufern der Inseln entlang, und dunkle Granitblöcke ragen aus dem schäumenden Wasser hervor. In dem 200 m breiten Pfühl, der sich unterhalb der Schnellen ausdehnt und in dem sich die wild bewegten Wasser beruhigen, dehnen sich langgezogene Sandbänke aus, auf denen sich Krokodile mit aufgesperrtem Rachen sonnen. Sich putzend, oder den Kopf angezogen und auf einem Beine ruhend, sieht man wilde Gänse unbekümmert in der Nähe der unheimlichen Saurier. Schönfarbige Reiher stolziren mit gewichtigen Schritten längs des Ufers, und mit wiegendem, lautlosem Fluge sucht sich der aufgescheuchte Nachtreiher einen neuen Platz im tiefen Schatten.

Noch weitere zwei Flußpferde erlegte ich, und kann sich nur der die Feste vorstellen, die in unserem Dorfe gefeiert wurden, der da weiß, was für den Neger Fleisch ist. Für mich lieferte die Jagdbeute nur während des ersten Tages ein saftiges Flußpferdsteak, während ich von sämmtlichen Thieren das Schmalz ausbriet und aufbewahrte, so daß es noch monatelang den Bedarf für unsere Küche deckte. Das Flußpferdschmalz ist zart, wohlschmeckend und

wird, gut ausgebraten, sehr langsam ranzig. Es ist das beste Material zur Behandlung von Waffen. Der Neger zieht das Fleisch des Flußpferdes dem des Elefanten vor, da es zarter und saftiger ist; für den Europäer wird es jedoch schon nach 12 Stunden wegen eintretender Fäulniß ungenießbar. Die Baschilange schneiden das Fleisch in handgroße flache Stücke, rösten dasselbe während der Nacht über dem Feuer und am Tage in der Sonne und bewahren es so monatelang auf; es ist dann schwarz und hart wie Holz und wird zum Genusse durch Kochen im Wasser wieder zubereitet. Bei der Jagd auf das Flußpferd mit einem kleinkalibrigen Gewehr ist nur ein Schuß in das Gehirn tödtlich, und zeichnet das angeschossene Thier so regelrecht, daß der Jäger nicht im Zweifel ist über den Erfolg seines Schusses. War derselbe tödtlich und das Gehirn zerstört, so sinkt der Dickhäuter ohne weiteres Zeichen langsam hinab. Schnelles Verschwinden bedeutet nichts, da jedes Thier vor Schreck, getroffen oder nicht, sofort untertaucht. Kommt jedoch das Flußpferd nach dem Verschwinden wieder in die Höhe und zwar mit den Beinen schlagend, was sich drei-, viermal wiederholen kann, dann war der Schuß auch tödtlich. Toben im Wasser, Ueberschlagen und Gebrüll ist nur das Zeichen eines schmerzenden Anschusses. Nach dem sicheren Zeichen des Verendens sinkt es zu Boden, je nach der Tiefe oder Strömung abwärts der Anschußstelle, und kommt, wenn Morgens, d. h. mit gefülltem Bauche, schneller, oder Abends nach vollendeter Verdauung in Folge der geringeren Entwickelung von Gasen langsamer, aber stets zwischen 1½ und 2½ Stunden, an die Oberfläche. Zur Aesung tritt es Nachts heraus und entfernt sich selten weiter als einige tausend Meter von dem Ufer; nur in ganz unbewohnten stillen Gegenden sah ich es auch am Tage äsen. Die heißesten Stunden der Tageszeit bringt es gern auf einer Sandbank zu, um sich an den Strahlen der Sonne zu erwärmen. Nachdem ich jetzt mehr als 20 Flußpferde zur Strecke geliefert und sehr viel mehr erlegt habe, die ich durch die Ungunst der Verhältnisse verlor, sind mir oben angegebene Regeln zur Sicherheit geworden.

In eine, wenn auch komische, so doch keineswegs angenehme Lage gerieth ich nach einer Jagd am 26. Ein erlegtes Flußpferd war inmitten von Stromschnellen auf einen Stein getrieben. Da nur ein ganz kleines Kanoe zur Stelle war, ging ich mit einem Eingeborenen in den Fluß, um das erlegte Thier aus dieser un-


R. Hellgrewe.

günstigen Stellung herauszubringen und weiter flußabwärts aufzufischen. Als wir uns von oberhalb der Schnellen näherten, wurde das Kanoe mit derartiger Gewalt vorwärts gerissen, daß es uns nur gelang, dasselbe auf die angetriebene Jagdbeute zu dirigiren, auf die wir auch mit mächtigem Stoße auffuhren. Ich sprang auf den Bauch des Dickhäuters und hielt das Kanoe. Rings um uns tobten die Wassermassen mit solcher Gewalt, daß wir gezwungen waren, in dieser wunderlichen Stellung zu verharren, da wir die weitere Fahrt und das wahrscheinliche Umschlagen des Kanoes nicht riskiren wollten wegen eines gewaltigen Krokodils, das, von dem Schweiße des Flußpferdes angezogen, flußabwärts auf der Lauer lag. Bald gerieth, um unsere Stellung noch angenehmer zu machen, unsere Rettungsinsel, der angetriebene Dickhäuter, in langsames Hin- und Herschwanken, und wir waren, zum tollen Gelächter der am Lande Stehenden, gezwungen, eine volle Stunde lang fortwährend balancirend den Bewegungen zu folgen, bis endlich ein größeres Kanoe mit Tschingenge selbst uns aus der lächerlichen und doch höchst peinlichen Situation in glühender Sonnenhitze befreite.

Die mächtigen Schädel meiner Jagdbeuten traf ich noch in den Jahren 1884 und 1886 in Tschingenge's Stadt als Reliquien aufbewahrt.

Die Eingeborenen, welche mit ihren Flinten den armen Dickhäuter nur quälen können, stellen ihm mit Fallgruben oder durch die von Livingstone bekannt gewordene Falle nach, bei der eine vergiftete Eisenspitze, durch einen gewichtigen Baumstamm beschwert, in das Genick des die Falle passirenden Thieres sich eingräbt.

Nachdem Tschingenge von seinem Fieber genesen war, mußte ich ihm verschiedene Medicinen schenken, und überzeugte mich, daß er bald deren Anwendung völlig begriffen hatte. Durch die Heilung seines Fiebers hätte er ganz das Zutrauen zu den Mitteln seiner Leute oder der Kioque verloren, meinte er, und wolle nur noch meine Mittel anwenden.

Pogge schrieb mir, daß er 18 Küstenträger zur Weiterreise angenommen habe. Ich hatte deren 13, die übrigen noch nöthigen mußten von Mukenge gestellt werden. Wir gaben unseren Leuten je 4 Stücke Zeug, 2 in Natura und für die anderen beiden einen Bon, zahlbar nach der Rückreise. Dieser Lohn für eine Reise,

die mindestens 6 Monate in Anspruch nehmen mußte, erscheint sehr gering; aber abgesehen davon, daß die Arbeitspreise in den portugiesischen Besitzungen durchaus noch nicht verdorben sind, wie dies in vielen anderen Kolonien sehr der Fall ist, so repräsentirt diese Zahlung einen ganz respectablen Werth in einem Lande, wo der Preis für ein Weib nur ein halbes bis dreiviertel Stück Zeug ist. Pogge beklagte sich, daß Mukenge immer neue Entschuldigungsgründe suche, um Zeit zu gewinnen. So wären unter Anderem Bihéleute von Kabao, dem Elfenbeinmarkte Luquengo's, gekommen, um Sklaven zu kaufen und dieselben dort gegen Elfenbein zu verhandeln. Kalamba benutzte, da er keine Sklaven vorräthig hatte, einen Streit zweier Häuptlinge als Vorwand zum Kriege, um bei der Gelegenheit Gefangene an die Biannos zu verkaufen. Pogge erfuhr erst später diesen Umstand und machte Mukenge große Vorwürfe.

Eines Tages war ich Zeuge von einem Gespräch, das Tschingenge mit den Baschangi, den Geistern seiner verstorbenen Eltern, hielt. Er stand vor einem kleinen Erdaufwurfe hinter seinem Hause mit seinem Lieblingsweib und seinen Kindern. Aus Thon gemachte Thiergestalten, die im Boden vergraben lagen, hatten seine Eltern hier zu vertreten, denn Beide lagen weit von hier begraben. Mit vernehmlich lauter Stimme sprach er, das Gesicht zu Boden gewendet, die Geister an: „Seht Ihr jetzt, daß ich Recht hatte, als ich Euch vertrieb und viele Eurer Anhänger tödten ließ? Ihr riethet mir, bei Euren alten, schlechten, wilden Sitten zu verharren, die schönen Sachen und das mächtig machende Gewehr, was Alles von den Weißen kommt, nicht anzunehmen, und die Kioque, die uns solche brachten, zu bekriegen. Hier steht er neben mir, der weiße Mann, mit langem, schlichtem Haar, und ist mein Freund. Mein Wunsch ist ganz erfüllt, ich bin gekleidet wie der Weiße und bin mächtig durch das Gewehr und Pulver. Der Weiße ist ein guter Mann, er füttert alle meine Söhne mit dem Fleische des Flußpferdes und hat mich gesund gemacht, als Mukenge mich verzaubert hatte, und wenn Ihr nun am Leben wäret, würde er auch an Euch so handeln! Ich will Euch etwas Fleisch von den Geschenken des Weißen geben, und auch zu trinken!" Er legte hierbei einige, nebenbei gesagt, die schlechtesten Stücke des Fleisches, fast nur Knochen, auf den Erdaufwurf und schüttete einen Becher mit Hirsebier darüber.

Ich hatte jetzt zum Abmarsche Alles vorbereitet und erfuhr, daß auch bei Kalamba am 29. große Abschiedsfeste mit Hanfrauchen und Schmausen gefeiert wurden, und daß er am 30. mit Pogge zum Passiren des Lulua abmarschirt wäre. Der Verabredung gemäß sollte ich nördlich des Lulua zu Pogge stoßen, brach daher am 1. December auf, passirte den Fluß und traf an demselben Tage noch meinen Reisegefährten in dem Dorfe des Mona-Tengo, eines Unterhäuptlings von Tschingenge.



Kalanda-Bach.

Sechstes Kapitel.

Bis zum Lubilasch.



Am 3. December hatten sich Kalamba's Leute angesammelt und ging es weiter über ebenes Terrain mit vielen Oelpalmen und durch sanft eingeschnittene Bäche; überall waren mächtige Granitblöcke verstreut, und auch in den Betten der Bäche stand dieses Gestein an. Am Bache Kalanda trafen wir einen prächtigen Wasserfall, 30 bis 40 Fuß hoch. Hier stürzte ich beim Baden derart auf einer Gneisplatte ausgleitend nieder, daß ich für mehrere Minuten die Besinnung verlor.

Bald werden die Schluchten tiefer und bewaldet; Meerkatzen, Nashornvögel und graue Papageien beleben die dichten Waldgallerien, aus denen bei eintretender Dämmerung Hunderttausende von Flugfüchsen aufgehen, um in nächtlicher Jagd ihren Unterhalt zu suchen. Mukenge hielt in jedem Dorfe an und wünschte überall Ruhetage, um in genügender Muße seinen Mulambo zu erpressen. An einem kalten regnerischen Tage traf ich den Kalamba unterwegs,

wie er nach einstündigem Marsche schon in einem Dorfe Halt machen wollte. Ich hatte etwas Fieber und war so empört über die unglaubliche Gleichgiltigkeit gegen unsere Ermahnungen und Bitten, nicht allzulangen Aufenthalt zu machen, daß ich auf ihn zuritt, ihm die Peitsche vor das Gesicht hielt und befahl, weiter zu marschiren.

Ich hatte noch nicht zur Genüge gelernt, die Folgen meiner 10jährigen Erziehung in der preußischen Armee in Beurtheilung der hiesigen Verhältnisse niederzukämpfen. Pünktlichkeit und Disciplin sind in's Afrikanische zu übersetzen, und dem Neger gegenüber ist Geduld am Platze. Auch der Ausspruch „Zeit ist Geld" paßt nicht hierher, und so nahm ich im Bewußtsein meines übereilten Handelns die Vorwürfe entgegen, die mir Pogge, der besonders in der ruhigen Behandlung des Wilden als Muster eines Reisenden gelten konnte, machte. So manches Mißlingen geplanter Reisen in Afrika ist der Ungeduld, nach europäischen Begriffen geregeltem Vorgehen und Principienreiterei zuzuschreiben. Wie kann der Reisende, der abhängig ist von seinen Leuten oder von den Eingeborenen, ganz den Sitten und Gewohnheiten derselben entgegen handelnd, auf Erfolg rechnen? Er soll, wenn es die Umstände erfordern, lieber einmal mit den Wölfen heulen, als durch ein seinen Leuten unverständliches Vorgehen sich dieselben entfremden. Hierzu gehört vor Allem das Studium der psychischen Stellung der in Frage stehenden Rasse und die daraus resultirende Erkenntniß der Art und Weise der Behandlung. Sicher ist die beste Gewährleistung für die Tüchtigkeit eines Reisenden seine diplomatische Begabung.

Glücklicher Weise hatte diesmal meine Unbesonnenheit keine üblen Folgen, aber lange noch war Kalamba mißtrauisch gegen mich.

Am 5. trafen wir in Baqua-Mamba ein; am nächsten Tage sollte feierlich Einzug in das große Dorf gehalten werden, und bat Kalamba uns, ihm hierzu unsere Träger zur Verfügung zu stellen. Pogge und ich gingen nach dem Dorfe. Rings um die in langen Reihen angemachten Feuer saßen sämmtliche männlichen Einwohner, Hanf rauchend, in banger Erwartung der Forderungen Mukenge's. Seitwärts tanzten einige, aber nur alte und häßliche Weiber, die jungen waren aus dem Dorfe verschwunden. Nun erschien Mukenge's Fahnenträger, mit mächtigen Sprüngen die Fahne schwenkend und mit Geschrei die Ankunft des großen Herrschers meldend. Darauf brachen unsere Träger und einige

Baschilange im Scheingefechte in das Dorf, und dann kam Mukenge, auf den Schultern eines gewaltigen Negers reitend, im schwarzen Kattunrock, über dem eine Messingkette hing, grauen Filzhut, Unterhosen und bunten Strümpfen. Schuhe waren wegen der unheimlichen Größe der Füße nicht aufzutreiben gewesen. Umgeben von 20 Bewaffneten, die im Schweiße ihres Angesichts die mächtigen Trommeln bearbeiteten, zog er ein. Kakoba, sein Minister, folgte ihm im rothen Rock, Halfana, Mukenge's Sohn, im Frack und aus Sackleinwand genähten Strümpfen, dann 3 Häuptlinge, ähnlich costümirt, jeder mit einem bunten Regenschirm. Zweimal bewegte sich der Zug mit langsamen, gemessenen Schritten um die Kiota. Darauf erschien auch Sangula-Meta im rothen Unterrock, schwarzseidener Mantille, ein Taschentuch um den Kopf gewunden, mit hoheitsvoller Grazie in jeder Hand ein Büschel Riamba schwingend, gefolgt von 40 Weibern, die die Baschilangemelodie absangen. Zur Linken Kalamba's gruppirte sich Sangula mit ihrem Anhange. Jetzt schwieg der Lärm der Trommeln und Gesänge. Halb kriechend näherte sich der Häuptling der Baqua-Mamba, Ndemba[1]), und legte Mukenge 3 Kupferkreuze und einen kleinen Elefantenzahn zu Füßen. Kakoba und die Mukenge umstehenden Häuptlinge bespöttelten den armseligen Mulambo. Ndemba zog darauf eine junge Sklavin herbei, die sich ruhig zu Kalamba's Füßen niederließ. Dann erhielt Meta 2 Kupferkreuze und einen Korb mit Gummi. Wieder spöttisches Gelächter der Umgebung, und Meta selbst stieß einige entrüstete Worte hervor. Kalamba hatte sich niedergesetzt, zum Zeichen, daß er befriedigt sei; Meta stand wie versteinert. Der arme Ndemba gab nun sein Weib zum Pfande und lief zu den Seinen zu weiterer Berathung. Jeder der ihn Umstehenden schlug die Tochter oder Frau eines Anderen vor; Niemand wollte geben. Ein Weib stand mit ihrem kleinen Kinde in der Nähe an einer Hütte. Ndemba wollte sie herbeiziehen, um sie der Sangula zu schenken. Das kräftige Weib jedoch machte sich los und verschwand lachend abwinkend in ihrem Hause. Noch mehrere Versuche blieben erfolglos, und die höchst unzufriedene Meta mußte sich wohl oder übel bescheiden und gab das Pfand zurück. Als die hohen Herrschaften einsahen, daß Nichts

[1]) 4 Jahre später ertrank dieser Häuptling bei meiner Expedition in den Stromschnellen des Lulua.

mehr zu erpressen sei, erhoben sie sich unter dem lauten Jubel alles Volkes und wanderten ganz ohne die vorher beobachtete ceremonielle Ordnung ihrem Lager zu. Nichts von gewaltsamer Erpressung, Nichts von Brutalität sahen wir bei diesem Vorgange.

Noch 5 Tage mußten wir Mukenge zu Gefallen liegen bleiben, da von allen Seiten Tribut erwartet wurde. Hunderte von Baschilange, von überall herbeigeströmt, drängten sich neugierig im Lager; Massen von Lebensmitteln aller Art wurden billig angeboten, die Träger lebten aus dem Vollen und hatten fortwährend wegen intimen Verkehrs mit den Weibern im Dorfe gegen die gutmüthigen, leichtgläubigen Bena-Mamba schnell beseitigte Milongos. Wir kauften viel Tabak ein, der gestampft, mit etwas Honig untermischt, in kleinen Kugelformen angeboten wurde. Wir wässerten denselben mehrmals, trockneten und rauchten ihn dann aus unseren großen deutschen Pfeifen; hat er auch am wenigsten den Geschmack nach dem, was wir in Europa Tabak nennen, so erinnert doch der Qualm an jenen längst schon nicht mehr gehabten Genuß. Unser Tabak und Cigarren, sowie sämmtliche europäische Conserven waren schon seit einem Monat ausgegangen; nur etwas Thee blieb uns noch von den heimischen Genüssen.

Unsere Karawane war durch Nachzügler jetzt vollständig, denn hier war das letzte Dorf der Bena-Riamba. Der nächste Marsch brachte uns zu den wilden Tschipulumba. Wir hatten 40 Menschen mit 15 Steinschloßgewehren und 6 Chassepotkarabinern, Mukenge 80 Männer, 70 Weiber und mehrere Kinder mit sich mit höchstens 20 Musketen als Bewaffnung. All unser Reden und Bitten, die Weiber heim zu lassen, hatte Nichts gefruchtet, und so mußten wir wohl oder übel mit dieser für eine Reise in wilde Gebiete lächerlichen Karawane abmarschiren.

Am 12. ging es weiter über flache, sandige Savanne nach Nordosten; wir passirten den großen Bach Lubi, der zum Lulua geht, machten dann einen Umweg von fast 2 Stunden, da der Führer uns durch sein Dorf hatte leiten wollen, damit auch seine Freunde den Weißen und den Reitstier bewundern könnten.

Der Empfang in einem kleinen Dorfe, wo wir lagerten, war ein unfreundlicher. Die Weiber waren mit Hab und Gut geflohen, die Männer, bewaffnet mit langen hölzernen Speeren, Bogen und vergifteten Holzpfeilen, mit Keulen und mannshohen,

aus Palmzweigen hergestellten Schildern, erwarteten uns mißtrauisch und mürrisch vor dem Dorfe und ließen uns erst, als ich mein rothes Taschentuch zeigte und ihnen einige Perlen zuwarf, des Weges ziehen.

Schon jetzt begannen die Erzählungen von vor uns wohnenden Kannibalen, die besonders auf unsere Küstenträger sichtbaren Eindruck machten. Am nächsten Tage ging es durch einige Dörfer, deren Einwohner vor uns geflohen waren. Unsere Baschilange richteten überall eine greuliche Verwüstung an, was wir Kalamba, im Lager angekommen, scharf verwiesen. Bei einigen tief moorigen Bächen mußten wir Knüppeldämme legen, die wegen der Passage der Reitstiere solide hergestellt werden mußten und uns lange aufhielten. Die Gegend wird sehr bevölkert, und der Typus der hiesigen Baschilange hat sich geändert. Die Männer sind wild aussehende starke Leute, unstät und roh, mit vielen Hörnchen, Zähnen und Figuren behängt. Perlen sieht man nur noch selten, europäische Stoffe gar nicht mehr. Die Bewohner scheinen hier schon viel mehr Mulubablut zu haben, oder weniger mit den früheren Einwohnern vermischt zu sein, als die südlichen Baschilange.

Am 14. besuchten zwei interessante Individuen das Lager: das eine war ein auffallend schönes Mädchen von hohem Wuchse, schlankem, elegantem Bau und liebenswürdigem, kindlichem Gesichtsausdruck. So allgemein ward der hellbraunen stolzen Schönheit Bewunderung gezollt, daß die mißtrauischen Verwandten sie sichtlich gegen ihren Willen aus dem Lager brachten und nicht mehr wiederkommen ließen. Das andere, die Aufmerksamkeit auf sich ziehende Wesen war ein alter Sonderling mit roth gefärbtem Haar und Bart. Er war Bauchredner, Grimassenschneider und rauchte auch aus einer kleinen Pfeife durch die Nase, indem er ein Nasenloch schloß und mit dem anderen die Oeffnung der Pfeife deckte. Man sieht, auch diese Wilden haben ihre Clowns.

Weiter ging es über sanft gewellte, übersichtliche Prairie, nur von vereinzelten Bäumen oder kleinen Palmengruppen unterbrochen. Wir lernten hier ein sehr schönes Gemüse, Gimboa, kennen, ein Fuchsschwanz, dessen Blätter gegessen werden. Auch gibt es wieder Palmwein, da nur die Anhänger des Riamba-Cultus ihn nicht trinken dürfen. Die Eingeborenen nähern im Aeußeren sich immer mehr den reinen Baluba. Nur selten sieht man noch eine

Tätowirung, wogegen man sich mit schönen schwarzen, rothen, weißen und gelben Farben bemalt.

Am 16. passirten wir den Moansangomma, ein 6 m breites und 1,5 m tiefes Flüßchen, das sich in den Lubudi, einen Nebenfluß des Lubilasch, ergießt. Die Hütten nehmen eine andere Form an; sie sind unordentlich gebaut und liegen zu je 4 bis 6 zusammen in weit verstreuten Weilern. Das Gras hatte schon eine derartige Höhe erreicht, daß wir, bevor wir unser Lager bauten, dasselbe der Vorsicht halber abbrannten. Mehrere Stunden später noch sahen wir die Feuerlinie des Brandes immer weiter ziehen. Das bis 3 m hohe, trockene, filzartig dichte Gras wird jährlich in bewohnten Gegenden abgebrannt. Die Brände sind ganz ungefährlich: ich sah oft, wie Leute, dem Feuer entgegengehend, dasselbe mit Zweigen ausschlugen, selbst bei starkem Winde, und kann mir daher kaum eine Vorstellung von den gefürchteten Prairiebränden in Amerika machen.

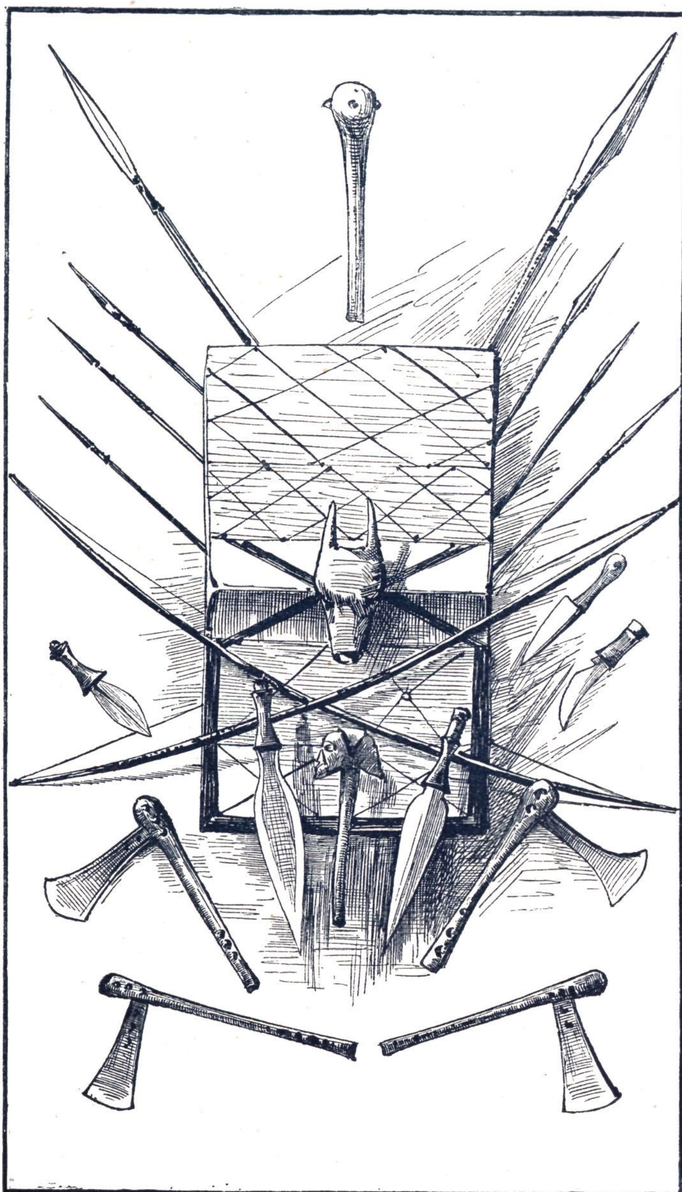
Endlich war der berühmte Munkamba-See erreicht. Waren unsere Erwartungen schon durch immer zweifelhafter werdende Gerüchte herabgestimmt, so beschreibt doch Nichts unsere Enttäuschung, als wir eine Terrainwelle passirend vor uns einen Kessel liegen sahen, in dessen Grunde ein schmaler, dunkelblauer Wasserstreifen sichtbar ward, der uns als der Munkamba vorgestellt wurde. Die früher gehörten Uebertreibungen, die auch andere Reisende mit heim brachten, sind nur dadurch zu erklären, daß Seebildungen in diesem Theile Afrika's nicht vorkommen, und dieser kleine Weiher, weil breiter als die meisten Flüsse, zu Ausgeburten der Negerphantasie veranlaßte. Nach den Erkundigungen von Schütt und Buchner ist es durchaus nicht ausgeschlossen, daß dieser Tümpel Grund zu den Fabeln des mächtigen Sankorra-Sees, der hierher versetzt wurde, gegeben hat.

Am 18. machte ich mich auf, um das fabelhafte Wasser zu umreiten, was mir in 7 Stunden auch gelang. Inmitten dieser ununterbrochen welligen Grasprairie füllt der Munkamba die Sohle eines langgestreckten Kessels aus. Seine Länge beträgt 5 km, die größte Breite 2 km; die grasigen Ufer fallen flach zum Wasserspiegel ab und enden in einem breiten Binsengürtel. Das blaugrüne Wasser ist, obwohl sehr weich, doch trinkbar. Es ist nicht salzig, muß also unterirdischen Abzug haben, wahrscheinlich in einer südlich gelegenen starken Quelle eines Baches. Zwei nur

50 m lange Quellriesel münden in den See, auch sickert ihm aus benachbarten Sümpfen Wasser zu. Der Grund besteht aus weißem Sand; die Tiefe konnte ich nicht messen, da kein Kanoe vorhanden war. Der Wanderer kann dieses Hinderniß leicht umgehen. Der See birgt kleine Welse als einzige Fischart, denen man in Fischkörben nachstellt. Schwarze Wasserhühner und Enten brüten in den Binsen; Strandläufer sind sehr häufig, auch der schwarz und weiße Geier, Gipohierax angolensis, ist vertreten. Verschiedene Bussarde, der Schildrabe und Purpurreiher, ein schwarzer Storch mit weißen Flügeln beleben die kahlen Ufer.

Der See liegt auf 5° 45′ südlicher Breite, 23° 14′ östlicher Länge und 700 m Höhe.

Vom Ritt zurückkehrend überraschte ich einige unserer Träger, als sie ein kleines Dorf ausplünderten und damit beschäftigt waren, die sich sträubenden Eingeborenen mit Stöcken zu prügeln. Ich nahm die Partei der Eingeborenen und brachte mit dem Stock die Leute aus dem Dorf heraus. Ein junger Träger Namens Simon, dem ich mich von hinten näherte, stieß mich aus Versehen im Handgemenge mit einem Stocke vor die Brust und entfloh, sobald er mich erkannte. Zerbrochene Töpfe, aus den Häusern gerissenes Geräth und sonstige Verwüstungen zeigten die Wildheit unserer Leute; daher verfolgte ich sie, ergriff Simon und ließ ihn eine gute Weile meine Empörung fühlen. Er rief, er habe mich ja nicht gesehen, als er mich mit dem Stocke gestoßen habe, und ich gab ihm die Erklärung, daß, wenn dies der Fall gewesen wäre, ich ihn erschossen haben würde, die Prügel seien nur für Plündern und Mißhandeln der Eingeborenen. Als ich bald darauf mit Pogge in dessen Hütte bei Tisch saß, hörte ich, daß mehrere Leute sich näherten. Simon steckte, den Finger am Abzug, das geladene Gewehr zur Thür der Hütte herein, hielt es auf mich gerichtet und lallte, es sei besser, zuerst zu schießen, als sich vielleicht von mir erschießen zu lassen. Wir sprangen auf und traten aus der Hütte. Vor uns standen ein Dutzend betrunkener, mit Gewehren bewaffneter Träger. Ich schickte, den besonders wilden Simon ruhig fixirend, meinen kleinen Diener, um Peitsche und Revolver herzuholen. Kein Gewehr erhob sich, unentschlossen und murrend standen die Meuterer vor uns. Pogge hielt ihnen jetzt ihre Frechheit vor, und ältere Träger warfen sich dazwischen. Humba war mit fertigem Gewehr neben mich getreten. Ich drang darauf, daß



Waffen der Wasi-Malungo und der Wabujwe
(siehe 10. Kapitel).

Zu Seite 110.

die Meuterer sofort gebunden würden, um ihre Strafe zu erhalten. Pogge wollte davon Nichts wissen, und so nahmen wir den jetzt über ihr Gebahren Erschreckten Munition und Waffen ab.

Noch an demselben Abend lehrte ein anderer Fall, daß es nöthig war, mit größerer Strenge unseren Leuten entgegenzutreten. Kabinda, derselbe Mann, der im Lande der Kioque so muthig sich sein Weib zurückerobert hatte, hieb beim Handel einen Eingeborenen derartig auf den Kopf, daß er für todt davongetragen wurde. Alle Eingeborenen verschwanden mit der Drohung, bald zum Kriege zurückzukommen, um den Tod ihres Genossen zu rächen. Unsere Leute bewaffneten sich; als aber bis zum Einbruch der Nacht Nichts erfolgte, hörten wir, daß der Geschlagene nur ohnmächtig gewesen wäre, und zwangen Kabinda zur Strafezahlung an denselben. Auch Kalamba's Leute wurden von dem bösen Beispiel angesteckt. Sie hatten einen Eingeborenen gefangen und blutig geschlagen wegen eines kleinen Vergehens. Wir zwangen sie zur Rückgabe und Zahlung eines Schmerzensgeldes an den Mißhandelten.

Am 21., als Pogge Rationen vertheilen wollte, weigerten sich die Küstenträger, dieselben anzunehmen, und forderten Einlösung des erst nach der Reise fälligen Bons, ja erklärten endlich, überhaupt nicht weiter zu gehen, da vor uns wilde Völker, Menschenfresser wohnten, und wir sie um ihre Zahlung betrügen würden. Wir nahmen ihnen sogleich die Lasten und die Gewehre ab und schickten die Leute aus dem Lager bis auf 5, die bei uns aushalten zu wollen erklärten. Zuerst vertheilten wir die Gewehre und einige Lasten unter Mukenge's Leute, nahmen dann nach und nach 15 der besten der Verjagten auf ihre Bitten und Kaschawalla's Wirken wieder an, wiesen jedoch die andern 21 Leute ab, denn wir waren uns bewußt, daß über kurz oder lang die wilde Bande, zum größten Theile Kimbunduleute, unserer Reise verhängnißvoll werden würde. Am anderen Morgen erwachte ich, als Pogge abermals mit dem Revolver das Lager säuberte.

5 Tage voller Verdruß und Gefahren für den Erfolg unserer Reise hatten wir jetzt am Munkamba-See gelegen, und immer noch waren des Morgens Kalamba's Leute zum Theil abwesend, da sie in der Nachbarschaft gegen unsere Vorstellungen Gewehre für je 2, ja 3 Weiber verkauften. Von doppeltem Nachtheil war dies für unser Unternehmen. Die Karawane wurde an Macht ge-

schwächt und durch das Hinzukommen der vielen Weiber immer schwerfälliger, und waren dies die Gründe, die wir Kalamba vorhielten, um dem Einhalt zu thun. Ueber das Unrecht der Sklaverei überhaupt zu sprechen, war noch nicht an der Zeit; vorläufig hielt man noch unseren Abscheu gegen diesen Handel für eine Schrulle, die man sich nicht erklären konnte.

So reisten wir jetzt nur noch mit 19 Trägern und Mukenge's über die Hälfte aus Weibern bestehender Begleitung.

In meinem Tagebuche finde ich nach den vielen Sorgen, die uns durch unsere Küstenträger erwachsen waren, einige Worte, die ich im Eindruck der überstandenen letzten Schwierigkeiten niederschrieb und wörtlich wiedergeben will:

„In welch' prächtiger Gesellschaft befinden wir uns hier inmitten von Millionen mißtrauischer Eingeborenen, Hunderte von Meilen von jeder Anlehnung an die Civilisation, angewiesen auf uns selbst. Unsere Träger sind eine Rotte lärmender, zankender, unzuverlässiger, feiger und elend denkender Neger. Täglich Schwierigkeiten mit dem Gesindel, das, nur auf den eigenen Vortheil bedacht, ohne irgend welche höhere Regung, kein Mittel scheut, um seinen Patron zu übervortheilen, sei es durch Diebstahl, Bettelei, falsche Forderungen oder Erpressung. Jedes freundliche Wort, das man ihnen gönnt, wird benutzt, um eine Bettelei anzubringen, jedes Lächeln als ein geeignetes Zeichen angesehen, etwas zu erlangen zu suchen, jede Schwierigkeit veranlaßt zu Mehrforderungen. Nie sind sie zufrieden mit dem Zugetheilten, jeder anstrengende Marsch erzeugt Murren, jede besondere Arbeit unendliches Sträuben, Reden und Zeitverlieren. Jedes Wort, das für das Ohr des Patrons berechnet ist, ist Hunger, jedes Geschenk, das sie erhalten, eine Veranlassung zur Forderung nach mehr. Nie Zufriedenheit, nie Arbeitslust, wohl aber Trunk- und Streitsucht und dazu eine phänomenale Feigheit den Eingeborenen gegenüber, sobald sich dieselben nicht wie Lämmer behandeln lassen, was letzteres dann wieder mit aller möglichen Brutalität ausgenutzt wird. Das sind unsere lieben Untergebenen!

„Strenge ruft Flucht, Nachsicht Frechheit und Meuterei hervor. So ist es ein ewiges Laviren, Reden, Mühen und Sorgen von früh bis spät, denn der Erfolg ist durch diese Helden bedingt!

„Das sind vor Allem die Westafrikaner und in höchster Potenz die Angolaleute, Gingas und Kimbundus. Wie sehr viel besser

reist es sich dagegen mit Leuten von der Ostküste. Wangwana, aus Zanzibar oder von der Suaheliküste, und Waniamwesi waren mir die liebsten Begleiter. Hauptsächlich wegen dieser Umstände sind bisher von der Westküste nie die gehofften Erfolge erzielt worden und nie die Erwartungen der Reisenden in Erfüllung gegangen; nicht die Lundasperre hätte eine Karawane von hundert Ostküstenleuten aufgehalten. Die großen Durchquerungen Afrika's vom Osten aus sind mit denselben Mannschaften ausgeführt, mit denen sie begonnen waren. Der Chef lernt seine Leute kennen, jeden Einzelnen nach seiner Eigenart behandeln; bald spricht er ihre Sprache, ein immenser Vortheil, tritt ihnen dadurch näher und gewinnt als höher stehendes Wesen bald eine außerordentliche Gewalt über sie. Dazu kommt der nicht zu unterschätzende Einfluß der kriegerischen Erziehung durch die Araber und die mit jenen schon seit lange ausgeführten weiten Reisen in das Innere. Ich habe dagegen auf der Reise von Loanda bis nach Zanzibar 7mal meine Begleitung vollständig ändern müssen."

Ein Fall, wie ihn der Reisende Thomson in seinem Werke über Ostafrika erzählt, er habe seinen Leuten, die Wangwana waren, vorgestellt, daß er noch ein halbes Kind sei, daß sie väterliche Nachsicht mit ihm haben müßten, und Anderes mehr, klingt einem Reisenden, der den Westen kennt, geradezu fabelhaft, und noch mehr, daß sich die Leute erweichen ließen. Mit Westleuten hätte ein solches Vorgehen das unabwendbare Ende der Reise, wahrscheinlich die völlige Ausplünderung des Reisenden und obenbei Hohn und Spott herbeigeführt. Ich weiß, daß die Erforscher, die den Westen und den Osten des dunklen Continents kennen, mir rücksichtslos beipflichten werden. Ich nehme keinen Anstand, die Wahrscheinlichkeit auszusprechen, daß auch Pogge und ich in unseren Plänen getäuscht wären, wenn nicht die Baschilange von uns im geeigneten Zeitpunkt gefunden, richtig erkannt und behandelt worden wären, denn nur durch sie ward es uns möglich, so weit nach Osten vorzudringen, bis wir bei den Arabern Beistand zu weiterer Unternehmung fanden.

Sorge und Kummer, endloses Plänemachen und Laviren, ein Vorwärtswürgen, möchte ich fast sagen, von Tag zu Tag und ganz besonders mit unsern kleinen Mitteln, die denen aller bisherigen größeren Reisen entgegengehalten ganz unzureichend scheinen, hielten unsere ganze geistige Kraft in fortwährender Spannung.

Bei alledem konnten auch wir doch unseren bösen Kindern Nichts lange nachtragen. Der Neger ist nun einmal ein Kind, und wer ihn kennt und studirt hat, wird mir beipflichten, daß man herausfühlt, daß alles Schlimme natürlichen Trieben entspringt, nicht ruhig überlegt und raffinirt ist, und der gerechte Zorn schmilzt bald dahin, ja man ist erstaunt, daß man sich so erregt hat. Der schlagendste Beweis für diese Auffassung ist der Umstand, daß auch der Neger selbst nicht nachträgt; Rache oder Wiedervergeltung nach Beruhigung der ersten Aufwallung kennt er nicht. Er vergißt Böses ebenso wie Gutes schnell.

Wir betraten, unsere Schritte weiter nach Nordosten lenkend, unabsehbare, wellige Grasprairien, die dem bisher durch die Savannenbäume stets dicht begrenzten Blicke eine erquickende Weitsicht bieten, und gelangten in das bevölkerte Bereich der Baqua-Ngamba mit weit verstreuten Dörfern und Gehöften. Zuerst herrschte dort große Furcht: die Weiber waren bereit zur Flucht, die Männer standen mißtrauisch und bewaffnet seitwärts der Wege; bald aber, als man von unserer Friedfertigkeit überzeugt war, wurde man dreist, ja frech. Hunderte von bis an die Zähne Bewaffneten strömten im Lager aus und ein, und daß auch der ruhige Kalamba über das wilde Benehmen derselben stutzig geworden war, zeugte das erste Trommelconcert, das er anordnete, und dessen Wirkung er gut zu kennen schien. Vier Mann machten auf harmonisch abgestimmten, mächtigen Trommeln Alles im weiten Kreise aufhorchen, lauschen und sich fragen, was das zu bedeuten habe, vielleicht Krieg, denn dies ist stets der erste Gedanke, der dem Wilden kommt. Einige Schüsse, die ersten, die in diesen weiten Ebenen wiederhallten, vermehrten diese Wirkung, und in der darauf eintretenden erwartungsvollen Stille rief unser dicker, inmitten des Lagers löwenmuthiger Kaschawalla in die Nacht hinaus, daß morgen Niemand in unserem Lager bewaffnet erscheinen dürfe. Während des nächsten Tages glich unser Lager einem Jahrmarkt, in dem sich schaulustige Massen drängen. Besonders unsere Hütten waren der Gefahr ausgesetzt, eingedrückt zu werden, und unsere Reitstiere so umlagert und gestört, daß sie nicht einmal recht zum Fressen kamen. Als Morgens schon trotz des Verbotes Leute mit Waffen erschienen, begann ich mit Humba eine Razzia. Wir zerbrachen einige Speere und warfen Keulen und Lanzen aus dem Lagerkreise. Dies bewirkte, daß die Menschenmassen etwas ein-

geschüchtert wurden. Kaschawalla war bei diesem Vorgehen vor Furcht ganz grau geworden. Wenn ich mit einem unserer letzten Streichhölzchen meine Pfeife anzündete, drängte Alles scheu aus meiner Nähe; als gar plötzlich ein Gewehrschuß fiel, entstand ein so panischer Schrecken und sinnlose Flucht, daß unsere Träger und die Baschilange sich etwas von dem drückenden Gefühl vor der gewaltigen Uebermacht erholten. Wasser und Holz mußte von weit her geholt oder von den Eingeborenen gekauft werden, und unsere Leute konnten sich nur aus Gras Windschirme machen, da Laub und Stämme in dieser Grassavanne nicht aufzutreiben sind, und es war höchst angenehm, daß wir gerade heute von dem sonst regelmäßig fallenden Gewitterregen verschont blieben.

Immer weiter geht es durch Prairie. Ab und zu trifft man einige im Aeußeren unserem Apfelbaume gleichende Bäume im Grunde kleiner Kessel, welche letztere in der vollen Regenzeit Teiche bilden. Man beginnt als Tauschartikel hauptsächlich die Kaurimuschel zu fordern.

Am 26. marschirten wir durch die, so weit das Auge reicht mit Gehöften besäete Gegend der Bena-Tschia zu dem Dorfe des Marimbo, des Oberhäuptlings der Baqua-Lukalla. Mindestens 1000 Krieger im vollen Schmuck gaben mir an der Tête das Geleit.

Brüllend und die Waffen schwingend, im Sprunge mit der Keule den Boden schlagend, stürzen sie im Scheingefecht vorwärts, um bald wieder in grotesker Stellung, vor Erstaunen und Vergnügen singend, mich zu erwarten. Das in wilder Ungebundenheit rauh ausgestoßene „Ooooh" beweist den Eindruck, den die Verbindung eines unheimlich weißen Menschen mit einem nur dem wilden Büffel gleichenden Thiere hervorruft. „Kajau, Kajau, Tambo, Mukelenge, Munene!" d. i. „Er kommt, er kommt, der Löwe, der große Häuptling!" ertönte vorweg, bis ich im Lager ankam und abstieg, wobei jede meiner Bewegungen mit Gebrüll des Staunens begleitet wurde. Pogge mit Kaschawalla, welcher Letztere auch auf einem Stier ritt, trafen mit wohl über 2000 unterwegs angesammelten, neugierigen Eingeborenen ein. Unsere Leute standen starr, und nur unser sicheres Auftreten verschaffte ihnen Muth und etwas Raum inmitten dieser Tausende, um einigermaßen ein Lager aufzuschlagen. Nur schreiend konnte man sich unterhalten. Jede schnelle Bewegung von Pogge und mir bewirkte ein Zurückprallen, Stoßen und Schieben, und ein ab-

gegebener Schuß zauberte uns ein Bild, gegen welches das wohlbekannte: „Der Löwe kommt“ nur einen schwachen Eindruck macht. Marimbo erschien, und mit Hilfe seiner Söhne und Häuptlinge, die rücksichtslos mit dem Stock in die Menschenmasse hieben, erhielten wir etwas Luft und Raum. Die Männer waren von kräftigem, muskulösem Aussehen, mit Speer oder Keule bewaffnet, selten mit Bogen. Das Gesicht war in Hälften oder Viertheilen mit lebhaften Farben schwarz, roth, gelb oder weiß bemalt. Lange Tätowirungsstriche auf der Brust und rings um den roth gefärbten Nabel zeigten den völlig von dem der bisherigen Baschilange verschiedenen Geschmack. Federn des Helmvogels, Papageies oder Hahnes schmückten die bemalten Häupter der schönen Wilden; die Haare waren in pilzartigen Wulsten oder Puffen zusammengefaßt, die Zähne vielfach spitz gefeilt. Eisenringe schmückten Arm- und Fußgelenke, und kleine Stückchen Mabelezeuges, die nur so lang als durchaus nöthig waren, hingen, mit ausgezupften Fransen und roth gefärbten Kaurimuscheln geschmückt, aus dem Gürtel herab. Einige Speere waren bis 8 Fuß lang und die Holzpfeile vergiftet; die Sehne des Bogens bestand aus der vom Rotang abgeschälten Rinde, und trugen alle Bogenschützen 3—4 Reservesehnen um den Hals. Die Keulen waren aus hartem, rothem Holz und sehr schwer; auch eine neue Waffe bemerkten wir hier zuerst, die einer lang gestreckten Hacke glich. —

Die Weiber bereiten das Mehl von Mais und Hirse nicht mehr in Mörsern, sondern reiben es auf einem flachen Sandstein. Palmen und Bananen beschatten die Gehöfte, und viel Zuckerrohr wächst in den Gärten.

Am nächsten Ruhetage waren unsere Leute, obwohl die Menschenmasse noch gewaltiger, schon etwas sicherer, und das Schlagen mit einem Stock gegen eine Strohmatte, daß ein schußartiges Geräusch und stets gleichzeitig sinnloses Flüchten und Ueberrennen zur Folge hatte, mußten wir zuletzt verbieten, da bei solcher Gelegenheit auch wir öfter in Gefahr geriethen, niedergerannt oder unter unseren Hütten begraben zu werden.

Schon seit einigen Tagen begleitet uns im Osten ein auffallender Höhenzug mit bewaldeten Schluchten, der uns vom Lubi trennt. Am 28. stiegen wir in die nördliche Verlängerung dieser Berge, die, mit dichtem Savannen- oder Urwald bedeckt, ein schroff zerrissenes kleines Waldgebirge darstellt.

Eines Abends brannten wir, um unsere Baschilange zu ergötzen, ein kleines Feuerwerk ab. Dies hatte jedoch zur Folge, daß einige benachbarte Dörfer verlassen wurden und die Eingeborenen, die Kriegstrommel schlagend, in die Wälder flohen. Kaschawalla mußte seine ganze Beredsamkeit und Kraft der Stimme aufbieten, um die Furchtsamen zur Rückkehr zu bewegen.

Da unser nächstes Lager im stillen Walde war, genossen wir mit großem Wohlbehagen die tiefe Ruhe, die uns nach dem tobenden Gedränge unserer letzten Lager um so angenehmer erschien. Wir folgten dem hohen Rande des Lubithales in dichtem Urwald, stiegen dann zum Fluß hinab und wanderten in hellgrünen Uferwiesen, die den Lauf des Lubi begleiten, nach Norden, bis wir am 3. Januar eine breite Fährstelle erreichten und hier lagerten. Der Lubi ist ein Fluß von 60 m Breite; auf beiden Seiten gleich zu 1,7 m Tiefe abfallend, erreicht er in der Mitte fast 3 m, hat eine lebhafte Strömung und hellgelbes Wasser. Er mündet in den Lubilasch und soll 4 Tage oberhalb unserer Fähre die ersten Fälle haben. Vom Lubilasch aus, heißt es, kommen große Kanoes mit Händlern, die Kupfer gegen Salz austauschen. Die hellen Grasmatten der Niederung werden nur an Stellen einmündender Bäche von Galleriewaldungen unterbrochen. Zu beiden Seiten steigen bald die steilen Hänge 60 m hoch zu dem Plateau hinauf, dessen dunkle Ränder zeigen, daß es mit dichtem Urwalde bedeckt ist.

Am rechten Ufer wohnen die Bassonge, und diese sind es, die uns noch 2 Tage hinhalten mit allerlei Ausreden, bis sie, von unserer friedlichen Absicht überzeugt und begierig auf unsere schönen Sachen am 5. bereit sind, uns überzusetzen. In 10 bis 14 m langen, 0,75 m breiten und 0,5 m hohen, schlanken Kanoes, denen man ansieht, daß sie auch zu weiteren Touren bestimmt sind, und die mit großer Gewandtheit und Sicherheit getrieben werden, wurde schnell die Passage vollzogen. Dicht am rechten Ufer schlugen wir unser Lager auf. Froh, ein neues Hinderniß überwunden zu haben, und in einem neuen Volke, das weit nach Osten reichen sollte, keine finsteren Kannibalen oder mißtrauische, leicht erregte Wilde, sondern scheinbar lustige, aufgeweckte Leute zu finden, sprachen wir alle dem massenhaft erscheinenden süßen Palmweine so zu, daß am Abend die ganze Karawane sich in einer mehr als gehobenen Stimmung befand, und selbst Pogge und ich durch den ausnahmsweise starken Wein in eine lange

nicht verspürte Heiterkeit versetzt wurden. Auch des Hanfes nüchterne Söhne sündigten heute gegen das Verbot, dies Getränk zu berühren. Da unsere Leute bald in den Eingeborenen Gesinnungsgenossen fanden, bahnten sich schnell Verbrüderungen und Freundschaften an, die in bis zum Morgen dauernden Tänzen und Lärmen befestigt wurden. Die Bassonge sind mittelgroße, wohlgebaute Leute mit heller Hautfarbe, die gleichmäßiger ist, als bei den Baschilange, und wohl auf eine rein erhaltene Rasse hinweist.



Siegreich zurückkehrende Bassonge-Krieger (s. S. 122).

Frei und aufgeweckt werden sie schnell etwas dreist, sind jedoch viel weniger roh und wild in Ton und Manieren, als ihre westlichen Nachbarn. In Kunstfertigkeit, Geschmack und Ordnungssinn stehen sie bei Weitem am höchsten von allen mir bekannten Stämmen. Die Stellung des Weibes ist eine höhere; dasselbe verrichtet nur die häusliche Arbeit, während der Mann der Feldarbeit obliegt. Die große Sorgfalt, die auf Anfertigung der Waffen verwandt wird, zeigt, daß sie auch bis zu einem gewissen Grade kriegerisch sind. Auffallend ist der Unterschied des geselligen und Familienverkehres zwischen ihnen und den Baschilange des

Nordens. Während man bei diesen oft mürrischen oder gleichgiltigen Verkehr beobachtet, oft Streit und Zank hört, scheinen unsere neuen Freunde ein glücklicheres Temperament zu besitzen, und Lachen und Gesang ertönt von überall. Aber ihre großen Fehler, die wir erst später kennen lernten, die ich jedoch schon jetzt erwähnen will, sind Treulosigkeit, Diebsgelüste und Verstellung. Die Kleidung besteht in dem bekannten Mabelestoff, der hier meist mit Takula (Rothholz) gefärbt wird. Die Haare sind bis auf das Hinterhaupt rasirt und dann chignonartig zusammengebunden. Vermittelst eiserner Nadeln werden kleine, mit Kaurimuscheln besetzte Zeugstücke oder Federbüsche aufgesteckt. Den Weibern werden im Kindesalter die beiden Schneidezähne des Oberkiefers ausgeschlagen, indem ein Holzmeißel aufgesetzt und mit einem Hammerschlag die Operation ausgeführt wird. Sehr verschieden ist die Art des Lastentragens; bei den Weibern anders als bei den Männern. Haupthandelsartikel sind hier Palmenstoffe, Kupferkreuze und Salz. Von uns wurden Kauri und große, weiße Perlen verlangt. Die Männer bearbeiten den Boden mit einer breiten Hacke, welche an einem 1 m langen Stiel befestigt ist. Sie verrichten also die Arbeit stehend, was von der Küste bis hierher nicht der Fall ist. Die Felder werden in rechteckige Schläge mit der Schnur abgemessen und getheilt und in einer unseren Spargelbeeten ähnlichen Weise aufgeworfen. Maniok ist noch Hauptnahrung, Mais und wenig Hirse wird cultivirt. Süße Kartoffeln, Yams, Erdnüsse und kleine Bohnen werden auch auf den Feldern angepflanzt, Zuckerrohr, Bananen, Oel- und Mabondopalmen, Ananas und Pfeffer in den Gärten dicht am Hause. An Vieh werden Ziegen, Schweine, Hühner und Hunde gehalten. Schafe sind selten, Tauben gar nicht vorhanden. Die Form der Töpfe, sowie die Verzierung auf denselben ist geschmackvoll. Korbflechterei steht auf einer hohen Stufe. Die Waffen sind vielfach mit durchbrochener Arbeit und eingelegtem Kupfer hergestellt. Hörner mit arabeskenartiger Verzierung, Axtstiele und Klöppel zum Stampfen des Manioks von Elfenbein zeigen, daß hier der Werth desselben noch nicht recht bekannt ist. Musikinstrumente der verschiedensten Art werden hergestellt.

Die Häuser sind hoch und geräumig, sorgfältig gebaut und rein gehalten, mit einem Vorbau an der Thür versehen, und stehen alle auf einem Unterbau von Lehm, so daß der estrichartige Fußboden stets trocken ist. Die Thüren sind über manneshoch. Man

betritt zunächst einen Raum mit Feuerstelle und dann den Schlafraum mit aus Palmenzweigen gefertigten breiten Betten. Ein hängendes Gestell unter dem Dache dient als Vorrathsraum für Netze und Geräthschaften.

Die Dörfer bestehen aus zwei Reihen von Häusern, die in mit Gärten ausgefüllten Zwischenräumen zu beiden Seiten einer 20 m breiten geraden Straße liegen. Reinlichkeit und Ordnung herrscht überall. Die Leute baden oft und halten die Haut durch ein leichtes Einölen in glänzend braunem Zustande. Unsere neuen Freunde waren höchst erstaunt, als sie bei den Baschilange Männer und Weiber zu gleicher Zeit baden sahen. Ich beobachtete einmal, daß ein Bassonge entrüstet aufsprang und davonging, als ein Muschilange ausspie. Die Bassonge sind eingefleischte Händler, betrügen aber, wo sie können.

Von hier, der westlichen Grenze dieses Volkes, erstrecken sie sich bis über den Lomani hinaus, ja bis zum Lualaba, stoßen also südlich stets an die Baluba. Wie weit sie nach dem Norden reichen, ist schwer zu bestimmen; wenn, was erst festzustellen ist, die Völker, die sich Bassonga nennen, zu ihnen gehören, was mir wahrscheinlich ist, so reichen sie weit nordwestlich am Kassai abwärts und im Osten bis zum Mutu-a-Nsige-See. Fraglos ist dieses Volk das aufgeweckteste und arbeitsamste aller Stämme Afrika's zwischen dem 2. und 11.° südl. Breite.

Am 6. besuchten wir das Dorf der Bena-Ndui. Von einem von zwei kräftigen Weiberstimmen harmonisch gesungenen Liede angezogen, traten wir in eine dichte schattige Halde, die von niedrigen, engstehenden Oelpalmen gebildet wurde. Zwei Weiber begleiteten mit ihrem Liede im Takt das Reiben der Hirse. Die Arbeit wurde nicht einen Augenblick durch unser Erscheinen unterbrochen. Man bot uns freundlich den Gruß „Moio Fumo" („Fumo = Häuptling) und fuhr in der Beschäftigung fort. Die Eifrigen malten sicher sich schon aus, welch' schöne Perlen ihre Arbeit ihnen eintragen würde. Der Anblick des symmetrischen und geschmackvoll geordneten Dorfes that den Augen wohl. Mit Freuden constatirten wir, daß wir hier, wohin noch nicht einmal die Kenntniß von der Existenz des weißen Mannes gedrungen war, ein Volk gefunden hatten, dessen Culturstufe so viel höher stand, als die aller Negerstämme, von denen wir bisher gehört oder gelesen hatten.

Auffallend ist, wie unser vielgewandter Kaschawalla schon

ausgespürt hatte, und was sich bald bestätigte, daß die hochstehenden Bassonge Kannibalen sind.

Am Abend beklagte sich Kalamba, daß unsere Leute durch Gewährung jeder Forderung den seinen, die viel weniger Rationen erhielten, den Handel verdürben. Von nun an machten wir die Preise, da die Völker vor uns die Artikel, die wir mit uns brachten nicht mehr kannten.

Dem schmalen, sehr bevölkerten und reichen Thale des Lubi folgend, in dem Dickichte von Oelpalmen mit Bananenhainen wechseln, wo derartig dichte Bestände von Ananas die Wege einfaßten, daß man sich zu einer reifen Frucht mühsam mit dem Messer durcharbeiten mußte, lagerten wir am 7. beim Fumo-Muteba. Am Nachmittage schlenderte ich vom Lager zu dem 20 Minuten entfernten Ufer des Lubi. Als ich mich dem Flusse näherte, hörte ich das Lärmen vieler Stimmen, und, an der Landungsstelle einer Fähre angekommen, sah ich mich plötzlich von ca. 30 Bewaffneten, die roth bemalt waren und Schilder trugen, umringt und erstaunt angestarrt. Zwei Kanoes, mit Kriegern angefüllt, waren noch im Flusse, und ca. 100 Bewaffnete standen in dichten Haufen am jenseitigen Ufer, des Uebersetzens harrend. Drüben ertönte ein wüstes Geschrei bei meinem Erscheinen. Die beiden Kanoes wußten nicht, ob sie umkehren oder hier anlegen sollten, und meine Umgebung stand unschlüssig. Jetzt fiel mir ein, daß ich vorher einige Weiber unseres Lagers hatte schreiend vom Flusse zurücklaufen sehen, und daß die Bassonge mit den Baqua-Putt im Kriege seien. Ich glaubte nun auf einen Trupp gestoßen zu sein, der den Bassonge einen feindlichen Besuch abstatten wollte. Unaufgehalten ging ich bis an die bewachsene Uferhöhe und beobachtete von hier aus das weitere Benehmen der Krieger. Ich hatte meine Doppelbüchse bei mir. Eines der Kanoes legte an, und trat ein Mann aus diesem gegen mich vor, indem er mir freundlich „Mona-Kalunga", d. i. Sohn des Geistes, wie uns die Bassonge nannten, zurief. Ich erkannte jetzt den Mann, den ich gestern schon im Lager gesehen hatte, und es klärte sich nun auf, daß dieser Trupp, von einem kurzen Kriege gegen die Baqua-Putt siegreich zurückkehrend, Bassonge waren, welche uns noch nicht gesehen hatten. Die Kriegsbeute bestand in einem Hunde, einer Ziege und einigen Bananen. Die Schlacht wird also wohl nicht allzu blutig gewesen sein; verwundet war Niemand, und Verluste hatte man nicht gehabt.

Nun ging ich wieder hinab und kam gerade an, als das zweite Kanoe mit dem Führer, dem Fumo-Muteba selbst, einem alten, grimmig ausschauenden Kerl, landete. Er war mit Klingeln, Federn und Amuletten behangen und trug eine schön gearbeitete Kappe von Kaurimuscheln, welche mit einem Büschel rother Papageienfedern verziert war. Der siegreiche Fürst bettelte sofort um ein Taschentuch, erhielt es jedoch nicht.

Welch' ein prachtvolles Bild hatte sich vor mir entwickelt! Die wild geschmückten und bemalten Krieger drüben in einer tief grünen Nische des Urwaldes, die schlanken Kanoes, die unter kräftigen Ruderschlägen der gewandten Führer durch das von der untergehenden Sonne dunkel leuchtende Wasser dahinzogen, besetzt mit den siegreichen Wilden; über die Ränder der nach außen gewandten Schilde blickten die bemalten Köpfe mit buntem Federschmuck und den Speerspitzen hervor. An unserem Ufer wurde das Eintreffen der Kanoes mit Geschrei, Trommellärm und Schlagen des Gong-Gong begrüßt, und von drüben antworteten die langgezogenen Töne des Elfenbeinhorns. Die letzten Strahlen der in rother Gluth hinter dem Urwalde verschwindenden Sonne beleuchteten in dem Bilde entsprechenden Farben diese afrikanische Scene. Ich bedauerte, das bunte Bild nicht malen zu können, damit auch Andere sich daran erfreuen möchten.

Nach einem Ruhetage betraten wir am 9. abermals ein sehr bevölkertes Gebiet. Schroff zum Lubi abfallende, von tief eingeschnittenen Bächen zerrissene Höhen senken sich zum Lubi herab. Der sprachgewandte Kaschawalla theilte uns mit, daß wir hier ein neues Volk vor uns hätten, dessen Sprache ihm ganz fremd und nicht mit der der Bassonge verwandt sei, und wirklich waren auch die Bena-Ngongo, wie sie selbst behaupteten, vom Nordwesten aus hierher gekommen und lebten an der Westgrenze der Bassonge. Hatten diese Leute äußerlich Alles von den Nachbarn angenommen, so war ihr Benehmen doch grundverschieden. Die Lebhaftigkeit und stolze Freiheit in den Bewegungen war ihnen nicht eigen. Kriechend freundlich und unstät, bald feige und bald frech, machen sie einen unangenehmen Eindruck. Ueberall im Lager wurden bald Diebstähle bemerkt, die auf die raffinirteste Weise eingefädelt wurden. Z. B. entstand einmal im Lager das Geschrei „Nióka, nióka!“ (Schlange, Schlange!), ein Ruf, auf den jeder Neger einen Stock ergreift und herbeieilt, um das Gewürm zu tödten. Man



Im Urwald verirrt.

Zu Seite 122.

fand die Schlange nicht, aber gleich darauf nahm man Verluste wahr. Die schlauen Diebe hatten durch den Ruf die Aufmerksamkeit der Leute ablenken wollen, um ungestört stehlen zu können.

Einige unserer Leute waren auf die Jagd gegangen und bei Anbruch der Dunkelheit noch nicht zurückgekehrt, so daß wir einige Schüsse abfeuerten, um den vielleicht Verirrten ein Zeichen zu geben; auch ließ Kalamba sein weit schallendes Trommelquartett erklingen. Es erfolgte Anruf von den Höhen. Die Bena-Ngonga fragten, warum wir Kriegslärm machten, die Weiber seien schon geflohen, und möchten wir sie wissen lassen, weshalb wir erzürnt seien. Es sprach das böse Gewissen aus ihnen. Kaschawalla, durch gewaltige Massen Palmweins zum Löwen umgewandelt, rief ihnen in der Bassonge-Sprache zu: „Wer macht wohl Krieg bei Nacht? Aber morgen in aller Frühe wollen wir bei euch nach den Sachen fragen, die uns fehlen, und die tödten, die es gewagt haben, aus dem Becher der Bena-Kalunga zu trinken.“ (Es fehlten uns einige Tassen.) Abermals furchtbarer Paukenlärm, Schießen und Kriegsgeschrei der Baschilange gab dieser Rede Nachdruck. Unsere Jäger, die von den Eingeborenen falsch geführt waren, kamen um Mitternacht, durch den Lärm geleitet, im Lager an. Beim Aufbruch am nächsten Morgen dachte schon fast Niemand mehr an den Vorgang von gestern, als der Fumo mit einer Masse gestohlener Sachen erschien, dieselben abgab und ergeben wartete, was nun geschehen würde. Ganz gegen Landessitte und daher nicht angebracht erklärten wir uns zufrieden, ohne Strafezahlung für den Diebstahl, die schon in Bereitschaft gehalten wurde, zu fordern, und bewirkten damit, daß die Ngongo nun doch glaubten, wir fürchteten uns, sie zur Zahlung zu zwingen. Es folgten Pogge und Kaschawalla, die die Karawane schlossen, viele Unverschämte, welche so drohend wurden, daß Pogge mehrfach im Begriff war, auf sie zu feuern [1]). Von 6 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags marschirten wir nach Osten abbiegend durch ununterbrochenen Urwald, die Heimath des Elefanten und des Wildschweines, und machten auf der ersten Waldwiese Lager. Wir fanden hier verlassene Hütten, die die Eingeborenen in der Zeit bewohnen, in welcher eine bestimmte Art Raupen auskriecht. Man

---

[1]) Fünf Monate später überfiel dieser Stamm Pogge auf der Rückreise und wurde 1885 von mir dafür gezüchtigt.

bleibt dann 8 bis 10 Tage hier, sammelt Millionen dieser Thiere, dörrt sie über dem Feuer und verpackt sie in Bananenblätter, um für lange Zeit eine leckere Fleischspeise zu haben. Am nächsten Tage beschlossen wir einen Ruhetag, da Alles auf Elefantenjagd gehen wollte. Ich ging um 5 Uhr Morgens mit einem Träger und einem Muschilange aus; bis 11 Uhr folgten wir einer frischen Elefantenspur, dann einer anderen, die uns noch jünger erschien, und kamen dabei so aus der Richtung, daß wir um 2 Uhr Nachmittags völlig verirrt waren. Ich versuchte nach dem Gedächtniß unseren Weg auf Papier niederzulegen, um die Richtung des Lagers zu erhalten, kam jedoch zu einem der Ansicht meiner Begleiter entgegenstehenden Resultat. Ich entsann mich des guten Rathes eines alten Jägers in der Wildniß, mehr dem Instinct und Ortssinn des Wilden, als dem Compaß zu vertrauen, und folgte ihm. Als wir auch in der von meinem Führer angegebenen Richtung das Lager nicht erreichten, begann bald ein Rennen nach allen Himmelsgegenden, und um 4 Uhr trafen wir an einer Waldwiese ein, die der unseres Lagers täuschend ähnlich sah. Mein Muschilangebegleiter hatte die Ruhe ganz verloren, sprang plötzlich auf und rannte in der von ihm angegebenen Richtung davon; den Träger, der ihm folgen wollte, hielt ich fest und nahm ihm Alles ab, um zu verhindern, daß er mich allein ließe. Wer sich schon im civilisirten Europa einmal verirrt hat, kann das Gefühl beurtheilen, das mich in dieser weiten Waldwildniß beschlich. Schüsse verhallen unter diesen mächtigen Halden schon auf kurze Distanz, der Rauch eines Feuers von feuchtem Holz bleibt in den Zweigen hängen und würde auch von dem von Wald umgebenen Lager nicht zu sehen gewesen sein. Zu essen hatten wir Nichts. Ich war fest überzeugt, daß ich unter diesen Verhältnissen morgen ein Fieber haben würde, daß mein Begleiter, der noch nicht so erschöpft war, wie ich, nicht bei mir bleiben würde, und befand mich so in einer recht unbehaglichen Lage. Rings nichts als Urwald, der nur von Tausenden von Elefantenwechseln die Kreuz und Quer durchzogen war, und sollte auch der Wald irgendwo aufhören, so würden wilde Eingeborene, wie die Bena-Ngongo, sich die Schwäche des Weißen wohl zu Nutze gemacht haben.

In trüber Stimmung saß ich, überlegend, was hier zu thun sei, als plötzlich ein Pfiff erklang, der von verschiedenen Seiten beantwortet wurde. Waren es Eingeborene, oder Leute aus unserem

Lager? Wir versteckten uns im Dickicht, um zu lauern, damit nicht etwa friedliche Eingeborene durch das plötzliche Erscheinen eines weißen Menschen in dieser Wildniß zur Flucht veranlaßt würden. Näher kamen Stimmen von verschiedenen Seiten, und plötzlich trat die Hühnengestalt des alten Mukenge aus dem Walde auf die Wiese und rechts und links von ihm unsere Baschilange in weit geöffneter Linie, um so das Wild treibend zu jagen. Wir athmeten tief auf, und mein Begleiter erhielt seine natürliche Farbe wieder. Welch' wunderbarer Zufall hatte Kalamba beim Jagen in diesen Theil der Wildniß geführt? Welch' glückliches Zusammentreffen hatte unseren entfliehenden Begleiter die Jäger finden und zu uns führen lassen? Nie habe ich den alten Häuptling so herzlich die Hand geschüttelt; aller Groll über Reiseverzögerung war vergessen. Er hatte mir, wenn auch ohne besonderen Verdienst, durch Zufall meine Heftigkeit gegen ihn von damals wunderbar vergolten.

Jetzt ging's mit Riesenschritten heim, und zwar genau in der Richtung, die ich vorher auf meiner Zeichnung angegeben hatte. Durch einige Amonumfrüchte, die einzige Beute des großen Jagdzuges der Baschilange, erfrischt, erreichte ich bei völliger Dunkelheit das Lager, wo auch nur einige am Feuer geröstete Kartoffeln, Alles, was heute aufzutreiben war, meiner harrten.

Trotz des recht fühlbaren Mangels an Lebensmitteln wollte Kalamba nicht von hier fort, ohne einen Elefanten erlegt zu haben, und setzte noch einen Ruhetag in dieser Wildniß durch. Des Morgens wurde Hanf geraucht, um den herauszubekommen, dessen Fetisch das Jagdunglück verursache, und rannte dann Alles in den Wald, um etwas zu erlegen. Nur ich schoß ein graues Eichhörnchen, wogegen ich 3 Maniokwurzeln, unsere heutige Nahrung, eintauschte. Der Wald war auffallend todt, nicht die Stimme eines Vogels störte die unheimliche Ruhe, und nur des Nachts erklang weit tönend das schrille Geschrei des Nachtaffen.

Beim ersten Morgengrauen ging es weiter, denn wir mußten heute Lebensmittel finden. Gegen Mittag wurde ein Trupp kleiner, wild ausschauender Jäger von uns überrascht. Im Moment waren die wunderbaren Gestalten nach allen Seiten in dem Walde verschwunden, und einige vom Fleische entblößte Knochen des Wildschweins zeigten, daß sie glücklicher gewesen waren, als wir. Die kleinen Wildlinge waren Batua, Leute der dem Buschmanne des

Südens ähnelnden Urbevölkerung dieser Breiten. Mehrfach irrten wir auf kurze Strecken vom Fußsteig ab, indem wir in Elefantenwechsel geriethen. Endlich, um 2 Uhr Nachmittags, öffnete sich der Wald, und ein weites Thal dehnte sich vor unseren Blicken aus. Im halben Laufe ging es hinab; bald sahen wir Dörfer, erreichten dieselben und fanden die Eingeborenen, schon von unserer Annäherung unterrichtet, freundlich. Vor einem ganz besonders schön gebauten, großen Hause saß von einigen alten Männern umgeben ein blinder Greis mit schneeweißem Haar, Mona-Katschitsch, der Fürst des Landes Koto, von dem wir schon seit längerer Zeit hatten sprechen hören. Nach kurzer Begrüßung wurde mit dem Lagerbau begonnen, und noch vor Dunkelwerden hatten wir uns eingerichtet. Erst um 6 Uhr trafen unsere letzten Nachzügler, von den stets von uns in Bäumen eingehauenen Zeichen geführt, im Lager ein.

Katschitsch, dem auch die Bassonge am Lubi tributpflichtig sind, ist der Häuptling des Landes, von dem schon Stanley in Nyangwe sprechen hörte. Er trug es als Quin-Koto auf der Karte ein. „Kun-Koto", nicht Quin-Koto, heißt: „in Koto", und ist letzteres Wort der Name des Reiches von Katschitsch, das, aus verschiedenen Stämmen bestehend, von einem Vorfahren dieses Häuptlings gegründet war, seitdem aber unter dem Andrängen der Araber von Osten zusammengebrochen ist. Die kleinen Dörfer in dem Thale sind hübsch und reinlich. Das Gehöft Katschitsch's besteht aus 8 Meter hohen Häusern, die alle 3 Räume, Küche, Bettraum und Entrée enthalten und sogar 2 Thüren haben.

Der vor uns liegende dichte Wald entzog unseren Augen den Lubilasch, nächst dem Lualaba der bedeutendste Fluß des centralen Afrika. Nur Doctor Buchner hatte im Lundareiche den Namen nennen hören und Lieutenant Cameron seine Quellflüsse überschritten.

Der blinde Häuptling besuchte uns am 15., erhielt 4 Ellen rothen Flanell und 2 Ellen Kattun und war, nachdem ihm seine Begleiter die Schönheit der Stoffe beschrieben hatten, sehr zufrieden, ja bedankte sich, eine Sitte, die wir seit Verlassen von Angola nur bei den Kalunda kennen gelernt hatten; der Ausdruck des Dankes bestand im Schlagen des Bodens mit beiden Fäusten.

Als wir dem Alten unsere Absicht, weiter nach Osten zu gehen, mittheilten und die Erwartung aussprachen, er würde uns

über den Lubilasch setzen, prägte sich Staunen und Mißbilligung in seinen Zügen aus. Er sagte uns, hier könne kaum Jemand bis zum Ufer des großen Flusses gehen, da fortwährend Kanoes mit wilden Bakuba von flußabwärts zu Sklavenjagden erschienen. Er würde uns nicht beistehen, denn wenn wir Alle von drüben wohnenden Kannibalen todt geschlagen und aufgefressen würden, würde man ihm die Schuld hiervon beimessen; auch seine Leute würden uns nicht führen, selbst nicht für sehr hohen Lohn, denn sie liebten alle das Leben mehr als Reichthum. Der Lomani, nach dem wir fragten, sei noch 20 Monate entfernt. Dorthin kämen Leute mit langen, weißen Hemden und Tüchern um den Kopf, die Gewehre hätten, wie wir. Diese Leute raubten Menschen und sengten alle Dörfer nieder; sie hießen Bakalanga, ein Name, den die Araber westlich des Lualaba führen.

Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck diese mit entsetzlicher Genauigkeit ausgemalten Geschichten auf unsere Begleitung machten. Kaschawalla war fast starr. „Si," sagte er, „la vamos morer toudos." („Ja, dort werden wir Alle sterben!") Die Furcht vor den Bakuba war großartig. Niemand wollte mich an den Fluß begleiten, der durch einen breiten Gürtel fast undurchdringlichen Urwaldes von uns getrennt war. Zu den nahegelegenen Wasserstellen gehen die Weiber nur in Begleitung Bewaffneter. Als ich an einem der nächsten Tage einmal auf Jagd war, zwang ich meinen Führer durch Drohungen, mich an den Fluß zu leiten. In fürchterlichem Zickzack, zur Hälfte kriechend, erreichten wir endlich nach einstündiger Arbeit das Ufer des Lubilasch. Ich hatte mit dem Jagdmesser, wie um den Weg zu reinigen, für später mir denselben gezeichnet. An einer schmalen Blöße traten wir aus dem dichten Lianengewirr heraus.

Zu unseren Füßen lag der breite, schöne Fluß, der mir damals an Mächtigkeit dem Kassai zu gleichen schien. Dicht unter uns am Ufer sonnte sich eine Flußpferdheerde, die, durch uns gestört, nach einem vergeblichen Versuche, eines derselben zu Fall zu bringen, in schwerfälligen Sprüngen dem Wasser zueilte und in demselben verschwand. Der erste Schuß am Ufer dieses dunklen Flusses, den noch keines Weißen Auge gesehen hatte, verhallte in hundertfachem Echo!

Der Lubilasch ist hier 200 m breit. Seine braunen Fluthen gleiten majestätisch ruhig nach Nordosten, wohin, das sollte mir

erst später aufzufinden vergönnt sein. Einige blendend weiße Sandbänke begleiten oberhalb die Ufer. Abwärts theilte sich der Fluß, von zwei dicht bewaldeten Inseln getrennt, in drei Arme. Beide Ufer sind von 1 km breiten dichten Urwalddschungeln, in denen das Waldamomum und der Rotang viel vertreten ist, eingeschlossen. Das rechte Ufer steigt steil gegen 60 m zu einem reine Prairie zeigenden Plateau an; am linken Ufer bedecken einige krüppelhafte Bäume die sanften Hänge, welche oben an den Rand des großen Urwaldes stoßen, den wir soeben in zwei Tagemärschen



Bassonge-Waffen.

durcheilt hatten. Viele Spuren von Elefanten und Büffeln zeigen allnächtlichen Wechsel von dem großen Urwald zu den Dschungeln des Flusses, die von Wildschweinen überall durchwühlt sind.

Zufällig hörte ich einen Eingeborenen den Namen Sankurru erwähnen. Zu schnell war ich mit einer Frage bei der Hand. Der Mann zog sich mißtrauisch zurück, und war Nichts aus ihm herauszuholen. Also es mußte doch einen Sankurru geben! Der Name der auf allen alten Karten fabelt, hatte doch Begründung! War es ein See oder ein Fluß? Die Eingeborenen hatten sich sicher verabredet, uns weiter keinen Aufschluß mehr zu

gewähren; sie widersprachen sich und tischten uns ein unentwirrbares Lügengewebe auf.

Der jagdeifrige Kalamba ging zu einem mehrtägigen Ausflug in den großen Urwald zurück.

Unsere Leute wurden immer mehr von den Eingeborenen in Furcht versetzt. Ueberall sah man sie im Kreise um einen Mussonge sitzen, mit weit aufgerissenen Augen den entsetzlichen Geschichten über die Kannibalen von drüben folgend. Die Lage fing an, für uns bedenklich zu werden. Pogge und ich machten oft Ausflüge und erreichten an manchen Stellen das Ufer, fanden aber nirgends Kanoes.

Mit furchtbarer Kraft brannte die Sonne in dieses Thal herab auf unser schattenloses Lager. Mehrere Träger hatten Fieber, ich selbst litt an schmerzhaften Furunkeln. Von Tag zu Tag drückte unsere Begleitung deutlicher ihre Abneigung aus, die entsetzlichen Ufer von drüben zu betreten. Immer unumwundener ließen sie ihren Willen merken, umzukehren, immer stießen sie bei uns auf denselben Widerstand. Wir nahmen ihnen Lasten und Gewehre ab und erklärten, sie möchten unbewaffnet gehen, wir blieben.

Kalamba kehrte erfolglos von der Jagd zurück, und auch er gab uns zu verstehen, daß Weitergehen Wahnsinn sei. Nur eine einzige Person, der wir niemals dieses Wort vergaßen, Sangula, Mukenge's Schwester, sagte: „Ich bleibe bei Kassongo und Kabassu, mögen unsere Söhne daheim sagen, unsere Männer sind Memmen, sie haben die Baschangi ihrer Brüder verlassen, mich sollen sie nicht beschimpfen.“ Welch' ein Weib, eine Negerin, woher der Muth, woher diese hohen Worte?!

Nun wurden allerlei Auswege vorgeschlagen. Pogge wollte nach Norden, aber die Furcht vor den Bakuba schien noch größer zu sein, als die vor den Kannibalen drüben. Katschitsch sagte uns, zehn Tagereisen von hier nach Süden sei ein See im Fluß, wohl eine Stromerweiterung; dort wohnten Leute von Kanjika, dort sei eine Straße, und sollten wir versuchen, sie zu passiren. Die Baschilange wollten zurück bis Marimbo, von da aus gäbe es einen Weg in südöstlicher Richtung nach dem Lubilanschi, und die Eingeborenen seien verwandte Baluba. Dort könnten wir bei ihren Stammesgenossen sicherer versuchen durchzudringen, als hier. Ich war der Meinung, noch zu warten und Katschitsch zu drohen

oder ihn zu zwingen. Mit besseren Leuten hätte man, ohne den Häuptling nur zu fragen, Kanoes gebaut und den Fluß passirt: aber es zeigte sich, daß ein Unternehmen gegen den Willen des alten, blinden Häuptlings vielleicht sinnlose Flucht hervorgerufen hätte, denn der Greis stand im Rufe eines furchtbaren Fetischeros. So wollten wir nun versuchen, den Häuptling einzuschüchtern, und erst dann an eines der anderen Mittel denken. Vor Allem war ich durchaus gegen den Weg über Marimbo, denn, einmal auf dem Rückwege, war kaum zu erhoffen, die schon ermüdeten Leute bei einem Volke, dessen Sprache sie sprechen, und nicht allzuweit von ihrer Heimath, nochmals nach Osten zu zwingen, und wo sollten wir die Waaren hernehmen, die jetzt schon in für unsere Aussichten bedenklicher Weise geschwunden waren?

Am 20. warf ich einen Mussonge zum Lager hinaus, als er wieder einmal unseren Leuten das Herz erbeben machte mit Kannibalenfabeln. Oefters begegnete ich Leuten mit Rudern, die jedenfalls von drüben waren, was sie aber leugneten. Ich beschenkte sie, in dem Gedanken, ob sie nicht bald selber wünschen würden, den freigebigen Weißen mit den schönen Sachen bei sich sehen zu wollen. Am 21. meldete uns ein athemlos herbeieilender Mussonge, daß soeben 4 Weiber aus einem oberhalb liegenden Dorfe von den in Kanoes erschienenen Bakuba geraubt und ein Mann getödtet sei. Die Räuber seien sofort wieder in ihre Kanoes gestiegen und kämen stromabwärts. Kalamba machte sich sofort mit 10 Mann auf, um an geeigneter Stelle den passirenden Räubern aufzulauern. Ich folgte ihm in der Hoffnung, bei dieser Gelegenheit Kanoes zu erhalten. Pogge hielt das Ganze für eine Lüge, die nur zum Zwecke habe, unsere Leute einzuschüchtern, und blieb im Lager. Umsonst blieben wir bis zum Abend am Flusse, bis unsere Führer meinten, die Bakuba hätten Wind bekommen, würden den Tag über im Urwald liegen und erst Nachts hinabgehen. Wahrscheinlich aber hatte Pogge recht.

Seit dem Kassai sahen wir hier zum ersten Male einen männlichen Sklaven zum Kauf anbieten.

Da unser Drängen in Katschitsch ernster wurde, versprach er, ein großes Diviniare anzustellen, um herauszubekommen, ob er uns herüberlassen dürfte oder nicht. Zum abermaligen Schrecken unserer Leute fiel das Resultat des schlauen Alten gegen unseren Weitermarsch aus. Wir müßten zurück, hatte er gesagt, oder,

wenn wir Katschitsch einen erlegten Elefanten schenken könnten, dürften wir nach Süden. Der alte Fuchs hielt uns so lange als irgend angängig fest, damit ein möglichst großer Perlenvorrath für Ankauf von Lebensmitteln in seinen Händen bliebe. Nun gingen wir zu ihm in sein Haus und zwangen den vor der Zauberkraft des Alten zitternden Kaschawalla, ihm zu sagen, wir hielten ihn für einen Lügner, er solle sich vor dem Fetisch der Weißen hüten. Pogge sei der größte Fetischero aller Weißen und wolle ihn noch einmal warnen. Nachts, als Alles schon in tiefer Ruhe lag, begannen wir ein Schnellfeuer aus Chassepotgewehren mit 20 Patronen nach dem Walde zu. Der Donner der Schüsse rief einen tausendfachen Widerhall von den Hängen des Thales hervor und brachte alle Dörfer rings umher auf die Beine. Als wir sicher waren, daß man ringsum ängstlich gespannt lausche, brannten wir ein rothes bengalisches Licht ab und ließen in weitem Bogen einige Raketen über Katschitsch's Dorf hinweg gegen Osten, nach dem Flusse zu, steigen. Die bunten Leuchtkugeln verschwanden hinter den Dschungeln der Ufer. Lautlose, erwartungsvolle Stille war ringsum, und ein Kanonenschlag beendigte das gewaltige Phänomen. Beim ersten Morgengrauen näherten sich Leute vorsichtig unserem Lager, wurden jedoch freundlich aufgenommen. Pogge und ich waren übermäßig heiter, so daß sich die Verwandten Katschitsch's nach dem Grunde unserer Stimmung und nach dem nächtlichen Schrecken erkundigten. Kassongo (Pogge), der mit seinem bis über die Brust reichenden Barte den Leuten unheimlich erschien, hieß es, hat mit seinem Sambi gesprochen und wegen der Weiterreise angefragt. Sambi hat ihm den Weg gezeigt mit seinen Sternen, er solle in der von ihnen gezeigten Richtung gehen, und Nichts könne ihn aufhalten. Jetzt war die Rolle der Eingeschüchterten umgetauscht, und obwohl die feigsten unserer Küstenleute, wie wir später erfuhren, Katschitsch mittheilten, dies Alles sei nur Humbug, wir hätten schon oft ein solches Feuer gemacht und habe es Nichts zu sagen, war doch der Eindruck ein so überwältigender, daß Katschitsch uns Führer anbot zur nächsten Fähre, die ein wenig südlich liegen sollte. Ein kleines Geschenk an unsere Leute, Vertheilen von Pulver an Alle gegen die entsetzlichen Kannibalen von drüben wurde vorgenommen, und vorwärts ging's am 28. nach Südosten im Thale des Flusses aufwärts. In zwei Tagen, hatte man uns gesagt, sollten wir die

Fähre erreichen; aber wie groß war mein Erstaunen, als der Führer schon um 10 Uhr nach links abbiegend auf den Fluß zu marschirte, an einer schönen Fährstelle hielt und mit Jodeln nach den Fährleuten von drüben rief. Als Pogge ankam, drückten wir uns in stiller Freude die Hand. Da kam ein Kanoe zögernd, aber endlich doch bis an's Ufer. Mit der Fahne in der Hand sprang ich hinab, so daß der erschrockene Fährmann fast über Bord fiel. Einige Perlen beruhigten ihn, und hinüber ging es über den Rand des Plateaus, der ihre Strahlen auf uns herabsendenden Sonne entgegen.

Nach dem Namen fragend, zeigte ich auf den Fluß, um zu wissen, wie unsere neuen Freunde denselben nannten. „Sankurru" erklang es deutlich von den Lippen, und fast hätte ich einen Luftsprung im schwanken Kanoe ausgeführt. Der Führer sah mich ganz ängstlich an, er mochte meinen, ich sei meiner Sinne nicht recht mächtig. Also endlich der Sankurru, endlich das Object so vieler Fabeln, Annahmen und Voraussetzungen! Sankurru und Lubilasch waren identisch! Hier nannte man am rechten Ufer den Fluß, wie er an der Einmündung des Lubi bis zum Kassai heißt, Sankurru, während den Bewohnern des linken Ufers und von hier ab südlich der Name Lubilasch gebräuchlich ist[1]).

20 m noch vor dem rechten Ufer nahm ich Humba die deutsche Flagge, die an einem schönen Wurfspeer wehte, aus der Hand. Hoch durch die Luft sauste der Speer hinüber und bohrte sich tief in den Ufersand. Bald hatten wir ihn erreicht, und hinüber zu Pogge schwenkte ich mit unserem Schwarz-Weiß-Roth einen Gruß, den er mit Winken des Hutes beantwortete.

---

[1]) Im Jahre 1886 erforschte ich die drei Quellflüsse des Lubilasch, den Buschimani, Luilu und Lubilanschi.



Prairie mit Akazienbüschen.

Siebentes Kapitel.

Bis zum Lomani.



Unweit des Ufers machten wir ein Lager. Nach Osten breitet sich weite wellige Grassavanne aus, mit niedrigen Akazienbüschen dünn bestanden. Das gelbliche Grün der Savanne wird hier und da durch dunkle, sich auf dem Rücken der Terrainwellen langziehende Palmenhaine, die die Dörfer überschatten, unterbrochen.

Die Eingeborenen des nächsten Dorfes, auch Bassonge, sind freundlich und handelslustig. Unsere Leute, von ihrer grausen Furcht befreit, sprachen dem schönen Palmwein tüchtig zu, und bald herrschte allgemein fröhliche Stimmung. Pogge und ich waren im Bewußtsein, eine gefährliche Krisis glücklich überwunden zu haben, in gehobener Stimmung.

Wir gingen in das nahe Dorf. Tiefer Schatten mächtiger Palmen, die das große Alter der Dorfschaft bewiesen, nahm uns

auf; wir wanderten die breite Hauptstraße entlang. Von Gärten umgeben lagen zu beiden Seiten dicht an einander gereiht die Gehöfte. In vier bis zehn, oft 8 m hohen Häusern um den frei und rein gehaltenen Sandplatz, dicht umgeben von Bananen, wohnt eine Familie. Euphorbien, Ricinus und Dornengewächse schließen das Gehöft nach außen ab. Nur schmale Pfade führen durch die dichten Hecken. Die offenen Räume zwischen den Gehöften sind mit Mabondopalmen angepflanzt und bilden Wege. Von rechts und links erhalten wir von hübschen Weibern unseren Gruß; kein wildes Staunen, Verfolgen oder Drängen. Frische Kindergesichter schauen mit weit aufgerissenen Augen aus einer engen Spalte der Thüre auf den weißen Mann. In unabsehbaren Schaaren belebt der graue Weber, unseres Spatzen südlicher Verwandter, mit ununterbrochenem Gezwitscher die schönen dichten Blätterkronen der Palmen.

Ein Weib Katschitsch's, eine braune Bajadere, die uns im Lager drüben oft ihre nicht ungraziösen Tänze für einige Perlen hatte bewundern lassen, kam uns mit einer schön verzierten Schale voll schäumenden Palmweins entgegen und lud uns mit natürlichen, eleganten Gesten, die bei den Bassonge-Weibern so angenehm auffallen, zum Eintritt in des alten Katschitsch hiesiges Residenzgehöft ein.

Wie hatte uns der alte, blinde Fuchs genarrt! Der größte Theil seines Landes Koto lag auf dieser Seite, war also das Land der „wilden Kannibalen", vor denen er uns gewarnt hatte.

Am nächsten Tage, dem 31., erreichten wir, in südöstlicher Richtung marschirend, Loboia.

Ein Träger, Jassinto, der wegen frecher Antwort von Pogge eine Ohrfeige erhielt, riß das Messer gegen diesen aus der Scheide, floh jedoch, als Pogge einen Stock aufnahm. Ich war dafür, daß der Mann zum Tode verurtheilt, dann begnadigt würde und längere Zeit in der Kette marschiren sollte. Pogge aber meinte, daß eine gehörige körperliche Züchtigung genüge, und überließ mir, da er selbst ein kleines Fieber hatte, die nothwendigen Schritte. Ich rief am Abend die Träger und Häuptlinge zusammen, hielt dem Manne sein Verbrechen vor und ließ ihm eine derartige Züchtigung zu Theil werden, daß er noch längere Zeit in Reue an sein Benehmen erinnert wurde. Das Betragen der übrigen Träger bei diesem Vorgange zeigte, daß der Zweck erreicht sei.

Sehr bedauerte ich, daß unsere Mittel so beschränkt waren, denn welch' prächtige ethnographische Sammlungen hätte man hier anlegen können! Wir hatten schon Alles verhandelt, was möglich war, außer den für die Rationen der Leute nothwendigen und daher nicht zu entbehrenden Waaren. Ich besaß nur noch zwei Taschentücher, alle übrigen waren in Waffen und Geräthschaften angelegt. Wenn unsere Reise noch lange dauerte, würden wir nicht mehr genug Waaren gehabt haben, um unseren Leuten Rationen zuzutheilen, und das Peinlichste dabei war, daß wir dies unsere Begleiter nicht merken lassen durften.

Am 22. Februar passirten wir den Bach Lubila, dessen rechtes Ufer von dunkelrothem Sandstein überall so steil war, daß wir zur Passage der Reitstiere mit den Beilen einen Weg in das weiche Gestein hauen mußten.

In Kiuowo, wo wir hielten, hatte der Gewittersturm der letzten Nacht sämmtliche Bananen- und Platanenbäume, viele Palmen und Häuser niedergerissen.

Das Lager glich immer noch einem Jahrmarkte. Das Tuten auf kleinen Elfenbeinhörnern, mit denen man sich ruft, Knarren, Trommeln, Pfeifen und Schreien, Auspreisen der Waaren, die ausdrucksvollen Töne der Verwunderung und des Beifalls oder der Enttäuschung machten einen entsprechenden Lärm. Das Gedränge der Handelslustigen war groß; die Eingeborenen schleppten Alles herbei, was sie besaßen, da sie die wunderliche Mähr hörten, daß der Weiße auch Gegenstände ihrer Industrie kaufe. Der Abschluß eines Handels ist schwierig. Die Bassonge sind sehr vorsichtig und ängstlich, rufen Verwandte herbei, um ihre Meinung zu hören, und wollen oft ein schon abgeschlossenes Geschäft rückgängig machen oder Sachen umtauschen.

Am 4. passirten wir ein kleines liederliches Dörfchen der Batua. Nach den Erfahrungen, die ich jetzt besitze, weiß ich, daß sie sehr vermischt mit anderen Stämmen waren; obgleich noch auffallend klein, haben sie doch die Hautfarbe der Bassonge, vielleicht etwas fahler, welcher Ton aber auch von ihrer großen Unreinlichkeit herrühren kann.

Ihre Industrie war sehr tiefstehend; sie besaßen nur einige eiserne Messer, sonst waren alle Waffen von Holz. Sie hatten mit wunderbaren Figuren bemalte Schilde. Als Kleidung wurden nur Häute verwendet; einen Viehstand gab es nicht, jedoch hatten

sie recht gute, breitbrüstige und hochgestellte Hunde, die auch ganz gegen Negergewohnheit gut gehalten waren, in Koppeln zu drei oder vier geführt und zur Jagd gebraucht wurden.

Am 6. erreichten wir ein ebenfalls noch Katschitsch tributpflichtiges Dorf, bei dessen Einwohnern uns sofort die Aehnlichkeit mit den nördlichen Baschilange auffiel. Es waren Bambue, ein Stamm der Baluba. Der Mukelenge-Muteba besuchte uns und gab uns einen Führer, einen Sklaven, von den wilden im Norden wohnenden Bena-Mona, welcher behauptete, schon bei den Arabern im Osten gewesen zu sein.

Weiter geht es durch ein ganz ungewöhnlich coupirtes Terrain, wo überall in dem Gewirr von Bächen und Schluchten ein sehr weicher, dunkelrother, horizontal geschichteter Sandstein ansteht. Wir lassen einen sich 100 m über dem Niveau der tausend kleinen Kuppen ringsum erhebenden Berg Mulunda zur Rechten und marschiren durch ein sich in einer Straße hinziehendes Dorf der Bena-Katende, ebenfalls Baluba. Sofort fällt die geringere Reinlichkeit, Sorgfalt und Ordnungsliebe der Baluba auf im Vergleiche zu den Bassonge. Die Palmen fehlen; die Häuser liegen in einem lang gezogenen, saftig grünen Bananenwald recht malerisch. Die Straße des Dorfes, die sich dem Terrain angepaßt über Kuppen, Sättel und Rücken in langer Windung dahinzieht, hat in Abständen von ca. 1000 m immer einen offenen Platz, Kiota, wie bei den Baschilange, mit Lauben. Dichtgedrängte Menschenmassen umgeben uns, wie früher bei den Baluba, neugierig, bald dreist, bald furchtsam, mit ihrem staunenden Ooooh!

Wenn ich rückwärts sah und die dünne Linie unserer Karawane, umdrängt von diesen Massen sich dahinwindend, beobachtete, kam mir der Gedanke, daß, wenn diese Wilden nicht so friedlich oder vielmehr furchtsam wären, sie uns erdrücken könnten, bevor wir von den Waffen Gebrauch zu machen vermöchten. Daß Derartiges hier nicht zu erwarten stand, zeigte deutlich das Benehmen der Katende. Wenn nur mein braver Reitstier Malucko den Kopf seitwärts wandte, entstand schon wilde Flucht, und unsere Leute erkannten auch bald ihr imponirendes Erscheinen und schafften sich, wo wir es nicht sahen, rücksichtslos mit dem Stocke Raum. Ein großer Theil unserer Baschilange trug nur Stöcke, denn jede Waffe, außer dem Gewehr, ist den Bena-Riamba zu tragen verboten. Ein wunderliches Bild inmitten der wild bemalten und

bewaffneten Massen machten diese Leute unserer Begleitung, wie sie vertrauensvoll schwatzend und lachend, den Stock, an dem die mächtige Riambapfeife hängt, über der Schulter, sorglos dahinzogen.

Am Ostende des langen Dorfes machten wir Halt. Unter dem Gedränge der Schaulustigen fiel ein alter, über und über mit Federn geschmückter Barde auf, dessen wohltönende Melodien auch uns bald anzogen. Er trug die Marimba, die sonst nur liegend bearbeitet wurde, an einem Gürtel um den Hals. Offenbar eine Ballade als Melodrama war seine erste Leistung. Den ausdrucksvollen Vortrag begleitete er bald mit weichen, leise wimmernden, bald mit munteren oder kriegerischen Weisen. Er sprach ganze Sätze, die zuletzt in gesungene Worte übergingen und dann in entsprechender Melodie bekräftigt wurden. Mit Wiegen des Oberkörpers oder des Kopfes und lebhaftem Augenausdruck begleitete er den Vortrag. Wurde dessen Inhalt kriegerisch, dann warf er stolz das befiederte Haupt zurück, das Auge funkelte, und stampfend bewegte er sich vorwärts. Mit gellendem Aufschrei endete der fesselnde Vortrag. Später gab er musikalische Kunststücke zum Besten. Die Melodie wurde, als wenn sich entfernend, immer leiser, allmählich fielen einige Töne, wie von Weitem nicht mehr hörbar, aus und verstummten fast, als die andere Hand kräftig in voller Stärke einsetzte, die erste Melodie sich wieder näherte und dann beide in einander übergingen. Es war die größte musikalische Leistung, die ich in Afrika jemals hörte, selbst eingeschlossen die mit europäischen Instrumenten ausgestatteten Kapellen in den Küstencolonien.

Am 9. bestieg ich den Mulunda und passirte auf dem Wege dorthin ein anderes großes Dorf, nur begleitet von einem Führer, und doch gelang es kaum unseren Bemühungen, die Eingeborenen vom flüchtigen Räumen des Dorfes abzuhalten. Erst als ich mich in demselben niederließ und um Wasser bat, faßten die Bewohner wieder Zutrauen und wußten nun kaum, was sie mir Alles heranschleppen sollten. In dichten Massen begleiteten sie mich dann zum Lager. Diese Bambue feilen die Zähne vielfach rund, wie ich es niemals wieder sah.

Unsere Karawane lebte stets im Ueberfluß, denn wegen der Masse des Angebots von Lebensmitteln waren die Preise sehr niedrig.

Eine Gesandtschaft des Fumo-Zappu, Häuptlings einer Bassangesippe, lud uns ein, und ein Sohn desselben mit Bewaffneten geleitete uns zu seinem Vater. Wir passirten den Lukalla und Lukasi, zwei über 50 m breite, über Sandbetten mit nur wenig Wasser rieselnde Bäche. Großes Erstaunen und Vergnügen rief das Einsinken in den Triebsand des Bettes dieser Bäche bei unseren Leuten hervor. Wir stiegen hinauf auf eine Kette von Süd nach Nord ziehender Höhen, auf deren höchstem Punkt wie eine Zwingburg Zappu's Dorf liegt. Am Eingange desselben empfing uns, ganz und gar mit Pemba angemalt, Zappu, der berüchtigte Häuptling wilder, kannibalischer Bassange, der weit ringsum Alles in Tributpflichtigkeit hält. Zu unserem großen Staunen fanden wir hier ein Gewehr, und schon glaubten wir, es sei der erste Gruß vom Osten, als wir erfuhren, daß ein Bihémann, der vor 6 Jahren von einer weiter südlich passirenden Karawane zweier portugiesischer Händler, deren ich noch später Erwähnung thun werde, geflohen war, hier Aufnahme gefunden hatte[1]).

Wir erhielten hier viel Auskunft über die vor uns liegenden Gebiete. Einen südlichen Weg, der zwei große Häuptlinge der Bene-Ki, Zappu-Zapp und Mona-Kakesa, berührte, verwarfen wir, wegen Waarenmangels, große Gegengeschenke scheuend, und wählten einen direct von hier nach Osten führenden.

Man wußte hier auch von vier Arabern, Kihungo, Mukehuba, Famba (Djumma-Merikani) und Tuba-Tupa (Tibbu-Tibb), die ihre Leute am Lomani haben sollten.

Am 11. führte Zappu uns zu Ehren einen interessanten Tanz auf, oder mehr eine pantomimische Darstellung, die der Häuptling mit 4 Weibern sehr gewandt und mit viel Natürlichkeit zum Besten gab. 6 Trommeln und 2 Marimbas begleiteten die Vorstellung, und ein gebrüllartiges Stöhnen der Umstehenden schien die Tänzer fortwährend anzufeuern und trieb sie anwachsend zur höchsten Ekstase und Verzückung, in der sie sich mit wild glühenden Augen und Gestampf des Bodens wie außer sich vor wilder Lust gebärdeten. Das Motiv des Tanzes war so obscön und lüstern, oft geradezu raffinirt, daß es sich der Beschreibung entzieht. Zu

---

[1]) Dieser einsame, am weitesten in das Innere vorgedrungene Abenteurer trat 4 Jahre später in meine Dienste.

Ende des Tanzes sprang der Häuptling plötzlich zwischen die zuschauenden Unterthanen, ergriff nach einander zwei der Aelteren, nach ihrem Aeußeren zu urtheilen, wohlhabende Leute, und schleuderte Pogge und mir je einen zu, wie wir erfuhren, als Geiseln, bis der Betreffende sich durch Bezahlung eines Sklaven an uns auslösen würde. Zum Erstaunen Aller und nicht zur geringen Freude der Geiseln wiesen wir dies zurück. „Unsere Verwandten im Osten (Araber) raubten so viele Leute mit Gewalt, und wir wollten nicht einmal solche zum Geschenk?"

Die Bassange haben zwei Arten von Häusern, solche wie die Bassonge, zu welchem Stamme sie auch gehören, und andere, quadratische, mit senkrechten Wänden und spitzem Dach. Sämmtliche Waffen und Geräthschaften sind schön, sorgfältig und geschmackvoll ausgeführt. In Holzschnitzerei, Eisenbearbeitung und Töpferei sind die Bassange Meister. Die Haare tragen sie kurz gehalten; in scharfen Umrißlinien rasirt, läßt man die Schläfe weit nach dem Hinterkopf zu frei. Auf dem Wirbel ist ein kleiner Haarbüschel zusammengebunden. Die Bassonge sind wild, räuberisch und Kannibalen. Alle Männer nach der Beschneidung und diejenigen Weiber, welche unfruchtbar sind, dürfen Menschenfleisch essen, die anderen nicht, da es unfruchtbar machen soll.

Als Gruß reibt man sich den inneren Arm mit Erde; um zu bitten, schlägt man sitzend mit der geballten Faust die Erde, und wenn sich Zwei trennen, verabschiedet sich stets der Jüngere und wartet ein Zeichen der Erlaubniß sich zu entfernen ab.

Am 12. wurden große Waffentänze aufgeführt. Zuerst wurden uns gewissermaßen die verschiedenen Waffengattungen vorgeführt. Krieger, in der einen Hand den mächtigen Schild und einige Reservespeere, in der anderen einen Wurfspeer, sprangen vor- und rückwärts und stachen einen supponirt als am Boden liegenden Feind nieder. Ebenso folgte Beil-, Keulen-, und Messerfechten, in Lufthieben dargestellt. Um siegreichen Erfolg anzuzeigen, zog man zum Schluß des Tanzes das rechte Bein so hoch, daß der Fuß auf dem linken Oberschenkel ruhte, erhob die Waffen, warf den Kopf zurück und bog den Oberkörper langsam in den Hüften hinten über, eine Bewegung, die viel Gewandtheit und Muskelkraft erfordert. Nun trat plötzlich Zappu mit seinen schön kriegerisch geschmückten Söhnen aus der Masse hervor; sie sprangen in mächtigem Anlauf vorwärts, die bemalten Schilde vorgestreckt,

und schleuderten nach einem Anlauf und Vorschnellen des Körpers aus zurückgebogener Stellung ihre Speere. Andere Krieger folgten. Bis zu 40 Schritt durchmaßen die schlanken Lanzen zitternd und ricochettirend, dann noch vier- bis fünfmal vom Boden aufspringend. Zwischendurch doublirten Bogenschützen ein, die unter fortwährenden Schlangenwindungen, Seit- und Vorwärtssprüngen, Ducken und Niederwerfen, oder Deckung hinter den Schilden der Speerwerfer suchend, ihre Pfeile mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit fliegen ließen. 10 Gommas und Trommeln, Geheul und Gejauchze und ein eintöniges gesangartiges Wimmern der Weiber begleitete das schöne Schauspiel.

Nie wieder sah ich derartig gute Leistungen im Gebrauch der Waffen bei Negern.

Am 13. begruben wir einen unserer Leute, der an Lungenentzündung gestorben war. Hat man einen derartigen Verlust im Lande der Massongo und Kioque in Westafrika, so fordert der Häuptling des Dorfes, in dessen Bereich der Todte eingesenkt wird, hohe Zahlung.

Der zweite Sohn von Zappu war ein so schöner Mann, daß die Weiber unserer Karawane und selbst die des Dolmetschers ihm geradezu nachliefen. Er schenkte mir einen schönen Speer, und hing ich ihm dafür mein letztes Epaulett mit der Nummer 90 um den Nacken.

Wer die Wirkung kennt, die das ruckartige Aufspannen eines Regenschirmes auf einen Hund äußert, hätte unwillkürlich daran denken müssen, wenn er den grimmigen Zappu gesehen hätte, wie er bei dieser fürchterlichen Procedur rückwärts von seinem Sessel zwischen die vor Schreck starr ihn umsitzenden Großen seines Reiches fiel.

Am 14. Morgens hörten wir, daß Zappu fort sei, um den Bena-Katende einen kriegerischen Besuch zu machen. Auch am nächsten Morgen, als wir aufbrechen wollten und die schon längst versprochenen Führer erwarteten, kam der Häuptling nicht. Die ganze letzte Nacht war aus den in der Tiefe liegenden Urwäldern Trommellärm zu uns heraufgeschallt. Zappu war mit 10 geraubten Weibern und 3 gefangenen und verwundeten Männern vom Kriege zurückgekehrt. Letztere waren unten im Walde bei einem nächtlichen Feste aufgezehrt worden. Erst am Abend, als wir drohten, die Weiber des Häuptlings als Geiseln zu nehmen, bis wir



Bassangedorf.

Zu Seite 140.

einen Führer hätten, kam Zappu. Nachdem wir ihm handgreiflich unseren Abscheu über die Sklavenjagd und seine wilden kannibalischen Gelüste ausgedrückt, marschirten wir am 16. ab durch mit vereinzelt großen Bäumen bestandene Prairie und einen Urwald, in dem wir wieder einige Batua antrafen.

Einen schweren Verlust hatte ich an diesem Tage zu beklagen Mein prächtiger Reitstier Malucko nahm beim Erklimmen eines steilen Hanges einen innerlichen Schaden und war nicht mehr zu besteigen. Noch mehrere Tage wurde er geführt mitgeschleppt, war jedoch nicht zu retten. Ich mußte jetzt den Reitstier nehmen, den wir Kalamba geliehen hatten, worüber Letzterer sehr betrübt war. Wie die meisten Neger jedes Thier verderben, so war auch dieser Stier in Mukenge's Behandlung so unartig geworden, daß er mehrfach durchging, in's Dickicht rannte und mich beim Absteigen im Lager über den Haufen warf. Ein Stier, welcher lange nicht von einem Weißen bestiegen ist, entwöhnt sich des Geruchs und wird scheu und wild, genau so, wie umgekehrt mein Malucko sich schon lange nicht mehr von einem Neger reiten, ja nicht einmal satteln ließ, was mein Humba, der mehrmals den Versuch gemacht hatte, zu seinem Schaden öfters ausprobirte.

Wir betraten jetzt das offene wellige Land der Bene-Ki, eines Bassongestammes, der in mächtig großen, alten Städten ein so glückliches Leben zu führen scheint, wie dies überhaupt nur für Wesen, die im Kampfe um's Dasein unsern Planeten bevölkern, möglich ist. Heute jedoch schon sind sie durch die rohe Habgier der Araber und deren Folgen von der Erde verschwunden, wie ich zu meinem unbeschreiblichen Erstaunen, schmerzlichen Bedauern und mit berechtigtem Gefühl der tiefsten Empörung gegen die Vernichter von Hunderttausenden glücklicher Menschen im Jahre 1886 feststellte.

Ein 8 km langer, dicht schattiger Palmenhain, der in seiner ganzen Länge von zwei Reihen dicht an einander grenzender Gehöfte durchzogen war, die Stadt Fungoi, nahm uns am 18. auf, und die Eingeborenen brachten zu billigen Preisen Alles, was des Negers Herz oder besser Magen sich nur wünschen kann. Es war Alles so billig, daß jeder Mann der Karawane täglich zwei bis drei Hühner sich leisten konnte, eine Schlemmerei, die für den Neger unerhört ist. Es wurde für eine große Perle oder eine große Kaurimuschel ein Huhn gekauft.

Vier wild aufgeputzte Boten des südlich wohnenden Häuptlings Zappu-Zapp erschienen, um uns zu holen. Die Leute hatten Gewehre, und zwar Percussionsgewehre, die durch die Unterhändler der Araber hierher gekommen waren. Wir hatten jetzt schon Fühlung mit dem Osten.

Unsere Hütten konnten nur von Palmenzweigen hergestellt werden, da andere Bäume mangelten. Ueber die Nachtheile einer solchen Palmenhütte habe ich schon früher gesprochen.

Die Eingeborenen sind freundlich und ängstlich, da sie von einigen großen Häuptlingen, die Gewehre haben, belehrt sind, im Feuergewehr eine furchtbare Waffe zu vermuthen, gegen die alle übrigen Waffen unnütz sind.

Die Riesenstädte der Bene-Ki sind lauter kleine Republiken; sie haben keinen Häuptling. Regierungsangelegenheiten wie Rechtsfragen und Vertretung benachbarten Häuptlingen gegenüber werden von den Aeltesten besorgt. Es ist dies sicher eine höchst auffallende Erscheinung in dem despotisch-monarchischen Afrika.

Einige unserer Baschilange hatten, die Einschüchterung der Eingeborenen benutzend, Lebensmittel genommen, ohne sie zu bezahlen. Die Aeltesten ließen daher die höchst eigenthümliche Drohung an uns ergehen, daß, wenn dies abermals geschehe, sie ihre Stadt uns allein überlassen würden. Die Diebe wurden bestraft und die gestohlenen Sachen bezahlt.

Auch Mona-Kakesa sandte uns Botschaft und Einladung, der wir nicht folgten. Die kriegerischen Männer der Gesandtschaft, die mit maßlosem Stolz ihre schön gehaltenen Gewehre trugen, näherten sich uns, feuerten, wie im Scheingefecht, unter Sprüngen ihre Waffen ab und legten dann nach jedem Schuß dieselben zu unseren Füßen nieder; es werden diese Eingeborenen einstmals gut zum Kriegsdienst zu verwenden sein.

Am 20. zogen wir in ein Dorf, das die Einwohner bei unserer Annäherung geräumt hatten. Im Nu waren unsere Leute in den Häusern, begannen Alles herauszureißen und auf Brauchbarkeit zu untersuchen, ja zu zerschlagen, was irgend möglich war, bis wir dem durch energische Anwendung des Stockes ein Ende machten. Natürlich kamen nun die Eingeborenen nicht zurück.

Sehr empfindlich war es seit einiger Zeit für uns, daß kein Salz zu kaufen war. Wir hatten schon seit mehreren Wochen dieses so nöthige Gewürz entbehrt.

Ueberall am Horizont erheben sich 50 bis 60 m hoch über dem Terrainrücken tafelförmige Berge. Große Schwierigkeit bereitet uns das Passiren des Lubefu, eines Baches, dessen 50 m breites Bett, so weit das Auge reichte, 40 m tief senkrecht in den weichen Sandstein eingeschnitten ist. Auf seinem rechten Ufer liegen die beiden Berge Ngulu und Kondo, weithin sichtbar.

Die nördlichen Nachbarn der Bene-Ki sind die wilden Bena-Mona und Batetela, die südlichen die Belande und dann die Baluba.

Am 22. marschirten wir durch einen Theil der größten Stadt der Bene-Ki. 17 km zieht sich von Nordwest nach Südost dieselbe als Wohnort der Baqua-Peschi auf der Scheitellinie von Höhenzügen entlang, von Weitem einem langgezogenen schmalen Palmenhain gleichend. Zu beiden Seiten der von der Stadt getrennten Rücken sind viele Quellstellen, die nach dem Mussongai ablaufen. Nur drei kleine Seen im Osten der Stadt scheinen unterirdischen Abfluß zu haben. Die Hänge der Höhenzüge sind mit Feldern bedeckt, die sich in langen Streifen zum Grunde hinabziehen, und zwischen ihnen führen wie Zähne eines Kammes Fußsteige zum Wasserholen in das Thal. Die Stadt muß sehr alt sein, denn hier und da ragt ein mächtiger Schattenbaum über die Kronen der Palmen empor. Die Hauptstraße ist 20 bis 40 m breit und zeichnet in ihren Windungen den Grat des langen Rückens der Terrainwelle, der auf einer Breite von 300 m ziemlich eben ist und sich dann zu beiden Seiten hinabsenkt. Hinter den Gehöften, die dicht an die Straße stoßen, liegen zunächst die Gärten, auch noch von Palmen beschattet, dann kommt ein breiter Streifen von Bananen, und hinter diesen schließen sich die Felder an. Die Gärten bringen Ananas, deren Saft man hier nur trinkt und von deren Blättern man behauptet das wirksamste Pfeilgift zu gewinnen, Tomaten, Pfeffer, ein Gemüse „Gimboa", Ricinus, aus dessen Bohnen gestampftes Oel ebenso wie bei uns verwandt wird, Tabak, Zuckerrohr und wilden Hanf. Auf den Feldern cultivirt man Erdnüsse, Maniok, süße Kartoffeln, Mais und Hirse. Die Raphia vinifera, meist an der Außenseite der dichten Palmenbestände angepflanzt, hier und da auch im Grunde in der Nähe des Wassers, liefert Palmwein und Bast zum Anfertigen der Kleiderstoffe, die Elaëis Nüsse und Oel. Es beginnt sonach der Bereich einer Familie an der Straße mit den Häusern, an die sich

Gärten, Palmenbestände, Bananenpflanzungen und Felder der Reihe nach anschließen bis hinab in die Nähe des Wassers. Das Grundstück je einer Familie ist von den zum Wasserholen bestimmten Wegen eingeschlossen und begrenzt. Die Ziegen sind schön, tief in der Brust und kurzbeinig, Schafe und Schweine sind seltener, Hühner in großer Anzahl vorhanden. Wild ist natürlich in dieser so außerordentlich bevölkerten Prairie nicht denkbar. Wir haben seit dem Sankurru kaum die Spur eines Stückes gesehen, und man kann dreist behaupten, daß solche Theile Centralafrika's wildarmer sind als Deutschland. Einzig und allein die Herbeischaffung des Brennholzes aus den bewaldeten Schluchten bedingt eine einigermaßen weite Entfernung der Bewohner von der Stadt, da alle übrigen Bedürfnisse des Lebens in Fülle dicht um sie herum vorhanden sind. Eine solche Stadt kann natürlich eine derartige Streitmacht aufstellen, daß sich die Baqua-Peschi bis dahin noch völlig selbständig erhalten hatten.

Was fehlt diesen Centralafrikanern im Schatten der prächtigen Palmen, im Ueberfluß eines reichen Fleckchens Erde, in Unkenntniß anderer Bedürfnisse, als derjenigen, die sie leicht befriedigen können, zum Glücklichsein?

Bei derartigen Betrachtungen beschleichen den Forscher eigenthümliche Gedanken. Er zieht einen Vergleich zwischen den fast paradiesischen Verhältnissen von hier und jenen mehr der Küste zu, wo leider immer die schlimmen Gaben der Civilisation tief störend in das Glück vorher zufriedener Menschen eingreifen. Der Forscher selbst ist es, der die erste Verbindung mit dieser schlimmen Zukunft anknüpft, die damit beginnt, durch blinkende Glasperlen und bunte Stoffe die Habgier der Wilden anzureizen, das Gefallen an den Producten seiner eigenen Industrie und damit die Freude an der eigenen Arbeit zu verdrängen. Wenn dann der Eingeborene den letzten Elefantenzahn verschachert hat und ihm sonst Nichts von Werth für den Handel nach der Küste zu Gebote steht, um Pulver und Gewehr, Zeuge und Perlen einzutauschen, dann greift er zum Sklavenhandel. Will er nicht seine eigene Familie verhandeln, so muß er rauben, zum Sklavenraub muß Krieg gemacht werden, der rings die Schwächeren, bisher noch glücklich Lebenden in's Unglück stürzt. Der Eingeborene, der dann kaum noch einen Tag seiner Person, der Seinen und seines Besitzes sicher ist, gibt sich nicht mehr die Mühe, seine Felder zu bebauen, denn morgen



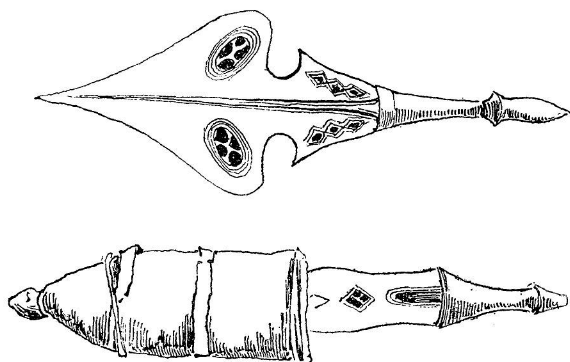
muß er vielleicht schon flüchten und hat umsonst gearbeitet. Hungersnoth ist daher stets die erste nothwendige Folge, und in ihren Spuren folgen Epidemien, unter denen die furchtbarste die Pocken sind. Dies sollte auch die Zukunft der schönen Riesenstadt der Baqua-Peschi sein! Jetzt ein kleines Paradies, waren 4 Jahre später dieselben Palmenhaine verödet. Welche Veränderung war vorgegangen! Rechts und links vom Wege überwucherte das Gras die Stellen, wo früher glückliche Menschen lebten. Nur ein halb verkohlter Pfahl oder ein in der Sonne bleichender Schädel zeigte, was hier geschehen war. Grauenhaft war die Todtenstille, als ich im Jahre 1886 unter dem Schatten derselben Palmen wandelte, unter denen nur so wenig früher noch lautes Jubeln und freundliches Grüßen von Tausenden mir entgegenschallte, und heiß überlief mich das Gefühl des Zornes über die, welche hier solch' entsetzliche Aenderung hervorgerufen hatten, die Araber.

Kehren wir zurück in die glückliche Zeit und sehen wir durch oben beschriebene dicht bewohnte Palmengärten unsere kleine Karawane weiter ziehen. Zu beiden Seiten staunen Tausende von Eingeborenen; auch die Weiber sind hier nicht geflohen, und die Männer stehen mit den Waffen in der Hand ruhig beobachtend vor ihren Hütten. Kein wildes Rennen, Geschrei oder Jubeln bemerken wir; ernstes, sorgenvolles Gespanntsein prägt sich in ihren Mienen aus, denn schon kennen sie die entsetzlichen Scenen der Menschenjagden, die sich in ihrer Nähe abgespielt haben. Dicht umschlossen marschiren wir, ruhig der Hauptstraße folgend, weiter; die Massen schüchtern unsere Leute doch wieder etwas ein, und auch wir sind besorgt, daß durch eine Unvorsichtigkeit oder einen Zufall etwas vorfallen könnte. Ich winkte daher an der Tête rechts und links mit beruhigenden Gesten und freundlicher Miene den Leuten zu, die Waffen aus der Hand zu legen, und einige Aeltere marschiren bald neben mir und rufen ihren Stammesgenossen zu: „Uta pasch, nascha vita:“ (die Waffen nieder, kein Krieg!). Ruhig, im schroffsten Gegensatz zu den Märschen bei den wilden, tobenden Baluba, ziehen wir dahin. Im nordwestlichen Theile der Stadt hatten wir heute Morgen unseren Marsch begonnen, am südöstlichen, aber noch lange nicht dem äußersten, machten wir gegen 11 Uhr Halt und Lager.

Als wir am nächsten Tage, dem 23., die Wasserscheide der nach Norden zum Lomani fließenden Bäche und des Lukassiflusses

überschritten, passirten wir einige lang gestreckte Palmenwälder, in deren Schatten statt blühender Gehöfte verkohlte Reste uns erzählten, was hier vor einigen Monaten sich ereignet hatte. Famba nannte man den Araber, den Urheber dieses schrecklichen Wechsels.

Wir machten in Mangoia, dem ersten Dorfe der Milembue, auch zum Bassongestamme gehörig, Lager und wurden hier von der Gesandtschaft des mächtigen Häuptlings der Kalebue, Mona-Lupungu, nach dessen Residenzdorf eingeladen. Die Gesandtschaft bestand aus zwei Brüdern des erwähnten Häuptlings mit ihren Leuten. In kurzärmlige, weite Hemden von schwarzem Mabelestoff, die bis zum Knie reichten, und ein gelbes Hüftentuch ge-



Mona-Lupungu- (Kalebue-) Waffen.

kleidet, sahen die fetten untersetzten Burschen mit kahl geschorenem Kopfe ganz wie Chinesen aus.

Wir marschirten jetzt öfter zu Fuße, da die Stiere recht ermüdet waren und einige, besonders der des dicken Kaschawalla, schweren Satteldruck hatten.

Das Flüßchen Lukassi oder Lukassia wurde am 23. auf einer Hängebrücke dicht unterhalb zweier schönen Wasserfälle passirt. Das Gestein, das aus den Cascaden sichtbar wurde, glich täuschend weißem Marmor. Das linke Ufer war sumpfig und mit Dickichten eines schlanken Bäumchens bestanden, und ähnelte unseren Erlenbrüchen.

Am 24. wurden abermals zerstörte Dorfschaften passirt, bevor wir einige Höhenzüge überschritten, deren Hänge schroff abfallende

Sandsteinwände zeigten. Wir erreichten den mäandrisch gewundenen Lui und die Mussumba (Hauptstadt) der Lupungu. Auf diesem Marsche hatte ich zum ersten Male wieder seit dem Luebo Wild gesehen. Ein Trupp von 8 schwarzbraunen, mächtig breiten Büffeln suhlte sich im Schlamm eines großen Tümpels, der nahe am Wege in einem Kessel der weiten welligen Prairie lag. Ich schlich mich an, trotz des übermannshohen Grases, kam aber nicht zu Schuß, da einer unserer Baschilange, Mona-Tengo, ein eifriger Jäger, voreilig schoß. Pogge, der von der Höhe der Jagd zugesehen hatte, war besorgt geworden, als ich in dem hohen Grase, ohne es zu wissen, dicht bei einem abseits der Heerde stehenden Büffel, der, ohne flüchtig zu werden, meine Bewegungen ruhig verfolgt hatte, vorbeigekommen war. Zweifellos war es ein von der Heerde abgeschlagener alter Bulle, und ist gerade ein solcher Eingänger ein gefährliches Wild, da er unbefriedigt und erbost ohne Veranlassung oft Alles annimmt, was sich zeigt.

Fumo-Lupungu erschien mit den fürstlichen Geschenken von 6 Ziegen, 1 Schaf, 1 Schwein, 4 Hühnern, viel Palmwein, Bananen und Maniok, und erhielt dafür 2 Tücher und eine Tasse Pulver.

Lupungu ist ein erst 20jähriger, etwas starker Neger mit bescheidenem Auftreten, und ebenso wie seine Brüder, die uns herbeigeholt hatten, kahlköpfig mit lang geschlitzten Augen, ein völliger Chinese. Das Dorf, das nicht mehr in einer Straße angelegt und nicht mehr von Palmen beschattet ist, zeigt einen großen Reichthum an Kleinvieh. Lebensmittel kommen in Masse, viele Sklaven werden angeboten, und wir kramen noch einmal alles nur irgend Entbehrliche hervor, um von den zierlich schön gearbeiteten Geräthschaften und Waffen möglichst viel zu kaufen, uns an das befriedigte Gesicht des uns befreundeten Professor Bastian daheim erinnernd. Lupungu bietet mir für meine Büchse 8 ausgewachsene männliche Sklaven. Alles ist sehr billig, und auch unsere Leute erhandeln für das schmutzige letzte Stückchen ihrer Kleidung von europäischem Stoffe Messer, Töpfe, Körbe und anderes Geräth. Sie sind jetzt Alle in von Eingeborenen verfertigte Stoffe oder Häute gekleidet.

Unsere freundlichen Bena-Riamba sind schon recht ermüdet. Sie klagen oft über zu lange Märsche und müssen täglich aus dem Lager aufgetrieben werden. Am 28., als sie ein Dorf Massango

durchwandert hatten, wollten sie schon nach anderthalbstündigem Marsche liegen bleiben, und obwohl ich weiter gehen wollte, ließ ich mich doch erweichen durch die Rufe, die mich verfolgten: „Kabassu-Babu, bleibe, wir können schon nicht mehr!“ Dieses Zögern war für uns sehr peinlich, die Waaren gingen ihrem Ende entgegen, und es konnte lange dauern, bis wir Araber treffen und von ihnen vielleicht Tauschartikel erhalten würden.

Als wir am 3. Morgens aufbrechen wollten, fehlten uns 2 Ziegen, und man behauptete, die Eingeborenen hätten sie gestohlen. Da dies wahrscheinlich war, forderten wir zur Rückgabe auf und feuerten, als dies erfolglos blieb, einige Schüsse ab, um einzuschüchtern und dadurch sicherer zu unserem Eigenthum zu gelangen. Aber die Kalebue waren nicht so furchtsam, als die bisherigen Bassongestämme. Zunächst verschwanden sie, und wir marschirten ab. Als wir jedoch das Dorf durchziehen wollten, wurde der Weg von einigen 50 Kriegern verschlossen. Hinter den großen Schilden schauten die zum Wurf ausgeholten Speere hervor, seitwärts waren die Gehöfte mit Bogenschützen besetzt. Ohne daß ein Geschoß abgesandt wurde, hielt ich dicht vor dieser malerischen Barrière, die sich bald öffnete, als ich versicherte, daß der weiße Mann nicht Krieg mache wegen einiger Ziegen, besonders, da es noch nicht einmal festgestellt sei, ob und von wem dieselben gestohlen seien.

Beim Passiren des Kilebabaches wurde wieder, was längere Zeit nicht der Fall gewesen war, die reine Grassavanne durch sumpfigen Urwald unterbrochen. Weiter, stets dem Laufe des Lukassi folgend, hielt ich gegen Mittag in dem großen Dorfe der Bena-Lualaba, die sich geflüchtet hatten. Ich war mit vier Leuten, die mich in einer Hängematte trugen, da schmerzhafte Furunkeln mir das Marschiren unmöglich machten, der Karawane weit voraus im Dorfe angekommen; ein alter Mann näherte sich kriechend, warf sich nieder und bedeckte sich buchstäblich mit Staub, bittend, daß wir nicht Krieg machen und plündern möchten. Ich gab ihm einige Perlen und beruhigte ihn, so daß bald mehrere Eingeborene erschienen, sich niederwarfen und zum Dank den Boden schlugen. Als die Karawane eintraf, konnten wir doch nicht überall verhindern, daß unsere Leute die geräumten Häuser nach irgend Brauchbarem durchsuchten. Am nächsten Tage erschienen aber doch die Bewohner, und Abends auch die Weiber, da wir des

Nachts nach den benachbarten Waldschluchten hatten rufen lassen, daß, wenn man nicht käme, um uns Lebensmittel zu verkaufen, wir gezwungen wären, dieselben uns zu nehmen.

Auch beim Anmarsche auf das Dorf der Bena-Gongo am 5. flößten wir Furcht und Schrecken ein. Als wir in glühender Sonnenhitze lautlos des Weges zogen, wurde ich von einem durchdringenden Schrei aufgeschreckt. Ein Weib, welches mich ganz unerwartet bei der Feldarbeit erblickt hatte, rannte in wahnsinniger Furcht, mit den Armen fuchtelnd, davon. Im Dorfe zeigte umher geworfenes Hausgeräth, daß die Bewohner in eiliger Flucht sich nicht schnell genug für das des Mitnehmens Werthe hatten entscheiden können, Alles Beweise, daß hier schon Araber raubend und plündernd des Weges gezogen waren. Als sämmtliche Versuche, die Leute zur Rückkehr in ihre Dörfer zu bewegen, fruchtlos blieben, konnten wir nicht mehr verhindern, daß unsere Leute sich in die verlassenen Hütten einquartierten und von den zurückgelassenen Vorräthen lebten.

Auf einer aus starken Bäumen hergestellten Fischwehr kletterten wir über den Lukassi und erreichten das Dorf Kitenge, wo wir so plötzlich erschienen, daß die überraschten Eingeborenen, die nicht mehr Zeit zu haben glaubten, Weib und Kind zu retten, kampfbereit in den Gehöften standen. Das Dorf hatte 3 parallel laufende Straßen mit Baumalleen, zwischen denen die fest eingezäunten Höfe dicht gedrängt und regellos lagen. Ein Kampf wäre hier sehr mißlich gewesen, da man nicht weiter als 20 Schritte sehen konnte, und das Dorf ein Labyrinth von soliden, mit Pallisaden umgebenen Gehöften war. Das Dorf umgehend, machten wir dicht am nördlichsten Theile desselben Lager. Als unsere Leute den Zaun eines verlassenen Gehöftes zerstörten, um dessen Theile zum Hüttenbau zu verwenden, traten die Eingeborenen ihnen bewaffnet entgegen. Schnell wuchsen die Parteien; die Baschilange ergriffen die Gewehre und stürmten nach dem Orte des Streites, doch kam Pogge noch zur rechten Zeit auf dem Platze an, um die Streitenden zu trennen. So heftig die wilden Kalebue gegen unsere Leute waren, so leitsam wurden sie durch unser ruhiges Dazwischentreten, und bald brachte der Häuptling 3 Schafe zum Geschenk, wofür er drei Ellen Zeug zur Besiegelung der Freundschaft erhielt. Auch einige sehr fette Schweine brachte man zum Verkauf in's Lager. Die armen Thiere hatten weite Wunden, die bald tödtlich werden

mußten. Als man zuerst vor uns fliehen wollte und nicht mehr Zeit zu haben glaubte, die Schweine mitzuschleppen, hatte man die Thiere uns nicht lebendig überlassen wollen, und im Moment der Flucht noch den Versuch gemacht, sie durch tiefe Schnitte zu tödten. Für je 2 Ellen wurden die armen Opfer des Schreckens von uns erstanden.

Dieses Dorf, sowie Ndala-Mumba, wo wir am 7. lagerten, gehörte dem Fumo Kassai-Moana, der, nachdem von uns das Geschenk von einigen Sklaven zurückgewiesen war, mit einem Schwein erschien, das so fett war, daß es von 10 Mann getragen werden mußte. Der Häuptling war ein großer, breitschulteriger, sehniger Mann mit ernsten Mienen und gesetztem Wesen. In unzähligen Falten war das dunkelrothe Hüfttuch vom büffelledernen Gürtel zusammengehalten; ein Messer von wunderschöner Arbeit, mit dem Griff aus einem Stücke Eisen angefertigt, hing ihm an der Seite. Es war mit Kupfer ausgelegt und mit einem Knauf versehen, der den Kopf eines Mannes darstellte, dessen geflochtener und eckig gestutzter Bart an die Assyrertracht erinnerte. Um den Hals trug er eine Kette von den Klauen und Zähnen des Leoparden, und in der Achselhöhle über die Schulter gehängt ein von durchbrochener Arbeit, ebenfalls mit Kupfer ausgelegtes kurzes Schwert. Die hohe, sehnige Gestalt stützte sich in ritterlicher Haltung auf einen mächtigen Speer. Als ich sein Messer bewunderte, bot er es mir mit höflicher Verbeugung zum Geschenk an. Ich acceptirte und erwiderte dasselbe mit einem Taschentuch, das mit dem Entwurf des Reichstagsgebäudes bedruckt war.

Kassai-Moana ist der größte Häuptling der östlichen Kalebue, wie Lupungu der der westlichen. Beide liegen fortwährend mit einander in Streit und Krieg. Die Kalebue sind sehr berüchtigte Kannibalen. Ich hörte, daß hier auch an Krankheiten gestorbene Leute aufgefressen werden. Um nicht gerade seine nächsten Verwandten zu verzehren, gibt man dieselben nach ihrem Tode dem benachbarten Dorf in der Erwartung, daß bei dem nächsten Todesfalle von dort die Schuld zurückgezahlt wird. Die Eingeborenen sagten, als man sich darüber wunderte, daß auch an Krankheiten Gestorbene gegessen würden, man schnitte dem Todten die äußersten Glieder der Finger und Fußzehen, wohin nach dem Tode die Krankheit dringe, ab, salze dieselben ein, wickle sie in Blätter und werfe sie in's Wasser; alles Uebrige könne man unbesorgt verzehren.

Als wir am nächsten Tage in das Thal des Lomani hinabstiegen, griffen die uns mitgegebenen Führer in einem Dorfe Hühner auf und nahmen Alles, was am Wege lag, ohne daß die Einwohner, Untergebene des Kassai, wagten, Einspruch zu erheben. Ich rief die Führer zu mir, nahm ihnen das Gestohlene ab und gab es den Besitzern zurück. Das Staunen und die Freude war groß. Ein lebhaft an den Ausdruck des Gefallens bei unseren Kindern erinnerndes langgezogenes, freudiges „Ei" drückte ihren Beifall aus. Es sollte dieser kleine Zwischenfall uns bald von großem Nutzen werden.

In dem einem parkartigen Garten gleichenden Thale des Lomani machten wir Lager, und da es mich trieb, den Fluß zu sehen, bat ich unsere alte Führerin, uns dorthin zu begleiten. Diese, die Tante des Mona-Lupungu, hatte uns vom Lukassi bis hierher geführt und sich in dieser Zeit unser ganzes Zutrauen erworben. Die alte Dame, die überall bekannt und hoch angesehen war, war nie bettlerisch und aufdringlich geworden. Sie hatte in ihrem Aeußeren durchaus etwas Distinguirtes, wußte geschickt und freundlich alle Leute auszufragen, Mißtrauen zu beschwichtigen. Streit zu verhindern, und war uns oft von großem Vortheile, Es war etwas in ihr, was auch die tapfere Meta, Mukenge's Schwester, hatte, etwas, das uns vergessen ließ, daß wir nur eine halbbekleidete Negerin aus dem wilden Innern vor uns hatten, das uns unbewußt ihr gegenübertreten ließ, wie einer älteren Dame in unserer Heimath.

Das Gefühl der Geringschätzung, das im Anfange oft der Europäer im Verkehr mit Wilden hat, verliert sich bald, die Nacktheit der Leute sieht man gar nicht mehr, ebenso lernt man auch bald Gesichter unterscheiden, was zuerst sehr schwer ist. Ja, wir fanden häufig große Aehnlichkeiten mit Bekannten in Europa. Besondere Gesichtsausdrücke, wie Gutmüthigkeit, Wildheit, Biederkeit, Verschlagenheit 2c., erschienen mir mit der Zeit viel ausgeprägter, als bei Europäern, und sicherer zur Beurtheilung des Individuums. Dies liegt wohl daran, daß bei uns die gleichmäßige Erziehung und die Etiquette Vieles abschleift, was bei dem wild aufgewachsenen Neger sich individueller entwickelt und markirter bleibt.

In Begleitung unserer liebenswürdigen Führerin erreichte ich vom Lager aus ein weites, mit Papyrusdickichten bestandenes

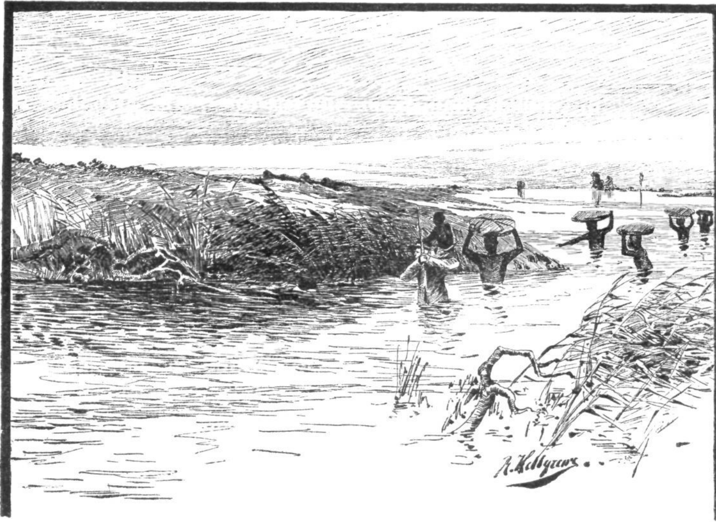
Ueberschwemmungsland, welches durch einen schmalen Saum von Oelpalmen und Gebüsch dicht an dem Ufer vom Flusse getrennt war. Der Lomani hat hier eine Breite von 130 m, gelbes Wasser und fließt in nordnordöstlicher Richtung, wie man hier sagt, dem Lualaba zu[1]). Das rechte Ufer, von schmalem Gallerie-wald eingefaßt, steigt sogleich in sanfter Böschung zum Plateau hinauf.

Drüben hatte sich schon auf die Nachricht von unserem Eintreffen ein großer Haufe Eingeborener angesammelt. Auf die Frage, ob sie uns Kanoes senden wollten, entstand lebhaftes Verhandeln. Bald rief man uns zu, wir hätten ja Gewehre, und alle Leute mit Gewehren seien schlecht, raubten und plünderten, wir sollten uns einen anderen Weg suchen, sie würden uns nicht zu ihrem eigenen Verderben hinüberholen. Die Vorstellungen meiner Führerin hatten hier keinen Erfolg, obgleich sie von uns erhaltene Perlen und ein rothes Tuch zeigte und unsere Friedfertigkeit und Güte in ausdrucksvoller Rede schilderte, auch darauf hindeutete, daß ich ganz allein und ohne Gewehre hierher gekommen sei. Einige neugierige Eingeborene von unserer Seite waren uns gefolgt und erreichten uns jetzt dicht am Ufer. Sie mischten sich in die Verhandlung und erreichten ein abermaliges eifriges Besprechen unserer Vis-à-vis, die dann uns plötzlich zusagten, morgen mit 3 Kanoes bereit zu sein. Auf meine erstaunte Frage, was so plötzlich diese Aenderung der Lage bewirkt habe, wurde mir bedeutet, daß man den Furchtsamen erzählt habe, wie ich gestern die von Kassai-Moana's Leuten genommenen Hühner den Besitzern zurückgegeben habe, und daß diese Handlung Vertrauen erweckt habe.

In der Nacht konnte ich seit langer Zeit einmal wieder astronomische Beobachtungen machen. Seit dem Sankurru hatten wir stets ungünstigen Himmel gehabt; obgleich in der letzten Hälfte des Februar die Regenzeit schwächer geworden war, so war doch die Wolkenbildung eine so schnell wechselnde, daß viele Versuche, genügende Beobachtungen zu erhalten, gestört wurden und viel Arbeit verloren ging.

---

[1]) Dr. Wolf fand im Jahre 1885 seine Mündung in den Sankurru.



Ueber den Moari.

Achtes Kapitel.

Bis zum Lualaba.



Am 8. März lagen dem Versprechen gemäß die Kanoes bereit, und das Uebersetzen wurde bis zum Mittage beendigt. Man benutzte nicht Ruder, sondern lange Stangen zum Führen der Kanoes, da der Fluß eine gleichmäßige Tiefe von 3 bis 4 m und festen Kiesgrund hat.

Wir hatten das Land der Bena-Sala, ebenfalls Bassonge, betreten. Ihr Häuptling Lunkamba-Langongo, der eine Tagereise nördlich wohnt, ist dem Araber Tibbu-Tibb tributär.

Wir wenden uns nun direct nach Norden und folgen auf dem Rande des Plateaus dem Laufe des Lomani.

Unser nächstes Ziel ist Nyangwe, da wir nach Stanley's letztem Berichte von dort, bevor er seine gewaltige Kongoreise antrat, daselbst Araber mit Waaren anzutreffen hoffen, denn davon hing der weitere Erfolg, ja die Existenz der Karawane ab.

Lunkamba brachte uns drei Schafe und bat, wir möchten ihm gegen einen Rebellen, der sich mit einigen ihm gehörigen Dörfchen für unabhängig erklärt habe, beistehen. Wir lehnten selbstverständlich ab, denn einmal machten wir nur Krieg, wenn wir angegriffen oder selbst geschädigt würden, und dann sei auch sein Herr, wie er behaupte, Tibbu-Tibb, und müsse er sich an diesen wenden.

Mehrfach waren schon in letzter Zeit zwischen unseren 19 Trägern und Mukenge's Leuten Mißhelligkeiten ausgebrochen und trotz unseres Dagegenwirkens eine gewisse Feindseligkeit zwischen den beiden Parteien entstanden, die sich heute in einer sehr gefährlichen Weise zeigen sollte.

Das Weib eines Trägers und ein Muschilangemädchen stritten sich um die Benutzung eines im Dorfe stehenden Mörsers zum Stoßen von getrocknetem Maniok. Die männlichen Verwandten der Beiden traten hinzu und suchten nach vielem Zanken thätlich eine Entscheidung herbeizuführen. Die Träger eilten ihren Kameraden mit Stöcken zu Hilfe, die Baschilange ihren Landsleuten, und wegen großer Ueberzahl der Letzteren holten sich unsere Leute die sehr wahrscheinlich im Unrecht waren, eine tüchtige Tracht Prügel, wurden aber hierdurch immer wüthender.

Mukenge's brave Schwester Sangula war die Erste, um die Streitenden zu trennen. Sie versuchte dies zuerst mit ihrem Zauberstabe, einem Büschel getrockneten Riambas, dann aber schlug sie mit der Tapferkeit einer Amazone mit einem ansehnlichen Stock ohne Ansehn der Person dazwischen. Der ruhige Mukenge, sowie der beredte, aber furchtsame Kaschawalla machten umsonst ihren Einfluß geltend, als Pogge und ich herbeieilten und wie Sangula uns energischer in's Mittel warfen.

Unser ältester Träger, Matheus, der uns schon von Dondo aus begleitet hatte, stürzte, an mehreren Stellen blutend, in seine Hütte, erschien mit seinem Chassepotkarabiner und rannte ladend einige Schritte davon. Humba, der mir dies mittheilte, und ich liefen ihm sofort nach, um ihn zu fassen. Aber schon hatte der Wüthende geladen, legte an und schoß mitten in das Getümmel, in dem Pogge, Mukenge, Sangula und Kaschawalla sich abmühten, blind hinein. Bevor der Mann, sich jetzt drohend gegen mich wendend, die zweite Patrone im Gewehr hatte, erreichte ich ihn, schlug ihn nieder und band ihn mit Humba's Hilfe. Der Schuß erreichte mehr, als unsere Bemühungen, den Frieden herzustellen.

Die Parteien, die jetzt schon Axt und Messer schwangen, hielten erschrocken inne. Die Kugel hatte sich mitten durch das Gewühl einen Weg gesucht und saß dicht hinter der Stelle, an welcher Pogge und Mukenge standen, auf Bauchешhöhe in einem Baumstamme.

Der vor Wuth schäumende Matheus bäumte sich in seinen Fesseln, er wurde an einen Baum gebunden und erhielt mit vorzüglicher Wirkung einige Binda kalten Wassers über den Kopf.

Jetzt herrschte reuevolle Stille in unserem Lager. Ein Jeder war vor den zu erwartenden Folgen besorgt.

Der Kalamba, von dem wir mit Sicherheit angenommen hatten, daß er auf Bestrafung oder Bußezahlung dringen würde, verzichtete auf Alles, denn er wie alle Anderen sahen ein, daß wir so weit von der Heimath, unsicher über das, was wir antreffen würden, mit unserer kleinen Macht zusammenhalten müßten, und nicht noch durch lange Untersuchung und Bestrafung Haß und Mißmuth unter die Theile der Expedition säen dürften.

Matheus mußte noch drei Tage in der Kette gehen, wurde aber dann, da er selbst Kalamba sein Unrecht eingestand und Meta deshalb für ihn bat, freigelassen.

In derselben Nacht erhielt ich noch einige gute Beobachtungen.

Seit dem ersten März schien die zweite Periode der Jahresregen eingesetzt zu haben. Während der Januar und Februar uns viele bedeckte kühle Tage, ab und zu leichte Sprühregen und nur selten schwache Gewitter gebracht hatten, setzten jetzt wieder schwere Niederschläge mit starker elektrischer Entladung ein, und natürlich vertraten wieder drohend aufgethürmte dunkle Haufenwolken das Schichtengewölk der letzten Monate. Immer noch kamen die Gewitter vom Osten, hatten also noch dieselbe Richtung, wie in Westafrika. Von wunderbar hellem Glanze war hier in diesen Nächten das Zodiakallicht.

Oestlich von uns ließen wir die Bena-Tschikullu, in deren Nähe sich zwei Lualabaströme zu einem vereinigen sollten, und marschirten am 11., den Lomani, der nach Westen abbiegt, verlassend, direct nach Norden.

Wir trafen ganz frische Elefantenspuren, so daß ich die Karawane vorbeimarschieren ließ und mit Humba, einem Führer der Bena-Sala und dem Baschilangehäuptling Tengo mich auf die Fährte setzte. Letzteren ermahnte ich zur Ruhe, denn er hatte schon

einmal im übergroßen Eifer mein Anpürschen auf Büffel gestört. Der Spur nach hatten wir sechs starke Elefanten mit zwei Jungen vor uns, und unter ersteren zwei gewaltige Thiere, deren Fußspur 38 cm in der Länge maß. Bis gegen 10 Uhr folgte ich im Sattel, dann fanden wir bald die Baumbrüche so frisch, die beim Niederreißen eines Astes abgeschälte Baumrinde noch kühl und feucht, die geknickten Blätter im Bruch noch saftig und die Losung noch warm, daß ich den Stier anband und wir behutsam zu Fuße folgten.

Noch eine Stunde lang ging es durch 8 Fuß hohes Gras und sumpfige Thäler, den sengenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, so daß ich Tengo mein Gewehr zu tragen gab. Das Brechen eines Astes machte uns aufmerksam, da aber Alles still blieb und der Führer Affen für die Urheber des Lärmes hielt, gingen wir weiter und drangen in das hohe Schilfgras einer feuchten Niederung ein. Die Spuren trennten sich etwas von einander, und Humba folgte der rechts mit uns laufenden, als plötzlich mein Führer mit dem Rufe „Ngelu!“ bei mir vorbeirannte und verschwand.

Aufblickend sah ich mich vor einem riesigen Elefanten mit gewaltigen Zähnen, der, mit Schlamm bedeckt, die kleinen Augen lebhaft auf mich gerichtet und, die mächtigen Ohren weit abgesperrt, 8 Schritte vor mir stand.

Die Hand nach rückwärts streckend, rief ich: „Tengo letta uta!“ („Tengo, gib's Gewehr!“), hörte aber den tapferen Häuptling davonrennen und gleichzeitig zu meiner Rechten einen Schuß. Das war für mein gewaltiges Vis-à-vis das Signal zum Hochwerfen des Rüssels, und mit durchdringendem Trompeten stürzte der massige Waldbummler gerade auf mich zu.

Ich warf mich seitwärts in das Gras und arbeitete mich mit der Kraft, die der Moment kritischer Entscheidung gibt, durch die starken Halme. Noch hörte ich, wie der Koloß hinter mir vorbeibrach, erhielt aber gleich darauf einen derartigen Hieb zwischen die Schultern, daß ich vorwärts in ein Gebüsch flog und mir das Blut aus der Nase stürzte.

Obgleich mir momentan schwarz vor den Augen wurde und sich die Umgebung etwas mit mir drehte, wurde ich doch gewahr, wie noch ein Thier prasselnd und krachend hinter mir vorbeibrach. Noch zwei dunkle Berge tobten an mir vorüber, einer so dicht, daß die geknickten Ruthen des Gebüsches über mir zusammen-



schlugen. Ich hätte die mächtigen, Alles zermalmenden Läufe berühren können. Ein Prasseln, Brechen und Krachen in allen Richtungen zeigte, daß auch noch andere Mitglieder dieser gestörten Familie erschreckt das Weite suchten.

Als das Getöse verhallt war, trat Todesstille ein. Ich entsann mich jetzt des Schusses, der von der Rechten gekommen war, wo ich Humba vermuthete, und rief dessen Namen. Alles blieb still in dieser Richtung, aber der muthige Tengo kam mit halb beschämten, halb erschreckten Mienen von einem Baume herabgestiegen, dessen Krone er vorhin mit affenartiger Geschwindigkeit erklommen hatte.

Ich rief noch einmal nach Humba, und in dem Moment brach dicht bei uns noch ein Elefant durch das dichte Schilf, so daß Tengo sofort wieder auf dem Baume war.

Wir brachen uns jetzt, nichts Gutes ahnend, in der Richtung durch und fanden Humba, am Boden liegend, in einer großen Blutlache. Als ich ihn aufhob, schlug er die Augen auf und kam zu sich, jammernd, daß er sterben müsse. Ich untersuchte ihn, konnte aber nur finden, daß einer der beiden Muskelschwülste neben dem Rückgrat wie von einem Messer zerschnitten war, sonst wies er nur einige Quetschungen und Schrammen auf.

Humba erzählte bald, daß er auf einen kleinen Elefanten, dem er die Mündung fast vor den Kopf gehalten habe, geschossen habe. Gleich darauf sei er am Arme in die Höhe gerissen worden, habe einen Schmerz verspürt und dann das Bewußtsein verloren. Es war wahrscheinlich, daß die Wunde vom Zahn der erbosten Mutter herrührte. Das Thier war dann über dem Besinnungslosen stehen geblieben und hätte ihn zweifellos, wenn er sich bewegt hätte, zertreten, da der gewaltige Fuß die Hauptwaffe des Elefanten bildet.

Unterdessen hatte Tengo mein und sein Gewehr, die er beide von sich geworfen hatte, als er den Elefanten erblickte, um sich auf einen Baum zu retten, wiedergefunden und vom Schlamm gereinigt; auch der eingeborene Führer war zurückgekehrt.

Ich verband Humba vorläufig und sandte Tengo, um meinen Stier, den Führer, um Wasser herbeizuholen, ab. Als Beide wieder eingetroffen waren, ließ ich Tengo bei Humba und ritt so schnell als möglich mit dem Eingeborenen in der Richtung des Dorfes, wo wir an jenem Tage lagern sollten, davon. Um 4 Uhr kam

ich erst im Lager an; schnell wurde eine Tragbahre construirt und sechs Mann mit dem Führer zurückgesandt, die auch um 8 Uhr mit dem Kranken im Lager eintrafen.

Nach einem Ruhetage, an dem wir uns an jungem Mais, der in der Hülse geröstet und mit etwas Salz genossen eine große Delicatesse ist, gütlich gethan hatten, zogen wir am 13. nach Norden weiter.

Humba mußte getragen werden.

Wir verließen das Gebiet des Lomani und betraten eine Ebene, die weit im Osten durch einen flachen Höhenzug begrenzt ist. Es ist die Wasserscheide zwischen dem Lomani und dem Lualaba, die so flach ist, daß man schwer sagen kann, nach welcher Seite die weiten Ueberschwemmungen und Lachen ablaufen.

Durch sehr hohes und, weil seit Langem nicht gebrannt, dicht verwachsenes Gras mit Akaziengebüsch geht es, durch Pfützen, Lachen und Tümpel, die auf einem undurchlässigen, zähen, gelben Lehmboden stehen; überall ragen die weißstämmigen massiven Fächerhalmen, deren Stamm dicht unter seiner Krone eine ebenmäßige Aufbauchung zeigt, aus der Graswildniß hervor. Schwere Sporenflügelgänse, Enten, Wasser- und Sumpfhühner, Reiher und Schnepfen fühlen sich heimisch in dieser wasserreichen Wildniß, und unzählige Elefantenspuren durchziehen die Ebene. Täglich zählen wir Hunderte von Wechseln der letzten 2 Tage. Die goldgelbe süße Frucht der Fächerpalme und die Salzhaltigkeit des Lehmes, die auch hier und da dem Wasser eigen ist, fesseln wohl besonders den mächtigen Dickhäuter an diese Gebiete.

Der Marsch, mit wenig Ausnahmen im Wasser auf den glatten Lehmpfaden, wird noch besonders durch das hohe Gras erschwert. Nur wenn der Führer plötzlich bis an die Hüften oder Schultern in's Wasser sinkt, merkt man, daß eine Wasserrinne passirt wird, die nur in der trockenen Jahreszeit ihre Ufer zeigt.

Die Ma-Kapua, ein in elenden Dörfchen wohnender Stamm, haben die wunderbare Angewohnheit, mit den Zähnen zu knirschen, und sahen wir in Folge davon mehrfach die Vorderzähne abgewetzt. Viele Kropfbildungen fallen auf.

Vom 14. März an gewahrten wir an einigen Stellen ein langsames Treiben der ganzen Ueberschwemmungsfläche nach Osten hin.

Ueberall der ungeheuere Reichthum an Elefanten! Die Eingeborenen wollen uns nicht zur Jagd führen, auch ist das Folgen der Spuren in dieser Wasserwildniß sehr beschwerlich, und so unterbleiben weitere Jagdversuche.

Pogge, auf seinen früheren Reisen ein unermüdlicher Jäger, hat schon seit Kimbundu anstrengende Touren aufgeben müssen, da er in Folge des Kinnbackenbruches und der begleitenden Fieber- und Dysenterieanfälle noch immer geschwächt ist. Sein bis über die Brust wallender Bart ist ganz ergraut, wie auch sein Haar. Nur mit dem Schmetterlingsnetze schweift er noch am Nachmittage um das Lager und hat schon eine recht ansehnliche Sammlung von Schmetterlingen und Käfern, sowie von Pflanzen angelegt.

Ich hatte längst schon aufgehört zu sammeln; nachdem ich eine große Zahl von Käfern und Schmetterlingen erworben hatte, erhielt ich die Ueberzeugung, daß ein Fortsetzen dieser Sammlungen verlorene Mühe war. Ich hatte nicht genügend Zeit, fortwährend nachzusehen, ob mir nicht Ameisen, kleine Käfer, Feuchtigkeit oder unvorsichtiges Tragen meiner Arbeit Lohn zerstörten. Das tägliche Eintragen der auf dem Wege angefertigten Croquis in meine Karte, Ablesen der Instrumente zu Höhenmessungen, eigenhändiges Instandhalten der Instrumente und Gewehre und regelmäßiger Besuch in den Dörfern der Eingeborenen nahmen meine ganze Zeit in Anspruch. Wo irgend möglich, erquickte ich mich durch ein abendliches Bad und ging an Ruhetagen zur Beobachtung der Natur und auch aus praktischen Rücksichten etwas auf die Jagd. Nachdem wir Abends nach dem Mahle uns bei der Pfeife über des Tages Erfahrungen oder unsere Aussichten ausgesprochen hatten, war das Tagebuch zu führen und, wenn möglich, astronomisch zu beobachten. Wir hatten niemals uns in Afrika über schlechten Schlaf zu beschweren, denn Geist und Körper bedurften nach derartigen Anstrengungen sehr der Ruhe.

Da ich aus oben angeführten Gründen bei jedesmaliger Durchsuchung meiner Sammlungen enttäuscht wurde, gab ich die noch brauchbaren Exemplare an Pogge und setzte den unbrauchbaren Rest in einem Kästchen wohlverpakt auf den Sankurru, wo sie wohl mit Staunen von irgend welchem Fischer aufgegriffen sein mögen.

Auf großen Reisen ist das Sammeln durchaus nicht eine kleine Arbeit, und entspricht auch in der Heimath oft nicht die

Behandlung des Mitgebrachten der gehabten Mühe. Man kann auf weiten Reisen nicht Vorräthe von Spiritus und anderes Conservirungsmaterial mit sich schleppen; die Sammlungen müssen daher stets getrocknet werden, was besonders in der Regenzeit sehr schwer ist und fortwährende Controle erfordert.

Da wir schon zweimal die Routen des ersten Durchquerers des äquatorialen Afrika's, des Lieutenants Cameron, in den letzten Tagen gekreuzt haben mußten, erkundigte ich mich oft nach diesem, traf jedoch nur sehr wenige Leute, die sich des ersten weißen Mannes, den sie gesehen hatten, entsinnen konnten. Die Namen auf Cameron's Karten zu identificiren, gelang mir erst später in Lussuna, welches Jener Russuna nennt, weil die ihn begleitenden Wangwana aus Zanzibar stets die weichen Laute der westlichen Sprache nach ihrer Mundart verdrehen, so meist für „l" ein „r" aussprechen.

Von Kilembue biegen wir ein wenig nach Westen und gelangen am 15. in das Land Gubu des Häuptlings Kawamba. Das dicht verwachsene Gras wird so zum Hinderniß, daß ich oft vorreiten muß, um, dem Stiere die Sporen gebend, mit Gewalt das filzartige Gewirr zu zerreißen und so den Weg zu öffnen. Die Kleider werden hauptsächlich auf dem Knie zerstört, und Gesicht und Hände zeigen viel Schnitte von scharfen Halmen.

Nachts hatten wir einen furchtbaren Gewitterregen, der binnen einer Viertelstunde das Lager einen Fuß hoch unter Wasser setzte, so daß die Leute sich weder niederlegen, noch ein Feuer halten konnten und ganz jämmerlich froren.

Die Häuser im Dorfe der Fumo Kawamba sind im Style der übrigen Bassongehütten aufgebaut. Inmitten des Dorfes ist ein Kreis von 10 m Durchmesser, mit dichten Schattenbäumen bestanden, die Grabstelle von Kawamba's Vater, die nicht betreten werden darf.

Die Sitte des Ausbrechens oder Feilens der Zähne existirt hier nicht.

Die Haare sind kurz, oder auch fast bis zum Wirbel ringsum frei geschoren. Die einfache Kleidung besteht in langem, in vielen Falten um die Hüften liegendem, 1 m breitem Mabeletuch.

Sehr verschieden und ceremoniell wird der Gruß gegeben. Die intimere Art desselben besteht im Gegeneinanderlegen der inneren Handflächen der rechten Hand, dann folgt ein langsames beiderseitiges

Zurückziehen und dreimaliges Klatschen in die Hände. Der Jüngere begrüßt den Aelteren durch einen Knix, die rechte Hand nach dem Boden ausstreckend, um das Aufheben von Erde anzudeuten, und gleitet dann, das Reiben nachahmend, mit den Händen über die innere Armfläche.

Zwischen Sankurru und Lomani war der Gruß ein anderer. Man legte Speere oder Bogen nieder und schlug dann, einen Knix machend, mit der Faust die Oberschenkel.

Ein Handel gilt hier erst für abgeschlossen, wenn ein Hölzchen oder Strohhalm, von den Betheiligten mit der rechten Hand an dem Ende angefaßt, durchbrochen ist.

Vier Leute Tibbu-Tibb's erschienen, ein Mann aus Zanzibar mit drei Sklaven, in lange Hemden gekleidet, um den Weißen, den Freund ihres Herrn, zu begrüßen und — anzubetteln. Es ist dies die dem tributären Blutsbruder des Arabers beigegebene „Ehrenwache", welche aufpaßt, daß alles Elfenbein nur zu ihrem Herrn geht, auf Kosten der Eingeborenen fürstlich lebt und jede wichtige Nachricht sofort nach Nyangwe zu berichten hat.

Da Kawamba schon Gewehre hat, sieht man nicht mehr besonders schöne Waffen.

Nach dem Dorfe kamen öfters Leute, die, nicht so breit und schwer wie die hiesigen Bassongestämme, schlanker und beweglicher, mit vielen Amuletts behängt, uns auffielen durch ihr kriegerisches, freches Auftreten. Es waren Batetela von dem Dorfe des Kassongo-Luschia, Tibbu-Tibb's altem Lager, wo auch Cameron war. Diese Batetela sind die östlichsten Ausläufer ihres Volkes, das vom Sankurru bis hierher die Bassongestämme nördlich begrenzt und überall im Rufe ganz besonderer Wildheit steht.

Der erste Reis wurde uns angeboten, sowie einige Orangen und Früchte des Melonenbaumes. Ein Ochse, der so fett war, daß er sich nur schwer bewegen konnte, war ein Geschenk von Tibbu-Tibb an seinen Blutsbruder.

Tauben gab es wieder.

Man sieht hier doch einmal, wenn auch selten, einen kleinen Fortschritt, der durch die Araber herbeigeführt ward. Solche Ausnahmen aber stehen zu dem Schaden, den die Verwüster Afrika's anrichten, durchaus in keinem Verhältniß.

Am 19. kam Mona Kitenge-Kawamba, ein dicker Mann mit gutmüthigem Gesicht, und brachte uns drei Ziegen und drei Schweine.

Er erhielt ein Tischtuch, ein Taschentuch, zwei kleine Spiegel und ein wenig Pulver.

Wegen Krankheit vieler Leute, Rheumatismus, furchtbarer Geschwüre und Fußverletzungen, sowie starker, schon Morgens hereinbrechender Gewitter blieben wir hier bis zum 20.

Unser Reichthum besteht nur noch in 10 Stücken Zeug, 20 Pfund Kaurimuscheln und 5 Pfund Resten von verschiedenen Perlen. Wir können nur noch einmal Rationen vertheilen und sind dann auf die Araber angewiesen.

Weiter wandern wir nach Norden durch eine Graswildniß, in der man sich buchstäblich jeden Schritt erkämpfen muß, fortwährend festgehalten von den feinen, wie Angelhaken gebogenen Spitzen der Akazienbüsche. Fast unausgesetzt ist der Weg mit Wasser bedeckt, und wir marschiren heute 20 Minuten lang bis zu den Hüften und Schultern im Wasser, das langsam durch Schilf, Papyrus und Mariankagras nach Nordosten treibt. Es ist der angeschwollene Kango, der in den Lufubu mündet, und nicht, wie bei Cameron angegeben, in den Kasuku, der sehr viel weiter nördlich fließt.

Die Leute Mutschipula's (Tibbu-Tibb) begleiten uns und sichern überall guten Empfang. Sie halten mich für den zurückgekehrten Cameron, da ich zu ihrem Staunen die Verhältnisse in Nyangwe kenne.

Am 21. passirten wir die Grenze der Bena-Ngubo, und damit die der äußersten Bassonge, und betreten das Gebiet der Bena-Malela, die Wakusa sind und als solche zu dem großen Stamme der Wasongora zählen, wie wahrscheinlich auch die kurz vorher erwähnten Batetela.

Die Fächerpalme ist verdrängt durch die Oelpalme und Buschdickungen, und würde die wilde Ueppigkeit der Natur großen Genuß gewähren, wenn nicht gleichzeitig für uns der Marsch so qualvoll wäre! Bald verschwinden wir in Niederungen mit 12 Fuß hohen Gräsern, das Wasser wird immer tiefer, immer mehr versinkt der Reitstier. Kaum hält er noch die Nase über Wasser. Man springt herunter selbst bis an den Hals in's kalte, feuchte Element und führt das Thier. Dann steigt der Boden wieder an, und ein Dickicht von Palmen und Gebüsch nimmt uns auf. Weiter geht es in baumhohes Mariankagras, dessen daumendicke, geknickte, in den Weg starrende Halme schmerzhafte Stöße gegen

Rippen, Schienbein und in's Gesicht verabreichen, so daß das fortwährende Bücken und Schützen mit der Hand, Wegdrücken, Ziehen und Durchwinden sehr ermüdet. Manchmal rennt sich der Stier so fest, daß er wie gefesselt steht und mit dem Messer befreit werden muß von den zahllosen feinen, aber zähen Ranken, die sich an dem Mariankagras hoch windend wie zu einem dichten Netz verschlingen. Das reife Gras läßt bei der geringsten Berührung befiederte feine Samenstacheln regnen, die sich am Hals und an den Aermeln in's wollene Unterzeug hineinarbeiten und ein höchst peinliches Jucken und Stechen veranlassen. Dornenbüsche mit ihren Haken sind nur mit Verlust eines Fetzens Zeug oder mit schmerzhaften Hautrissen zu passiren. — Schon um 8 Uhr Morgens öffnen sich die Schleusen des Himmels, und bald ist der schmale Pfad in einen Gießbach verwandelt, in dem sich die müden Träger rutschend und gleitend vorwärts quälen. Kalte Windstöße machen die vom Regen Triefenden erzittern.

Endlich erreichen wir den kleinen Fluß Moari, auf dessen anderem Ufer Lussuna, unser heutiges Reiseziel, gelegen ist.

Bis an den Mund im Wasser watend, erreichte ich nur den Anfang der überschwemmten Brücke und bin gezwungen, mich an dem Lianengeländer vorwärts zu ziehen, da von der starken Strömung meine Füße vom Unterbau der Brücke, einem Baumstamme, fortgerissen werden. Unter diesen Verhältnissen geben wir die Passage auf und lagern uns diesseits.

Gegen Abend treffen die letzten Nachzügler ein, und lassen wir die Ermüdeten sich in rings verstreute Gehöfte, die von den Eingeborenen verlassen sind, einquartieren.

Abends spät kamen andere Leute Tibbu's von Lussuna, und wir nahmen einen derselben als Führer bis Nyangwe an. Der Mann war auf den Comoren geboren und von Zanzibar aus mit Arabern bis Nyangwe gekommen, von dort aus geflohen und hatte sich hier unter den Abgesandten des großen Arabers niedergelassen. Er hieß Hamadi und war ein verlogener Trunkenbold, uns aber, als Führer bis zu dem nächsten großen Ziel, willkommen.

Zu unserem größten Schrecken hören wir, daß Tibbu-Tibb zur Küste abgegangen, und daß kein großer Araber jetzt am Lualaba sei. Wo sollten wir nun Waaren erhalten?!

Am Tage des Geburtstages unseres allergnädigsten Kaisers gönnten wir unserer erschöpften Karawane einen Ruhetag. Hamadi

sorgte für frischen Palmwein, in dem wir die Gesundheit unseres greisen Heldenfürsten tranken, in dem Bewußtsein, daß wohl kaum ein Deutscher heute in größerer Abgeschiedenheit, in einsamerer Wildniß seines kaiserlichen Herrn gedenkt.

Die Häuser der Bena-Malela, die wir bewohnten, waren gegen Ueberschwemmungen durch einen Unterbau von Steinen oder Lehm gesichert, zierlich gebaut und wohlerhalten.

Ein neues Musikinstrument, unserem Holz- und Strohinstrument gleichend, lernten wir kennen.

Am 24. erst marschirten wir weiter und betraten ein etwas erhöht liegendes Plateau, das mit seiner üppig wuchernden Vegetation einem verwilderten, parkartigen Garten glich. Drei kleine, in dieser von Ueppigkeit strotzenden Flora begrabene Dörfchen, die weit aus einander lagen und von den flüchtigen Eingeborenen geräumt waren, gaben uns Unterkunft und auch Verpflegung, da unter dem Dache des Hauses die Speisekammer der unverhofften Einqartierung zur Verfügung stand, und die Leute nicht erschienen, um Bezahlung zu erhalten. Palmöl und Palmennüsse, Bananen, Mais und Tabak waren in großen Vorräthen vorhanden und befriedigten sehr unsere von den Strapazen der letzten Wochen etwas ermüdeten Begleiter.

Um Mitternacht wurden wir durch einen plötzlichen Lärm aufgeschreckt. Ein Leopard hatte ein in der offenen Thür schlafendes Weib eines Trägers bei der Hand gepackt und fortgezerrt. Das Geschrei des Weibes ermunterte die Träger, welche herbeisprangen und die Bestie zwangen, zu flüchten und ihre Beute mit zerfleischter Hand zurückzulassen. Am nächsten Morgen kam ein Eingeborener zu mir, dem von Leoparden die linke Wange aufgerissen war. Vor einigen Tagen war ein Weib von einem Tatzenhieb halb skalpirt, ein anderes am Tage beim Wasserholen zerrissen worden.

Wir blieben wegen Krankheit einiger Träger und wurden in der nächsten Nacht abermals gestört durch Geschrei und Schießen in der Richtung eines von unseren Leuten besetzten Dorfes. Am anderen Morgen holte man mich dorthin zu einem Träger, der im wahren Sinne des Wortes zerfleischt war. Der Mann war bei Dunkelheit aus seiner Hütte gegangen, um von einer in der Nähe stehenden Palme ein Gefäß mit Wein zu stehlen, als er ein Geräusch hinter sich vernahm, sich umdrehte und einen Leoparden

gewahrte, der ihn in demselben Augenblicke ansprang und niederwarf. Verzweifelt hatte sich der äußerst kräftige Mensch gewehrt, ohne einen Laut des Hilferufes auszustoßen, und das auf 5 m im Umkreise niedergedrückte Gras gab Zeugniß, daß das Ringen lange gedauert haben mußte, bis endlich einige Träger, von dem Aechzen des Mannes und dem wüthenden Gestöhn der Bestie angelockt, herbeikamen und mit einigen Schüssen letztere vertrieben. Drei Prankenhiebe hatten die Krallen in Rücken und Brust eindringen lassen, so daß hellrothes Lungenblut bei der geringsten Bewegung austrat und Luft mit Geräusch einzog. Ein Biß hatte den Vorderschädel bloßgelegt und ein Auge ausgerissen, und noch zwanzig geringere Wunden an Kopf, Hals, Armen und Brust, sowie Oberschenkel, in dem die Hinterfänge sich eingekrallt hatten, beschäftigten mich mehrere Stunden. Die gierige Bestie hatte, wie die wohlmarkirte Spur bewies, schon lange Zeit hinter der Hütte des Mannes lauernd gelegen, bevor derselbe herausgetreten war. Noch drei Tage widerstand die kräftige Natur des Mannes den Folgen der Zerfleischung, dann unterlag er.

Die Eingeborenen sagten uns, daß viele Leoparden schon seit einer Woche die Gegend in Schrecken setzten, daß Niemand mehr nach Dunkelheit aus den verrammelten Häusern ginge, bei Tage nur vier bis fünf Menschen zusammen ihren Geschäften obliegen könnten, und daß sie Nichts zu thun vermöchten, als Trommeln und Lärmen des Nachts, wenn die Bestien versuchten, „in die Häuser einzudringen".

Wenn wir nicht selbst Beweise von der unglaublichen Frechheit der Menschenjäger gehabt hätten, würden wir der Erzählung nicht Glauben geschenkt haben. Vielleicht verhinderte die Ueberschwemmung die Leoparden, dem Wilde nahe zu kommen, und der Hunger hatte sie gelehrt, im Menschen eine leichte Beute zu finden.

Wir mußten nun noch zwei Tage liegen bleiben. Ich hatte einer Palme mit nur 1,5 m hohem Stamm die mittleren Blätter ausgeschlagen, die entstandene Höhlung mit Gras vollgestopft und mir somit ein gutes Versteck geschaffen, um von hier zu versuchen, den Leoparden beizukommen. Am Abend begab ich mich mit zwei mit Rehposten geladenen Doppelflinten, Beil, Messer und Revolver in meinen Anstand. Die ringsum stehen gebliebenen Palmenblätter verbargen mich nach allen Seiten. Ein kleines, von der Mutter

abgenommenes Zickchen sollte durch sein Rufen die Räuber locken. Zwei Nächte saß ich, bis gegen Morgen der Mond verschwand. In beiden konnte ich genau dem Zuge der Leoparden folgen, an dem bald hier, bald da, bald näher, bald entfernter klingenden Trommeln und Geschrei der Bewohner der ringsum liegenden kleinen Dörfer. Trotzdem ich immer wieder meine Lockziege durch Ziehen an einer ihr an ein Bein gebundenen Schnur zum Rufen brachte, blieb Alles still, und mußte ich mich jedesmal ohne Erfolg mit eingetretener Dunkelheit nach dem entfernten Lagerdorf begeben, was mit der nachgeschleppten Ziege in dieser dichten Vegetation, wo man nicht zwei Schritte seitwärts sehen konnte, jeden Augenblick von Leoparden bedroht, ein höchst peinlicher Rückzug war.

Am 27. brachen wir auf, lagerten auf einem von großen Bäumen beschatteten Marktplatze und am nächsten Tage bei dem kleinen, schmutzigen Dörfchen der Bena-Malale, in einer sumpfigen Niederung, der wahren Heimath der Moskitos.

Erst seit dem Lomani hatten wir diese Plage so recht kennen gelernt, denn auf dem Hochplateau im Westen mit seinem schnell fließenden Wasser gibt es nur sehr wenig Mücken. Aber hier in diesen Sümpfen, Ueberschwemmungen und Grasdickichten hatten wir genügend Gelegenheit, darüber klar zu werden, daß ein Moskitonetz selbst bei der einfachsten Ausrüstung eines Reisenden nicht fehlen darf. Schlaflosigkeit und kleine Fieber sind oft die Folgen von Moskitostichen.

Zwischen den lieblichen Thälern des Moari und Lufubu weiter nach Norden wandernd, erreichten wir das Dorf Goi-Kapopa. Der Häuptling, hieß es, sei abwesend, um die Brücke über den Moari für uns herzustellen. Natürlich war am anderen Tage Nichts geschehen, und lagerten wir, bis zum 1. April an der Herstellung der Brücke arbeitend, in dem furchtbaren Moskitonest.

Am 2. war das Wasser ein wenig gefallen, und passirten wir nunmehr den Fluß an einer Fähre, wo das Wasser uns bis zum Mund reichte, so daß Weiber und Kinder getragen werden mußten, stießen aber jenseits auf eine weite Ueberschwemmungslagune, so daß wir zwischen den beiden Wassern Lager machen mußten.

Bald machten wir die Entdeckung, daß wir auf einer Insel lagen, zu der die einzigste Annäherung auf der von uns betretenen Furt möglich war. Hätten wir doch jetzt, wenn auch nur ein

kleines Gummiboot gehabt! Neun Tage sollte uns das Ueberwinden dieser Wasserhindernisse kosten!

Wir sandten zunächst Patrouillen aus nach allen Richtungen, um einen Weg, eine Furt oder günstigen Platz zum Ueberbrücken aufzusuchen. Alle kehrten Abends heim mit der Meldung, daß vor uns überall mindestens 400 Schritte breit tiefes Wasser wäre und auch rückwärts dasselbe wieder steige, und beschlossen wir daher, morgen zum Bauen von Kanoes zu schreiten. In der dicht an das Lager grenzenden Ueberschwemmungslagune lag den ganzen Tag Alles jubelnd und spielend im Wasser, und auch ich trug zum Vergnügen bei, indem ich, einen aus dem Wasser ragenden Baum in seinen unteren Aesten als Thurm benutzend, Kopfsprünge machte und sonstige den Negern unbekannte Kurzweil trieb.

Am 4. kamen einige Leute angelaufen mit der Meldung, ein weißer Mann mit großem, schwarzem Barte käme uns aufzusuchen und sei schon dicht am Lager. Mit freudeklopfendem Herzen kramten wir unsere besten Kleider heraus, um uns etwas menschlicher zu machen, denn wir glaubten, Weiße hätten in Nyangwe von unserer Annäherung gehört und kämen jetzt, uns einzuholen. Da aber erschien die Visitenkarte des Erwarteten, eine lange Sklavenkette, die in ihren massiven Halsringen 15 Weiber und 5 Männer von jenseits des Lomani einer dunklen Zukunft entgegenführte, und bald darauf der Beglücker Afrika's, der „Araber" selbst.

Ein schlanker, sehniger Mann von hellgelber Färbung und mit mächtigem, schwarzem Vollbarte, mit nur einem Auge, das scharf und verschlagen aus der tiefen Höhle neben einer großen Adlernase hervorblitzte, gab er uns, ohne Erstaunen zu zeigen über diese wunderliche Begegnung, die Hand zum Gruße und ging sofort durch's Lager nach einer 100 m entfernten Blöße, wo er sein Zelt aufzuschlagen befahl. Trotz eines langen Marsches suchte er, ohne sich auszuruhen, nach einer möglichen Passage und ließ uns später sagen, er wolle sich mit uns zum Bau von Kanoes vereinigen. Bei seinem unheimlichen Aeußeren schien er ein ernster und energischer Mensch zu sein.

Am Morgen des 4. ging Sahorro, so hieß unser neuer Nachbar, mit seinen Leuten und unsern Trägern, Kalamba mit den Baschilange aus, um je einen Baum auszusuchen und zu fällen, während Andere zurückgingen, um Lebensmittel aufzukaufen,

denn unsere Vorräthe waren schon erschöpft. Bereits gegen Mittag fand ich, weit schallenden Schlägen der kleinen Beile folgend, den Kalamba vor einem geworfenen Baum. Mit ermunterndem „Moio Lualaba" fielen in rastlosem Eifer und mit schneller Ablösung die Hiebe der kleinen Instrumente auf den der Arbeit scheinbar spottenden Stamm. Der alte Hüne Mukenge selbst schwang wie ein Jüngling das Beil, und Spahn auf Spahn des Holzes flog davon. Sahorro hatte viel unpraktischer einen krummen und sehr harten Baum gefällt. Bei ihm wurde ohne ermunternden Zuruf, aber unter dem scharf wachenden Auge doch unablässig gearbeitet. Mir schienen die Hiebe unserer Riambasöhne markiger, weil aus eigener Lust.

Seit drei Tagen regnete es unablässig, bald in Strömen, bald in lang anhaltendem, feinem Sprühen; Alles war durchnäßt, das Lager glich einem Sumpf, die Hütten trieften, kalte Winde jagten über die Halme und Bäume, und bleigrau hingen, sich nie einem Durchblick der Sonne öffnend, die Wolken nieder. Im dichten Gras gefangen, über uns die krüppelhaften Bäume der Savanne, unter uns Pfützen und Lachen, sitzen wir in unseren modernden Hütten und grübeln über die nächste Zukunft. Werden wir Waaren erhalten in Nyangwe, oder werde ich mich als Bettler bis zum Tanganjika durchschlagen müssen, und Pogge, um Lebensmittel kämpfend, mit unseren vertrauensvollen Bena-Riamba nach Lubuku, dem weit entfernten Land der Freundschaft, heimkehren müssen?

Nässe und Kälte, Aussicht auf Zeitverlust und der leere Magen, der seit zwei Tagen nur mit einigen süßen Kartoffeln beschwichtigt war, brachten uns in trübe Stimmung.

So dicht vor uns lag das lang ersehnte Ziel, und doch konnten wir uns, wie die Verhältnisse lagen, nicht recht darüber freuen.

Um unsere Stimmung noch mehr zu erhöhen, kam plötzlich außer Athem und mit an vielen Stellen abgeschundener Haut ein Träger, Joaquim Verde, im Lager an mit der Nachricht, alle zum Kauf von Lebensmitteln ausgesandten Leute seien massacrirt und gebunden, er habe noch gesehen, wie einer derselben mit dem Messer verwundet sei, die Uebrigen seien alle von den Eingeborenen umringt. Sein Gewehr habe versagt, und mit Speeren verfolgt, sei er geflohen, um uns Nachricht zu bringen. Er fügte hinzu, unsere Leute, die mit 6 Gewehren abgegangen waren, hätten im

Dorfe angefangen zu plündern und auf Hühner zu schießen, darauf sei die Katastrophe erfolgt.

Sahorro wollte, da es bald Nacht war, morgen hinübergehen, redete uns aber ab, mit Gewalt vorzugehen, da das Dorf Tibbu-Tibb gehöre. Abends um 9 Uhr erschienen unversehrt alle unsere Leute und gestanden, als wir sie in's Gebet nahmen, daß sie allerdings einige Hühner und einen Papagei genommen hätten, ohne zu bezahlen. Ein Mann Kalamba's hätte die Schnur eines Korbes gehalten, in dem Hühner waren, die er dem Besitzer nicht zurückgeben wollte. Dieser schnitt mit seinem Messer die Schnur durch und verwundete dabei den Muschilange. Natürlich war Alles dann zusammengelaufen, und mit unvermeidlichem Lärm hatte man über den Fall hin und her gezankt.

Dies hatte Joaquim von Weitem gesehen und war sofort mit seiner und einer seiner Obhut anvertrauten Frau geflohen, und zwar in so sinnloser Angst, daß er die beiden armen Weiber am anderen Ufer des Moari gelassen hatte, von wo dieselben bis jetzt noch nicht erschienen waren.

Der Feigling und die Hühnerdiebe erhielten ihre Strafe, und die gestohlenen Sachen wurden am nächsten Tage zurückgesandt.

Immer noch schloß der Himmel seine Schleusen nicht, Alles faulte; die Schlafdecken, Kleider, Wäsche, Alles war feucht, Alles rostete oder schimmelte.

Am Abend des 5. kehrten die zum Aufsuchen der Weiber ausgesandten Leute erfolglos zurück. Die Spur der Armen war verregnet, die Eingeborenen behaupteten, Nichts zu wissen von denselben, sie seien keine Kannibalen und würden auch Leute des Freundes der Araber nicht verbergen.

Wir waren seit einiger Zeit auf süße Kartoffeln und etwas angeschimmelten Thee gesetzt, bis uns Sahorro, der uns bei diesem Mahle traf, mit etwas Reis aushalf.

Endlich, nach zwei Tagen, kamen einige unserer Leute mit den vor Hunger und Frost bebenden zurückgelassenen Weibern, noch fast Kindern, im Lager an.

Der feige Träger hatte ihnen, am Flusse angelangt, versprochen, er wolle sie, nachdem er erst sein Gewehr hinübergebracht habe, abholen, da das Wasser für sie zu hoch war. Der Schurke kehrte vor Angst nicht zurück und ließ die Armen in ihrer Furcht vor den verfolgenden Eingeborenen am anderen Ufer. Um nicht

von Verfolgern, nach ihrer Meinung, aufgegriffen und verspeist zu werden, flohen sie seitwärts des Weges in das Dickicht und blieben zwei Tage und zwei Nächte ohne Nahrung bei fortwährend strömendem Regen, bis sie durch Zufall wieder die Fährstelle fanden und sich einigen passirenden Trägern, die sie an ihrer Sprache erkannten, anschlossen.

Inzwischen war die Arbeit an den Kanoes eifrig fortgesetzt, das von Kalamba gebaute, wie wir vorausgesetzt, bessere und größere 2 km weit durch Dickicht und Savanne nach dem Wasser geschleppt und unter dem Jubel der Bena-Riamba in's Wasser geschoben.

Seit dem 6. hatte der Regen aufgehört, und die Gluth der von 7 Uhr Morgens bis 5 Uhr Abends sengenden Sonnenstrahlen, von keinem Wölkchen aufgefangen, trocknete, ja dörrte bald unser zum Pfuhl gewordenes Lager.

In der Nacht des 8. brach Feuer aus, wurde aber, da es windstill war, auf 10 Hütten beschränkt.

Endlich war auch Sahorro's Kanoe fertig, fiel aber in Form und Tragfähigkeit sehr gegen das des Kalamba ab. Letzterer hatte unterdessen das Lagunengewirr vor uns sondirt und mit seinem praktischen Sinn bald die beste Passagestelle gefunden. Da das Kanoe des Arabers fast unbrauchbar war, wurde zwei Tage lang übergesetzt an einer 350 m breiten Stelle, und erst am 3. Tage war Alles am rechten Ufer.

Während der letzten Tage hatten wir eine höchst peinliche Hungercur durchgemacht. Wir versuchten dem Mangel durch ein Stück Wild abzuhelfen, konnten jedoch, weil das hohe trockene Gras zu sehr jede Bewegung verrieth und keine Uebersicht gestattete, nicht zu Schuß kommen. An Spuren von Elefanten und Wildschweinen fehlte es nicht. Das Warzenschwein muß, nach der Größe der Spur zu urtheilen, ganz kolossale Dimensionen annehmen.

Auch unsere Leute leben nur von gekochten Maiskörnern und Maniokblättern; dabei haben die Baschilange aber stets eine Beilage von Raupen, Ratten, Heuschrecken ꝛc., während unsere Träger, viel unbeholfener, über Hunger klagen und sich nicht so auszuhelfen wissen, wie jene.

Viel aufreibender für Pogge und mich als die schlechte Nahrung war die Moskitoqual. Abgesehen von den schmerzhaften

Stichen und dem ewigen Erwehren gegen die großen schwarzweißen Blutsauger wird die Nachtruhe ununterbrochen gestört durch Stöhnen, Klappen und Wettern der Leute.

Am Morgen des 12. kam das Kanoe zum letzten Male herüber, beladen mit dem dicken Kaschawalla, der einen solchen Abscheu vor dem Wasser hatte, daß er, zu einer Kugel zusammengekrochen, sich fest an die Wände des Kanoes klammerte. Durch seine ängstlichen Bewegungen brachte er es fertig, daß dicht am Lande das Fahrzeug umschlug. In seiner Todesangst ergriff er, da er nicht schwimmen konnte, noch eben einen Ast, der ihn so lange über Wasser hielt, bis er an's Land gezogen werden konnte. Er schilderte nachher höchst komisch seine Position, die ihm besonders peinlich war, da er stets fürchtete, von Krokodilen angeknabbert zu werden. Dieses Unglück war Fetisch, und es sollte bald herauskommen, wer das dem Armen angethan hatte.

So hatten wir denn vom 2. bis 11. April neun Tage gebraucht, um einen Wasserlauf zu passiren, der in der trockenen Zeit zu durchwaten ist, jetzt aber einem treibenden See glich.

Weiter ging es nun nach Norden den Lufubu entlang. Schon um 10 Uhr machten wir abermals Halt vor einer Ueberschwemmung, passirten aber diese mit zwei vorgefundenen Kanoes und lagerten im Gebiete der Bena-Samba, die dem Araber Abed-bin-Salim tributpflichtig sind und bedeutenden Handel mit Salz treiben. Auch sie gehören zu den Wakusu, also Wasongora oder Bassonga. Die Wakusu sind hier so verschieden von Gesichtsbildung, daß ich annahm, sie seien sehr mit Sklaven und mit früher beim Annähern der Araber von Manyema über den Lualaba geflüchteten Stämmen vermischt.

Tausend verschiedene Haarfrisuren, meist mit Ruß und Oel in ihren absurden Formen erhalten, schmücken die Männer; die Weiber sind in kleinen, strahlenförmig angeordneten Strichen, die in aufgelaufenen, blasenartigen Narben bestehen, auf dem Bauch und in der Verlängerung des Rückens tätowirt.

Die Häuser haben dieselbe Bauart wie die der Bassonge, sind aber viel flacher und breiter. Die Thür ist manneshoch. Oben im Hause befindet sich ein Boden zur Aufbewahrung von Mais und Maniok; der Bettraum ist besonders abgetheilt, das Bett ist 0,7 m hoch und hat einen überstehenden Rand. Die Wände sind mit Strohmatten bekleidet.

Nur 6 bis 10 Häuser bilden ein kleines, in der üppigen Vegetation meist versteckt liegendes Dörfchen.

Sehr zierlich und gut in der Gewichtsvertheilung sind die Wurfspeere, deren jeder Mann zwei bis drei trägt. Die Sehne des Bogens besteht nicht mehr in Rohrschale, sondern von jetzt an bis zur Ostküste in gedrehter Haut oder Thiersehne; die Schilde sind von Palmenrippen angefertigt.

In gelbes Mabelezeug gekleidet, treibt man Luxus mit der Länge und dem dichteren Faltenwurf des Hüftentuches. Die Weiber tragen Körbe mit breiten Bändern über den Schultern.

Mais, Hirse und Erdnüsse werden besonders cultivirt, Maniok wenig.

Besondere Industrie besteht in Töpferei, deren Ergebniß, wie auch das Salz, was hier gewonnen wird, auf dem Markt in Nyangwe ausgeboten wird.

Das Salz wird aus den Quellen der meisten Bäche in Samba gewonnen. Unter der Quelle wird der Boden zu einer Mulde ausgehöhlt und das Wasser einfach in großen Töpfen eingekocht. Das zurückbleibende Salz ist feinkörnig, fast schwarz, und hat einen wenig salpetrigen Geschmack.

Unsere Bena-Riamba machten sich sofort als praktische Leute an die Arbeit, um sich für lange Zeit mit Salzvorrath auszustatten, was ihnen auch von den Eingeborenen nicht verwehrt wurde. Gewerbefreiheit!

Das Plateau von Samba bietet landschaftlich große Abwechslung. Bald zwängt dichtes üppiges Gebüsch, über das vereinzelte mächtige Bäume ragen, den Weg ein, dann treten kleine Urwalddschungeln auf, oder Grasplätze und Palmenhaine.

Viele kleine Dorfschaften liegen malerisch umher. Der Boden scheint vorzüglich zu sein, Tabak und Kaffee, dessen Cultur hier von den Arabern eingeführt ist, gedeihen wunderbar. Beides ist von gutem Geschmack.

Das weiter nördlich gelegene Ukussu, sagt man, sei noch viel reicher; es liefere den Arabern den besten Kaffee; der Maniok werde dort so stark wie ein Menschenschenkel, die Erdnüsse groß wie ein Daumen.

In einem Dorf, dessen Häuser um eine weite Blöße inmitten mächtigen Urwaldes liegen, lagern wir. Sahorro warnt unsere

Leute, weit vom Lager wegzugehen, denn flüchtige Sklaven trieben sich oft raubend hier umher.

Am Abend traf ich alle Häupter unserer Karawane im Kreise um drei Baschilange sitzen und denselben fortwährend frischen Hanf in die dampfenden Pfeifen stopfen. Einer der Drei war schon stark narkotisirt und taumelte hin und her. Es waren die Leute, die im Verdachte standen, Kaschawalla fetischirt zu haben, daß er bei der Passage des Moari ertrinken sollte, und die Armen mußten jetzt so lange rauchen, bis der Missethäter, der sicher unter ihnen war, Geständniß ablegen würde. Kaschawalla selbst sah mit großer Spannung der Entscheidung entgegen, bis wir der Sitzung ein sehr schnelles Ende machten und Kaschawalla heftig schalten, daß er, der schreiben und lesen könne, Christ sei und als Gebildeter behandelt sein wolle, an solche lächerliche Sachen glaube. Er ging davon, dem Befehle gehorchend, aber sicher nicht von seinem Unrecht überzeugt, und ich glaube, daß später doch noch der Fetischero ausgefunden worden ist.

Gibt es doch in Angola noch manchen Portugiesen, der sich der Entscheidung des Diviniares unterzieht. Ja, ich kenne einen Beamten in einer Colonie, der zwei Streitenden den manches Mal tödtlichen Bambu-Trank als Gottesgericht außerhalb der Grenzen seines Bezirkes einzunehmen räth.

Zu später Stunde erschienen zwei Gesandtschaften von Nyangwe. Die eine kam von Schech Abed-bin-Salim, die andere von Djumma-Merikani, deren jede uns auffordern sollte, bei ihrem Herrn einzukehren. Man riß sich um uns, man wußte nicht, daß wir fast als Bettler kamen und nicht, wie frühere Reisende, mit gewaltigen Mitteln.

Am 15. brachen wir in gehobener Stimmung auf, heute sollten wir den Lualaba (Kongo), das Ziel unserer Reise, erreichen, und in lebhaftem Tempo ging es vorwärts. Wir ließen hakigen Dornbüschen ihren Tribut, die Lianen waren uns kein Hinderniß; so erreichten wir denn den Rand des Plateaus und — da endlich lag er vor uns, im weiten flachen Thal, der mächtige Strom, die künftige Lebensader des noch dunkelen Welttheiles, der zweitmächtigste Strom der Welt, und drüben ein langgestreckter, saftig grüner Bananenwald, aus dem hier und da die gelben Häuser sich abhoben, Nyangwe, die große Stadt mit wenigen Arabern und Tausenden von Sklaven.

Mit einem weitschallenden „Moio“ benachrichtigte ich die Nächsten auf dem Wege hinter mir, und weiter pflanzte sich ein nicht enden wollender Jubel, denn Jeder wußte, was der Ruf bedeute.

Nun ging's hinab in's Thal durch wechselnde Ueberschwemmungslagunen und sanfte Erdwellen, oft bis an die Brust im Wasser, über schlüpfrigen Lehm, durch mächtig dichtes Gras, doch immer vorwärts.

Strömender Regen entzog uns die ersehnte Aussicht, und durchnäßt und erschöpft, aber doch froh und zufrieden suchten wir uns in den Hütten der Wagenya, der Fischer und Fährleute des großen Stromes, Unterkunft.

Die elenden, von Rauch schwarz gefärbten, liederlichen Hütten waren voll gestopft mit Fischkörben, Rudern, Thongefäßen und allerlei Geräth. Mächtige, 1,75 m hohe und 0,8 m breite, thürähnliche Schilde standen an den Wänden. Der Geruch faulender Fische herrschte überall, und die Schweine waren kaum aus den Hütten, die sie sonst mit den Eingeborenen theilen, fernzuhalten. Schaaren blutdürstiger Moskitos ließen uns nicht zur Ruhe kommen.

In einer Lagune, die mit dem Strome in Verbindung steht, lagen mehrere 16 bis 18 m lange, 0,75 bis 1,3 m breite und bis 0,7 m tiefe Kanoes, die von den kräftigen Armen der Wagenya mit berühmter Geschicklichkeit stehend geführt werden.

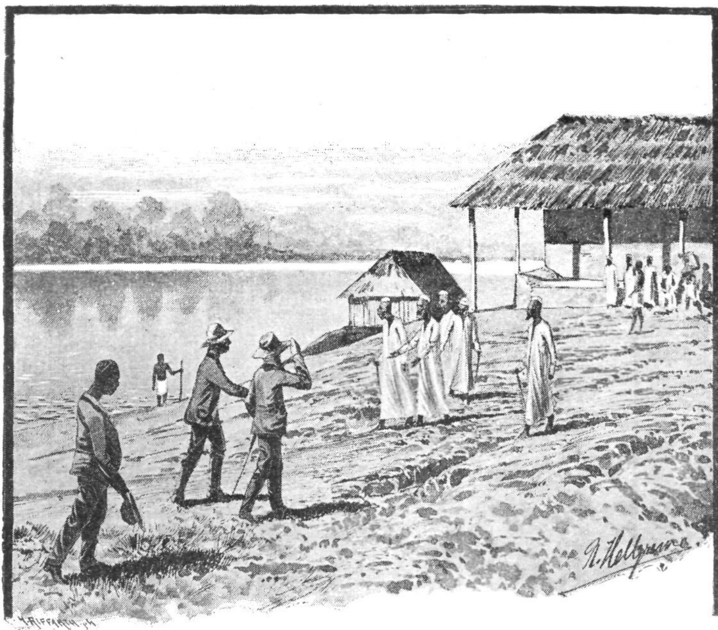
Ein 15 m langer, flacher Korb mit hochgebogenen Rändern, der versenkt und, nachdem sich das Wasser über ihm beruhigt hat, aufgezogen wird, ist das am meisten angewendete Fischergeräth am Lualaba und zeugt von dem bedeutenden Fischreichthum desselben.

Schon fast in der Nacht kamen Salaams (Grüße) von Abed-bin-Salim; er sandte uns süße Milch, zwei riesige Töpfe voll gekochten Reises, einen eben solchen mit in Fett gekochtem Fleisch, einen Korb mit Orangen, Guayaven, Ananas, Mango und Melonen, sowie eine große Schale mit Eiern, so daß wir uns vor diesen Delicatessen wie Schlemmer vorkamen und uns besonders an den lang entbehrten Früchten labten.

Unser Bekannter, Sahorro-bin-Zefu, erschien am anderen Morgen, um uns abzuholen. In einem mächtigen Kanoe von schönem, hartem, rothem Holz, das aus dem Mitamba, einem stromabwärts liegenden Urwald, kommt, stießen wir ab. Ueber

100 m ging es durch Schilfdickichte, in welchen 4 m breite Kanäle eingeschnitten waren. Da plötzlich rief mich Pogge, welcher vor mir im Kanoe saß; ich blickte auf, und vor mir lag 1200 m breit die imposante Wasserfläche des schon hier in seinem Oberlauf mächtigen Stromes. Nach Norden vereinigte sich der in der Sonne gleißende Wasserspiegel mit dem blendenden graublauen Himmelsgewölbe. Dorthin war der glückliche Entdecker dieses letzten mächtigen, noch bis vor Kurzem unbekannten Stromes gegangen.

Ein solches Wasser konnte sich nicht verlieren in Sümpfen oder Wüsten, es mußte das Meer finden. Dies hatte sich wohl jeder der drei Europäer, die vor uns den Strom sahen, Livingstone, Cameron und Stanley, sagen müssen, und ich verstehe wohl, daß der Erstere nur mit dem Tode das Ziel, welches der Letztere der Drei erreichen sollte, aufgab. Es war wohl ein Ziel, das des Einsetzens des Lebens, aller Geisteskräfte, jedes Nerves werth war, denn der Lohn ist Unsterblichkeit!



Empfang bei Abed-bin-Salim.

Neuntes Kapitel.

In Nyangwe.

Als Pogge und ich das rechte Ufer des Lualaba, das Land Manyema, am Landungsplatze von Nyangwe betraten, geleiteten uns von Abed gesandte Leute zu einem großen Lehmhaus mit breiter offener Veranda (Barsa) und zwei hellen und sechs dunkelen kleinen Zimmern.

Nachdem in den mächtigen Kanoes sehr bald die ganze Expedition gelandet und unseren Leuten einige 20 kleine Häuser angewiesen waren, begaben wir uns mit Kaschawalla zum Besuche unseres Gastfreundes. Als wir uns auf 40 m dem Hause des Arabers genähert hatten, erhob sich dieser und kam uns mit sechs anderen Arabern und Bastarden, Alle in feinen weißen Hemden und weißen gestickten Käppchen, entgegen.

Schech Abed-bin-Salim ist ein schlanker, mittelgroßer, schöner Mann von ca. 70 Jahren, mit weißem Vollbart, gelblich-weißer Hautfarbe, scharfem und kühn geschnittenem Gesicht, elastischem Gange und würdigem Benehmen. Die schwarz gemalten Augenbrauen und unteren Augenlider beweisen, daß der Patriarch trotz seines Alters eitel auf sein Aeußeres ist. Wir schütteln uns die Hand, und er ladet uns ein, auf der mit bunt gewirkten Strohmatten und weichen Rückenkissen belegten Barsa Platz zu nehmen.

Mit Spannung folgt man unserer durch Kaschawalla in Bassongesprache, die einige Begleiter des Arabers verstehen, übersetzten Beschreibung unserer Reise. Abed erwähnt die drei anderen Reisenden, die er schon in Nyangwe sah, und spricht sein tiefes Bedauern über Livingstone's Tod aus. Er habe diesen „sehr guten" Mann gekannt und sehr geschätzt; auch Cameron sei ihm ein guter Freund gewesen.



Schech Abed-bin-Salim.

Als wir aufbrachen, begleitete er uns mit seinem Gefolge bis zu unserem Hause und verabschiedete sich. Bald darauf erschienen große Körbe mit Reis und ein Schlachtochse.

Ein hünenhafter, etwas roher jovialer Lebemann, Said Mesrui, der in Tibbu-Tibb's Stadt Kassongo wohnt, machte uns Besuch und bettelte sofort mit großer Vertraulichkeit um Patronen für sein Gewehr.

Noch an demselben Tage besuchte ich den zweiten Großen in Nyangwe, den berüchtigten, kriegerischen Mtaga-Moio, oder, wie er von den Arabern genannt wird, Muini Muharra.

Muini ist ein Titel, den man reicheren Suahelileuten gibt.

Muharra ist der Vormund und Verwalter der Söhne des verstorbenen reichen Muini-Dugumbi.

Ich wurde überall gut empfangen und, wie üblich, mit Kaffee, Süßigkeiten und Früchten bewirthet.

Als Abends Abed seinen Gegenbesuch machte, legten wir ihm unsere Lage vor und fragten ihn, ob er uns Credit geben wolle, da ich von hier nach Osten gehen würde und in Zanzibar

den Credit ausgleichen könne. Zuerst schien der Alte etwas erstaunt und fragte, ob wir denn nicht Gold bei uns hätten; dann aber sagte er zu, nur müßten wir die Ankunft seines von Udjiji mit Waaren zurückkehrenden Sohnes abwarten, da er jetzt gar nichts habe.

Damit war uns ein Stein vom Herzen, und wir versicherten ihm, daß wir uns gern erkenntlich zeigen würden, er möchte mir nur seine Wünsche mittheilen, die ich in Zanzibar, wenn irgend möglich, erfüllen würde.

„Das könnten wir Alles später verhandeln; was aber die Geschenke anbeträfe," meinte er in rührender Bescheidenheit, „so möchten wir uns nur nicht geniren, wir hätten viele schöne Sachen, und für ihn habe Alles Werth. Auch wir möchten ihn unsere Wünsche wissen lassen, er würde uns Alles, was er könne, gern besorgen," und das war wirklich keine hohle Phrase; er hielt das Versprechen bis zum letzten Augenblick.

„Was meine Reise zum Tanganjika anlange, so könne ich mich ganz bequem anderen Arabern anschließen, denn in Manyema seien böse Eingeborene, man könne nur in großen Karawanen reisen."

So waren wir denn unserer ernstesten Besorgniß enthoben und sahen froh in die Zukunft. Pogge wollte die Ankunft der Waaren von Udjiji abwarten und dann mit der ausgeruhten Karawane mit frischen Kräften und neuen Waaren nach Lubuku zurückkehren und eventuell dort auf Ablösung, die von der Afrikanischen Gesellschaft uns versprochen war, warten; ich wollte mit Hilfe der Araber die Ostküste zu erreichen suchen, um nicht den schon aufgenommenen Weg noch einmal zu machen.

Nyangwe liegt fast genau im Mittelpunkte des Continentes von West nach Ost und ist immer noch die westlichste größere Niederlassung der Araber.

Abed-bin-Salim gründete vor 22 Jahren diesen Ort, dann kam Dugumbi und später Djumma-bin-Salim, während Tibbu-Tibb und andere Araber in seinem Gefolge sich in dem südlicheren Kassongo niederließen.

Die Stadt zerfällt in drei Theile; der nördliche, in dem Muharra commandirt, ist nur von dem mittleren des Abed-bin-Salim

durch eine sumpfige Niederung getrennt, und 6 km oberhalb wohnt Djumma-bin-Salim.

Jeder dieser Flecken besteht aus den Häusern der Araber, ihrer Verwandten und Clienten, sowie der Küstenhändler, die sich ihnen angeschlossen haben, und den Sklavenhütten. Die Häuser sind meist in Lehm aufgeführt, mit Gras gedeckt, und haben eine Veranda. Sie sind mit Gärten und Bananendickichten umgeben und liegen in regelloser Unordnung, aber immer die der Abhängigen und Sklaven um die Häuser ihrer Herren.

Es wird nur Reis in Feldern gebaut und in Gärten cultivirt. Alle übrigen Bedürfnisse werden von weit her auf den großen, abwechselnd in jedem der drei Stadttheile tagenden Märkten ausgeboten.

Die gangbare Münze besteht in 0,5 qm messenden Palmenzeugstücken, die Mariba heißen.

Auf den Märkten ist Alles zu haben, was überhaupt in Afrika einen Werth repräsentirt: Sklaven, Vieh, Stoffe, Töpferarbeit, Brennholz, Lebensmittel aller Art, Waffen Geräthschaften, Schmuckgegenstände u. s. w. Sämmtliche Verkäufer haben, bevor sie ihren Platz einnehmen, einen Marktzoll an die Wächter der drei großen Herren zu entrichten, der im Werthe zwischen 1/6 und 1/10 der ausgestellten Waaren schwankt.

Wie auch bei den großen Märkten unter den Eingeborenen, ist der Marktplatz durch strenge Neutralität gesichert. Streitigkeiten und Gebrauch der Waffe wird streng geahndet. Diese Markttage sind meist auch Besuchstage der Araber, und werden dann Geschäfte und Streitfragen, welche letzteren recht häufig sind. erledigt.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Araber, wohin sie auch kommen, eine gewisse culturelle Verbesserung vornehmen, die aber rein egoistisch und so rücksichtslos betrieben wird, daß sie, wenn auch energisch zum eigenen Vortheil durchgeführt, doch zu keinem Segen für die Eingeborenen wird. Von allen Verbesserungen, die hier in Nyangwe auffallen, ist so gut wie Nichts auf die umwohnenden Stämme der Eingeborenen übergegangen, was bei der langen Zeit des Bestehens dieser Niederlassung auffällt, zum Theil auch allerdings der Indifferenz des Negers zuzuschreiben ist.

Zwei verschiedene Rindviehrassen sind vertreten; die eine mit mächtigen Hörnern kommt vom Norden des Tanganjika-Sees und scheint der vom Nordosten von den Nilländern vorgedrungenen Rasse anzugehören; die andere kleinere, mit größeren Höckern und schwächerer Hornbildung, kommt von Uniamwesi, wohl vom Südosten, und von Arabien über Zanzibar.

Die Ziegen werden sorgfältig gezüchtet und durch Legen der Böcke außerordentlich große, fette Thiere erzielt.

Das Schaf haben die Araber mit dem von den Somaliländern eingeführten Fettschwanzschaf gekreuzt.

Schweine werden nicht gehalten, obgleich sie drüben bei den verachteten Wagenya gezüchtet werden; ebenso sieht man wenig, weil auch unreine Hunde.

Esel sind eingeführt, und zwar hat die Kreuzung vom Maskatesel aus Arabien und dem eingeborenen von Ostafrika ein außerordentlich schönes Thier ergeben.

Kaninchen sind ebenfalls eingeführt.

Die Hühnerrasse ist durch asiatische und europäische Arten verbessert.

Der Hauptfeldbau erstreckt sich auf den Reis. Die Gärten liefern Zwiebeln, Knoblauch, Kümmel, Tomaten, große Bohnen, Kohl, Gurken und Kürbisse. Der Erbsenbaum ist überall; Melonenbäume, Guayaven, Mango, Orangen, Limonen, Ananas, Anona, Granatäpfel, Bananen und Platanen gedeihen wundervoll.

Da der Kaffee dicht bei Nyangwe nicht sehr gut ist, wird er in Ukussu gezogen. Abed erzählte mir einmal, daß die Wakussu, als er hierher gekommen sei, den Kaffee schon gekannt hätten. Vor vielen Jahren, sagten sie, hätte ein alter weißer Mann, der vom Westen aus gekommen sei, den Gebrauch des Kaffees, der in den Urwäldern von Ukussu wächst (von unseren Trägern zwischen Sankurru und Lomani uns auch oft gebracht war), ihnen gezeigt.

Den besten Tabak lassen die Araber etwas südlich der Ansiedlung Djumma's bauen. Keiner der hiesigen Araber raucht, alle kauen den Tabak, mit etwas Kreide, Betelnuß und einem Blatt verbunden.

Seife wird aus Palmöl, Hammeltalg und der Asche von Bananenblättern hergestellt.

Branntwein, der heimlich von vielen Arabern, Bastarden und Küstennegern getrunken wird, bereitet man aus Bananen, Zuckerrohr, Palmwein und Hirsebier.

Einige kleine Industriezweige, die von den Arabern eingeführt sind, bestehen im Herstellen sehr schöner, bunter, geflochtener Matten von 4 bis 5 m Länge und 2 m Breite, als Teppiche verwandt, von Messern mit Elfenbeingriffen und Reparaturen an Gewehren. Alles Uebrige, als Zeuge, Gewehre, Pulver, Papier und schön gearbeitete Waffen, kommt aus Zanzibar.

Von allen Seiten kommen Geschenke, so daß unser Haus einem Victualienladen glich. Ziegen, Schafe, Fische, Früchte, Reis, Reismehl, Honig, Gemüse, süßes Gebäck, Eier und Kaffee schleppte man herbei. Der Genuß des lange entwöhnten Kaffees zog uns Beiden ein kleines Fieber zu.

Am 17. waren wir von unserem alten Gastfreunde zu Tisch geladen. Wir trafen ihn noch beim Gebet, das er erst beendete und uns dann einlud, Platz zu nehmen, um ein vorzügliches Gericht von Reis mit Tauben und dicker Milch, dem süßes Gebäck und Kaffee folgte, einzunehmen.

Wir hatten ihm einige Kleinigkeiten mitgebracht, die sehr seinen Wunsch nach mehr erregten, ein Taschenmesser, ein Bild von Said-Bargasch, aus Stanley's Werk geschnitten, ein Brennglas, einige Ohrringe und Glaskreuzchen für seine Weiber, deren er bald acht herbeirief und sie uns einzeln mit Benennung der Abkunft und des Preises, wie der Pascha in „Fatinitza", vorstellte. Es waren alles Frauen zwischen 30 und 15 Jahren, meist sehr hübsch. Die ältere derselben hatte ihren Herrn mit drei Söhnen beschenkt, deren erster, 16 Jahre alt und ganz schwarz, jetzt auf dem Wege von Udjiji hierher war; der zweite war völlig weiß, 8 Jahre alt und ein schönes Kind, Salim, nach seinem Großvater benannt, der ganze Stolz des Alten; der dritte Sohn war erst 2 Jahre alt und wieder ganz schwarz.

Der Schech ließ uns dann seinen Reichthum bewundern; 263 Elefantenzähne lagerten aufgestapelt zur Augenweide ihres Besitzers, der nur ab und zu einige nach Udjiji schickte, um die nothwendigsten Einkäufe zu machen, nie aber nach der Küste, denn er ist bei den Indiern in Zanzibar derart verschuldet durch das Anwachsen der Wucherzinsen, die er seit 24 Jahren hat anstehen

lassen, daß er mit dem ansehnlichen Vermögen, das das Elfenbein hier repräsentirt, dieselben kaum bezahlen könnte[1]).

Nachdem Abed uns noch um etwas Seife, Bleistifte, Papier, Patronenhülsen und Medicin aller Art gebeten hatte, verließen wir ihn unter gegenseitigen Versicherungen großer Freundschaft und dem Bewußtsein, daß wir nicht viel Entbehrliches von hier fortnehmen würden.

Mukenge hatte der alte Schech schon die von mir dem Versprechen gemäß erhaltene Doppelflinte für ein Kuhkalb abgeschwindelt, das bald darauf auf dem Rückmarsche starb.

Am 19. gingen Pogge und ich in einem 24 m langen Prachtkanoe aus dunkelrothem Holz den Strom hinauf, um Djumma-bin-Salim, hier Famba genannt, oder Djumma-Merikani, den Gastfreund Cameron's während vieler Monate, zu besuchen.

Ein mittelgroßer, corpulenter Mann mit graumelirtem Vollbart, der Farbe eines Mulatten und hervorstehenden Augen, machte er den Eindruck eines gutmüthigen Lebemannes. Er hatte seit vier Jahren seinen früher weit südlich gelegenen Sitz bei dem großen Mulubahäuptlinge Kassongo verlassen, war am linken Ufer des Lomani nach Norden gegangen bis zum Lupungu, den wir vor sechs Wochen kennen lernten, und war von da nach Nyangwe gekommen.

Auf der letzten Reise hatte er sich eine schwere Gicht geholt; Arm- und Beingelenke, Füße und Hände waren angeschwollen und schmerzten ihn fortwährend. Man sagte, er halte sich, um die Schmerzen zu betäuben, stets im Zustande einer halben Alkoholvergiftung und fabricire einen vorzüglichen Branntwein zu diesem Zwecke selbst. Wir erhielten bald Proben von seiner Kunstfertigkeit als Brenner.

Er ist der einzige Araber, der im Innern Afrika's mit Karawanen, die von der Westküste kommen, meist von Bihé, in Berührung gekommen ist, und bekräftigte unsere Annahme, daß südlich des Lundareiches viele Handelsstraßen vom Osten und vom Westen sich begegnen.

Famba zeigte uns ein Führungsattest, das ihm Lieutenant Cameron, von dem er mit großer Wärme sprach, wie alle Araber

[1]) Zwei Jahre später wurde er von Tibbu-Tibb auf Befehl des Sultans Said-Bargasch gezwungen, zur Küste zu gehen, und starb, nachdem er seine Schuld nach Möglichkeit abgetragen, fast völlig verarmt.

und Häuptlinge, die sich dieses englischen Kameraden erinnerten, gegeben, und in dem ihm derselbe sagt, daß er seinen Gastfreund als einen „joly good fellow“ jedem Europäer empfehlen könne.

Die Niederlassung Famba's war reinlich und geschmackvoll, die Gärten gut gehalten, das Gras geschnitten und die Wege mit Sand bestreut; die Kaffeebäume waren mit Früchten bedeckt.

Er belud unser Kanoe mit zwei fetten Ziegen und Früchten aller Art, und sausend ging's am Abend mit Stromes- und Wagenyakraft nach Hause.

Der alte Abed bedauerte, daß Famba sich dem Trunke ergeben hätte; er hielt ihn für reich an Elfenbein und sehr gelehrt, da er gut schreiben und lesen konnte, Gaben, die unserem alten Gastfreund zum Spötteln aller Araber versagt blieben.

Tiefmessungen, die ich bei Nyangwe im Lualaba anstellte, ergaben auf der Breite von 1200 m vom rechten nach dem linken Ufer in Abständen von je 200 m . . 8, 10, 11, 6, 8, und 5 m, und dann ein 200 m breites Ueberschwemmungsgebiet von 2 bis 3 m Tiefe. Der Durchschnittsstand also war 8,8 m, 3 m höher als Stanley's Messungen, der zur Zeit des tiefsten Wasserstandes hier war, während jetzt der Fluß fast seinen höchsten Stand erreicht hatte.

Schon am 20. fragte Mukenge an wegen Rückkehr; die Bena-Riamba sehnten sich nach ihrem Lubuku; hier, wo Alles theuer war und sie von den Leuten der Araber als „Waschensi“, d. h. Wilde, behandelt wurden, gefiel es ihnen nicht.

Ich versuchte einige der Westküstenneger für mich zu engagiren, und erklärte ihnen, daß ich sie von der Küste aus mit einem Dampfschiff nach ihrer Heimath senden würde, daß sie ohne Gefahr und Entbehrungen auf einem mächtigen Kanoe, das durch Feuer getrieben würde, schnell über das weite Meer Loanda erreichen würden. Manche sagten mir, daß sie gern mitgehen würden, wenn nur der unheimliche „Vapore“, Dampfer, nicht wäre.

Abends wurde in Nyangwe die Kriegstrommel gerührt; ein junger Araber, mit dem Speer in der Hand, zog an der Spitze einiger Bewaffneter mit der weiß-rothen Fahne, die in arabischen Lettern mit den Vermerken der blutigen Ereignisse, die unter ihr sich abgespielt hatten, schon fast ganz beschrieben war, durch die

Straßen. Morgen sollte ein „Strafzug“ gegen einige „Rebellen“ abgehen. Die Gleichgiltigkeit der Menge zeigte, daß derartige Ereignisse nicht zu den Seltenheiten gehören.

Unterdeß sind wir unausgesetzt von Arabern und Bastarden belagert, wir curiren auf Syphilis, Schwachhörigkeit, Kurzsichtigkeit, Asthma, Rheumatismus, Magenleiden, kurz auf alle möglichen, wirklichen und eingebildeten Uebel. Jeder Einzelne ist auf einmal schwer krank und klagt und bittet um „Daua“, Medicin; als aber die Herren auch mit Schaaren ihrer Sklaven ankamen, um von dem „Musungu“ Heilung zu erbitten, mußten wir unsere schon nahezu erschöpfte Apotheke zuklappen.

Auch Spieluhren, Uhren und Revolver wurden uns zur Reparatur gebracht, wir sollten sie lehren, gute Seife und Pulver zu machen u. s. w., kurz von früh bis spät versuchte man von der Kenntniß des Weißen zu profitiren.

Da bis zum 23. Abed's Sohn mit Waaren noch nicht eingetroffen war und Pogge und die Baschilange drängten, so sollte ich mit Abed nach Kassongo, Tibbu-Tibb's Niederlassung, fahren, um dort wenigstens das Nothwendigste für Pogge einzukaufen. In zwei Kanoes, deren eines Abed mit dreien seiner Weiber, das andere ich mit Humba, der schon jetzt begann in dem hier gesprochenen Kiswaheli zu dolmetschen, inne hatte, ging es gegen den Strom in südöstlicher Richtung den mächtigen Lualaba hinauf.

Wo die Höhenzüge an die Ufer treten, steht ein weicher, gelber Thonschiefer an, der Höhlen, Altäre und Treppen bildet. Quellen rieseln unter einem tiefgrünen Schleier von bis in's Wasser hängenden Schlinggewächsen nieder. Wo die Höhen zurücktreten, liegen weite Lagunen, mit Schilf bedeckt; Uferinseln mit dem unseren Weiden ähnelnden Gestrüpp des Mangelbaumes, das voller Webervögelnester ist, bilden schmale Kanäle. Papyrus und Mariankagras, Schilf und Binsen säumen die flachen Ufer.

Wir lagerten des Abends am rechten Ufer in Kawanga, einer Niederlassung, deren nördliche Hälfte zu Abed, die südliche zu Tibbu-Tibb gehört. Das linke Ufer zeigt ununterbrochen kleine Dörfchen der Wagenya, hinter denen die Höhen des Landes Samba ansteigen.

Am 25. verengte sich der Strom bis auf 800 m, die Ufer

und Inseln waren zum Theil mit Urwald geschmückt, aus dem hier und da die nackten Aeste eines sterbenden Waldriesen ragten, dicht besetzt mit Ibissen und Reihern. Der schöne weißköpfige Fischadler zeigte beim Aufsteigen seine glänzenden rothbraunen Schwingen und ließ seinen weitschallenden hellen Doppelschrei ertönen. Sporengänse zogen dicht über den Strom, und weiße Geier kreisten, auf Beute lauernd, hoch über dem regen Leben des tausenderlei Geschöpfe ernährenden Stromes.

Bei der Einmündung des Lambabaches ist unser Ziel erreicht; weiter südlich ziehen sich die Höhen von Lubunda an den Lualaba heran und setzen sich fort in den steilen Kuppen von Usura am rechten Ufer. Wo diese Barrière den Strom durchbricht, sollen drei Wasserfälle sein.

An der Lambamündung erwarteten uns zwei bunt aufgeschirrte weiße Esel aus Maskat; da es jedoch schon zu spät war, brachen wir erst nach einer wegen Moskitos fast schlaflosen Nacht am 26. auf und erreichten gegen Mittag die Stadt Kassongo.

Der Ort liegt an einem sanften Hange nach dem Kakongobach und gleicht einem Bananengarten, aus dem die Häuserchen anmuthig hervorschauen. Der Hintergrund wird von einer Gruppe wunderlich geformter Bergzüge gebildet. Die Häuser sind gut gebaut, zum Theil mit einem weißen Thon oder mit aus Lualaba-Muschelschalen gewonnenem Kalk gestrichen; statt einfacher Stämme tragen breite Lehmpfeiler oder selbst geschnitzte Holzsäulen die Verandadächer. Alle Fenster sind durch Holzgitter geschützt, und massive Thüren, mit Schnitzerei verziert und eisernen Schlössern versehen, ja mit Koransprüchen zierlich bemalt, bilden den Hauptstolz des Besitzers.

Eine lange Allee von Guayavabäumen führt von dem Stadttheil Tibbu-Tibb's über eine Brücke nach dem des Said-Mesrui und einiger anderer Araber.

Abed und ich machen zunächst Besuche bei sechs Vollblutarabern, zum Theil Verwandten Tibbu-Tibb's, unter denen Said-bin-Habibu, Bwana Nsige genannt (der spätere Zerstörer der Station des Kongostaates an den Stanley-Fällen), jetzt hier der Erste ist.

Abends besuchte mich ein Träger der „Lady Alice“, Stanley's Boot, das den Entdecker von hier hinabtrug zum westlichen Ocean, und ein Koch Cameron's.

Ueberall wurden wir bewirthet und Humba, der mich stets begleitete, mit Gelée, süßem Gebäck, Datteln und Früchten beladen.

Da Abed erst in zwei Tagen mit den gekauften Waaren zurückkehren wollte, machte ich mich am 28. des Morgens auf, um Pogge Nachricht zu bringen, erreichte um 11 Uhr den Strom, wo unsere Kanoes lagen, und Abends 7 Uhr Nyangwe, wo ich Pogge gesund und munter, aber mit vielen Kranken in unserer Karawane antraf. Ich hatte in 8 Stunden 85 km den Strom hinab zurückgelegt.

Am 30. April schon kam Abed zurück, Pogge nahm Waaren, die ich in Zanzibar bezahlen sollte, und bereitete sich zum Abmarsch vor. Die Baschilange beluden sich mit Reis und Salz, die wenigen Lasten, die fast nur aus Sammlungen bestanden, wurden so leicht als möglich gemacht, und Kalamba gab seinen Söhnen Pemba für eine glückliche Rückkehr.

Es hatten sich drei Mann gemeldet, die bei mir bleiben wollten, um mich nach Osten zu begleiten, Humba, mein Fahnenträger und Factotum, ein muthiger, verschlagener Neger, der durch sein Sprachtalent, seine Findigkeit und Furchtlosigkeit mir noch oft unschätzbare Dienste leistete, Joaquim Miranda, ein noch sehr junger, beschränkter, aber leicht zu leitender Mann, und Kawuansa, ein alter, abschreckend häßlicher, plumper, aber muthiger Neger aus Ambriz. Alle Drei behielten ihre Weiber bei sich.

Mein kleiner Diener Pitti und ein anderer Knabe von zwölf Jahren, den ich vor Kurzem freigekauft und Sankurru benannt hatte, vervollkommneten meine Expedition von drei Männern, drei Weibern und zwei Kindern.

Der soeben erwähnte Sankurru war nordwestlich von Nyangwe, in Ukussu, zu Hause und gehörte zum Stamme der Wassongora. Er hatte eines Tages seine Großmutter in einem Dorfe besucht, welches Dumbi, wo sein Vater Häuptling war, benachbart war. Dieses Dorf wurde, während er anwesend war, von den Kriegern Abed's überfallen, Viele niedergeschossen und Weiber und Kinder, unter denen auch mein kleiner Diener war, gefangen und nach Nyangwe gebracht. Ein älterer Sklave, dessen Herr wieder ein Haussklave des alten Arabers war, war der Besitzer des Knaben, der mir durch Lebhaftigkeit und zutrauliches Wesen auffiel. Ich wurde mit seinem Herrn bald über den Preis von $2^1/_2$ Ellen bunten Calicos und einem alten Regenschirm einig und behielt



Abschied von Pogge.

Zu Seite 187.

den kleinen Wilden, der erst vor zwei Wochen seiner Heimath entführt war, da keine Aussicht war, ihn sicher dahin zurückzusenden, bei mir[1]).

Am Abend vor der Trennung war ich im Lager der Bena-Riamba. Kalamba trat in die Mitte der rings gruppirten Häuser und rief mit gewaltiger Stimme das zum Aufhorchen auffordernde „bantuē, bantuē“ (Menschen). Mit einem zweihundertstimmigen „ēh“ wurde das Avertissement beantwortet. „Moio — moio munene,“ klang es jetzt von Kalamba's Lippen, und wurde der „Gruß — der große Gruß“ einstimmig wiederholt. Er fuhr fort: „Makelele — tueieko — cu Lulua — cu Lubuku — kabassu babu — tuie — cu maiji — cu maiji calunga — kabassu babu moio — moio a ngila — tō wolah.“ Jedes Wort wurde donnernd und schlagfertig zweihundertfach wiederholt. Es war der Abschied der Bena-Riamba und bedeutete: „Gruß, großer Gruß (moio heißt eigentlich „Leben“) — morgen — morgen wollen wir gehen — nach dem Lulua — nach Lubuku — Kabassu Babu (ich) — geht zum Wasser — zum Geisterwasser (Meer) — Kabassu Babu Gruß — Gruß auf den Weg — tō — wolah — (Schlußformel: ich habe gesprochen).

Des Abends besprach ich unter vielem Anderen noch mit Pogge dessen nächste Schritte. Er wollte von mir meine Meinung hören, ob er in Lubuku auf die versprochene Ablösung von Deutschland warten solle, oder nicht. Ich rieth ihm ab, da er nicht hinreichend Waaren habe, seine Gesundheit nicht mehr die kräftigste sei, und in Lubuku Nichts mehr zu thun sei; eine Karawane, die auch nach seiner Abreise von dort hinkommen würde, würde jetzt gewiß gut aufgenommen werden.

Mit dem 4. Mai war der Tag der Trennung von Pogge gekommen. Mit schwerem Herzen verabschiedete ich mich noch einmal von Mukenge, der tapferen Meta und den kindlich vertrauensvollen Söhnen des Riamba, bevor die mächtigen Kanoes die über ihren Heimmarsch Jubelnden hinüberbrachten über den trennenden Strom.

---

[1]) Sankurru, der jetzt, 1888, 6 Jahre bei mir ist und alle meine Reisen mitgemacht hat, war zweimal mit mir in Deutschland. Er spricht, schreibt und liest Deutsch, spricht Portugiesisch, etwas Englisch, Kiswaheli und viele Negersprachen, ist ein guter Koch und Dolmetscher und begleitet jetzt meinen Freund, den Dr. Wolf, nach dem deutschen Togolande.

Pogge allein war noch am diesseitigen Ufer, und unvergeßlich wird mir diese kurze Zeit sein, die ernste Gespräche über unsere beiderseitige Zukunft ausfüllten.

Abed, der auch noch an der Hafenstelle war, ward ungeduldig, daß die Kanoes nicht wiederkehrten, um Pogge zu holen. Einige auf dem Flusse passirende Kanoes, welche Weiber von den Märkten nach ihrem Heimathsdorf bringen sollten, ließen sich durch Anrufe des Arabers nicht stören. Abermals wollte sich ein derartiges Fahrzeug durch die Flucht dem Anrufe von Abed entziehen, als der Erzürnte zweien seiner Leute den Befehl ertheilte, dasselbe herbeizuholen. Mit dem Gewehre in der Hand sprangen dieselben in ein kleines leichtes Kanoe und schossen wie ein Haifisch mit wüthenden Ruderschlägen dem Flüchtling nach. Als sich die Verfolger bis auf 20 Schritt genähert hatten, riefen sie zweimal die Wagenya an und feuerten, als dies erfolglos blieb, sofort auf dieselben. Wir sahen, daß die Schüsse Erfolg hatten; einige fielen nieder, und die Ruder wurden eingezogen. Bald landeten beide Kanoes vor uns, zwei Schwerverwundete und ein nur am Arme von den mit Rehposten geladenen Gewehren Getroffener wurden an's Land gebracht.

Abed war diese Blutscene wohl unsertwegen peinlich, und ließ er die energischen Jäger erst mit harten Worten an, dann aber, als ihm diese sich verantwortend mittheilten, daß die Wagenya spöttisch auf seine Befehle geantwortet hätten, ließ er die Kanoe-Insassen prügeln, wozu sich auch sofort einige Begleiter des Alten bereit fanden. Nur ein Mann, der unter dem Kanoe durchtauchend sich in dichtes Schilf rettete, entging einer nachdrücklichen Prügelstrafe.

Pogge und ich waren über den vorschnellen Gebrauch der Waffen sehr empört und ließen dies dem Alten merken. Er antwortete uns, daß die Wagenya frech und hinterlistig und nur durch Furcht im Gehorsam zu erhalten seien.

Das kriechende Benehmen der Geprügelten, die jetzt meinten, die Verwundeten hätten sie zur Flucht verleitet und hätten nun ihren gerechten Lohn, machte einen widrigen Eindruck und schien dem alten Araber Recht zu geben; denn nur mit Güte solche Menschen zu behandeln, war wohl unmöglich.

Unter dem Druck dieser häßlichen Scene wurde unser Abschied ein kürzerer. Ein Lebewohl und ein fester Händedruck, und hinüber

nach Westen trieben die Wagenyaruderer meinen Freund; seit einem Jahre hatten wir zusammen an demselben Werke gearbeitet, mit jeder Fiber dasselbe Ziel erstrebt, Sorgen und Entbehrungen zusammen getragen, Gefahren und Krankheiten zusammen durchgekämpft und überstanden.

Eine wunderbare Trennung inmitten des finsteren, weiten Welttheiles!

Werden wir uns wiedersehen? Werden wir Beide, oder wer von uns wird die Heimath begrüßen?

Er ging zurück in die Wildniß, begleitet von vertrauensvoll zu ihm aufsehenden wilden Kindern; ich stand vor einer unbekannten Zukunft, mit vier Menschen, denen ich mich verständlich machen konnte, inmitten halbwilder Sklavenjäger, deren Wirken die östliche Hälfte des Continents zu einer halb entvölkerten Wildniß gemacht hat.

Schweres lag noch vor uns, aber mit der Gesundheit, in deren Besitz wir Beide uns getrennt hatten, fühlten wir uns Allem gewachsen.

Dort verschwand das Kanoe im Schilf des linken Ufers, noch einmal sah ich es schwarz-weiß-roth winken, dann drehte ich mich um, fuhr mit der Hand über die Augen, um abzuschließen mit dem, was mir das Herz bewegt, und wandte mich entschlossen dem Osten entgegen [1]).

Da unser Bekannter von Lufubu, Sahorro, in nächster Zeit zum Tanganjika-See wollte, schloß ich mit ihm ab, daß er mir Träger stellen sollte, und sandte dann von Abed gekauftes Baumwollenzeug nach Ukussu, um dafür Mariba, die in Manyema als Tauschartikel gehen, einkaufen zu lassen.

In der Nacht vom 6. zum 7. wurde die Stille durch ein nicht enden wollendes Gewehrfeuer unterbrochen. Said-bin-Abed, meines Gastfreundes Sohn, war von Udjiji heimgekehrt und meldete sich der Sitte gemäß durch Schießen an.

Am nächsten Morgen machte er mir seinen Besuch. Er ist ein schlaffer, schwächlicher, blöder Bursche und bettelt wie ein Neger, dem er auch in seinem Aeußeren gleicht. Der 15jährige Halbblutaraber hat schon einen Harem von zehn Weibern und zwei Sprößlinge.

---

[1]) Der weitere Verlauf von Pogge's Unternehmungen findet sich im zweiten Theile dieses Werkes.

Er hatte, da ihm die Elfenbeinpreise in Udjiji zu niedrig erschienen waren, sämmtliche Zähne wieder mitgebracht und so gut wie Nichts gekauft, so daß ich mir gratulirte, daß wir unsere nöthigen Waaren schon besorgt hatten.

Said erzählte viel von einem englischen Missionar am Tanganjika-See, der ihm viel geschenkt hätte, und Papa Abed war darüber so entzückt, daß er dem Herrn gern Alles, was einem Europäer Vergnügen machen könnte, aber Nichts kostet, durch mich gesandt hätte. Zur Zeit meiner Abreise jedoch hatte sich diese edle Regung schon verflüchtigt.

Eines Tages hatte ich Gelegenheit, die Kraft und Gewandtheit des alten weißbärtigen Schechs zu bewundern. Ein störrischer Esel entzog sich mit unglaublichem Geschick jedem Versuch, geritten zu werden. Der Alte, darüber ärgerlich, sprang selbst auf den Rücken des Thieres, und mit Hilfe von vielen Menschen, die das störrische Langohr zogen, stießen und schoben, gelang es trotz der verzweifelten Sprünge dem wie eine Klette sitzenden Alten, das Thier vorwärts zu bringen, bis sich dasselbe niederwarf, so daß der Reiter einige Schrammen und Quetschungen davontrug.

Wenn der Weg nicht zu weit gewesen wäre, hätte ich das Prachtexemplar als neuen Rigolo für einen Circus mitgebracht.

Zum größten Staunen der Araber nähte ich eines Tages eine tiefe Fleischwunde, die ein eifersüchtiger Ehegatte seinem Weibe mit dem Messer beigebracht hatte. Die Araber schienen diese Art von Wunddressur nicht zu kennen.

Ein anderes Beispiel von Rohheit der in Blutscenen groß gewordenen Sklaven gab mir ein zum formlosen Klumpen zusammengeschnürtes Weib, das ich Abends, von einem Haufen roh lachender Menschen umstanden, entdeckte. Das Weib war zum zweiten Male seinem Herrn entlaufen und sollte in eben beschriebenem Zustande in den Lualaba geworfen werden. Ich durchschnitt sofort die Fesseln, nahm das Weib mit zu Abed, und versprach mir dieser, dasselbe zu vierwöchentlicher Kettenarbeit zu begnadigen.

Er erzählte mir, daß, während Stanley, von dem man geglaubt hatte, daß er von Said-Bargasch beauftragt gewesen sei, über den Stand der Sklaverei zu berichten, in Nyangwe gewesen sei, man sämmtliche in Ketten arbeitende Sklaven hinüber zu den Wagenya gesandt habe; dies sei aber vor den Weißen, die vom Westen kämen, wo man wüßte, daß es Portugiesen gäbe, nicht

nöthig, und so wurde ich denn Zeuge eines schwungvollen Menschenhandels.

Interessant ist der Umstand, daß Tibbu-Tibb, nachdem er Stanley bis zu den Fällen gebracht hatte, auf dem linken Ufer des Lualaba zurückmarschirt war und viel Elfenbein und Sklaven mitgebracht hatte. Gleich nach seiner Ankunft in Nyangwe war eine zweite große Expedition mit über tausend Menschen organisirt worden und in die nun bekannt gewordenen reichen Länder vorgedrungen.

Man hatte am Lualaba verschiedene Stationen begründet, und war bis zur Mündung des Lomani, für die man fälschlicher Weise die Mündung eines 1° nördlicher Breite mündenden Flusses hielt, vorgeschritten.

Es hieß, Tibbu-Tibb sei jetzt zu Said-Bargasch nach Zanzibar, um große Unternehmungen nach dem elfenbeinreichen Norden vorzubereiten.

„Wehe jenen armen Völkern!" schrieb ich damals in mein Tagebuch, und es ist jetzt bekannt, daß diese Vorahnung sich in schrecklichster Weise erfüllen sollte. —

Während ich auf die Abreise Sahorro's wartete, machte ich in dem Verkehr mit den Arabern aus der Noth eine Tugend. Ich studirte die für Afrika so wichtige Frage der Existenzberechtigung dieser Völkervernichter. Es ist durchaus nicht richtig, den Sklavenhandel und die Verwüstung durch Muhamedaner nach unserem Gefühl zu beurtheilen und zu richten, denn sowohl Sklaverei, als auch rücksichtslose Ausnutzung des tiefer stehenden Volkes verträgt sich, ja wird sanctionirt durch Glauben und Erziehung der Araber. Der Strenggläubige verabscheut wohl Trunksucht, Unreinlichkeit und Feigheit, sieht aber im Sklavenhandel und der Vernichtung tiefstehender Ungläubiger nichts Verächtliches.

Wir dürfen demnach nicht die Araber als verbrecherische Räuber beurtheilen. Eine ganz andere Frage ist es, ob Europa, das civilisirende, tonangebende, mit ansehen darf, daß wenige Individuen mit einer nicht mehr mit den Anschauungen des Jahrhunderts in Einklang zu bringenden Religion die Allgemeinheit schädigen, Vernichter gleichberechtigter Creaturen werden, die höchsten Güter ihrer Mitmenschen unter die Füße treten, der Moral des weltbeherrschenden Europa Hohn bieten dürfen, wie sie das thun

in vollstem Maaße durch Sklavenjagden, Raub und rücksichtslose Verhinderung jeglicher europäischer Concurrenz.

Wie die höchste Mission für Afrika, die dem Neger Leben und Freiheit, Schutz für Weib und Kind, für seiner Hände Arbeit sichert, durchzuführen ist, darüber wurde ich mir erst viel später klar, als ich durch weiteres Zusammenleben mit den Arabern und Kennenlernen der Gebiete, in denen sie hausen, größere Erfahrung gesammelt hatte.

Daß unter Umständen, unter denen der Neger nicht seiner irdischen Güter, die für ihn überhaupt ja die höchsten sind, sicher ist, Missionen des Christenthums unüberwindliche Hindernisse haben werden und selbst die größten Opfer keinen entsprechenden Erfolg haben können, leuchtet ein.

Nachdem ich jetzt sieben Jahre lang mit und unter der auf socialem Kindesstadium stehenden Rasse gelebt habe, würde es mein höchstes Ziel sein, meine Erfahrungen für diese wichtigste Mission verwenden zu können.

Ich habe durch diese Beobachtungen etwas vorgegriffen, denn in der Zeit, die diese Zeilen wiedergeben sollen, durchschaute ich noch nicht so weit die Verhältnisse; ja, das chevaleresque Wesen der Araber, ihr Muth und ihre ausgesprochenen Bestrebungen, sich mir freundschaftlich zu zeigen, ließen mich Manches übersehen. Ich war allein unter ihnen, war auf sie angewiesen, ja völlig von ihnen abhängig, und schrieb zum Theil die Unterstützung, die sie mir gewährten, edleren Beweggründen zu, als ich dies heute thun würde.

Es waren öfters Streitigkeiten zwischen Abed und Mtaga-Moio ausgebrochen. Die Stadt des Letzteren war ein wahrer Pfuhl an Rohheit, Lärm, Rauferei und Frechheit. Die Raublust der wenig disciplinirten Massen von Sklaven hielt fortwährend die ganze Umgegend in Gährung, und so oft Unterthanen Abed's von diesen Uebergriffen betroffen wurden, waren zwischen den beiden Häuptern stets streitige Punkte zu regeln.

Nicht selten legte man mir derartige Angelegenheiten vor, und konnte ich oft Entscheidung herbeiführen. Ja, das Vertrauen zu mir war bald so weit gediehen, daß man einmal nach dem Tode eines Arabers mir alle Kostbarkeiten und Papiere übergab, um dieselben aufzubewahren, bis mit dem Erscheinen aller Verwandten die Erbschaft regulirt werden konnte.

An jedem Abend versammelten sich die anwesenden Araber und einige Küstenhändler in Abed's Barsa, und auch ich war stets zugegen. Wir tranken Kaffee; ein junger Araber, das Modell eines Helden mit dem Krummsäbel, schlug die Guitarre, und man sang Schlachtgesänge der al chasuri oder mesrui in Arabien, oder ein des Lesens Kundiger trug Stellen aus dem Koran vor, an die sich dann religiöse Gespräche knüpften, zu denen ich mit Vorliebe herangezogen wurde. Meist trennten wir uns erst um 10 Uhr Abends, aber dann begann der schlimmste Theil des Aufenthaltes in Nyangwe. Kaum auf's Lager hingestreckt, beginnen zahllose Heere von Moskitos ihre hartnäckigen Angriffe; Ratten bewegen sich mit unglaublicher Frechheit, rennen über den Leib, ja über's Gesicht, sind nie zu treffen und nur auf Secunden zu verscheuchen.

Eine große graue Ratte mit weißem Bauch ist eine wahre Plage in Nyangwe, und man thut nicht nur Nichts gegen sie, sondern tödtet noch sogar ihren eifrigsten Vernichter, eine kleine Schlange, die man fälschlich für giftig hält. Viele Bewohner Nyangwe's können Narben an Fußzehen und Fingerspitzen zeigen als Beleg, daß diese freche Ratte selbst den Menschen im Schlafe nicht verschont.

Für Nyangwe wird es besser sein, wenn erst die Wanderratte bis hierher gelangt sein wird, denn diese tritt wohl nirgends mit solcher Frechheit auf, wie die hiesige, und es wird wohl auch nicht mehr lange dauern, bis sie, der alle Rassengenossen im Kampfe um's Dasein schnell unterliegen, hier Herrscherin sein wird.

Mein kleiner Diener Pitti war eines Tages verschwunden. Ganz Nyangwe wurde abgesucht, ohne daß man eine Spur fand, und nach 3 Tagen mußte ich mich betrübt über den Verlust der Meinung anschließen, daß er beim Baden von einem Krokodil fortgerissen sei.

In der Nacht des 29. hörte ich die Thür behutsam öffnen, es schlich Jemand durch mein Zimmer in den Vorrathsraum und kehrte gleich darauf zurück. Mit einem Satze war ich aus dem Bett und hielt den Eindringling gefaßt, der sich zu meinem großen Staunen als der kleine Flüchtling Pitti entpuppte. Seit 3 Tagen hatte er in einem benachbarten Maisfelde gelegen und sich nur

Nachts einige Bananen aus unserem Vorrathsraum geholt. Er war geflohen aus Furcht vor Strafe, da er verdächtigt war, etwas Pulver entwendet zu haben: seine Unschuld hatte sich herausgestellt, und so wurde ihm auch seine Flucht verziehen.

Am 28. kamen die 1000 Stück Mariba, die ich in Ukussu hatte kaufen lassen, an. Dieselben und ein Säckchen Kaurimuscheln, ein Geschenk Abed's, mußten zur Verpflegung meiner Leute bis zum Tanganjika-See genügen.

Man gibt auf dieser Reise jedem Manne täglich eine Mariba oder 5 Kaurimuscheln zur Ration.

Da ich jetzt reisefertig war und mir Sahorro den endgiltigen Bescheid ertheilte, daß er noch mindestens 4 Wochen warten müßte, entschied ich mich, allein zu reisen, trotz Abrathens der Araber. Schon waren fast 6 Wochen vergangen, und einen weiteren Monat wollte ich nicht verlieren, denn die trockene Jahreszeit rückte heran, wie zweifellos die Federwölkchen, die die schweren Haufenwolken am Himmel schon verdrängten, anzeigten.

Meine Leute litten viel am Fieber; auch ich hatte einige leichte Anfälle gehabt; dies sowie viele Krankheiten bei unseren Baschilange brachten mich zu der Ansicht, daß Nyangwe ein höchst ungesunder Ort ist; auch dieser Umstand trug zu meinem Entschlusse bei, nicht auf die Begleitung des Arabers zu warten.

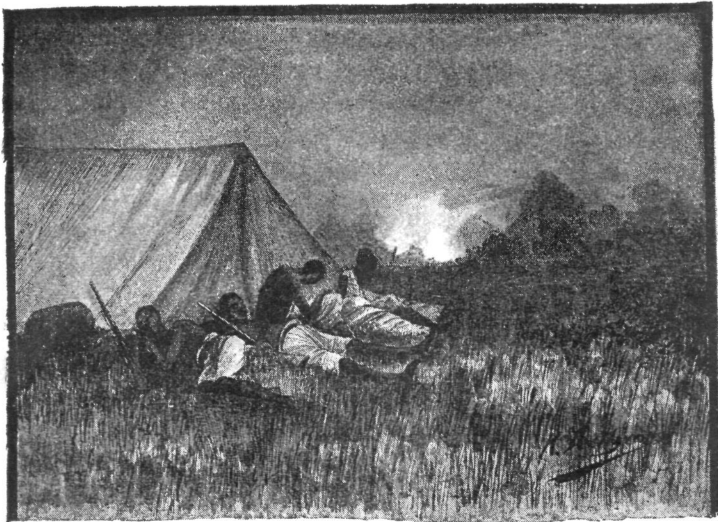
Für den Preis eines Gewehres für jeden Mann, zahlbar in Udjiji, lieh mir Abed 14 Wakussu-Sklaven als Träger und 10 Gewehre.

Famba schenkte mir einen Reitesel, und der alte Schech, der stets eifersüchtig war, wenn ich von einem anderen Araber etwas erhielt, suchte dies durch das Präsent eines alten, aber noch brauchbaren Zeltes zu überbieten.

Von unserer Expedition hatte ich außer meinen beiden persönlichen Gewehren 3 Chassepots zurückbehalten, und so war ich denn reisefertig mit 17 Männern, 5 Weibern und 2 kleinen Dienern, mit 15 Gewehren, einem Reitochsen und einem Esel.

Die meteorologischen Verhältnisse in Nyangwe entsprachen denen der Westhälfte Afrika's: während im April noch volle Regenzeit herrschte, und ganz außerordentlich schwere Gewitter stets von Osten kamen, begann im Mai schon ab und zu ein westlicher Hauch zu wehen und damit sofort die schon erwähnten Anzeichen der trockenen Jahreszeit zu erscheinen. Auch hier waren

für den Eintritt des Wechsels der Jahreszeit Wirbelwinde charakteristisch, auch hier schien der Umschlag der Witterung besonders ungesund zu sein, vornehmlich wohl aus dem Grunde, daß das Fallen der Gewässer sumpfige oder überschwemmte Strecken freilegte und dadurch größere Entwickelung der Malariapilze zur Folge hatte. Meine Westafrikaner waren häufiger und schwerer krank als ich, ein Umstand, den ich auch später noch beobachtete.



Meine wilden Wakussu bewachen meinen Schlaf.

Zehntes Kapitel.

Zum Tanganjika-See.



Am 1. Juni marschirte ich mit meiner kleinen Karawane nur bis Famba. Da ich den Hausherrn nicht in der Barsa fand, trat ich in den Hof und gewahrte ihn in gebückter Stellung, sich von seinen Weibern Kübel mit Wasser über den Kopf gießen lassend. Er war sehr genirt durch mein Erscheinen. Mit blaurothem Kopf und schwankendem Gange kam er mir entgegen, seine Trunkenheit nach Möglichkeit verbergend.

Erst am 3. konnte ich den Kundafluß mit Kanoes passiren, und lagerte in Kawanga. Der Führer meiner Wakussuleute, Ngongo, ein aufgeweckter riesiger Neger, schien ein perfecter Hallunke zu sein. Er betrog bei der Auszahlung der Rationen seine Leute und suchte Humba und meine Westleute, die ihm auf die Finger sahen, bei mir anzuschwärzen. Die Wakussu waren ihm blindlings ergeben, ich hatte also besonders mit ihm zu rechnen.

In zwei großen Märschen erreichte ich Kassongo und wurde wie vor einigen Wochen gut aufgenommen. Die Wakussu hatten gut marschirt, aber in jedem Dorfe geplündert und rücksichtslos die Eingeborenen geprügelt, ja mit Messern verwundet. Meine Autorität schienen sie noch nicht recht anerkennen zu wollen, und ich wollte nicht von vornherein zu hart auftreten. Als sie aber in Kassongo, wo ich eine verfrühte Forderung ihnen abschlug, drohende Worte ausstießen, griff ich zum Stock und entließ sie dann mit der Erklärung, ich wollte andere Leute von Abed kommen lassen. Das schien Eindruck zu machen, und nach dem Versprechen, sich zu bessern, und auf Fürbitte der Araber nahm ich sie wieder in Gnaden auf, obgleich man mich von anderen Seiten warnte, mit der geringen Macht durch Manyema zu marschiren. Meine Wakussu seien bekannt als Diebe und Räuber, und wenn es in Folge ihres Benehmens mit den Eingeborenen Schwierigkeiten gäbe, so seien sie unsäglich feige.

Die Araber baten mich des Abends öfter, ihnen aus einer Bibel in Kiswahelisprache mit lateinischen Charakteren, die Stanley hiergelassen hatte, vorzulesen. Auch politische Gespräche wurden des Abends geführt, bei welcher Gelegenheit ich zum ersten Male fühlte, daß ein Rassenhaß gegen die Europäer besteht, der aber mit der Religion Nichts zu thun hat. Ein hitzig gewordener Araber sagte mir, wenn der Sultan von Stambul und der von Masr (Egypten) zusammenhielten, würden leicht die europäischen Reiche von ihnen übermannt werden können.

Auch Kartenspiel gehörte hier zum Zeitvertreib der Araber.

Am 8. Mittags entstand in der Stadt plötzlich großer Lärm, und viele Menschen rannten mit Stöcken bewaffnet nach dem Platze hinter meinem Hause. Ihnen folgend fand ich die Wakussu mit Beilen, Messern und Knitteln, Ngongo voran, in voller Schlägerei mit den Leuten hiesiger Araber. Ngongo, aus einer Kopfwunde blutend, war eben dabei, meine Doppelflinte, die er zum Tragen hatte, zu laden, als ich auf ihn sprang, um ihm dieselbe zu entreißen. Der Riese rang verzweifelt, um die Waffe nicht zu lassen, bis ihn ein Faustschlag traf, der ihn zurücktaumeln machte. Er verschwand in seiner Hütte und erschien mit seinem Speer wieder, um sich in's Gedränge zu werfen, wurde aber wieder aufgehalten und endlich von Humba und einem Araber festgemacht.

Said-Mesrui und Andere hatten unterdeß die Streitenden ge-

trennt, und es ergab sich, daß meine Wakussu ganz betrunken zum Kauf ausgebotene Lebensmittel mit Gewalt hatten an sich reißen wollen.

Jetzt war das Maaß der von Abed so sehr gerühmten Leute voll. Unterwegs hatten sie geplündert, dann mich bestohlen, zu früh Rationen gefordert und sich gegen mich aufgelehnt, jetzt begannen sie schon mit den Leuten der Araber ein Gefecht, und das alles in 8 Tagen.

Man sagte mir, mit solchen Banditen durch Manyema zu gehen, sei unmöglich; man könne es vielleicht mit 100 Gewehren wagen, aber nicht mit 15.

Ich nahm den Leuten die Gewehre ab, jagte Ngongo mit seiner Bande fort und schrieb einen Brief durch Mesrui an Abed mit der Bitte, mir andere Leute zu senden. In 3 Tagen konnten Antwort und Leute hier sein. Nach dieser Zeit erschien der Bote mit der Meldung, er hätte am Lualaba keine Kanoes gefunden; er hatte also, wahrscheinlich von Ngongo überredet, nur 10 Marschstunden in 3 Tagen zurückgelegt, um zu versuchen, ob ich in der Zeit wohl mich beruhigen und davon absehen würde, Abed von dem Treiben seiner Sklaven zu unterrichten. Der Bote erhielt für die Unterschlagung eine nachdrückliche Bestrafung, und ich sandte nun einen andern Boten zu Abed.

In welchem Rufe meine Wakussu standen, wurde mir jetzt erst klar, indem ich mich der Zurufe entsann, mit denen wir beim Einrücken in Kassongo empfangen wurden. „Versteckt Eure Hühner und Ziegen und Alles, was nicht fest ist, denn der Weiße bringt die Wakussu!"

Bis zum 14. hatte ich umsonst auf Nachricht gewartet, und da es hier keine Träger gab, Abed vielleicht verreist war, meine Rationen hier abnahmen und Zeit verloren ging, entschloß ich mich, die Wakussu abermals in Gnaden aufzunehmen, um nur fortzukommen. In Gegenwart der Araber mußte Ngongo sich vor mir im Staube wälzen und sein Haupt mit Erde bedecken, ein Zeichen der Unterwürfigkeit, dem die Araber besondere Wirkung zuschreiben. Dann sagte ich ihm, daß er bei dem nächsten Ungehorsam von mir eine Kugel zu gewärtigen habe, und daß er für seine Leute verantwortlich sei. Ich entzog den Wakussu jegliche Munition und gab nur meinen drei mit Chassepots bewaffneten Westafrikanern einige Patronen.

Von Kassongo zum Tanganjika-See führen zwei Wege, der nördlichere, von Cameron betretene, ist kürzer, aber bergig und für leichte Karawanen anzurathen, der südliche, den Stanley wählte, ist weiter, aber ebener, und diesen nahm auch ich.

In Kassongo hatten sich kleine Händler mit ca. 20 Menschen, meistens Weibern, mir angeschlossen, die ich dem Usus nach nicht wohl abweisen konnte. Auf meine Frage, was sie mit so vielen Weibern wollten, sagte mir der Aelteste, daß sie sein Harem seien. Ich erfuhr aber später, daß sie in Udjiji als Sklavinnen verkauft wurden.

Am 15. Juni traf ich beim Mona-Majenge ein und erfuhr durch einen von Kassongo abgesandten Mann, daß Said, des alten Abed's Sohn, angekommen sei, um über die Wakussu Gericht zu halten, daß er aber nun, da ich sie doch genommen hätte, mich nicht länger aufhalten wolle, daß sein Vater mir das Leben jedes Einzelnen dieser Sklaven schenke, den ich wegen eines Vergehens ohne irgend welche Rücksicht niederschießen möchte; ich möchte später nur in einem Briefe von Tanganjika dessen Erwähnung thun.

Diese Botschaft machte auf Ngongo und seinen Anhang einen starken Eindruck.

Am nächsten Tage ging es weiter nach Südost, über Grassavannen, dann über Fortsetzungen des Bergzuges vom linken Ufer des Lualaba. Wunderliche, schräg emporgeschobene und wie oben abgebrochene Sandsteinschichten, eine sich weit nach Nordosten ziehende Hügelkette präsentirten sich.

Von den Bergen stiegen wir in das freundliche Thal des Ilindi oder Lulindi hinab, eines Flüßchens, das sich über Granit zum Lualaba wendet und dicht am Wege einen von Palmen und Urwald überschatteten reizenden Wasserfall von 15 Fuß Höhe bildet.

Streckenweise wurden wir von Kriegern mit riesigen Schilden und schönen Wurfspeeren begleitet. Einige derselben entrissen einem meiner Leute einen mir gehörigen Papagei und entflohen.

Beim Häuptling von Kagimba forderte ich Schritte zur Wiedererlangung meines Papageies, die versprochen wurden, aber erfolglos blieben.

Um 10 Uhr Abends kam sehr geheimnißvoll der Häuptling zu mir und bat mich, mit ihm zusammen ein benachbartes, ihm

feindliches Dorf zu überfallen. Zwei Elefantenzähne sollten meine Belohnung sein. Meine abschlägige Antwort erschien dem Bittsteller höchst wunderlich und wurde meiner Furcht vor dem Kriege zugeschoben.

Ein heulender Oststurm riß in der Nacht mein Zelt nieder; es war der erste Ostwind, ohne Regen, ich schien mich also anderen meteorologischen Verhältnissen zu nähern.

Weiter wanderten wir am Westabhange eines über 100 m hohen, schroff abfallenden Randgebirges von Granit entlang. Bewaldet und mit Geröll von mächtigen Granitblöcken bedeckt, durchzogen von Urwaldschluchten, hatten wir steile Höhen zur Linken, das weite Thal des ab und zu sichtbaren Lualaba, von den fernen Bergen Lubunda's begrenzt, zur Rechten.

Ueber Granitplatten von großer Ausdehnung und wildes Felsgeröll traten wir aus dem Ländchen Usura und sahen über uns am Abhange die kleinen Dörfer des Landes Twite.

Die Bewohner dieser wie Nester am Abhange klebenden Niederlassung waren mit Usura im Kriege und ließen bei unserer Annäherung die Trommel erklingen. Weiber klommen wie Gemsen die steilen Höhen hinauf, um zu flüchten, und die Männer ließen uns, mit drohendem Zuruf die Speere zeigend, unter sich passiren.

Nun ging's hinab in das Thal des Luama. Durch große Hirsefelder stiegen wir zu den die Dörfer bezeichnenden Palmenhainen in die saftig grüne Niederung hinab und machten nach einem ermüdenden 8stündigen Marsche in einem tiefschattigen Dorfe Lager.

Kitete, der Häuptling von Mpungu, erschien mit einem alten Ziegenbock zum Geschenk. Sein Bild aus Stanley's Reisewerk, wegen des langen geflochtenen Kinnbartes aufgenommen, erkannte er und war sehr entzückt, als ich es ihm schenkte. Was mußte er für ein Mann sein, daß sich die Weißen so mit ihm beschäftigten!

Südlich, jenseits des Luama, wohnen die wilden Mikebue, die schon seit Langem dem Eindringen der Araber energischen Widerstand entgegensetzen und wahrscheinlich in Folge dessen als wilde Kannibalen gelten.

Im Südwesten beherrscht jenseits des Lualaba der weit sichtbare Stock der Kidschimaberge das ebene Plateau von Lubunda.

Die Art des Grüßens in diesen Theilen von Manyema ist sehr chevaleresque. Man bleibt sich auf 5 m Abstand gegenüber stehen, senkt grüßend die Spitzen der zierlichen Wurfspeere, legt dieselben nieder, mit dem Holzknopf an dem einen Ende auf die Fußspitze, und klatscht mehrmals, sich leicht verneigend, in die Hände.

Weiter am Rande des Luamathales entlang nach Osten führt uns der Weg durch dichte Bananenhaine und Hirsefelder, deren Halme bis 4 m hoch sind, und halten wir dann in den frei und schattenlos an den Hängen von Hügeln gelegenen, schlecht gebauten Dörfern der Ma-Wamba.

Frische Elefantenspuren, von den Urwäldern des inneren Manyema zum Thal des Luama hinabführend, beweisen großen Wildreichthum.

Die ärmlich und verwildert aussehenden Eingeborenen hatten zuerst die Häuser geräumt, kehrten aber bald zurück und näherten sich, erst ängstlich, dann aber, als ich meinen Wakussu verbot, dieselben zu verscheuchen und einzuschüchtern, in großer Zahl meinem Sonnendach, das ich mir zum Aufenthalt während des Tages bauen ließ, da das arabische Zelt, den Sonnenstrahlen ausgesetzt, einem Backofen glich.

Große Bewunderung riefen meine vom Lulua mitgebrachten kleinen Affen hervor, und kindlich klatschten die wild ausschauenden, mit 3 m langen Speeren bewaffneten Krieger in die Hände über die possirlichen Bewegungen derselben, als ob hier derartige Thiere ganz unbekannt wären. Erst in zweiter Linie starrten sie mich mit vor Erstaunen offenem Munde an, und nur flüsternd theilten sie sich ihre Beobachtungen mit. Ein leiser Wink genügte, um die mich dicht Umstehenden, die mir jeden kühlenden Luftzug entzogen, zum Niederkauern zu bewegen. Ein freundliches Lächeln machte sie schnell vertraulich, und ein kleiner Witz über die unförmliche Fettheit eines der Ihren wurde mit herzlichem Gelächter und Händeklatschen aufgenommen.

Welchen Einfluß hat der unheimlich weiß ausschauende Mann mit schlichtem Haar und so eigenthümlich hellen Augen auf diese Kinder der Wildniß!

Meine Wakussu sehen mit offenbarer Mißbilligung zu, wie ich mit den verachteten Waschensi verkehre, denen auch sie noch vor kurzer Zeit angehört haben, sie, die jetzt gewohnt sind, daß

Alles vor ihnen zittert, die nie ihre Herren, die Araber, ein freundliches Wort diesen tiefstehenden Wesen haben gönnen sehen.

Am Abend warnten mich die Leute, nicht im Zelte zu schlafen, da man mit Pfeilen durch das Zelt auf mich schießen würde. Wie schnell hatten sie im Räuberhandwerk vergessen, daß auch der Wilde ein Gefühl der Zutraulichkeit besitzt, wenn er sieht, daß nicht nur Haß und Verachtung ihm entgegengebracht wird.

Am 20. ging es durch viele Dörfer, in denen Hunderte von Kriegern mit großen Schilden und Speeren Spalier bildeten, nach Osten. Weiber waren nicht zu sehen, und wunderbarer Weise begleiteten uns fast 200 Krieger bis zu einem Bache, der Grenze ihrer Dörfer, wo sie sich rechts und links vom Wege entwickelten.

Wir passirten den Bach und trafen bald zu je Zweien aufgestellte richtige Doppelposten, die, von vor uns her laufenden Spähern unterrichtet, uns ruhig passiren ließen. Die Macht der Bena-Kagullu lag hinter diesen Posten versteckt, den Angriff der Ma-Kawanga, unserer Begleiter von vorhin, erwartend.

Bald hörten wir, weiter marschirend, Getöse und Geschrei: die mehr mit Geräusch als mit Thätlichkeiten geführte Schlacht hatte begonnen.

In's Thal des Luama hinabgestiegen, gewahrte ich viele Spuren von Büffeln, Elefanten und Antilopen. Ich ritt etwas voraus, und es gelang mir, einen Riedbock zu erlegen. Nach Zerlegen und Vertheilen des Wildes verloren wir den Weg und geriethen in eine fast undurchdringliche Graswildniß und an die Ufer des Luama. Wir folgten mit vieler Anstrengung seinem Laufe und fanden bald den Weg wieder.

Der Fluß ist hier 100—120 m breit und durchschnittlich 2,2 m tief, hat graugelbes Wasser und fließt mit starker Strömung in einem Bette von Thonschiefer, das unten glatt wie ein Parquetboden ist.

Der große grüne Papagei, der Schopfadler und Gaukler, und der uns schon vom Quanza an begleitende Palmengeier schwebten über den kleinen Ueberschwemmungen in der Nähe des Flusses, den wir in 2 Kanoes passirten. Am anderen Ufer machten wir in Mutangila Lager.

Als ich Abends vom Bade im Luama zurückkehrte, traf ich meine Wakussu in wilder Schlägerei unter einander. Mit einem

Stocke trieb ich rücksichtslos die Erregten bald aus einander und verband einige leichte Wunden, die die einzige Folge waren.

In der Nacht erwachte ich durch tiefe Athemzüge Schlafender, die so dicht an meinem Zelte zu sein schienen, daß ich aufstand, um mich von dem Grunde der Auswahl des Nachtlagers zu überzeugen. Die Hälfte der Wakussu lag im dichten Kreise um mein Zelt in tiefem Schlafe, und nur ein Theil der Leute hatte die wegen Nachtkälte und Morgenthau erwünschten Hütten aufgesucht. Ich erfuhr, daß die Leute aus Besorgniß, man würde mit Pfeilen in mein Zelt schießen, woran sie fest glaubten, da dies früher bei Arabern hier schon vorgekommen war, sich diese wenig angenehme Ruhestelle ausgesucht.

Wie ist das zu verstehen? Noch heute hatte ich hart dazwischen geschlagen, als sich die Unbändigen stritten, und jetzt waren sie bereit, meiner Sicherheit ein Opfer zu bringen! Noch hatte ich das kindliche Volk nicht ausstudirt; solchen Wesen gegenüber kann man viel Böses vergessen und vergeben.

Ich ließ jetzt Stanley's Weg im Norden, um einen Bogen desselben abzuschneiden, und erreichte, viele Höhen überschreitend, das Dorf der Tambo-Kilumbo, wo sich zwei Küstenhändler niedergelassen hatten. Auf dem Gipfel einer schroffen Höhe liegt zwischen rings im Kreise wie von Menschenhand zum Walle aufgethürmten Blöcken das Dorf, eine natürliche Festung.

Außer dem bisher fast ausschließlich gebrauchten Wurfspeer sahen wir hier auch Bogen.

Drei Ziegen als Geschenk wies ich, da ein entsprechendes Gegengeschenk mich zu sehr von Waaren entblößt hätte, zurück.

Da schon fast überall die Gräser gebrannt waren, sahen wir häufig Antilopenrudel von sehr verschiedenen Gattungen, den Tragelaphus scriptus aber stets allein. Von dem wild über Felsplatten stürzenden, landschaftlich schönen Bach Luaigi, in dessen tief schattigem Waldsaum ich mich mit der kleinen Karawane eingenistet hatte, unternahm ich einen Pürschgang entlang der sanft zum Bach abfallenden, kurzgrasigen Hänge und erlegte zwei schöne, starke Antilopen. Es entstand unter den Thieren ein derartiges Rennen nach allen Seiten, daß man sich in einem Thierpark hätte glauben können; das Flüchten nach überallhin war indeß nicht durch meinen Schuß, sondern erst durch Zuruf meiner Leute veranlaßt.

Seit Nyangwe hatte ich wieder meine täglichen Bäder aufgenommen, die wohl viel dazu beitrugen, daß ich nie an Hautkrankheiten litt. Heute konnte ich direct aus meinem Zelt in die kalten Wellenbäder des tobenden Baches treten, während mein Koch sich abmühte, von dem zarten Wildpret ein Mahl für meinen seit einiger Zeit ganz unnatürlichen Appetit herzurichten.

Tägliche Bäder nimmt man nach meiner Erfahrung am praktischsten kurz vor Sonnenuntergang und kurz vor dem Essen; Morgenbäder ermüden, und mein erstes Bad, das ich in den heißen Stunden des Tages genommen hatte, hatte mir mein ernstestes Fieber eingebracht.

In der Nacht hörte ich die ersten Hyänen wieder seit Angola. Die gefleckte Hyäne kommt in den von mir bereisten Breiten des centralen Afrika's, speciell zwischen Kassai und Lualaba, nicht vor.

Durch bewaldete Savannen, deren Höhen mit Granitgeröll gekrönt waren, marschirten wir am 24. bis nach Mkambila der Bena-Kahyba.

Wir lernten hier den ersten Bananenwein kennen, den man mit Palmwein vermischt, und der so, nicht zu süß, ein angenehmes Getränk bietet.

Das freundliche, tanzlustige Völkchen ließ mich einen Chortanz von ca. 20 Knaben bewundern. Aus einem Kreise, in dem sie sich nach einer auf gut gestimmten Pfeifen gegebenen Melodie im Takte bewegten, sprangen je zwei der Tänzer in die Mitte und führten ganz gewandte Vis-à-vis und Dos-à-dos aus, um einige Kaurimuscheln zu erhalten.

Da wir am nächsten Tage schon nach einer Stunde Marschirens Kibonde, die Niederlassung eines Küstennegers, die durch mächtige Fächerpalmen geschmückt war, passirten, trieb ich meine Wakussu, die gern hier geblieben wären, wieder auf und machte erst am Luelo-Bache in der Wildniß Halt.

Ngongo hatte bei meinem Befehl, die Lasten wiederaufzunehmen, zu murren gewagt, und erhob ich der in Kassongo getroffenen Verabredung gemäß sofort das Gewehr gegen ihn. Er gehorchte auf der Stelle, erhielt aber, im Lager angekommen, eine Züchtigung zum größten Erstaunen seiner Untergebenen. Damit er nicht meine Abwesenheit vom Lager zu irgend welcher Verwicklung benutzen könne, nahm ich ihn mit mir, als ich Nachmittag zum Pürschen ging. Als wir uns, durch Dickicht drängend

und kriechend, weit vom Lager entfernt durch die Wildniß arbeiteten, den riesigen Ngongo, der kurz vorher, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, gezüchtigt war, hinter mir mit geladenem Gewehr, kam mir der Gedanke, ob ich wohl unter diesen Umständen mit derselben Sorglosigkeit in eine derartige Position mich wagen würde mit den Sprößlingen einer anderen Rasse, die wie Ngongo in Krieg und Raub groß geworden waren. Der hühnenhafte Führer der Wakussu trug mich auf seinen mächtigen Schultern durch Bäche und Sümpfe und war folgsamer denn je. Nach langem Suchen, bei dem ein Leopard so plötzlich aus dem Gebüsch in's Dickicht sprang, daß ich nicht zu Schuß kam, schoß ich auf eine große, mir unbekannte Antilope. Das Thier brach unterm Feuer nieder, erhob jedoch schnaubend den Kopf, als wir uns näherten. Ich gab Ngongo meine Büchse, um das kranke Wild abzufangen. Als ich mich auf 2 Schritte genähert hatte, warf sich das kräftige Thier auf die Läufe und nahm mich wüthend an, so daß es zwischen Ngongo und mich kam. Ich sprang durch ein Gebüsch und ergriff den Ast eines kleinen Baumes, hätte jedoch sicher die spitzen Hörner des in der Todesangst muthigen Thieres zu fühlen bekommen, wenn dasselbe nicht dicht vor mir zusammengebrochen wäre.

Da am Abend eine Bande Bewaffneter im Lager ziemlich unverschämt Fleisch des in ihrem Lande geschossenen Wildes forderten, von mir aber mit ihrem nach hiesigem Gebrauch nicht üblichen Ansuchen abgewiesen wurden und drohend sich entfernten, stellte ich Posten aus. Wir schliefen indessen ungestört und erreichten am anderen Tage Kabambarre, von wo einst Livingstone nach Norden in Uregga einzudringen versucht hatte, machten bei einem Araber Raschidi-bin-Said Halt und erhielten ein geräumiges Haus und reichliche Lebensmittel. Raschidi war ein nicht mehr unvermischter Araber, dem Trunke ergeben und von rohen Manieren. Er bettelte um Alles, was er sah, zuletzt um meine Doppelbüchse, und fand ich endlich ein Gegengeschenk für die allerdings reichlichen Lebensmittel in meinem kleinen Fernrohr.

Die Häuser der Eingeborenen nahmen hier eine andere Form an, als die im Styl seit langer Zeit sich ähnelnden. Die Sklaven der Araber bauen sich lange Lehmhäuser, im Innern zu verschiedenen Räumen eingetheilt.

Eigenthümlich ist die in vielen Falten auf dem Kopf hängende

Schädelhaut bei einigen Manyemaleuten, wenn sie den Kopf rasirt haben. Wahrscheinlich sind die reihenweise angeordneten, mit Thon und Oel beschwerten Haarklümpchen Grund zu dieser wunderlich aussehenden Verrunzelung.

Ganz auffallend war ein heftiger Gewitterregen in dieser Jahreszeit. Man sagte mir jedoch, daß solche im Juni keine Seltenheit seien, ja im Juli noch öfter Regen fielen, und später bestätigte sich mir diese Angabe derart, daß ich behaupten kann, daß eine absolute Trockenzeit in Centralafrika selten länger als 14 Tage anhält, während im westlichen Dritttheil des Continents der letzte Regen, der einen besonderen Namen hat, weil er die kleinen Samenstacheln der hohen Gräser abschlägt, zwischen dem 10. und 20. Mai fällt.

In der Nacht wurde ich durch ein durchdringendes Zetergeschrei meiner Aeffchen geweckt und konnte sie noch eben vor dem Ueberfall der rothen Beißameisen retten. Diese in Millionen auftretenden Vernichter alles animalischen Lebens, das sich durch die Flucht nicht entziehen kann, kommen stets nach einem nach längerer Trockenheit eintretenden Regen hervor, während sie bei Trockenheit unter der Erde, meist in alten Termitenbauten, die auch Schlangen den beliebtesten Aufenthalt gewähren, liegen. Nichts Lebendiges ist vor den kleinen Mördern sicher. Eingeschlossene Hühner, angebundene Ziegen oder Schafe werden getödtet, ja es sind Fälle bekannt, daß Betrunkene oder zu dieser entsetzlichen Todesart bestimmte gebundene Menschen ihnen zum Opfer fielen.

Höchst interessant zu beachten ist das scheinbar nach bestimmtem Ziele wandernde Heer solcher Millionen von kleinen Würgern; gewöhnlich sieht man sie dicht gedrängt in 2 bis 3 cm breiten, aber 5 bis 6 Stunden langen Zügen wandern. Zu beiden Seiten der Colonnen stellen sich Posten auf, zu denen nur die auffallend größten antreten. Diese drohen mit ihren scharfen Zangen, die sie geöffnet hoch halten, nach den Flanken hin jedem Störer, stürzen dann den fortwährend in Bewegung bleibenden Zug entlang, wobei sie bald vorwärts, bald seitwärts sichern. Passirt die Karawane eine Stelle, an der die Marschcolonne der kleinen grimmigen Insecten den Fußpfad kreuzt, so rufen sich die Leute warnend die Bezeichnung (im Westen „Kissonde“) der nun wild hin und her rennenden und sich in alles Erreichbare festbeißenden Ameisen zu, und trampelnd, um den Thierchen nicht Zeit zu

geben, sich mit schmerzhaftem Biß an den Fuß zu hängen, läuft Alles vorwärts, bis die gefährliche Stelle im Rücken liegt. Die Ameisen durchbeißen die menschliche Haut, und reißt man die festgebissenen gewaltsam ab, so bleibt öfters der Kopf mit den scharfen Zähnen hängen.

Nachdem ich nach sieben starken Märschen meinen Leuten zwei Ruhetage gegönnt hatte, ging es am 29. am südlichen Hange eines kleinen Granitgebirges entlang nach einer anderen arabischen Niederlassung. Der Besitzer derselben, Suelim-bin-Sani, ein noch junger, schlaff aussehender Maskataraber, steht im Rufe, viel Hanf (im Westen Riamba, im Kiswaheli Bangi, im Arabischen Haschisch) zu rauchen.

Ich sah in einem benachbarten Dorfe einen Hund schlachten, da man das Fleisch ißt. Die Leute behaupten, daß Menschenfleisch ähnlich dem des Hundes schmecke, das Fett des Menschen aber ganz besondere Heilkraft habe. Wunderbarer Weise fand ich auch hier die Ansicht vertreten, daß das Fleisch an Krankheit gestorbener Leute, wenn man Finger und Zehen abgeschnitten habe, unschädlich sei. Auch das Fett verschiedener Thiere steht in hohem Werthe; das des Elefanten reibt man gegen Anschwellung ein, das des Leoparden gegen Verzauberung, und das des Löwen rühmt man als bestes Mittel gegen Moskitos, Büffelschmeiße und Tsetse-Fliege.

Suelim besaß eine Puppe europäischen Fabrikats. Er zeigte dieselbe einigen Eingeborenen in meiner Gegenwart. Die Leute sprangen scheu zurück, näherten sich dann vorsichtig, betasteten endlich das Gesicht und wollten dann Alles näher untersuchen.

Sehr komisch war, daß meine Aeffchen sich ganz genau ebenso benahmen, als man ihnen die Puppe vorhielt.

Ich verließ jetzt Stanley's südlich abführende Route, passirte direct östlich wandernd die Grenze von Manyema und betrat das Land der Wasi-Malungo (Wasi bedeutet Leute und ähnelt sehr der westlichen Form Baschi).

Vom Lualaba bis hierher hatte an den meisten Gewässern gelber Thonschiefer angestanden, während Granit in Geröll auf allen Höhen lag.

Von Kalambarre an waren wir in ein wildzerrissenes, aber nicht sehr hohes Gebirge eingedrungen. 200 m hoch erhoben sich die Kuppen, zwischen denen wir uns hindurchwanden. An den Hängen stand Granit, überall mit mächtigen Quarzadern durch-

zogen, an, und die Schluchten und Betten der Bäche waren mit Quarzgeröll bedeckt. Irgend welchen Anhaltspunkt für Vorhandensein von edlen Erzen konnte ich nirgends finden.

Die Vegetation in den Niederungen der Schluchten ist üppig und reich. Die Pflanzungen der Neger in den Thälern zeugen von großartiger Kraft des Bodens. Groß ist auch der Reichthum an Wasseradern, die alle schnellfließendes, klares Wasser haben.

Seit Nyangwe hatten wir keine Krankheiten gehabt; die Nächte waren frisch, die Morgen oft neblig, und scheint mir das Klima in diesen Bergen für Europäer angenehm zu sein.

Der Wildreichthum ist groß. Einen mächtigen Keiler vom Warzenschwein, der sich im Schatten eines Baumes niedergethan hatte, hielten wir, bis er vor der sich nähernden Karawane flüchtig wurde, für einen Büffel. Fast schwarze Antilopen mit einer Mähne, die der unseres Hirsches gleicht, waren mir unbekannt; leider kam ich nicht zum Schusse auf sie.

Die Wasi-Malungo sind ganz außergewöhnlich große, kräftige Leute; ohne Schmuck und Verunzierung lassen sie die Haare zu einem wolligen Wulst heranwachsen. Ihre Bewaffnung besteht in sehr starken Bogen, langen Pfeilen, zierlichen und sehr scharfen Messern, sowie Keulen.

Bei einem Suaheli-Neger Kalonda, der hier wie ein Araber mit Hofstaat, Harem und vielen Sklaven lebt, wohnte ich am 1. Juli. Wenig Elfenbein und viel Sklaven sind die Handelsartikel dieses Ehrenmannes, und da das Leben bei billiger Sklavenarbeit und geringen Bedürfnissen wenig kostet, selbst bei diesem großen Haushalt, so soll er ein recht wohlhabender Mann geworden sein.

Bis Lunanga passirten wir drei Malungodörfer. In einem Viereck angelegt, sind es kleine Festungen, umgeben von einem starken stehenden Astverhau. Innerhalb dieses kommt eine ringsherum laufende Reihe von Häusern, die wieder mit Astverhauen zu einer zweiten Vertheidigungslinie verbunden sind, und selbst innerhalb dieser sind immer noch 4 bis 5 Häuser zu besonderen Reduits vereinigt. Inmitten des Dorfes ist ein runder, freier Platz, meist von einem großen Baum beschattet, der Versammlungs- und Marktplatz, von dem aus nach zwei Seiten schmale Wege durch die befestigten Häusergruppen durch mit Pallisaden verschließbare Thüren in's Freie führen.

Die Häuser werden erst im Gerippe von einem Ruthengeflecht hergestellt, dann mit Lehm beworfen und darauf mit Stroh gedeckt. Viele kleine Kornspeicher und Fetischhütten stehen bei den Häusern.

Auf dem Versammlungsplatz sind einige dreieckige, flach ausgehöhlte Estriche, aus glatt gestrichenem Thon hergestellt, in denen sich 5 bis 6 beckenartige Vertiefungen zum Stampfen von Mais und Hirse, wovon große, gut gehaltene Felder das Dorf dicht umgeben, befinden.

Wie die Männer das Haupthaar natürlich wachsen lassen, so sieht man hier auch auffallend viele Vollbärte. Die Weiber haben an den Haaren des Hinterhauptes eine den ganzen Hinterkopf deckende, drei Finger starke, dunkelrothe Scheibe befestigt, die aus Rothholz, welches man mit Wasser in einem ausgehöhlten Sandstein reibt, besteht. Der Brei des geriebenen Holzes wird geformt und getrocknet.

Die ansehnlichen Männer benehmen sich nicht so wild, als die Wa-Manyema, sie sind weder zudringlich noch neugierig, freundlich ohne unterwürfig zu sein, und sind neben den Bena-Kotto des Sankurru die stolzesten Wilden, die ich sah.

Ich kam hier mit einer höchst schwächenden Ruhr an, welcher Krankheit ich wegen mangelnder Opiumpräparate nicht entgegentreten konnte, wie denn überhaupt meine medicinischen Vorräthe bis auf etwas Chinin völlig erschöpft waren. Abends stellte sich Erbrechen ein, und ich hatte eine sehr unangenehme Nacht. Trotzdem marschirte ich am anderen Tage weiter und überschritt, mich nach Süden wendend, die Grenze von Ubujwe oder Ubudschwe. In der Grenzwildniß waren die Gräser nicht gebrannt worden und daher das alte mit dem jungen Grase filzartig verwachsen. Nur Elefanten- und Büffelwechsel durchzogen die dichte Graswildniß.

Vier Elefanten kreuzten die etwas aus einander gekommene Karawane unterwegs und verschwanden im mächtigen Trabe, als die erschreckten Träger aus Furcht Lärm machten.

In der Nähe einiger Wabujwedörfer machten wir Lager. Seit dem Verlassen von Manyema benutzten meine Leute die Hütten der Eingeborenen nicht mehr.

Die Wabujwe fallen äußerlich sehr gegen ihre Nachbarn, die Wasi-Malungo, ab. Sie sind auffallend klein und untersetzt,

kleiden sich in Häute oder Rindenzeug, tragen Haar und Bart auch, wie es wachsen will, und über die Stirn bis zum Nasenbein einen feinen Tätowirungsstrich, wie die Kruneger im Westen und die Waniamwesi im Osten.

Schöne Bogen, Pfeile, Messer und Schilde sieht man hier. Letztere, aus einem Stück Holz geschnitzt, haben in der Mitte statt eines Buckels eine geschnitzte Thierfigur.

Die Weiber, die ebenfalls die oben beschriebene Rothholzscheibe in den Haaren tragen, wie die Malungo, durchbohren sich vielfach die Oberlippe und tragen flache Steine oder Holzscheiben, die bis zu 6 cm im Durchschnitt haben, in der allmählich ausgeweiteten Durchbohrung.

Die Wabujwe haben für hier auffallende Zutraulichkeit, die man zuerst für Dreistigkeit hält. Fährt man einen Eingeborenen ungeduldig an, so schreckt er nicht zurück, sondern winkt ruhig abwehrend und sagt in mildem Tone „Lecka“, d. i. „Laß ab!“

Die Weiber haben, wenn sie sich die Lippe nicht durchbohren und das Gesicht nicht mit Ruß und Oel beschmieren, angenehme Züge und viel Weiblichkeit in ihrem Benehmen, so daß man sie gern beobachtet.

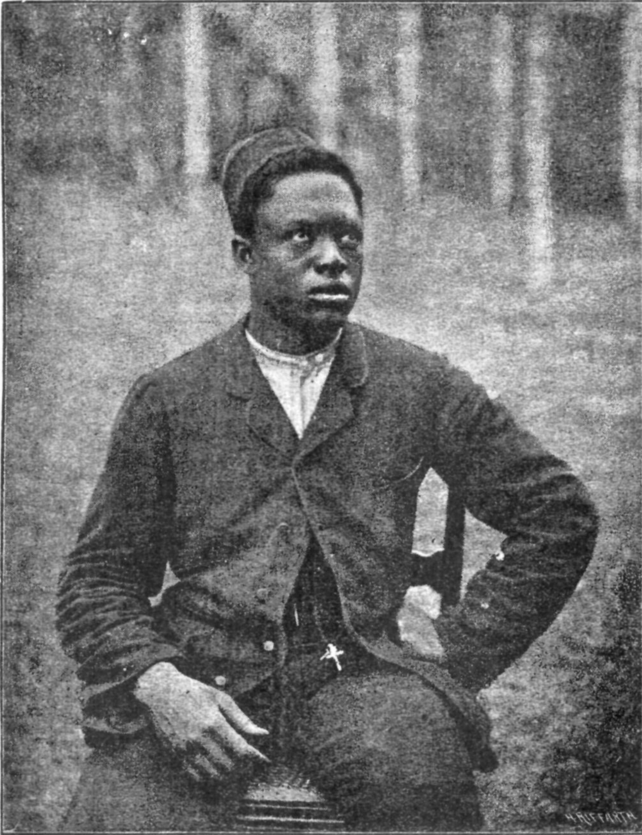
Da man Häute und Rindenzeug zur Kleidung benutzt, ist hier nicht Zeug, sondern Salz und Kaurimuscheln der beste Tauschartikel.

Man hört und sieht bei diesem Volk nichts Wildes, Rohes. Das Benehmen ist durchaus furchtlos und ruhig, und war es dies wohl, und das sehr gefürchtete Pfeilgift der Wabujwe, was meine Wakussu zu einem höchst anständigen Benehmen den Eingeborenen gegenüber veranlaßte.

Auf der Grenze zwischen Malungo und Ubujwe hatten wir ein Dörfchen passirt, dessen Bewohner Batua sein sollten. Mein schlechter Gesundheitszustand hatte mich verhindert, die äußerlich wenig von den sie umwohnenden unterschiedenen, also wohl schon sehr vermischten Urbewohner oder Buschmänner Centralafrika's näher zu betrachten. Mir scheint, daß die Wabujwe auch viel mit Batua vermischt sind. Ihre kleine Statur, ihr ganz besonders angenehmes, mildes Wesen, das ich im Jahre 1885 bei ganz reinen Batua als besonders charakteristisch kennen lernte, die große Zahl von Batuadörfern in dem benachbarten Lande Goma, die Art der Kleidung, Kenntniß

des furchtbaren Pfeilgiftes und die große Jagdgewandtheit der Wabujwe geben mir Anhaltspunkte zu dieser Vermuthung.

Wenn wir ein Dorf durchzogen, standen die Eingeborenen bewaffnet, aber ruhig und bescheiden dicht am Wege. Als einmal



Mein Diener Sankurru, 5 Jahre später (s. S. 218).

ein Träger gegen ein Haus abschwenkte, nur um sich ein Blatt Tabak abzubrechen, nahm ihn ein alter Eingeborener ganz ruhig bei dem Arme und führte ihn in die Marschreihe zurück, ohne ein Wort zu sagen. Es heißt, hier würde selbst in Gegenwart der Araber nicht geplündert, denn früher hätten dieselben viele Leute durch das schnell wirkende Pfeilgift verloren.

14*

Daß die Wabujwe nicht ohne kriegerischen Sinn sind, bewies mir ein Schildtanz, den sie öfters auf Verlangen aufführten. Der Tänzer zieht in fortwährend trippelnder Bewegung bald die Beine an und fährt dann mit dem Schild nach oben, bald duckt er den Kopf und deckt dann die unteren Körpertheile, so daß man stets nur auf einen ganz kurzen Moment einen kleinen Theil des Körpers sieht [1]).

Noch einmal versuchte ich mich einen Tag weiter zu schleppen, kam jedoch nach einem schweren Marsche durch hohes, trockenes Gras und bei furchtbarer Hitze so erschöpft und mit einem Fieber in Mabunga an, daß ich sehr krank und schwach mich niederlegen mußte.

Am 5. war ich unfähig, mich zu erheben. Ich warf viel Blut aus, litt an starkem Herzflattern und Kreuzschmerzen, und gegen Abend stellte sich ein brennender Durst ein, den ich trotz fortwährenden Wassertrinkens kaum zu löschen vermochte. Nach anhaltendem Erbrechen wurde mein Zustand etwas besser, und ließ ich mich am 6. bis zum Luikabach tragen, wo Millionen von kleinen Bienen ohne Stachel, die einen stark aromatischen Honig haben und mit verzweifelter Consequenz trotz unablässigen Abwehrens in Augen, Ohren und Nase fliegen, den Aufenthalt verleideten.

Ich lebte schon seit 4 Tagen nur von Reiswasser und fühlte mich etwas besser, wenn auch sehr schwach.

Am Morgen des 7. hatten wir nur 8° C., so daß ich bei meiner Schwäche vor Frost zitterte.

Die Gegend ähnelte mit ihrem unterbrochenen lichten Hochwalde Minungo an der Westküste. Das Land ist flach und wildreich, welch' letzteres ich aber bei meinem Zustande nicht ausnutzen konnte. Viele wilde Fruchtbäume, die Fächerpalme und die wilde Dattelpalme begleiten uns bis zum Luwumbaflüßchen, das 25 m tief senkrecht in plötzlich wieder auftretenden rothfarbigen Sandstein eingeschnitten ist.

Spuren zeigen, daß Flußpferde ab und zu vom Luama bis hierher aufsteigen.

---

[1]) Auch diese friedlichen und energischen Eingeborenen fand ich im Jahre 1886 mit Ausnahme eines Dorfes von der Handelsstraße der Araber verschwunden.



Das Wasser des Luwumba ist gelb und führt so viele Glimmerblättchen, daß es im Sonnenschein wie voller Gold gleißt und glänzt.

Am 9. fühlte ich mich schon besser; ein ausgesprochener Abscheu vor dem Tabakrauchen brachte mich auf die Idee, daß meine Krankheit wohl eine Nicotinvergiftung gewesen sei, da die Symptome Anzeichen hierfür waren. Ich hatte von dem schweren Tabak aus Nyangwe aus meiner großen deutschen Pfeife fast den ganzen Tag über geraucht.

In Ubujwe brennt man die Gräser aus Jagdzwecken allmählich, streckenweise, und zwar später als in Manyema, und fand daher auch Stanley zu dieser Zeit hier Alles schwarz, steril und öde, während Manyema schon in dem saftig grünen Kleide der jungen Gräser steckte.

Ich schoß eine Schirrantilope, welche eben erst verheilte furchtbare Narben auf Kopf, Hals und Rücken trug, scheinbar kürzlich erst einem Leoparden oder Lux entgangen war; vielleicht hatte sie sich von demselben, unter einem Ast durchrennend, durch Abstreifen befreit.

Die mächtigen Bergzüge von Goma, deren östliche Abhänge zum Tanganjika-See abfallen, zur Linken lassend, zogen wir stets in südöstlicher Richtung, und dicht an dem über Felsen tobenden Lugumba entlang, bis zu den Dörfern der Bena-Mulolwa. Eine besonders in's Auge fallende Erhebung wird als „die Mutter" des nach Norden fließenden Luwumba und des nach Südosten zum See eilenden Lugumbaflusses gezeigt.

20 m tief, fast senkrecht eingeschnitten, stürzt sich hier der Luwumba wie durch einen Laubtunnel im tiefen Schatten der die Uferhänge krönenden Bäume, deren Kronen sich zu dichter Wölbung vereinen, dahin. Lianen und epheuartige Schlinggewächse zieren die schroffen Felsenufer. Bald brausen die heftigen Wasser in eine Höhle und gurgeln im Strudel wieder heraus, bald fällt die ganze Wassermasse einige Meter tief in einen mit weißem Schaume gefüllten Kessel, Alles ringsum mit einem staubartigen Sprühregen befeuchtend, und kleine Bäche fallen in kühnen Bogen, die senkrechten Wände überspringend, in tief ausgehöhlte, glatte Becken.

Einige meiner Leute hatten sich einem Treibjagen, das die Bena-Mulolwa mit Hilfe des Grasbrennens arrangirt hatten, angeschlossen. Plötzlich kam Humba in's Lager gerannt und meldete

mir, daß er einen Eingeborenen niedergeschossen habe. Er hatte, auf Wild wartend, mit 10 Eingeborenen im Walde gestanden, als dieselben sich über ihn geworfen, ihm das Gewehr mit Stößen und Fußtritten entrissen hatten und geflohen waren. Der unweit von ihm stehende Joaquim war ihm zu Hilfe geeilt, Humba hatte ihm das geladene Gewehr entrissen und forderte die auf eine kurze Entfernung stehen gebliebenen Räuber auf, das Gewehr zurückzugeben, da sie ja den Mechanismus des Chassepotgewehres doch nicht kennten. Die Mulolwa antworteten indeß mit Pfeilschüssen, und legte Humba nunmehr an und feuerte unter sie. Er hatte einem Manne beide Kniee zerschmettert, die übrigen Räuber waren mit dem Gewehr entflohen. Mit fünf Mann und Humba lief ich sofort zu Stelle und traf die Mulolwa, die unterdessen den Verwundeten fortgeschafft oder versteckt hatten, am Ort der That. Ich sandte einen mir von dem Küstenhändler Kabunda überlassenen sprachkundigen Führer und meinen alten Kawuansa vor, um von den Dieben das Gewehr zurückzufordern, sah jedoch, wie Kawuansa einen Hagel von Pfeilen mit einem Schuß beantwortete, der wieder einen der Räuber verwundete. Die Mulolwa hielten sich nun immer in einem Abstand von 200 Schritten vor uns; Schüsse von unserer Seite, wie Pfeile von drüben thaten weiter keinen Schaden, und ich wollte auf diese für meine Büchse sichere Entfernung noch nicht schießen, da ich hoffte, die Angelegenheit ohne weiteres Blutvergießen zu erledigen. Ich ließ daher von der nutzlosen Jagd ab, begab mich nach der zum Dorfe der Mulolwa führenden Hängebrücke, die die steilen Ufer der tiefen Luwumbaschlucht verband, fand aber den jenseitigen Ausgang der schwindelnden Brücke schon im Halbkreise von Bewaffneten besetzt. Mein gewandter Führer begann jetzt in lebhafter Rede den Leuten ihr Unrecht und meine Freundschaft mit den Arabern auseinanderzusetzen, erreichte aber Nichts, da sich unsere Vis-à-vis in der für die schlechten Gewehre meiner Wakussu als ungefährlich gekannten Entfernung von 150 m für sicher hielten. Dem behäbigen, auf einen langen Speer gelehnten Häuptling, der drüben die Unterhandlung führte, ließ ich zurufen, ich wolle Niemand tödten, ihnen aber zeigen, daß ich dies wohl könne und thun würde, wenn sie nicht mein geraubtes Eigenthum, das noch dazu für sie ja nutzlos sei, da sie keine Munition dazu hätten, zurückgeben würden. Ich legte an, ohne daß der Ungläubige sich nur rührte. Ich schoß die

Kugel ca. 1 m über dem Kopf desselben in einen Baumstamm, an dem er stand. Gleichzeitig mit dem Klatschen des einschlagenden Geschosses sank der Erschreckte in die Kniee, so daß ich schon besorgt war, zu kurz geschossen zu haben. Im nächsten Moment nahm er gute Deckung. Es war jetzt kaum noch Büchsenlicht, und da von drüben gerufen wurde, man wolle mir morgen das Gewehr zurückgeben, denn die Leute, die es geraubt hätten, seien noch nicht da, und ich auch besorgt war, in's Lager zu kommen, nahm ich das Versprechen an.

Bis tief in die Nacht hinein erklangen die Signaltrommeln und wurden von mehreren Seiten von fern her beantwortet, so daß meine aufgeregten Wakussu wohl kaum zum Schlaf kamen. Noch während der Nacht ließ ich Alles, auch mein Zelt, zum Abmarsch fertig machen und vertheilte Munition.

Ich hätte jetzt ganz gern das Gewehr im Stich gelassen, um nicht gegen eine während der Nacht angewachsene größere Macht vielleicht noch mehr zu verlieren, durfte aber nicht nachgeben, wenn ich nicht die dann dreist gewordenen leichtfüßigen Eingeborenen während des Marsches auf dem Halse haben wollte.

Das Lager war dicht an der Luwumbaschlucht gelegen und mit einigen Gewehren zu vertheidigen.

Noch vor Erscheinen des ersten Tageslichtes bestimmte ich 8 Mann, mich zu begleiten, während Ngongo, der in der Nacht wohl dreimal erzählt hatte, daß sein Vater hier an demselben Ort im Gefecht einem giftigen Pfeil erlegen sei, mit 6 Gewehren im Lager bleiben sollte. Die Wakussu kamen jetzt und baten, sie wollten auf 2 Gewehre der Bezahlung für die Reise verzichten, wenn ich nur mein Gewehr in den Händen des Häuptlings lassen und weggehen wolle, oder sie wollten versuchen, mein Gewehr von den Mulolwa zurückzukaufen. Die Kriegstrommel sei die halbe Nacht hindurch geschlagen, und wir würden auf unzählige Massen von Feinden stoßen.

Ich war über meine Schritte so im Klaren, daß ich ihre Bitte abschlug, und machte mich mit dem Führer und 8 Mann auf den Weg.

Mit der ersten Dämmerung erreichten wir die Hängebrücke und fanden diese unbesetzt. Die Wakussu fürchteten einen Hinterhalt und baten flehentlich, nicht hinüberzugehen. Ich sandte Humba, den Führer, und Kawuansa auf die andere Seite, selbst

auf dieser Seite mit der Büchse fertig für den Fall, daß drüben ein versteckter Feind sich zeigen sollte. Nachdem sich die Drei jenseits aufgestellt hatten, ließ ich zwei Wakussu, Ngongo's Bruder und Neffen, die ich der Sicherheit wegen bei mir behalten hatte, folgen und ging dann selbst hinüber, indem ich Joaquim Miranda mit den übrigen Wakussu an der Brücke ließ, um diese für alle Fälle offen zu halten.

Nichts regte sich, Alles im Dorfe schien noch im festen Schlafe zu sein. Jetzt feuerte ich einen Schuß ab, und ganz verstört stürzten die Eingeborenen aus den Häusern. Weiber entflohen schreiend, Männer rannten hin und her, während unser Führer ihnen beruhigend zurief, ich käme nur, um zu sehen, wie es mit dem Versprechen stände, noch heute müsse eine Karawane des Arabers Abed vom Tanganjika her hier eintreffen, und deshalb wollte ich wissen, ob Krieg oder Friede sei. Die Ueberraschung hatte die halb schlaftrunkenen Neger völlig übermannt, die geschickte Lüge des Führers über unerwartete Verstärkung meiner kleinen Karawane that wohl auch das Ihrige. Man brachte mein Gewehr noch geladen vorsichtig herbei und übergab es Humba, forderte aber Zahlung für einen Mann, der, gestern verwundet, in der Nacht gestorben sei, und für einen anderen Verwundeten. Ich ließ ihnen sagen, dies sei die Strafe für ihren Raubversuch, und wenn sie Bezahlung wollten, so möchten sie sich diese nur in meinem Lager holen. Dann ging ich, um den sich immer mehr Ansammelnden nicht Zeit zur Erholung von ihrem Schreck zu lassen, zur Brücke zurück und wurde empfangen von dem Freudengeschrei der uns am jenseitigen Ufer Erwartenden, die schon besorgt geworden waren.

In stürmischer Verhandlung, ließen wir die düpirten Mulolwa zurück, nahmen im Lager sofort die Lasten auf, und weg ging's in außergewöhnlich munterem Reiseschritt und in geschlossener Linie. Ich schloß mit meinen drei Westafrikanern. Wohl sahen wir, daß einzelne Leute uns folgten, jedoch schienen die Bena-Mulolwa nicht zu einem Entschluß kommen zu können.

Bei dieser Gelegenheit hatte sich gezeigt, daß Ueberraschung, die den Neger aus dem tiefen Schlafe reißt, besondere Aussicht auf Erfolg hat, eine Thatsache, die den Arabern zum Ueberfall und zur Sklavenjagd wohl bekannt ist, in diesem Falle aber weiteres Blutvergießen vermeidbar machte.

Ich glaube, daß der aus dem Schlafe gestörte Neger mehr Zeit gebraucht zur Ermunterung und vollen Nerventhätigkeit, als der Europäer. Dieser Umstand entspringt wohl aus demselben Grunde, der den Neger zu einer kurz entschlossenen, energischen Körper- oder Geistesproduction nicht so befähigt, als den Europäer. Die plötzliche Gefahr macht den Neger rathlos oder stumpf; zur höchsten Entwickelung geistiger Thätigkeit sind Aufregungen nöthig, wie z. B. Tanz, Trunkenheit, Blutscenen u. s. w. Der schroffe Wechsel vom Zustande tiefster Ruhe im Schlaf zu einer momentanen großen Anforderung überwältigt den Neger geistig völlig.

Das langsamere Wirken des an die Muskulatur übermittelnden Telegraphen-Systems der Nerven machte sich mir bei den Wilden öfters bemerkbar. Ich war mehrfach erstaunt, wie gewaltig muskulöse Neger so schnell und leicht zu überwältigen waren, wie sie fliehend im schnellen Anlaufe schon mit wenigen Sprüngen zu erreichen, wie sie nicht im Stande waren, auch nur ein mittleres Hinderniß im Sprunge zu überwinden. Selbst der Araber, obwohl Sohn derselben Rasse, steht uns hierin weit nach, was sich z. B. beim Schießen zeigt. Schnelle Entscheidung im gegebenen Moment, für den Schützen die Hauptanforderung, ist sicherlich bei den Arabern, denen es an Uebung durchaus nicht fehlt, geringer als bei uns. Es haben allerdings die meisten Araber, die ich im Osten Afrika's kennen lernte, etwas Negerblut.

Ich stehe bei den Arabern im Rufe eines unübertrefflichen Schützen und großer Körperkraft, obgleich ich Europäern gegenüber hierin durchaus nichts Außergewöhnliches leiste.

Anders verhält es sich mit der Ausdauer. Die unglaubliche Widerstandsfähigkeit, die der Körper des Negers fast ohne Schutz den schroff wechselnden Witterungseinflüssen entgegensetzt, habe ich schon bei früherer Gelegenheit besprochen. Die Zähigkeit, von der die Leistungen der Träger zeugen, die durchschnittlich 60 Pfund, an der Westküste oft über 100 Pfund täglich 4 bis 5 Stunden lang durch alle Terrainschwierigkeiten tragen, oder sehr weite Strecken im Dauerlauf zurücklegen, bei ärmlicher, fast nur pflanzlicher Nahrung, ist bewundernswerth.

Weiter durch reichbewässerte, lichtbewaldete Wildniß zogen wir, von den Mulolwa unbehelligt, den reizenden Luwumba aufwärts. Die Gegend ist sehr reich an Büffeln, und marschire ich daher, aufmerksam nach Wild spähend, immer 50 Schritte meiner lautlos

wie eine Indianerhorde auf dem Kriegspfade folgenden kleinen Karawane voraus.

Mein alter Reitstier war schon seit einigen Tagen krank, mein Esel hatte sich bei einer schwierigen Bachpassage das Bein verletzt, und so mußte ich ungewohnter Weise zu Fuße gehen.

Bei der schon um 8 Uhr beginnenden sengenden Hitze der wolkenlosen Trockenzeit war uns die köstlich saure Frucht des Amomum eine große Erfrischung. Auch eine faustgroße Baumfrucht mit harter gelber Schale und vielen Körnern, die von faserigem, braunem, säuerlich-süßem Fleische umgeben sind, wurde viel gegessen, hatte aber nach Eintreffen im Lagerplatz ein allgemeines Erbrechen zur Folge. Es war die Frucht eines Strychnus gewesen, und mein kleiner Sankurru hatte schon vorher vor übermäßigem Genuß gewarnt.

Es war auffallend, wie unterrichtet dieser kaum 11 Jahre alte Knabe von der ihn umgebenden Natur war. Er kannte jeden Baum nach seiner Holzart oder Rinde als zu Bogen, Holztrommeln, anderen Musikinstrumenten, Farben, Heilmitteln oder Giften brauchbar. Von ihm lernte ich die weit ringsum einen Zwiebelgeruch verbreitende Schale eines mächtigen Urwaldbaumes kennen, die durch Kochen mit Fleisch dem Gericht einen der Zwiebel entsprechenden Geschmack gibt, sowie Oelfrüchte im Urwald, die außerordentlich einer Muskatnuß gleichen und durchschnitten, in der Hand gepreßt, ein dickflüssiges, wasserklares Oel geben, auch eine Frucht, deren Schale dem animalischen Elfenbein außerordentlich ähnelt, und viele schädliche, giftige oder eßbare und heilkräftige Früchte, Wurzeln, Blätter, Rinden oder Pilze. Er kannte genau alle schädlichen Insecten, die Wirkung der Stiche oder Bisse und gute Mittel gegen sie, und irrte sich nur in der Giftigkeit einiger Schlangen. Kurz, ich habe nie wieder bei einem Neger derartige Kenntniß so vieler Hilfsmittel aus der Flora und Fauna bewundert, und trug seine Kenntniß, die auch von allen Trägern anerkannt wurde, nicht wenig zur Abwechslung meiner Speisekarte bei.

Selbst am Himmel wußte er Bescheid. Er kannte und bezeichnete mehrfach erprobt genau verschiedene Sternbilder, z. B. die drei Gürtelsterne des Orion als der Reihe nach „Wild, Hund und Jäger“, andere Zwiegestirne als Mann und Frau, einen großen und benachbarten kleinen als Vater und Kind, u. s. w.

Da der Büffel bei heißem Tage meist in sumpfigen Urwald-dschungeln liegt, war mein stetes Pürschen nicht von Erfolg begleitet, bis ich endlich drei derselben, die, viel höher als die früher gesehenen, mich überzeugten, daß ich hier den Bos kaffer vor mir hatte, antraf. Schon auf 200 Schritte mußte ich schießen. Ein Stück brach zusammen, nahm sich wieder auf, folgte den beiden anderen in schwerem Galopp, stürzte bei der Passage eines trockenen Baches abermals und verschwand dann in einem Uferdickicht, nachdem ich ihm noch ein Geschoß auf's Blatt gefeuert hatte. Wo das gewaltige Thier gestürzt war, war der Boden mit Schweiß bedeckt; trotzdem gab ich die Verfolgung in das kaum durchdringliche Dickicht auf und verbot auch meinen fleischgierigen Leuten zu folgen, da der Jäger, der einen kranken Büffel auftreibt, an Stellen, an denen er von der Büchse nicht freien Gebrauch machen kann, meist verloren ist.

Mein armer Reitstier war so krank, daß er sich kaum noch vorwärts schleppen konnte; der Esel vom Famba erwies sich als ein Danaergeschenk. Wenn er eine Stunde geritten war, legte er sich nieder, und Nichts konnte ihn wieder auf die Beine bringen, so lange ich in seiner Nähe war.

Seit vier Tagen haben wir keine Lebensmittel kaufen können, da wir nach dem Verlassen der diebischen Bena-Mulolwa durch unbevölkerte Wildniß marschiren. Gebleichte Schädel und Menschenknochen bezeichnen den Weg, auf dem die Sklavenkarawanen zum Tanganjika getrieben werden, und von denen Mancher, von Hunger erschöpft, hier sein Leben beschloß.

Am 14. trafen wir wieder einige Dörfer, und zwar gemischte Bevölkerung von Waguhha und Baluba, hier Waluba oder Waruwa. Meine Westafrikaner fanden viele Sprachähnlichkeit dieser mit ihren westlichen Verwandten; jedoch war äußerlich Vieles von den Wabujwe angenommen. Diese Baluba sind die nordöstlichsten Ausläufer des am Kassai beginnenden und sich südlich meiner Route entlang streckenden mächtigen Balubastammes.

Schon öfter hatte ich in letzter Zeit gesehen, daß sich die Eingeborenen lange Zeit mit den Fingern die Nase zuhielten; heute kaufte ich einen hölzernen Nasenklemmer, ein gespaltenes Stückchen Holz mit geschnitztem Griff, dessen zwei Spaltstücke die Nasenflügel zudrücken. Man laugt Tabak in etwas Wasser so lange aus, bis

dasselbe schwarz wird, zieht es dann in die Nase auf und schließt diese für 2 bis 5 Minuten; eine neue Art des Schnupfens.

Nachts wurden wir häufig durch das widerwärtige Geheul von Hyänen und das wie aus einer rauhen Kehle dringende „Eau“ des Leoparden gestört.

Nach zweitägigem Warten kamen meine mit dem kranken Reitstiere zurückgebliebenen Leute mit der Nachricht an, daß das Thier gefallen sei. Anschwellen des Maules und fortwährendes Auslaufen von Geifer bei rapider Abmagerung waren die Krankheitssymptome gewesen, und große schwarze Büffelbremsen, die in großer Anzahl das Thier in den Wäldern südlich von Ubujwe beunruhigt hatten, waren die wahrscheinliche Ursache.

Von der Tsetsefliege, die ich kenne, habe ich nie in Afrika etwas bemerkt, und glaube ich nicht, daß mein Weg bis zur Ostküste von diesem schädlichen Insect gekreuzt wird. Auf späteren Reisen wurde mir die Beobachtung mitgetheilt, daß diese Fliege sehr local sei, d. h. nur in bestimmten Grenzen beobachtet werde.

Frisches Büffelfleisch wurde uns angeboten, und verlangten meine Wakussu von den Eingeborenen die Auslieferung des Wildes, da es von dem von mir angeschossenen und verendeten Büffel sei, was wahrscheinlich war, von mir aber abgewiesen wurde, da Beweise fehlten.

Am 17. bogen wir nach Osten ab, überstiegen einen bedeutenden Bergrücken, den südlichen Ausläufer der Gebirge von Goma, und lagerten im Walde.

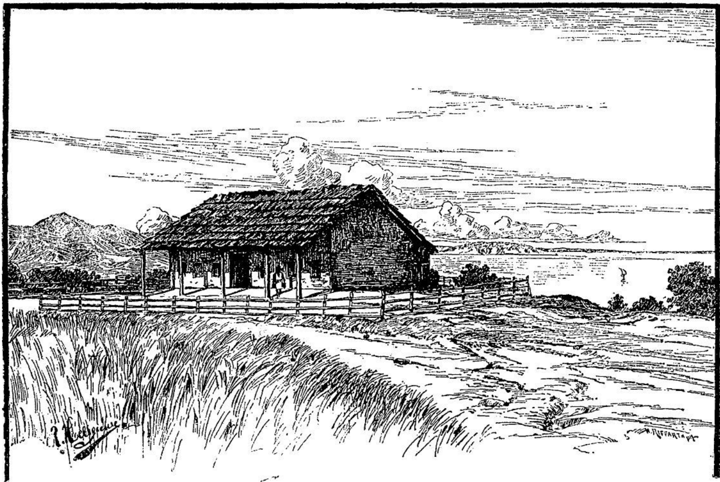
Eine Karawane von Waniamwesileuten des Königs Mirambo begegnete uns, auf dem Wege nach Nyangwe begriffen, um dort von den Arabern Elfenbein zu kaufen.

Ich sandte Humba jetzt voraus mit einem Briefe an den Engländer, der ein Haus am diesseitigen Ufer des Tanganjika haben sollte, in dem ich mich anmeldete und um Unterstützung bat, da meine Waaren völlig erschöpft waren. Am nächsten Morgen machten wir Toilette, so gut es unsere Verhältnisse erlaubten, denn wir sollten heute einen Weißen finden. Von dem Gipfel einer Kuppe, die schroff nach Süden abfällt, hatten wir durch einen Windbruch eine prächtige Fernsicht nach Süden. Der große See lag vor uns, seine blaue Fläche verschmolz am Horizont mit dem Himmelsgewölbe. Ich hatte einen Vorgeschmack des ersehnten Wiedersehens des Meeres. Meine Wakussu jubelten

über die Nähe ihres Reisezieles, und meine Westafrikaner verharrten im Ausdruck des Erstaunens über ein solch' großes Wasser und erkundigten sich ängstlich, ob wir den See mit Kanoes passiren könnten.

Wir stiegen hinab in das sumpfige Thal des Lugumba, dessen Quelle dicht bei der des uns so lange begleitenden Luwumba liegt, und begannen die Passage des mehr einer treibenden Lagune als einem Flüßchen ähnelnden Gewässers. Eine halbe Stunde lang verschwand die ganze Karawane im hohen Schilf und Mariankagras. Bis zu den Hüften, ja bis zu den Schultern im Wasser watend, wurde alle auf unser Aeußeres verwandte Mühe vernichtet. Am anderen Ufer übergab mir ein Bote, ein in ein reines weißes Hemd gekleideter Mann aus Zanzibar, der einen schönen Maskatesel mit ganz neuem Sattel führte, einen Brief, in dem mich der auf der Missionsstation am Tanganjika wohnende Mr. Griffith freundlichst willkommen hieß. Ich schwang mich in den Sattel, und in elastischem Gange trug mich das feurige Thier den steilen Hang des schroffen Küstengebirges hinauf bis zu einem von Bananenbäumen umgebenen, rein gehaltenen Platze vor dem zierlich gebauten Hause der Station „Plymouth-Rock“.

Mr. Griffith, ein Missionar aus Wales gebürtig, ein untersetzter Mann mit rothem Haar und Bart, die mir besonders in's Auge fielen, und freundlichen blauen Augen, trat aus dem Haus und schüttelte mir zu herzlichem Willkommen die Hand. Er war, Pogge ausgenommen, der erste Europäer, den ich seit Jahresfrist sah.



Missionsstation Plymouth-Rock.

Elftes Kapitel.

Der Tanganjika-See.



Die Missionsstation liegt auf einer weite Umsicht erlaubenden Höhe, die sich nach dem Gestade des Sees und nach der Niederung des Lugumba steil hinabsenkt. Ein aus Lehm gebautes Haus mit Veranda, drei Räume enthaltend, deren einer für mich bestimmt war, und einige abseits stehende Dienerhütten bildeten den am weitesten nach Osten vorgeschobenen Posten europäischer Mission.

Dem frischen Wind von Osten ausgesetzt, erhaben über das Bereich der Moskitos, gewährt der 176 m über dem Spiegel des Sees gelegene Punkt eine wunderbare Aussicht. Nach Norden fallen die schroffen, bewaldeten Hänge von Goma in den blauen Wasserspiegel; kleine Inseln und Vorgebirge, von einem Rahmen weißschäumender Brandung eingefaßt, fesseln den Blick. Nach Osten breitet sich der mächtige Spiegel des Tanganjika aus, begrenzt durch die in weiter Ferne sichtbaren Vorgebirge von Kabogo und Kungwe, und nach Süden greift die Lukugabucht in's Land,

umrahmt von weißschimmernden Sanddünen oder steilen Felsabstürzen.

Die Landschaft hier heißt Uguhha, deren nördliche Nachbarn die mit vielen Batua vermischten Wagoma sind, und denen sich westlich Baluba, südlich Warungu anschließen.

Trotz der hohen Lage scheint die Niederlassung nicht gesund zu sein. Zwei Gräber von Europäern, deren eines einen erst vor Kurzem Herrn Griffith durch das Fieber entrissenen Gefährten birgt, und viele Fieber, die mein Wirth selbst durchzumachen hatte, sprachen dafür.

Auf Griffith's Rath sandte ich Humba mit einem Mann von hier hinüber nach Udjiji, um Waaren zur Bezahlung meiner Wakussu und eine Segeldauw zum Passiren des Sees von den Arabern zu holen.

Nach einigen Tagen der Ruhe, die von kleinen Ausflügen zu dem mit Muscheln bedeckten Gestade und in die wildreichen Berge ausgefüllt wurden, beschloß ich, den Lukuga, die interessanteste Stelle, den jungen Abfluß des Sees, zu besuchen, und brach zu diesem Zweck am Abend des 21. in einem Boot mit vier Waguhha, zweien meiner Leute und einem Mann von der Mission auf. Unter den mächtigen Abstürzen der Küstenberge ruderten wir nach Süden, dicht dem Ufer folgend. Bald bot die vom Monde hell beleuchtete Landschaft ein herrliches Bild. Wie ein sprühendes Silberband wand sich die Brandung an dem felsigen, zackigen Ufer entlang oder schmückte ein finster emporragendes Riff. Das tausendfach in den Wellen gebrochene strahlende Bild des Mondes zog sich wie eine goldene Straße über den Spiegel des Sees, und hoch oben in den Bergen leuchtete ein roth glühender Streifen, den Windungen des Terrains folgend, ein weiter eilender Savannenbrand.

Mit elastischen Bewegungen trieben meine federgeschmückten, braunen Waguhha das Boot durch die Fluthen. Am Steuer hockte in buntem Turban ein Mann aus Zanzibar. Ich lag, die frische Abendkühle und die in prächtigen Farben glühende Aussicht genießend, im leicht schaukelnden Boot und dachte an das Meer, die ersehnte Straße zur Heimath, an das Ende der Mühen und Arbeiten, an mein Vaterland und meinen alten Freund Pogge.

Selten sind derartige Gedanken weicher Stimmung in diesem wilden Lande. Am Tage hat man zu sorgen, zu schaffen und zu

ringen, und der Abend beschäftigt den Geist mit den Aussichten für den nächsten Tag, bis der Schlaf sein Recht fordert. Es ist auch gut, daß man nicht Zeit zum Grübeln hat; weiche Stimmung macht weniger elastisch gegen Anstrengungen und begünstigt nach meiner Erfahrung das Malariafieber. Eine stete Anregung der Nerven, verbunden mit Erfolg, ist mir stets das beste Mittel gegen Fieber gewesen. Unthätigkeit, Trauer oder Trübsinn verringern die Widerstandsfähigkeit gegen klimatische Einflüsse.

Nachts um 2 Uhr meinten die Wakussu, wir seien in der Nähe des Lukuga angekommen und dürften jetzt nicht weiter, da wir sonst in den Strom gerissen werden und, bei Dunkelheit vielleicht gegen einen Stamm geschleudert, das Boot verlieren könnten. Wir näherten uns der brausenden Brandung; ehe wir's vermutheten, stieß das Boot auf, wurde von der nächsten Welle vorwärts geworfen und wir alle von überschlagenden Wellen gebadet. Wir sprangen in's Wasser, zogen das Boot an Land und machten ein Feuer an, um uns zu trocknen, was meinen fast nackten Begleitern schneller gelang als mir, jedoch schlief auch ich auf dem weichen Ufergestade gut bis zum nächsten Morgen. Als das Tageslicht angebrochen war, sahen wir, daß wir noch ein tüchtiges Stück vom Lukuga entfernt waren.

Meine Waguhha ließ ich bei dem Boote und marschirte auf dem sandigen Ufer an den dicht bevölkerten Niederlassungen der Ma-Moni entlang.

Möven, Wildgänse und Schildraben beleben die 500 m breite, weiße Düne, die stellenweise mit der Ranke eines Milchsaft enthaltenden hellgrünen Kriechers netzartig bedeckt war. Baumsavannen mit vereinzelten Palmen begrenzten das Strandgebiet.

Um 9 Uhr 20 Min. passirten wir noch einen mit klarem Wasser zum See rieselnden Bach, und 15 Min. später standen wir vor dem imponirenden Lukuga. Kein Creek, wie bei Cameron, kein seichter, versumpfter Abzug, wie zu Stanley's Zeiten, sondern ein Abfluß, der mit gewaltiger Strömung große Wassermassen der Lebensader des äquatorialen Afrika's, dem Lualaba, zuführt.

Die Papyrusdickichte, die diesen Winkel der Bucht früher verschlossen hatten, waren weggerissen. Nur einige aus dem Wasser ragende Baumstämme deuteten an, daß hier nicht immer ein Strom gewesen war.

Fischerhütten zu beiden Seiten der Ausmündung ließen vermuthen, daß hier eine wichtige Stelle für lohnenden Fischfang ist.

Der Fluß tobt direct auf eine Felswand aus grobkörnigem, rothem Sandstein zu. Doch konnte er unmöglich das Werk des Abspülens dieses Felsens in der kurzen Zeit von 5 Jahren vollbracht haben, vielmehr mußte schon früher seine Kraft darauf gewirkt haben. Von der Steinwand abgelenkt biegt der Fluß nach Süden, seinen Weg um eine von dem Dorfe der Ma-Manda gekrönte Kuppe suchend.

Ganz außergewöhnlich ist der Fischreichthum des Lukuga. Einige der kleinen plumpen Kanoes waren halb angefüllt von der Beute einer Nacht. In einem derselben ließ ich 235 Fische, keinen unter 15 cm zählen. Auffallend war, daß die Leute einige Arten als vom Lualaba kommend bezeichneten. Lag dies daran, daß sich dieselben nur in fließendem Wasser aufhalten, also nicht in den See gehen, oder war der Tanganjika so lange vom Lualaba abgeschlossen gewesen, daß sich unterdeß die Arten geändert hatten, denn daß schon früher eine Verbindung bestanden hatte, werde ich weiter unten nachweisen.

Für große Fische wurde ein Schleppnetz, für kleinere nur eine Art Käscher benutzt.

Die Sandbank, die Stanley vor der Mündung des Lukuga fand, ist so abgeschwemmt, daß man sie nicht mehr sieht. Nur durch eine Brandung, die bei östlichen und südöstlichen Winden vor der Ausmündung des Flusses steht, ist sie noch angedeutet.

Wir übernachteten in dem Dörfchen der Ma-Manda, die ihre Balubaabstammung an vielen mir bekannten Merkmalen zeigten. Der Ausdruck des Erstaunens, mit dem wir empfangen wurden, war dasselbe „Bakelenge, Bakelenge!“ unserer westlichen Baluba, der Baschilange. Die Form der Hütten mit ihrem Ausbaue an den Thüren ähnelte denen des Westens ebenfalls. Die Tätowirung der Weiber auf Bauch und Rücken, Aufschichtung von Brennholz inmitten des Dorfes auf der Kiota, das ceremonielle Wesen, Alles war uns schon bekannt. Bemerkenswerth war die Haartracht, die der der westlichen Tupende gleicht. Thon- und Holzarbeiten waren zierlich und geschmackvoll ausgeführt.

Der Lukuga bildete unser Hauptgespräch mit den freundlichen Eingeborenen. Bis vor wenigen Jahren habe man noch das Gewässer bis an die Knöchel im Wasser durchwaten können, und noch

vorher habe da, wo jetzt der große Fluß sei, ein Dorf gestanden, und der Lukuga habe erst weiter westlich angefangen. Daß schon früher einmal der Fluß wie heute existirt habe, wußte Niemand, wohl aber, daß, nachdem der Tanganjika angefangen habe überzulaufen und den großen Fluß zu bilden, den wir jetzt sehen, der See schon wieder etwas gefallen sei.

Am nächsten Tage lieh ich mir ein größeres Kanoe und vollzog die durch die starke Strömung äußerst schwierig gemachten Messungen. Zwischen der Einmündung und der vorher erwähnten Felswand fand ich bei 145 m Breite und 4 m durchschnittlicher Tiefe eine Stromgeschwindigkeit von 1 m in der Secunde. Das Bett des Flusses war rund und glatt, am Boden mit starkem Kiesgeröll bedeckt, und nach dem Ufer zu bestand es aus Sand. Dieses offenbar sehr alte, scharf markirte Flußbett, die abgewaschene Sandsteinwand vor mir, die weiten Sanddünen und schon jetzt über den Wasserspiegel ragenden alten Auswaschungen der Felsufer waren nicht das Werk weniger Jahre, innerhalb welcher der Lukugacreek in den Lukugafluß gewandelt ist. Es mußte also der Abfluß früher schon, und zwar sehr lange Zeit oder periodisch bestanden haben. Erstere Annahme würde durch vulcanische Vorgänge, deren sich die Araber noch entsinnen können, erklärlich sein, indem am See oder im Bett desselben Nachstürze und dadurch Fallen des Wasserspiegels stattgefunden hätten. Hierdurch würde dann der Lukuga für die Zeit, die das allmähliche Steigen des Sees bis zur jetzigen Höhe gedauert hätte, seiner Function enthoben gewesen sein, trocken gelegen haben und durch Winde mit Sand, durch die in ihn mündenden Bäche mit Geröll und Pflanzenresten ausgefüllt worden sein. Als dann die Wassermasse des Sees, deren Zufluß bedeutender ist, als die Verdunstung, bis zur Höhe des Ueberlaufens gestiegen ist, hat sie sich ihr früheres Bett abermals geöffnet.

Für die periodische Function des Lukuga als Abfluß spricht eine andere Erklärung, die noch wahrscheinlicher ist, weil der See seit der Oeffnung des Lukuga wieder regelmäßig im Fallen begriffen ist, eine Beobachtung, die ich 4 Jahre später machte. Hiernach würde der Abfluß des Sees in Folge starken Gefälles stärker sein, als die Zuführung von Wasser, abgesehen von der Verdunstung. Der Spiegel des Tanganjika müßte daher regelmäßig, je nachdem die Regenzeiten regelmäßig sind, fallen. Es würde dann mit der

Zeit so weit kommen, daß die Wasser einer Regenzeit nur noch als ganz flache Riesel den Lukuga offen halten; in der auf diese Periode folgenden Trockenzeit aber würde der Wasserspiegel tiefer sinken, als die Sohle des Lukuga, dieser also trocken sein. Wehender Dünensand und durch Bäche zugeschwemmte Theile würden das trockene Bett schneller ausfüllen, als die in der nächsten Regenzeit zukommenden Wasser den Stand des Sees erhöhen. Wenn dann der nun ohne Abfluß stets wachsende See wieder bis zum Ueberlaufen gestiegen wäre, würde er den Lukuga wieder öffnen und so fort.

Wie viel Zeit eine solche Periode in Anspruch nimmt, würde leicht durch Controliren der durchschnittlichen Aenderung des Wasserstandes zu bestimmen sein. Daß sich natürlich bei diesen Vorgängen die Ufer in ihren Contouren fortwährend ändern werden, eine später für die Schifffahrt und den Anbau an den Ufern unvortheilhafte Thatsache, ist ersichtlich. Durch Anlegen einer Schleuse am Ausfluß, deren Bau scheinbar Nichts im Wege steht, würde man im Stande sein, stets so viel Wasser abzulassen, als der Zufluß, weniger Verdunstung, beträgt, d. h. man würde den Spiegel des Sees immer auf demselben Pegelstande halten können.

Am zweiten Tage meiner Anwesenheit an diesem interessanten Fleck ging ich am rechten Ufer abwärts und passirte viele Quellen und Bäche. Diese also bilden die Quellen des Lukuga, so lange derselbe nicht Abfluß des Sees ist, und so erklärt es sich, daß die Eingeborenen sagen, daß weiter westlich der Lukuga immer, wenn auch früher viel geringer, existirt habe.

Ich schoß zum großen Staunen der mich begleitenden Ma-Manda ein Flußpferd, das tödtlich getroffen zeichnete. Da es jedoch zu dunkel war, konnte ich nicht auf das Hochtreiben warten und mußte die Beute meinen redseligen Freunden als Belohnung für ihre gefällige Auskunft überlassen.

Am 24. kehrte ich mit meinen drei Leuten nach der Stelle zurück, an der ich das Boot hatte liegen lassen, um zu Wasser heimzukehren. Es stand jedoch von Südosten eine derartige Dünung, daß die Waguhha sich weigerten, auf den See zu gehen, und setzte ich daher meinen Marsch zu Lande fort.

Eine 3 m hohe Sanddüne trennte auf lange Strecken den

See von einer Lagune, der Heimath vieler Flußpferde[1]). Wir passirten die Lugumbamündung mit viel Schilf und Mariankagras und stiegen steil zur Station hinauf, wo mich mein Wirth freundlich bewillkommnete.

Am Abend desselben Tages ging ich nach eingetretener Dunkelheit nach einem dicht am Hause gelegenen kleinen Schuppen, dessen Thür etwas geöffnet war. Als ich die Thür berührte, sprang mit weiten Sätzen ein Thier heraus einige Meter in's hohe Gras und hielt dort. Ich ergriff ein Stück Holz und warf es in der Richtung, wo ich das Thier vermuthete. Das kurze Knurren eines Leoparden antwortete zu meinem nicht geringen Erstaunen. Auf meine Rufe eilte Herr Griffith mit unseren Gewehren herbei, und wir versuchten zu Schuß zu kommen. Stets nur wenige Meter vor uns sprang der Leopard, dessen Spur am anderen Tage erkenntlich war, auf, und wurde immer wieder kurze Strecken flüchtig, so daß wir wegen hohen Grases und Dunkelheit die Jagd aufgeben mußten.

Einige Tage später wurde vor der geöffneten Thür des Wohnhauses, aus der der Schein der Lampe in's Freie drang, ein Leopard laut, und viele Spuren um den wohl verwahrten Ziegenstall zeigten, daß dieser schlimme Räuber hier nicht selten ist. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß das Wild so außerordentlich scheu war, daß wir trotz öfterer Ausflüge in die an Antilopen reichen Schluchten nur ein Stück zur Strecke liefern konnten.

Die Arten der Antilopen sind immer noch dieselben, Riedbock, Schirr-, Zwerg- und Pferdeantilope am häufigsten. Ueberhaupt hat sich von der Westküste bis hierher kaum Wichtiges in der Fauna geändert, außer dem Auftreten des Bos kaffer in Manyema, der im Westen durch den Bos brachyceros vertreten ist.

Die wichtigste zoologische Grenze ist in diesen Breiten, wie ich später sah, der Tanganjika.

Alle Antilopen äugen mit ihren schönen, großen Lichtern sehr scharf, und beruhigen sich, einmal mißtrauisch, so schwer, daß der Jäger, der nicht ungesehen zu Schuß kommt, die Jagd ruhig aufgeben kann. Die größte Geduld des Menschen erreicht nicht die

[1]) 1886 war der See schon so weit gefallen, daß diese Lagune sich zum tieferen Seespiegel abgezogen hatte.

des Leoparden im Anschleichen, und daher stammt die Vorsicht des schönen Wildes. Ebenso, wie unser Wild, das sonst scheu ist, sich im Wagen anpürschen läßt, äugt am Wege stehendes Antilopen-Wild eine dahinziehende Karawane ruhig an und läßt sich sehr nahe kommen, so daß ich mehrfach vom Wege aus zu Schuß kam, besonders, wenn ich vorher abbog und das die weiter ziehenden Leute mit Aufmerksamkeit verfolgende Wild von einer anderen Seite anschlich.

Die Stimme des Löwen haben wir seit Lunda am Tschikapa nicht wieder vernommen.

Wie wenig das hiesige Wild den Knall des Gewehres kennt, beweist folgender Fall.

In Ubujive schoß ich, gut gedeckt, einen starken Bock aus einem Rudel von 20 Antilopen, der unter dem Feuer zusammenbrach. Einen Moment bestürzt, die Ohren schüttelnd über das ungewohnte Geräusch, näherten sich die anderen Thiere behutsam dem verendeten Bocke, bewitterten ihn, traten hart den Boden mit dem scharf behuften Vorderlauf, pfiffen durch die Nase und zeichneten Erstaunen. Ich schoß ein zweites Thier mit demselben Erfolg, nur begannen einige Stücke des Rudels ängstlich hin und her zu traben, ohne jedoch auf den Pulverdampf zu achten. Jetzt gewahrte ein etwas höher stehendes Stück des Rudels eine Bewegung von mir, und in flüchtigen, weiten Sätzen führte es alle übrigen, ihm im Moment folgenden fast 200 m weiter. Hier wurde ein kurzer Halt gemacht, rückwärts gesichert und wieder davongejagt.

Bei derselben Gelegenheit war das Benehmen von zwei Raubvögeln auffallend. Bevor ich zu einem guten Schuß an die Antilopen herankam, mußte ich eine lange Strecke auf dem Bauche kriechen. Zwei Geier schossen hernieder und folgten, kaum 5 m sich über mir hin und her wiegend, meinen Bewegungen. Stets konnte ich ihren Flügelschlag hören, und manchmal strichen sie so dicht über mir dahin, daß ich den Luftdruck spüren konnte. Erst auf meinen Schuß überschlugen sie sich fast vor Schreck, wie mir nachher meine das wunderbare Gebahren von Weitem ansehenden Leute sagten, und schossen davon. Ich denke mir, daß diese Geier schon öfter ihre Mahlzeit dem Erfolge eines Antilopen anschleichenden Leoparden verdanken und die Anwesenheit des Rudels und mein Anschleichen ihnen wieder einen derartigen Ausgang in Aussicht stellte.

Meine Zeit auf der Station ging hin mit astronomischen Beobachtungen und meteorologischen Arbeiten, deren letztere mir wichtige Aufklärungen gaben. Ich hatte mit Ubujive und den westlichen Randgebirgen des Tanganjika die meteorologische Grenze zwischen Ost- und Westafrika passirt. Während bisher von Angola aus die trockenen Winde stets vom Westen, die Winde der Regenzeit mit Haufenwolkenbildung vom Osten kamen, zogen hier die Gewitter stets vom Westen, und nur die trockenen Winde vom Osten her.

Diese Verhältnisse, in Verbindung mit den sich von Süden nach Norden erstreckenden großen Seen Afrika's, bewirken eine scharfe Grenze für die Flora und zum Theil auch in Folge dessen für die Fauna. Später werde ich näher auf diesen Punkt zurückkommen.

Auf einem Ausfluge mit Herrn Griffith in die Berge von Goma gelang es mir, den Schädel eines Soko, eines großen Affen, den andere Reisende Gorilla nannten und dessen Jagd als sehr gefährlich schilderten, zu erlangen. Herr Griffith konnte ein junges Thier erwerben, das ganz dem Chimpansen glich. Herr Professor Hartmann entschied später nach dem Schädel, daß der Affe ein schon von Schweinfurth in Mombuttu beobachteter Chimpanse sei.

Der Soko wird gejagt und gegessen. Sein kurzes, dem Schrecken eines Rehbockes oder Gebell des Hundes ähnelndes Geschrei hörten wir oft des Nachts. Westlich des Lualaba ist dieser Affe nicht bekannt, sondern nur zwischen diesem und dem Tanganjika, und soll er auch südlich von hier nicht mehr vorkommen.

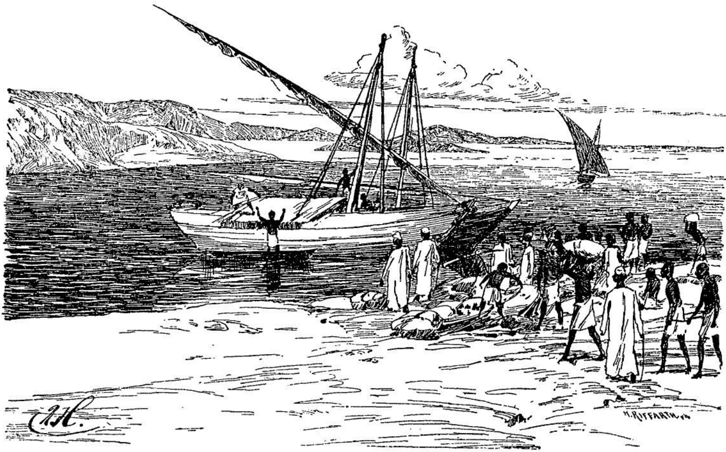
Im Westen sind am meisten Meerkatzen vertreten, deren ich mehrere bei mir hatte, und die weiter östlich bei den Eingeborenen großes Staunen erregten, also jedenfalls dort unbekannt sind. Ueberall in Afrika, wo nackte Felsgebirge auftreten, findet sich der Hundskopfaffe mit seinem ihn stets begleitenden Würger, dem Leoparden.

Das Verbreitungsgebiet des Gorilla ist nur auf ein verhältnißmäßig kleines Bereich mächtiger Urwälder an der Westküste nördlich des Aequators beschränkt.

Die frischen Fährten zahlreicher Trupps von wilden Hunden, wohl von Hyänenhunden, erklärten nach der Meinung der Eingeborenen die Thatsache, daß alles Wild plötzlich verschwunden und

in die Berge geflohen sei. Nichts könne sich vor den Heerden des Wildhundes retten, auch Menschen seien, wenn sie nicht einen Baum erklömmen, verloren.

Herr Griffith rüstete mich vor Antritt meiner Weiterreise auf's Liebenswürdigste mit Medicin, Conserven, Wäsche und allerlei nothwendigen oder angenehmen Sachen aus, und schenkte mir ein noch brauchbares Zelt, da er meinte, daß im Osten es oft nicht möglich sei, Hütten zu bauen, ich auch das Zelt von Abed zu



Einschiffung.

Hüftentüchern für meine Träger zertrennt hatte, da es unbrauchbar geworden war.

Humba kam mit Waaren und einer Dauw zurück, so daß ich die Wakussu ablohnen und mit Geschenken in Gesellschaft einer Handelskarawane nach Nyangwe zurücksenden konnte, und so kam der 1. August als Tag meiner Abreise nach einer 14tägigen Erholungszeit. Herr Griffith begleitete mich zum Hafen „Mtoa", einer Uferstelle, deren Einbuchtung von den vorliegenden Inseln Kirindi[1]) nach Osten, von Kawalla, Kasenge und Kahenge nach Norden völlig gegen die heftigen Winde und die hohe Dünung des Sees geschützt ist.

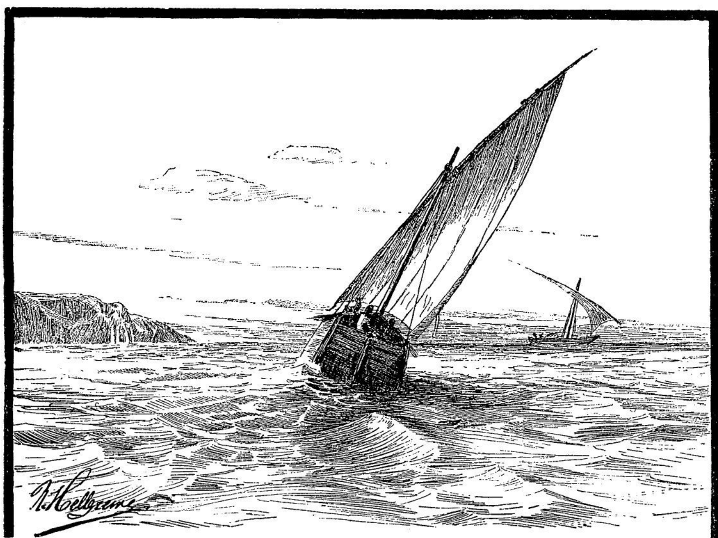
[1]) Diese Insel war 1886 schon, durch das Fallen des Wassers mit dem Festlande verbunden, eine Halbinsel geworden.

Wir stiegen zu dem abgeschlossenen hübschen Hafen nieder, und ein ungemein fesselndes Bild entwickelte sich vor unseren Augen. Drei arabische Dauws mit den langen Stengen ihrer lateinischen Segel und der weiß-rothen Flagge, lagen am Strande, dessen weiße Dünen das tiefblaue Wasser von den saftig-grünen Wiesen trennen. Zwei Zelte am Strande, umstanden von einigen Hütten, mit Löschen beschäftigte, in schreiende Farben gekleidete Wadjiji, Leute in weißen Hemden, der beschäftigten Menge Befehle ertheilend, das Alles gab ein so freundliches Bild friedlichen Handels, daß ich versuchte, eine Skizze anzufertigen.

Zur Linken lagen die finsteren Berge von Goma, vor uns dicht bewaldete Inseln, und inmitten des runden Hafens, der einem Binnensee glich, die kleine Insel Kasenge. Einige unter weißen Segeln auslaufende Dauws belebten die Wasserfläche.

Bald war auch ich mit meinen drei treuen Begleitern, deren Weibern und meinen kleinen Dienern an Bord eines großen Kanoes, dessen Borde man durch Aufsetzen erhöht hatte, und zehn Wadjiji setzten mit hellem Sang die Ruder ein.

Mit dankbarem Gruß schied ich von meinem freundlichen Wirth, und hinaus ging es, dem Osten Afrika's entgegen.



Auf der See.

Zwölftes Kapitel.

Bis Mirambo.



Da die Windstille den Wadjijiruderern eine höchst angestrengte Nacht verschafft hätte, fanden sie plötzlich ein Leck in der Dauw, das uns zwang, Abends 9 Uhr in einen reizenden Felsenhafen der Insel Kawalla einzulaufen, und erst am 2. kreuzten wir bei einer frischen Nordbrise den See. In der Nacht um 10 Uhr erreichten wir das östliche Gestade des Tanganjika beim Cap Kabogo, und nach einstündiger Rast ging es weiter nach Norden, auf Udjiji zu. Sobald die Brise ungünstig wurde, trieben die tüchtigen Seeleute, als welche die Wadjiji bekannt sind, die schwere Dauw mit dem Ruder vorwärts unter ununterbrochenem, eintönigem Gesange „cunde mama, cunde, cunde, leo, cunde (Bohnen, Mutter, Bohnen, Bohnen, heute, Bohnen)“. Noch in der Nacht passirten wir die Mündung des Malagarassi, des bedeutendsten Zuflusses des Sees, und

die wegen seiner räuberischen Einwohner verrufene Küste von Utongwe, und näherten uns um 10 Uhr Morgens der großen Stadt Udjiji, wo Stanley einst Livingstone fand. Von hier aus sind die Umschiffungen des Sees ausgeführt worden; Udjiji ist der bedeutendste Stützpunkt der Araber am See, einer der größten Sklavenmärkte des Continents.

Auch vom Süden näherte sich ein scheinbar europäisches Boot dem flachen Strande, der mit vielen aufgezogenen Fahrzeugen bedeckt war. Eine steife Brise trieb uns dem Landungsplatze zu, und ich sah zwei Europäer im schwarzen Talar aus jenem Boot an's Land steigen, „padri franza“ nannte sie mein Bootsführer, also Herren von der katholischen Missionsstation in Massanza, die mich bald darauf aufsuchten.

In einer der englischen Mission gehörigen großen Tembe, in der ein Suaheli-Neger Hüter war, kam ich mit meinen wenigen Leuten unter.

Udjiji hatte nach Stanley's Beschreibung seit dessen letztem Besuch offenbar abgenommen. Viele verlassene und halb verfallene Temben gaben davon Zeugniß. Im Uebrigen macht die Stadt einen mehr arabischen Eindruck, denn Hütten der Neger sieht man selten. Die Sklaven wohnen in dem Hinterraum der großen Temben.

Fünf bis sechs bedeutende Araber, denen sich eine Menge von Küstenhändlern und Mischlingen angeschlossen haben, bilden die erste Klasse der Bevölkerung, Eingeborene, freie Wadjiji, meist als Seeleute in Diensten der Araber, die zweite, der dritte und größte Theil der Bevölkerung besteht aus Sklaven der Araber.

Zum großen Aerger der Araber hatte Said-Bargasch den Muini-Heri, einen reichen Suaheli-Neger, zum Commandanten der Stadt gemacht. Die blutrothe Flagge des Sultans wehte über dessen Hause. Er selbst war mit sieben stark bemannten Dauws nach Norden, um einen Häuptling der kriegerischen Warundi zu „bestrafen“.

Tägliche Märkte geben Gelegenheit, Alles zu kaufen, was die Länder des Tanganjika bieten. Fische, von den Wadjiji ausgelegt, Früchte aus den Gärten der Araber, ein vorzügliches Salz aus Uha, Butter und Honig, Sklaven, Elfenbein vom Norden und vom Lualaba, und außerdem alle Handelsartikel, die von Zanzibar eingeführt werden, stehen zum Verkauf.

Die kleinsten Münzen sind rothe und blaue Glasperlen in Bündeln von 10 Schnüren zu je 10 Perlen. Baumwollenzeug und Kupferkreuze entsprechen unserem Silbergeld, und unser Gold wird vertreten durch Sklaven, Rindvieh und Elfenbein.

Auffallend ist der Reichthum an Rindvieh, das vom Norden kommt. Man benutzte die vor einiger Zeit erfolgte Ermordung zweier französischer Missionare in Urundi, um einen Rachezug auszuführen, und erbeutete bei dieser Gelegenheit gegen 2000 Stück Rindvieh. Hätte man nicht gewußt, was bei jenen Eingeborenen zu holen ist, so würde zweifellos dieses Freundschaftszeichen für die Weißen unterblieben sein.

Höchst wunderbar influirt das hiesige Klima auf die Hornentwicklung. Ich maß drei Kühe, bei denen die Spannweite der Hornspitzen der Länge von Nase bis Schwanzwurzel gleich kam und bei einer derselben übertraf. Die gewaltigen Hörner sind dabei proportionirt stark an der Wurzel und schön geschwungen, aber die Träger derselben schienen unter dem Gewicht zu leiden, sie waren sehr mager.

Die Ziegen sind zierlicher, als die dicken kurzbeinigen von Manyema, sehen gazellenartig aus und haben alle eine gelblich-braune Farbe.

Für einen Hafenplatz ist Udjiji möglichst ungeschickt gewählt. Die Gestade sind flach und offen, die Fahrzeuge müssen stets auf's Land gezogen werden. Die Flotte zählt ungefähr 40 Dauws, von denen mindestens 15 unbrauchbar sind. Selbst in die kleinsten derselben pfropft man bis zu 25 Sklaven, und nicht selten kommt es vor, daß bei schwerem Wetter Menschen über Bord geworfen werden, um das Boot zu halten. Einmal ließ ein Araber, der Sklaven und einen Maskatesel überführte, 10 Leute über Bord werfen und behielt den Esel im Fahrzeug. Unglücksfälle sind verhältnißmäßig selten, und ist dies erstaunlich, wenn man in Rechnung zieht, in welch' schlechtem Zustande Segel und Takelage und die Fahrzeuge selbst oft sind. Die Wadjiji sind außerordentlich geschickt und kennen den See und die Winde gut.

Bei einem südlich von Udjiji wohnenden Araber Nsabba-bin-Gem kaufte ich für einen auf den Indier Kanji-bin-Zraji in Zanzibar lautenden Chek 9 Stück Baumwollenzeug à 44 m, 4 Stück Taschentücher, ein Frasila Stickperlen, zusammen im Werthe von 210 Dollar, zur Rationenvertheilung auf dem Wege von hier bis

Tabora, ferner einen edlen weißen Maskatesel für 270 Dollar und bezahlte die Ankäufe, die Humba für mich hier gemacht hatte, um die Wakussu auszulöhnen, sowie die Benutzung der Dauw mit 275 Dollar. Bei diesen Ankäufen berechnete sich Nsabba mindestens 200 %, 100 für das Risico des Transports von Zanzibar bis hierher, 100 für das Risico, daß ich die Küste erreiche.

Nach und nach war es mir möglich geworden, einen Mann aus Zanzibar und 15 Waniamwesiträger anzuwerben, und so machte ich mich zum Abmarsch fertig. Ich entschied mich für den nördlichen Weg durch Uha, der meines Wissens noch nicht aufgenommen war, und weil der südliche durch Uwinza zur Zeit schlecht passirbar war. Der Araber Tibbu-Tibb, der 6 Monate vor mir auf diesem südlichen Wege nach Tabora marschirt war, hatte Krieg mit den Wawinza gemacht und viele Dörfer niedergebrannt.

Da hier für Gewehre und Pulver horrende Preise verlangt wurden, zog ich mit den drei von meinen Westafrikanern getragenen Chassepotkarabinern und meinem Jagdgewehre ab. Ich sollte noch mehrfach Gelegenheit haben, diese Sparsamkeit zu bereuen. Meine Träger waren mit Speeren bewaffnet.

Am 9. August brach ich mit einer aus 25 Menschen bestehenden Karawane auf, stieg die sanften Hänge zum Plateau von Uha hinan, und lagerte am Bach Luika.

Mein Eselhengst war so heftig, daß er den ganzen Weg in einem Zuckeltrab zurückgelegt hatte und nicht zu beruhigen war.

Der südwestlichste Theil von Uha gehört dem König Luassa, dem Sohn des vor zwei Jahren verstorbenen Antari. Es soll in Uha acht derartige Könige geben, unter denen direct die Häuptlinge eines Complexes von 10 bis 12 kleinen Dörfern, die Mutware heißen, stehen.

In einem der Dörfer der Gemeinde Uionga quartierten sich meine Leute in die Häuser der Waha ein, nachdem sie mein Zelt inmitten des Dörfchens aufgeschlagen hatten. Von allen Weilern Uionga's strömte das Volk herbei, um den Weißen zu sehen, der noch „hinter Manyema“ gewesen war.

Die Weiber haben einen angenehmen, kindlichen Gesichtsausdruck, der Oberkörper ist nackt und wird mit einer kreuzweis über Rücken und Brust reichenden Perlenschnur geschmückt. Ziegenhäute, oder sehr weich präparirte Rindshäute bedecken die Hüften

bis auf die halbe Wade, Arm- und Fußgelenke sind mit Eisendraht umwunden. Die Haare liegen wie die Spitzen eines Weinblattes vom Hinterkopf aus nach allen Seiten. Die Männer haben harte Züge und eine freie, etwas freche Haltung; sie sind nur mit einer Ziegenhaut bekleidet, die, über eine Schulter befestigt, so weit herabhängt, daß sie meistens die Hüften, die sonst ganz nackt sind, bedeckt. Chignon- oder kappenartig sind die Haare am Hinterkopf zusammengenommen, ringsum rasirt oder kurz gehalten.

Die Waha haben schon viele Gewehre, sie tragen jedoch meist Speere, und in einer Schnur um den nackten Leib Messer und Beil.

Die Häuser sind sehr gut und regendicht gearbeitet: Ein Gestell von starken Ruthen und mit ausgesucht feinem Gras in dichten Schichten überbunden, so daß die Wurzeln der Gräser nach außen stehen, dann wird oft das Geflecht inwendig mit Lehm ausgestrichen. Die Hütten sind 3—4 m, die Thüren 1,5 m hoch. Stark geflochtene Binsenkörbe mit Lehm ausgeschmiert von 1 m Höhe stehen als Kornspeicher um die Häuser herum, und dicht geflochtene Körbe dienen zum Tragen.

Die kleinen Dörfer sind meist mit einem stehenden Astverhau oder mit liederlichen Pallisaden eingezäunt.

Der bedeutendste Handel Uha's besteht in Salz. Dasselbe wird durch Kochen und Filtriren aus dem Wasser, das zum Malagarassi abfließt, gewonnen, und ist das beste, das ich in Afrika je antraf. Es ist weißgrau und kommt in 1 m hohen, dem Zuckerhut ähnelnden Formen, mit Bananenblättern umwickelt und mit Stäbchen umwunden, in den Handel. Ein ca. 10 kg schwerer Salzhut kostet 6—8 Ziegen oder 3—4 Doti (= je 4 Ellen) Baumwollenzeug.

Die Begrüßung der Waha ist ceremoniell und feierlich. Zwei Leute aus verschiedenen Dörfern strecken sich wie segnend die Hände entgegen und berühren leicht die Fingerspitzen. Der von fremdem Dorfe Kommende sagt: „Wake", und erhält als Gegengruß „Mahollo". Eine andere Art besteht darin, daß man sich leicht die Arme in einander legt, beide Grüßende mit flüsterndem Tone „Sch—sch—sch—schumbe" sagen, als wenn ein Stotternder nur mit vieler Anstrengung über das „Sch" hinweg käme, worauf sie dann ihr „Wake-Mahollo" folgen lassen.

Die Hauptcultur in Uha besteht in süßen Kartoffeln, Erdnuß und dem Erbsenbaum, Hirse zu Bier: „Pombe“ und ein wenig Mais und Maniok.

Neu war mir folgende Zubereitung der Kartoffel. Man schält dieselbe, schneidet sie in Scheiben, die man in der Sonne dörrt, dann zu Mehl stößt und mit heißem Wasser zu einem Brei ansetzt.

Rindviehheerden bevölkern in großer Zahl die weiten Ebenen.

Butter wird überall hergestellt, indem man Milch in Ziegenhäuten schwingt und knetet. Käsebereitung ist unbekannt, und die Milch trinkt man nur, wenn sie etwas sauer geworden ist.

Die Ziegen sind gazellenartig fein gebaut und billig, nämlich eine Ziege nur 2 Ellen. Schafe sind Kreuzungen mit dem Fettschwanzschaf, Schweine sah ich nie, Hühner gibt es in großer Zahl und zu billigem Preise, und auch Tauben sind vertreten.

In Ussiunusse wurden wir alarmirt durch die Nachricht, daß dicht beim Dorfe das Weib Kawuansa's, ein Baschilangeweib, geraubt sei. An der Wasserstelle dicht beim Dorfe überzeugten wir uns an der Spur von zwei Männern und der des Weibes, das sich niedergeworfen und gewehrt hatte, und an dem zurückgelassenen Gefäß zum Wasserholen von der Wirklichkeit der Thatsache. Die Spur der Räuber verlor sich in den vielen Kreuzwegen der ringsum liegenden Dörfer.

Zunächst drohte ich dem Mutware von Ussiunusse mit Gewalt, wenn er das Weib nicht zur Stelle schaffe. Als Antwort zählte er mir höhnend meine fünf Gewehre vor und gab mir die Versicherung, daß er selbst mindestens 150 zusammenbringen könne. Ich drohte mit meiner Freundschaft mit den Arabern ebenfalls umsonst, und als ich endlich nach dem Preise fragte, für den ich das Weib zurückkaufen könne, wurden 10 Stücke Zeug gefordert, das Fünffache des Werthes eines Sklaven hier, und die Höhe meines ganzen Bestandes an Waaren. Auch am nächsten Tage kam ich nach langen Verhandlungen nicht zum Ziel, und so mußte ich das arme Weib unter fremden Wilden zurücklassen. Hätte ich eine entsprechende Macht gehabt, so würde man den Raub wahrscheinlich nicht gewagt haben.

Am Abend des Ruhetages brachte der vielgewandte Humba die Nachricht, daß 200 Wawinza auf dem directen Wege nach Osten im Hinterhalte lägen, um uns abzufangen. Erkundigungen meiner Waniamwesiträger bestätigten dies, und war ich nur durch

einen Ruhetag, den ich hier gemacht hatte, um wegen des geraubten Weibes zu verhandeln, an diesem Morgen dem Hinterhalte entgangen, und konnte nun meine Maßnahmen treffen.

Zwei Leute der Waha waren durch Belohnungen zu bewegen, uns einen nördlichen Umweg zu zeigen, um dem Hinterhalte zu entgehen.

Noch bei Nacht brachen wir auf, nahmen zunächst, um Späher, die, wie es hieß, in der Nähe des Dorfes lagerten, zu täuschen, den gewöhnlichen Weg, bogen dann nach Norden ab und zogen durch weglose Baumsavanne lautlos dahin, bis wir wieder einen nach Osten führenden Weg trafen, und gegen Mittag in der Gemeinde Ulenda Halt machten. Die Wawinza würden nicht wagen, uns im Lande der Waha zu überfallen, behaupteten die Waniamwesi, da, wo sie gelagert hatten, war die Grenze zwischen Uha und Uwinza. Wir waren einer Gefahr entgangen, die abermals dadurch heraufbeschworen war, daß ich mit zu geringer Macht hier reiste.

Die Führer, die unterwegs stets dicht vor mir marschirt waren, und die ich versichert hatte, daß bei einem Ueberfalle sie die erste Kugel erhalten würden, wurden gut belohnt, erhielten ihre ihnen unterwegs abgenommenen Waffen zurück, und kehrten heim.

Der Grund der Feindseligkeiten der Wawinza war folgender: Tibbu-Tibb hatte 6 Monate vor mir seinen Weg durch Uwinza genommen. Die Eingeborenen hatten eine der gebräuchlichen Rindenschachteln, in der die Papiere und Kostbarkeiten eines in Nyangwe gestorbenen Arabers sich befanden, gestohlen. Tibbu-Tibb forderte Rückgabe und Strafezahlung, stieß jedoch auf Widerstand. Man sagt, daß Tibbu bis zu drei Elefantenzähnen den Wawinza für Rückgabe der Papiere geboten habe, aber zehn gefordert seien. Hierauf hatte Tibbu Krieg begonnen und 2 Monate lang mit den Wawinza gefochten, viele Gefangene gemacht und das ganze Land verwüstet. Die noch in der Wildniß lebenden Zersprengten hatten von der geringen Macht, mit der ich von Udjiji abreiste, gehört, und ebenso, daß ich ein Freund der Araber sei, und wollten sich an mir für Tibbu's Thaten rächen.

Uha ist sehr bevölkert. Ueberall gewahrt man an den Bananenbäumen kenntliche Dörfer. Schon seit dem zweiten Marschtage von Udjiji marschiren wir in ununterbrochener Ebene, nur

fern im Norden ziehen sich flache Hügel hin. Der thonige braune Boden ist sehr hart gebrannt und an vielen Stellen geborsten. In den Wegen erschweren steinharte Brocken des ausgedörrten Thones den Trägern, trotz ihrer harten Sohlen, sehr das Marschiren. Die Gräser sind fast überall gebrannt, und ein öder Aschenflor bedeckt die ausgedörrte Ebene. Die Savannenbäume sind von der Gluth des Feuers, welches über sie dahingezogen ist, und von der Sonne entlaubt oder haben braune Blätter. An einigen wenigen Stellen ist ein ganz glänzend weiß gedörrtes Gras, das seidenartig schimmert und, vom Winde bewegt, leichte glänzende Wogen schlägt, stehen geblieben, und nur die unmittelbare Nähe der Bäche gewährt den Rindviehheerden Unterhalt.

Wild ist wegen der großen Bevölkerung nicht vorhanden. Ich sah in ganz Uha nur ab und zu die Spur des Rhinozeros, die erste, die ich in Afrika sah, und die wieder ein Beleg war für die scharfe zoologische Grenze, die ich mit dem Tanganjika-See überschritten hatte.

Hohe Ausluge von Bäumen oder auf Hügeln hergestellt, dienen wohl mehr zur Ueberwachung der Heerden, als zur Sicherung gegen den Feind.

Beim Erscheinen des neuen Mondes beobachtete ich, daß hier, ebenso wie in West- und Centralafrika, Reden an die feine Sichel desselben gehalten werden. Man spricht den Mond um Schutz während der Dauer seines diesmaligen Bestehens an, und zwar in den verschiedensten Formen. So z. B. bitten die Männer, der Mond möge die Krankheiten, die doch nicht abzuwehren seien, auf die Weiber lenken, und umgekehrt.

Auch die Araber feiern das Erscheinen des neuen Mondes durch Schießen.

Die Bäche sind die scharfen Grenzen zwischen den einzelnen Gemeinden, und mit dem Mugungabache mit seinen sumpfigen Ufern überschritt ich die östliche Grenze von Luassa's Land und erreichte Kawerigi, den ersten Dörfercomplex, der zu dem Reiche Kimeni's, das sich bis zum Malagarassi ausdehnt, gehört.

Absolute Ebene mit reiner Prairie, die fast überall gebrannt war, gestattete eine weite Fernsicht, vereitelte aber das Anpürschen auf das erste Rudel der häßlichen Antilopen mit hohem Widerrist und ungraziösen Formen, die es in West- und Centralafrika nicht gibt.

Der Mutware Kawerigi litt an einem furchtbaren Geschwür schon seit Jahren und bat mich um Heilung. Auf meine Zusage räumte er mir eine schöne neue Hütte ein, sandte sofort eine Ziege, Milch und Butter, und versprach einen Schlachtochsen.

Drei ganz auffallend schöne Weiber zeigten als die Richtung ihrer Heimath nach Nordosten. Sie seien nicht Waha, meinten sie; stolze, schlanke, ebenmäßige Figuren mit regelmäßigen Gesichtszügen, ganz hellbrauner Hautfarbe und wohlgeformtem Hals und Brüsten, muß ich besonders zwei derselben, Schwestern, als die formvollendetsten Gestalten erklären, die ich je sah. Jede derselben hätte als Modell zu einer Aphrodite stehen können. Meine Bewunderung war den Schönen sehr schmeichelhaft; so oft sie kamen, erschienen sie von Neuem geschmückt mit Perlen.

Mehrfach wurden uns hier Gewehre zum Kauf angeboten, wahrscheinlich aus Mangel an Pulver.

Auf Bitten des Mutware blieb ich noch einen Tag und behandelte die Krankheit des fest auf mein Mittel Vertrauenden. Der Schlachtstier erschien nicht, ich wurde zum nächsten Morgen vertröstet. Als ich dann, zum Abmarsch bereit, an das Versprechen erinnerte, war natürlich der bestimmte Stier nicht zu finden; ich hätte nicht am Tage vorher dem Häuptlinge die Medicin mit genauer Instruction übergeben dürfen.

Das Rindvieh ist trotz scheinbaren Grasmangels in gutem Zustande, die zahlreichen Heerden sind glatt und wohlgenährt. Der Preis für eine Kuh ist 6—10 Doti Baumwollenzeug, der eines Stieres nur 5—6. Den meisten Schaden an den Heerden thut die gefleckte Hyäne, die wir seit einigen Tagen allnächtlich hören.

Weiter ging es über ebene Savannen, die von großen Flügen des Kronenkranichs und von zahllosen Springmäusen belebt waren. Wir erreichten Ugoma-Goma, und am 18. die Dörfer des Mutware Salassi. In einem derselben machten wir Halt; ich suchte zum Aufschlagen meines Zeltes einen schönen Schattenbaum inmitten des Dorfes auf, der ringsum auf 10 m im Radius mit einem kleinen Zaune umgeben war. Einer meiner Leute sagte mir, ich möchte den Platz nicht wählen, da es ein Vergehen sei, denselben zu betreten. Da aber die umstehenden Eingeborenen nicht remonstrirten, sondern sogar sehr freundlich waren, widerstand ich der schönen Aussicht, einmal im kühlen

Schatten zu wohnen, was in diesem baumlosen, ausgedörrten Lande selten ist, nicht, und ließ das Zelt aufschlagen.

Die Kühle des schattigen Platzes genießend, war ich im Zelte eingeschlafen. Plötzlich wurde ich durch ein wildes Geheul und tobendes Lärmen um mich her aufgeweckt. Ich merkte, wie die Taue meines Zeltes durchschnitten oder ausgerissen wurden, und das Zelt fiel auf mich herab. Ich hatte eben noch Zeit, meine Büchse zu ergreifen, mich aus den Falten des bedeckenden Zeltes herauszuwickeln und in's Freie zu treten. Hier sah ich mich von etwa 40 meist betrunkenen Waha mit Gewehren, Speeren und Keulen bewaffnet, in drohender Stellung umringt. Das wüthende Geschrei verstummte für einen Moment, den ich benutzte, um meine Leute mit den Waffen herbeizurufen. Meine drei Westafrikaner und die beiden kleinen Diener rannten herbei, erstere im Laufe die Karabiner ladend; meine Waniamwesiträger aber verschwanden nach allen Seiten aus dem Dorfe. Ein höhnisches Gebrüll beantwortete meine Machtentfaltung, und die Aufregung stieg abermals auf einen gefährlichen Punkt, die Gewehre wurden erhoben, Keulen geschwungen und Speere zum Wurfe ausgeholt, und der nächste Moment konnte für mich und meine armen Begleiter der letzte sein, da wir kaum acht Schritt ringsum von den aufgeregten Wilden umgeben waren.

Da schoß mir ein Gedanke durch den Kopf, der uns retten sollte. Ich streifte meinen rechten Aermel auf, zeigte den Wüthenden eine lange Narbe und rief, das Gebrüll übertönend, den Namen „Mirambo" aus, und noch einmal „Mirambo — rafiki — jangu" (Mirambo ist mein Freund). Sofort entstand ein Stutzen, die Waffen senkten sich, einige Aeltere drängten die Wüthendsten zurück, und es trat eine Stille ein, in der man die Erklärung meines Ausrufes erwartete. Humba hatte mich verstanden. Er schilderte den Aufhorchenden, daß ich ein Blutsfreund von Mirambo sei, der mich sehr liebe, und meinen Tod furchtbar rächen würde. Einige Träger waren auch, als sie bemerkten, daß Verhandlungen angebahnt würden, herbeigeeilt und bekräftigten, beschämt ob ihrer Flucht und ängstlich über eventuelle Folgen derselben, die erfundene Erzählung. Einige hatten mich sogar bei Mirambo gesehen, Alle von mir gehört.

Die Waha glaubten die Erfindung, denn sie kamen nicht auf die Idee, daß ein Weißer vom Westen kommen könne, ohne vorher



Ein kritischer Moment.

Zu Seite 242.

vom Osten aus in's Innere gegangen zu sein, wie alle bisher hier passirten Weißen.

Der Umstand, der uns in Udjiji mehrfach erzählt war, daß Mirambo noch ganz vor Kurzem das östliche Uha des Königs Kitti unterjocht habe, daß dieses Dorf das äußerste nach dem jetzt Mirambo gehörigen Lande zu war, und daß man noch vor kurzer Zeit gezittert hatte, dieser überall Furcht und Schrecken verbreitende Häuptling, der Napoleon Ostafrika's, wie ihn Stanley nennt, möchte auch bis hierher seinen Zug ausdehnen, bewirkte einen großen Eindruck unserer Nothlüge. Als ich dies bemerkte, rief ich ihnen höhnend zu, sie möchten uns doch tödten, warum sie denn auf einmal nicht mehr Muth hätten gegen vier Gewehre, und benutzte so den Eindruck, um die Erfindung so wahrscheinlich als möglich zu machen.

Noch immer waren einige Hitzköpfe oder Betrunkene so kühn, daß sie behaupteten, sie fürchteten sich nicht vor Mirambo, jedoch im Allgemeinen war der Muth gebrochen, und Niemand widersetzte sich mir, als ich Befehl gab, mein Zelt auf demselben Platze wieder aufzuschlagen, was ich that, um zu zeigen, wie sicher ich mich fühlte.

Nachdem man sich beruhigt und zerstreut hatte, erschien der Mutware Salassi, ein schlanker, elastischer Mann, mit etwas dreistem, ja frechem Gebahren, um, wie er erklärte, die Bezahlung für die morgen in Aussicht stehende Passage des Malagarassi mit seinen Kanoes in Empfang zu nehmen. Ich war mit dieser rechtlichen Forderung einverstanden und erkundigte mich nach dem Preise.

44 Stücke Zeug, jedes zu 40 Ellen, hätten ihm die Missionare bezahlt, ich möge, da ich arm sei, die Hälfte geben. Ich sagte ihm, daß ich das, was ich ihm zu geben gedächte, nach seinem Hause senden würde, und er ging davon.

Mein ganzer Reichthum bestand noch in 6 Stücken Zeug, und da ich die Erzählung von der Bezahlung der Missionare, die sich später doch als annähernd richtig erwies, nicht glaubte, sandte ich ihm 2 Doti oder 8 Ellen an Stelle der geforderten 880.

Zunächst entstand wieder große Aufregung, und mit Entrüstung wurde die Bezahlung abgewiesen. Ich gab etwas zu, ohne besseren Erfolg, und es dauerten die Verhandlungen bis spät

in die Nacht, bis ich endlich auf 10 Doti, oder 40 Ellen gekommen war. Nun erklärte ich, ich könne nicht mehr geben, da ich nicht mehr habe, und wenn er nicht zufrieden sei, möge er das Uebrige sich doch nehmen, wir „könnten dann sehen, wie die Sache abliefe", „er" würde dann sicher nie wieder einen Weißen ausplündern. Jetzt lenkte der freche Bursche ein und fragte ganz mißtrauisch meinen Humba, was ich denn eigentlich für einen Zauber habe, daß ich mich mit so wenigen Gewehren vor ihm, dem Mächtigen, nicht fürchte. Humba schwieg mit geheimnißvollen Gesten und sagte dann, er kenne meinen Fetisch auch nicht, er wisse aber, daß Mirambo ihn wohl kenne und sehr schätze.

Bald kam noch in tiefer Nacht der Mutware zu mir und fand mich erst jetzt mein Mahl einnehmend. Ein nicht verschlossener Koffer stand dicht neben dem Platz, wo er sich niederließ. Derselbe enthielt meine letzten Waaren, und obenauf lagen einige Reste bunter Stoffe. Neugierig wollte er den Deckel des Koffers lüften, ich schlug ihn auf die Hand und preßte dieselbe mit aller Kraft zusammen. Wir Beide sprangen auf, halb erschreckt, halb wüthend, und vor Schmerz zurückzuckend starrte er mir in's Gesicht. Obwohl zornig bewegt, erwiderte ich ruhig seinen Blick, ließ die Hand los und winkte ihm zu gehen. Kurz wandte er sich und eilte mit hastigen Schritten davon. Jetzt rief ich meine Waniamwesi, warf ihnen ihre Feigheit vor und drohte ihnen mit Verlust ihrer Bezahlung, wenn sie mich noch einmal derartig elend im Stich lassen würden, wie heute am Tage. Sie, wie auch meine drei Begleiter vom Westen, mußten um mein Zelt liegend die Nacht verbringen, und ich warf mich angekleidet auf's Bett, um, wenn in der Nacht Nichts erfolgen sollte, noch vor der Dämmerung des nächsten Tages aufzubrechen. Nach einer wenig erquickenden Ruhe ließ ich um 5 Uhr die Lasten zurecht machen, und bevor noch das volle Tageslicht sich über die unabsehbare Ebene ausgedehnt hatte, hatten wir schon die letzten Gehöfte hinter uns und erstrebten in schleunigem Marsche den von Weitem an einem schmalen Saume von Bäumen erkennbar werdenden Fluß Malagarassi.

Wir wurden von vier Waha eingeholt und aufgefordert, noch zu bleiben, da mir der Häuptling noch ein Gegengeschenk machen wolle. Ich ließ ihm sagen, daß ich auf dies verzichte, und marschirte weiter, während Leute seitwärts bei uns vorbei dem Flusse zueilten.

Wahrscheinlich hatten sie wieder eine Teufelei des frechen Häuptlings auszuführen.

Am Flusse angekommen, fanden wir vier Kanoes, von denen nur ein kleines, 3 m lang, aus einem Stamme gehauen, und ein 4 m langes Rindenkanoe noch einigermaßen brauchbar waren. Letzteres war von der zähen, haltbaren Rinde eines Baumes hergestellt, indem dieselbe etwas über halb um den Baum abgelöst und vorn und hinten mit Lianen zusammengenäht war. Ich nahm sofort die beiden brauchbaren Fahrzeuge und rief aus einem kleinen Gehöft in der Nähe die Fährleute herbei. Als diese eintrafen, weigerten sie sich uns überzusetzen, Salassi habe Nichts mit ihnen zu thun. Sie hätten direct an Kimeni das Fährgeld zu zahlen, und müsse ich daher auch an sie noch einmal Passagegeld entrichten. Dies war wohl Folge des Auftrages der vor uns vorausgeeilten Waha. Auf meine Vorstellungen antwortete man mir höhnend, wir möchten nur mit unsern Lasten hinüberschwimmen.

Ueber den Hohn und die abermalige Erpressung im Innersten empört, stellte ich mich, als ob ich sie bezahlen wolle, und näherte mich ihnen. Ich entriß den mir am nächsten Stehenden das Ruder und säuberte mit dem Handende desselben rücksichtslos und schnell den Landungsplatz. Drohend flohen die Erschreckten in schnellem Lauf in der Richtung auf Salassi's Dörfer. Ich stellte Kawuansa und Joaquim auf, um in der Richtung der Dörfer Wache zu halten, und begann selbst mit dem Rindenkanoe, Humba mit dem Holzkanoe meine kleine Karawane so schnell als möglich überzusetzen. Alles gelang bis auf die letzte Fahrt, bei der Humba und ich meinen Esel überbrachten. Das störrische Thier sträubte sich gewaltig und sprang plötzlich in's Kanoe, warf dasselbe um und schwamm zum Glück Humba, der das andere Ufer erstrebte, nach. Ich griff das Kanoe wieder auf, versenkte alle übrigen und zog, nachdem auch die Wachen übergesetzt waren, das einzige noch brauchbare drüben zu uns an den Strand.

Schon während des Uebersetzens hatte ich mich durch stromauf- und abwärts gesandte Leute überzeugt, daß in der Nähe andere Kanoes nicht lagen, und da wir wußten, daß andere Fährstellen weit von hier entfernt lagen, waren wir vorläufig vor Verfolgung sicher.

Da östlich des Malagarassi auf zwei große Tagereisen kein Wasser ist, mußten wir am Flusse Lager machen, was auf einer

flußabwärts liegenden, von Lagunen und dem Flusse eingeschlossenen, leicht zu vertheidigenden Stelle geschah. Die Landenge, auf der man nur den Platz erreichen konnte, war 6 m breit und wurde durch einen Astverhau verschlossen, das Kanoe an's Land gezogen und Wachen ausgestellt. Da schon Nachmittags ein leichter Regen einsetzte und bis in die Nacht anhielt, ein Umstand, der ein Unternehmen von Seiten der Neger stets unwahrscheinlich macht, so hatten wir eine bis auf ununterbrochenes Hyänengeheul ruhige Nacht; vielleicht auch hatte man bei Salassi, mit dem Erfolge der Erpressung zufrieden, viel Pompe getrunken.

Von einem meiner Waniamwesi erfuhr ich, daß mehrere Missionare, in deren Karawane auch er gereist war, auf dem Wege von Tabora zum Tanganjika-See von Salassi derartig ihrer für lange Zeit bestimmten Waaren beraubt wurden, daß sie, in Udjiji eingetroffen, bei dortigen Arabern sofort Ankäufe machen mußten. Die Träger hatten damals ihre Herren gebeten, die schmähliche Erpressung mit Gewalt abweisen zu dürfen, da sie sehr zahlreich und bewaffnet waren. Es war dies jedoch von den Missionaren nicht gestattet worden.

Es ist erklärlich, daß ein Häuptling, der einer großen Karawane gegenüber derartige Erfolge aufzuweisen hat, gegen schwächere Expeditionen noch rücksichtsloser vorzugehen geneigt ist, und sind zum Glück später die Karawanen der Missionen von anderen Herren geführt worden, die nicht, wie jene, gezwungen waren, friedliche Beziehungen auf jede Bedingung hin bewahren zu müssen.

Stanley war einst weiter im Norden nach Uha eingedrungen, hatte jedoch den Versuch, durch Uha zu reisen, aufgegeben; er sagt, daß er, um dies auszuführen, das Doppelte an Waaren oder Menschen haben müsse, und es ist bekannt, wie stark und wohlausgerüstet seine Karawane war.

Der Malagarassi ist ein Fluß von 50 m Breite und 3,5 m durchschnittlicher Tiefe. Sein Bett besteht aus einem zähen gelben Lehm, und seine Wasser sind fast dunkelgrün. Mit einem schmalen Gürtel weidenartig überhängender Bäume eingefaßt, fließt er, so weit das Auge reicht, durch ebenes Land dem Tanganjika zu, dessen größter Zufluß er ist. Die sämmtlichen Bäche des südlichen Uha führen diesem Flusse salzreiches Wasser zu, und da von Udjiji bis zum Nordende des Sees sehr salzreiche Länder sind, ist dies wohl in Verbindung mit dem periodischen Abfluß des Sees der

Grund zu dem etwas brackigen Geschmack, den das Wasser des Tanganjika hat[1]).

Am Morgen des 20. füllten wir sämmtliche Gefäße mit Wasser und traten unseren Marsch an nach Osten auf einer unabsehbar weiten, ebenen, wasserlosen Grassavanne. Der ausgedörrte Boden zeigte breite Risse; harte Stückchen des von den Sonnenstrahlen gebrannten Lehms bedeckten die Wege und waren sehr schmerzhaft für die Träger. Bald unterbrachen einige Fächerpalmen, für mich jetzt ein sicheres Zeichen von Salzgehalt im Boden, die Eintönigkeit der Savanne. Die in Westafrika in dieser Jahreszeit so häufigen Nebel hatten wir seit dem Tanganjika nie mehr, es wehte schon am Morgen ein frischer Ostwind, und zwar meist bis zum Mittag, wo es dann still ward. Der feine Sprühregen der letzten Nacht erstaunte alle meine Leute.

Die Ebene nahm bald den Charakter der Steppe an, bald wechselten kleine Bestände krüppelartiger Bäume mit ausgedörrtem Gras. Großartig war die Verschiedenheit der in dem ausgedörrten Boden von der letzten nassen Zeit noch gut erhaltenen Wildspuren. Rhinozeros, Giraffe, Zebra, viele Antilopen, Löwen, Hyänen und Schakale mußten diese weiten, unbewohnten Flächen bevölkern. Zum ersten Male sah ich einen Trupp von 20 Zebras in Gesellschaft einiger Antilopen, ohne auf dieses scheueste allen Wildes in Afrika zu Schuß zu kommen. Zum höchsten Staunen meiner Westafrikaner zog ein Rudel von Giraffen, in dem flimmernden Licht der heißen Steppe gigantisch erscheinend, am Horizont dahin, und viele Arten Antilopen, die wir bisher noch nicht gesehen hatten, beobachteten unseren Zug, der in der weiten Ebene ganz verschwindend klein aussah.

Ein leichter Hügelzug wurde im Norden sichtbar. Die Savanne war hier erst vor Kurzem gebrannt und auf weite Strecken mit dem schwarzen Todtentuch der Asche überdeckt.

---

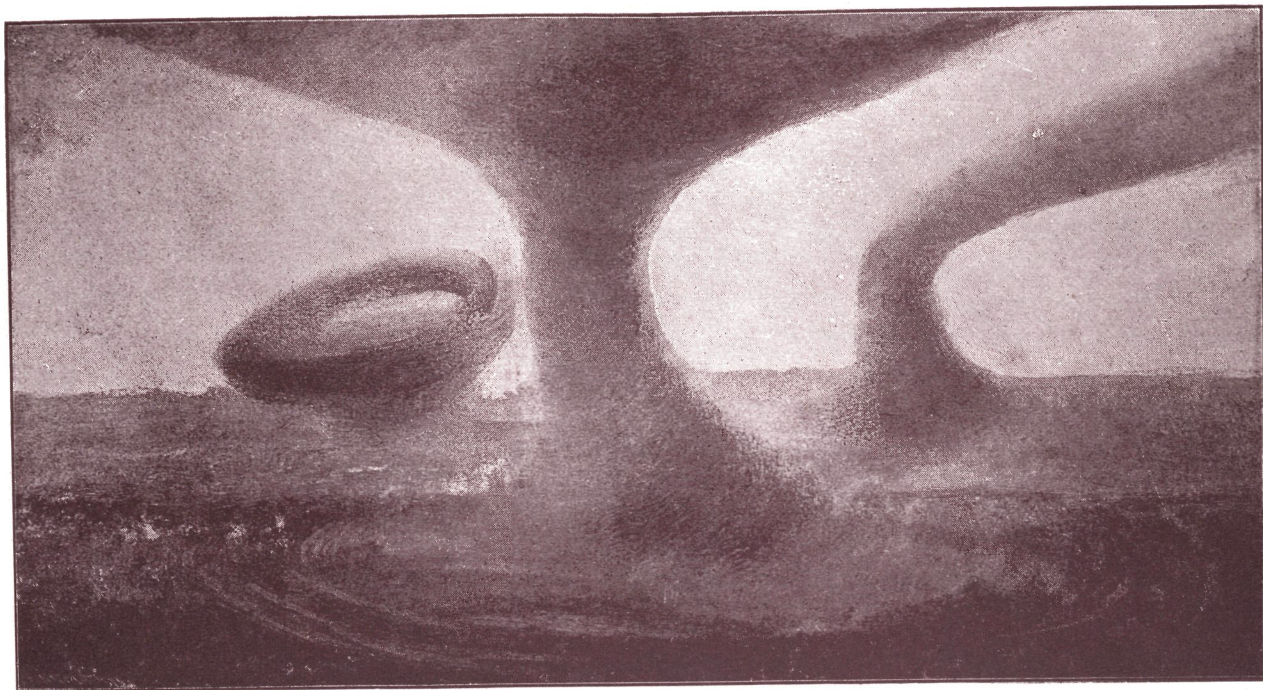
[1]) 1886 fand ich im See kleine Medusen, die meines Wissens sonst nur in Seewasser, sicher aber nicht im Nyassa vorkommen. Es ist überhaupt die Fauna des Tanganjika von der des Nyassa sehr verschieden. Während die Gestade des ersteren mit vielen verschiedenen Arten Muscheln bedeckt sind, findet man an letzterem fast keine Schalthiere. Der Tanganjika nährt Tausende von Möven, am Nyassa sah ich diesen Vogel gar nicht, wohl aber Cormorane, den Schlangenhalsvogel, Pelikane und andere Süßwasservögel in großen Mengen, die ich am Tanganjika niemals beobachtete.

Ein Ruf des Erstaunens meiner Leute lenkte meine Blicke nach Norden. Schwarze Trichter erhoben sich, am Boden hinlaufend, von der Ebene; dieselben wurden dünner, höher, im Kreise liefen sie gespenstig über den schwarzen Boden, immer mehr anwachsend, immer schlanker werdend, sich bald biegend, bald wieder streckend, zu gewaltiger Höhe. Vom Wirbelwinde erhoben, thürmte sich die Asche der gebrannten Steppengräser auf zu Tromben. Drei solcher wunderlichen, beweglichen Säulen zogen einige Minuten lang dahin, hoch oben sich verbreiternd, den Trichter wieder öffnend, um dann durch die ersterbende Kraft des schnaubenden Windes sich aufzulösen und zu zerfallen. Es schien, daß selbst meine Waniamwesi dieses Schauspiel niemals vorher gesehen hatten, denn Alles stand erstaunt und richtete gespannt den Blick auf das gespenstige Erscheinen und Verschwinden der schwarzen, wandelnden Säulen.

Nach einer kurzen Ruhe zogen wir gegen Mittag weiter, denn wir waren nur für eine Nacht mit Wasser versehen. Nach mehrfachen Versuchen gelang es mir, eine Kuhantilope zu strecken durch einen Blattschuß. Als ich mich näherte, um das starke Thier mit dem Messer abzufangen, schlug es schnaubend so heftig nach mir, daß ich nach meinen Leuten rief und, um meine schon sehr reducirte Munition zu sparen, einen Speer nahm. In dem Moment, wo ich zum Fangstoß ausholte, kam das an Größe einer Kuh gleichkommende Thier auf die Läufe und wurde flüchtig. Ich nahm schnell mein Gewehr zurück, konnte aber, da meine Leute wie hungrige Wölfe dem kranken Thiere folgten und mich maskirten, nicht zum Schuß kommen. Trotz großen Schweißverlustes erweiterte sich der Abstand zwischen Wild und Jägern, und nach einer halben Stunde kehrten Letztere erschöpft zurück; die Antilope war den Hyänen anheimgefallen. Mein Blattschuß hatte schräg von hinten nur eine weite Wunde ausgerissen, ohne jedoch in edlere Theile einzudringen.

Oft erfreuten wir uns an einer kleinen rothen Antilope, die flüchtig sich in Pausen mit mächtigem Sprunge, die vier Läufe angezogen, hoch warf, um dann in Windeseile wieder fort zu jagen. Der prächtige Sprung befähigte das reizende leichte Thier zu schneller Umsicht über das hohe Gras in dem Moment des Springens.

Des Abends schlich ich mich umsonst auf einen Trupp von acht Giraffen an. Das schöne große Licht, von der gewaltigen Höhe



Aschentromben.

Zu Seite 248.

niederschauend, überwacht zu leicht die ebene, wenig bedeckte Gegend.

Erst um 1/2 6 Uhr hielten wir auf offener Ebene, ohne jeden Schutz, nur, weil ein trockener Krüppelbaum uns Feuerholz versprach. Entferntes Stoßgebrüll des Löwen, Geheul der Hyäne und Gekläff des Schakals, nahes Pfeifen der unsere Lagerfeuer ansichernden Antilopen hielt mich lange wach. Es schien mir, als ob die Stille in der Wildniß viel tiefer sei, ein Unterbrechen derselben viel markirter, zum gespannten Aufhorchen anregender, als in Europa, doch mag dies auch seinen Grund darin haben, daß in der Wildniß die Nerven angeregter sind, als in der sicheren Ruhe unseres civilisirten Welttheiles.

Am nächsten Morgen ging es weiter, immer durch dieselbe Ebene, die zuerst nur mit Gras, dann viel mit Akaziengebüsch bestanden ist. Aus drei die Karawane ansichernden Antilopen, die uns bis 100 m nahe kommen ließen, schoß ich eine, die nach drei weiten Sprüngen verendet zusammenbrach. Weit und breit war die Gegend bevölkert mit Zebras und Antilopen; da wir jedoch noch bis zum Abend marschiren mußten, um Wasser zu erreichen, begnügte ich mich mit der Beute, die doch für unsere ganze Karawane für einen Tag genügend Fleisch gab.

Schon am Nachmittag schien eine üppigere Flora auf Annäherung von Wasser zu deuten. Wir erreichten zunächst einige vor Kurzem niedergebrannte Dörfer und zogen gegen Abend in das starke Dorf Kigao ein.

Vom Malagarassi an waren wir in dem östlichsten Theile von Uha, das bis vor Kurzem dem Könige Kitti zugehört hatte. Durch Ausplünderung einer dem Könige Mirambo gehörigen Karawane war es zwischen diesen Beiden zum Kriege gekommen. Bald ward Mirambo Sieger, Kitti fiel im Kampfe, die Waha wurden theils vertrieben, theils blieben sie, mit Waniamwesi vermischt und, von einem Häuptling, den Mirambo eingesetzt hatte, beherrscht, im Lande.

Bei diesem Kriege war die Entscheidung am Malagarassi gefallen, etwas nördlich von der Stelle, wo ich den Fluß passirte, Kitti's Waha hielten das rechte Ufer besetzt und Mirambo begann in einer Nacht Bäume und Büsche in den nur langsam treibenden Strom zu werfen, und zwar mit dem Erfolge, daß seine Leute am nächsten Tage den ästigen Wall im Feuer der Waha überkletterten

und das rechte Ufer stürmten. Man sagt, daß diese Baumwehr zuletzt durch viele gefallene Krieger Mirambo's gut passirbar geworden sei, und daß dieser selbst mit seiner besten Schaar den Ausschlag gegeben habe.

Bevor Mirambo heimgekehrt war, hatte er verschiedene Befestigungen angelegt, deren Stärke sein kriegerisches Geschick bewies, sowie daß er die Waha als Feinde nicht unterschätzte.

Ein solches Grenzdorf war Kigao, in dem ich von dem Häuptling feierlich als Weißer, also Freund Mirambo's, empfangen wurde.

Das Fort war auf einer sanften Erhebung in einem Viereck angelegt, dessen Seiten 300 m Länge hatten. Nach Osten trennte nur ein 50 m breiter, sanfter Hang die Befestigung von dem weiten Sumpf Muanga, nach allen anderen Seiten war das Terrain flach und unbedeckt auf mindestens 500 m. In der Zeit des hohen Wasserstandes war nur vom Süden eine Annäherung möglich. Zuerst passirte man einen 1 m hohen Wall, dessen Krone mit 3 m hohen, dichten, nur mit der Axt passirbaren Euphorbien bewachsen ist. Der Boden zu dem Aufwurf war inwendig ausgehoben und von der Sohle des entstandenen Grabens in Schußhöhe Schießscharten durch den Wall gemacht, die in dem zähen Thon gut standen. Hinter dem Graben lief ringsum ein 4 m breiter Wallgang, der von einem starken Pallisadenzaun, der zweiten Vertheidigungslinie, begrenzt war. An acht Stellen führten maskirte Thore, mit an Angeln hängenden schweren Bäumen verschließbar, in das Dorf, in dem die dicht gedrängten Hütten einer Familie in wohlvertheilte Gruppen, und jede durch einen Pallisadenzaun umgeben, nebst einigen Viehcoralen im Kreise um einen freien Platz inmitten des Dorfes lagen. Die Mitte dieses „place d'armes“ nahm als ein wohlbefestigtes Reduit das Gehöft des Häuptlings ein, und aus diesem ragte wohl 5 m hoch ein Auslug über die Gipfel der Hütten. Ein dichtes Dorngebüsch war weit ab vom Dorfe angepflanzt, um im Falle des Krieges geschnitten und rings um den Wall im Boden befestigt zu werden.

Es war dies Fort die stärkste Befestigung, die ich in Afrika je sah, und wohl gesichert gegen jeden Angriff ohne Geschütz, und ich muß gestehen, daß es mit einer Sachkenntniß angelegt war, die mir schon jetzt einen hohen Respect einflößte vor dem Erbauer, Mirambo.

Die Felder der Bewohner von Kigao lagen jenseits des breiten Sumpfes. Die Form der Häuser war je nach der Entstammung der Bewohner die der Waha und der Waniamwesi.

Der Häuptling, ein Günstling Mirambo's, brachte am nächsten Tage Reis, den ersten, den ich seit Udjiji wieder sah, Butter, dicke Milch, Honig und Pompe, was nebst einigen Enten, die ich am Muanga schoß, den Koch befähigte, ein lucullisches Mahl zu bereiten.

Das Rindvieh hier ist klein, doch rund und glatt, die Milch sehr sahnenreich und gibt viel Butter.

Die Bewohner des Dorfes waren alle mit europäischen Stoffen bekleidet und jeder Mann im Besitz eines Gewehres.

Der Muanga ist ein von Norden nach Süden langgestreckter breiter Sumpf, in dem Binsen, Papyrus und Schilfbestände mit Tümpeln und Lachen, die mit dem breiten Blatt der Wasserlilie zum Theil bedeckt sind, abwechseln. Der Grund ist tief moorig, das Wasser dunkelbraun, stagnirend und lauwarm. In der Regenzeit soll die ganze Niederung überschwemmt sein und dann das Wasser, langsam nach Süden treibend, dem Malagarassi zufließen. Der nordöstlich bekannte Ngombefluß soll nicht in den Muanga münden, sondern nördlich von hier schon in den Malagarassi. Für diese Behauptung sprach die Angabe, die mir einige Tage später Mirambo machte, indem er sagte, der Ngombefluß sei stets im Fließen, und nicht, wie der Muanga in der Trockenzeit, stagnirend.

Ich fand hier ein Eldorado der Wasser- und Sumpfvögel. Den ersten Pelikan sah ich, unabsehbare Schwärme verschiedener Enten, von denen ich einmal sieben auf einen Schuß erlegte, dann große weiße Reiher, den Kuhreiher, Rallen und hochbeinige Wasserläufer, die im seichten Wasser wateten oder auf den breiten Blättern Insecten jagend umherrannten. Ibisse und der Kaiserkranich bevölkern in großen Flügen die Ufer, und Fächerpalmen, die am Rande der sanften Hänge zum Sumpfe stehen, werden von Tausenden von Tauben bewohnt. Krokodile sollen sich nur an tieferen Stellen aufhalten, Flußpferde nur selten hier erscheinen. Große Fische werden nur bei hohem Wasserstande gefangen.

Meine Leute schossen einige Antilopen und Kronenkraniche. Ich pürschte mehrfach umsonst auf Zebras, die sich Abends dem Wasser näherten, und schoß viel Wasserwild.

In der Nacht des 23. wurde ich durch ein durchdringendes Angstgeschrei erweckt. Ein Ringen wurde dicht bei meinem Zelte hörbar. Es erfolgten klatschende Hiebe, von Wimmern unterbrochen, und als ich aus dem Zelte stürzte, um mich von dem Grunde der aufregenden Störung zu überzeugen, brach in schwerem Falle ein junges Weib unter den Keulenhieben zweier Männer zusammen. Ich sprang hinzu, stieß die Mörder zurück und richtete mit Hilfe des hinzugekommenen Humba das Weib auf. Der Schädel war zerschmettert, und das arme Opfer schon verendet. Da die beiden Männer entflohen, ließ ich den Häuptling rufen und forderte Aufschluß über die empörende That. „Das Weib sei eine Wahazauberin, die schon zwei Leute des Dorfes durch herbeigezauberte Krankheiten getödtet habe, und zu diesem Tode verurtheilt sei," wurde mir zur Antwort, und als ich fragte, warum dies greuliche Urtheil hier vor meinem Zelte vollzogen sei, sagte er mir: „Du kannst doch nun Mirambo sagen, daß ich ein strenger Herr und Richter bin, daß die Waha, die hier noch wohnen, nicht mehr wagen werden, gegen ihn aufzustehen, denn sie fühlen durch mich seine Hand!"

Betrübt darüber nachdenkend, wie weit diese Wilden noch von dem Standpunkt seien, der sie befähigen würde, dem Christenthum ihr Herz zu öffnen, wie aussichtslos noch jetzt jede Bemühung zu diesem Zweck sei, ging ich in mein Zelt und wurde am anderen Morgen wieder durch die Spuren an die entsetzliche That daran erinnert, unter welchen Wesen ich hier lebte.

Noch in der Frühe zog der Häuptling mit der ganzen Schaar der Krieger hinaus zu einer richtigen Felddienstübung. Auf freier Ebene entwickelten sich die Krieger zur offenen Linie, begannen vor- und rückwärts springend nachzuahmen, wie sie schießen, gedeckt oder in fortwährender Bewegung laden würden, stürzten dann vorwärts mit Geheul, und sammelten sich mit hoch gehaltenem Gewehr im Kreise um den Häuptling.

Es wurde dann ein Kalb geschlachtet und vertheilt und mit dem Blute ein jeder Krieger auf der Brust gezeichnet.

Noch an demselben Tage brach ich auf; der Häuptling geleitete mich bis zum Muanga, und bat mich, Mirambo zu sagen, ich habe in ihm einen „Mona Mumme", d. i. einen „Mann" getroffen.

Bis an die Hüften im Morast ging es durch zwei sumpfige Arme des Muanga, dann durch lichten Wald, in dem ich aus einem Trupp von ca. 40 Perlhühnern eins schoß, bis zu dem Dorfe Malembelika, das aus nur 20 liederlichen Hütten besteht. Die Bewohner waren alle leicht betrunken von Pombe, und verließ ich daher so bald als möglich die Niederlassung, um zu pürschen. Mit einer kleinen Antilope kam ich heim.

Der Abend war schwül, und ferner Donner erregte in dieser Jahreszeit allgemeines Erstaunen.

Wir hatten mit dem Muanga die Grenze überschritten zwischen Uha, das früher Kitti zugehörte und jetzt Mirambo unterthan war, und dem großen Lande Uniamwesi (dem Lande des Mondes, „mwesi" heißt Mond) oder Graganza, wie von den westlich wohnenden Völkern das Gebiet genannt wird. Der größte Theil von Uniamwesi ist mit lichtem Hochwald bedeckte Ebene. Bei einer durchschnittlichen Höhe von 1200 m treten überall geringe Erhebungen, mit Granitgeröll bedeckt, vereinzelt auf, ohne eine scharf kenntliche Trennung der Wasserläufe, eine Wasserscheide, zu bilden. Die Hydrographie dieses Landes ist schwierig; wenn sich auch die größere südliche Hälfte nach Westen zum Malagarassi neigt, und der Norden zum Victoria-Nyanza, also die Linie der Wasserscheide zwischen Kongo und Nil durch dies Gebiet läuft, so ist es doch bis jetzt noch keinem Reisenden gelungen, ein System in das Netz der meist nur in der Regenzeit bewässerten Abzugskanäle zu bringen. Ja, die einfachsten Angaben verschiedener Reisender über Richtung des Ablaufs widersprechen sich.

Ich habe in der trockenen Zeit Uniamwesi von West nach Ost durchkreuzt, und Abstecher nach Süd und Nord gemacht, ohne auch nur ein einziges fließendes Gewässer verzeichnet zu haben. Quellen, die ab und zu versiegen, Tümpel oder Brunnen spenden während dieser Zeit den nöthigen Vorrath von Wasser. In der Regenzeit sollen oft große Ueberschwemmungen entstehen, da der Abzug der Wasser nur langsam stattfindet; die Verdunstung muß sehr stark sein.

Höchst eigenthümlich sind die häufigen Anzeichen vulcanischer Thätigkeit. In Tabora, fast dem Centrum von Graganza, werden oft Erdstöße verspürt. Ich selbst beobachtete einen solchen, indem ich meinen Unterarm zwischen die Stuhllehne und eine Wand

einstemmte und deutlich die Bewegungen des Zurückweichens der Wand wahrnahm.

Die Waniamwesi stehen in vieler Beziehung sehr viel höher als irgend ein Volk des Innern, mit Ausnahme vielleicht der Baschilange, und sind höchst wunderbarer Weise dabei wie jene mehr dem Genuß des Hanfrauchens ergeben, als alle anderen mir bekannten Stämme. Ich bin der Ueberzeugung, daß die Wirkung des Hanfes auf den Neger eine zähmende ist, daß das narkotisirende Kraut die unstäte Wildheit, das unbändige Gefühl der Absonderung von äußeren Einflüssen mildert, und den Neger zugänglicher und brauchbarer für Cultur und Civilisation macht, ohne jedoch die wohl übertriebene, aber gewiß bestehende Schädlichkeit der Einwirkung auf die Körperconstitution ganz bestreiten zu wollen. Wie uns die Baschilange, früher die wildesten, in ewiger Fehde unter einander lebenden Stämme bewiesen, welche Aenderung seit dem Hanfcultus mit ihnen vorgegangen war, so macht man hier ähnliche Beobachtungen, nur mit dem Unterschiede in der Wirkung, daß jene zu ihrem ersten Fortschritt durch die Europäer, diese seit längerer Zeit durch die Araber gelangten.

Die Stämme von Graganza gewährten den Arabern den ersten festen Sitz im Innern, den Centralpunkt zu ihren Unternehmungen nach Westen und nach Norden. Sie waren die Begleiter als Träger und Soldaten, die das Vordringen nach allen Seiten ermöglichten, mit deren Hilfe das Innere dem vernichtenden „Handel" geöffnet werden konnte. Die schlimmen Folgen dieses Vorgehens sind nicht ihnen aufzubürden; sie hätten, von Europäern geführt, ebenso zum Guten verwandt werden können, wie sie es unter der Leitung der Araber zum Verderben der weiter im Innern wohnenden Stämme wurden.

Der Muniamwesi leistet Hervorragendes in weiten Märschen, im Tragen von Lasten, sowie im Widerstand gegen Witterung; daß er auch ein guter Krieger ist, wenn er nur recht geleitet wird, beweisen die Erfolge von Mirambo, der stets nur mit Waniamwesi focht.

In 26 Tagen, von denen sechs Ruhetage meist auf meinen Wunsch, und nicht auf Drängen der Leute gemacht wurden, habe ich die ca. 55 deutsche Meilen lange Strecke vom Tanganjika-See bis nach Tabora zurückgelegt. Es kommen so auf jeden Marschtag 2,75 deutsche Meilen, was für längere Märsche in der Wildniß eine ganz vorzügliche Leistung ist. Ich rechne jetzt für

jede größere Reise einschließlich längern Aufenthaltes durchschnittlich eine deutsche Meile pro Tag. Nur einmal hatte ich einen Fall von Ungehorsam auf der letzten Reise zu bestrafen. Nie hatten meine Waniamwesiträger Nachforderungen oder Erpressungsversuche gemacht; Diebstähle waren nicht vorgekommen, und daß sie mehrfach mich in Gefahr verließen, ist bei der geringen Macht, mit der ich reiste, den Leuten wenig zu verargen.

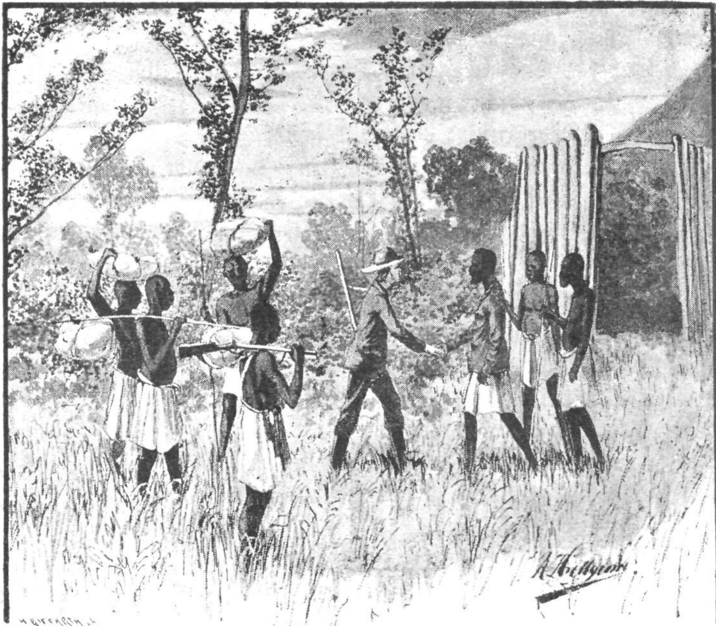
Die ewigen Kriege Mirambo's, die Feindseligkeiten zwischen ihm und den Arabern haben große Strecken von Graganza in den letzten zehn Jahren verödet. Die überall mit anerkennenswerther Bestrebung vorgenommenen Verbesserungen, als Reiscultur, Rindvieh- und Eselzucht, sind dabei wieder sehr zurückgegangen; jedoch ist durch Bekanntwerden mit dem fernen Innern der Muniamwesi ein tüchtiger Handelsmann geworden, natürlich unter den Bedingungen, die er vom Araber kennen lernte, d. h. unter Anwendung von Sklaven.

Am 24. passirten wir die Dorfschaft Luassa, und sah ich hier die erste Waniamwesitembe, eine im Viereck um einen großen Hof gebaute, kasernenartig zusammenhängende Niederlassung. Die vier Seiten sind lange Gallerien von Wohnungen, die durch eine Wand getrennt sind. Nach außen zeigen die gelben Lehmmauern nur einige Schießlöcher, das Dach fällt nach inwendig ab und bildet die Hauptvertheidigungsstellung. Durch zwei wohl zu verwahrende schmale Pforten tritt man in das Innere, wo unter dem verandaartig überhängenden Dache eine Masse von Thüren in die Familienabtheilungen führen. Inmitten des Hofes steht gewöhnlich ein Reduit, ein mit starker Pallisadenzäunung umgebenes großes Haus. Die stehenden Pallisaden werden inwendig noch bis zur Schußhöhe mit querliegenden Bäumen verstärkt.

Weiter in nordöstlicher Richtung durch ausgedörrte, mit niedrigem, lichtem Hochwald bestandene Ebene ging's bis Malolela. In der Nähe der Dorfschaften sind in Senkungen oder ausgetrockneten Bachrinnen mit der Hacke Brunnenlöcher ausgehoben, in denen weißes, warmes Wasser steht. Neben Reis wird Hirse hauptsächlich angebaut. Der eintönige Savannenwald wird hier und da von Wiesen mit Baum- und Palmeninseln unterbrochen. Zebras und Antilopen beleben die Grasmatten; Büffel-, Giraffen- und sogar einige Elefantenspuren kreuzten den Weg.

Die Dörfer liegen meist in weiten Lichtungen im Walde. Die Gegend ist schwach bevölkert und wildreich.

Am 28. näherten wir uns einem Complex von einigen zwanzig Dörfern. Der vor zwei Tagen von mir vorausgesandte Humba kam mir entgegen, und brachte mir „Salaams“ von Mirambo, der mich nach seiner Residenz einlud, und Mittags hielten wir vor dem Thore eines hohen Pallisadenzaunes, der das Heim des gewaltigsten Kriegers Ostafrika's umschloß.



Empfang bei Mirambo.

Dreizehntes Kapitel.

Bei Mirambo.



Aus dem Thore der Umzäunung trat, von zwei Alten gefolgt, Mirambo mir entgegen. Wir standen uns einen Augenblick mit musternden Blicken gegenüber, dann trat er auf mich zu, gab mir die Hand und führte mich über zwei durch Befestigungen getrennte Ringhöfe auf einen Platz vor seinem Wohnhause, wo wir uns im Schatten eines dichtbelaubten Baumes niederließen.

Mirambo war ein Mann von ca. 50 Jahren, hohen sehnigen Wuchses, mit einem feinen Hüftentuch, sowie einfachem grauen europäischen Rock bekleidet. Das Haupt etwas geneigt und ein freundliches, stillvergnügtes Lächeln auf dem mageren Gesicht,

das einen leidenden Ausdruck hat, bot er in leisem Tone und langsamer Rede mir ein Willkommen. Hierauf drückte er seine Verwunderung aus über die weite Reise, die ich zurückgelegt, und besonders, daß ich mit so geringer Macht Uha durchzogen hätte. Bescheiden, fast schüchtern war sein Wesen, mild seine Sprache, und der ruhige Ausdruck seiner Züge wurde nur durch eine feine Tätowirung auf der Stirn, die einer starken Zornader glich, gestört. Es hätte kaum Jemand in diesem ruhigen Mann den großen Krieger, der Ostafrika erzittern machte, erkennen können.

Mirambo bot mir eine Wohnung an, erlaubte mir aber dann auf meinen Wunsch, mein Zelt im Schatten des schönen Baumes aufzuschlagen, nur stellte er die Bedingung, daß keiner meiner Leute in diesem innersten Hofe übernachten, und auch nur meine Diener bei Tage ihn betreten dürften.

In einen eisernen Lehnstuhl gehockt, mit aufgezogenen Beinen, rieb er unausgesetzt nervös mit einem Stückchen Holz die Zähne, oder kauete auf demselben.

Mirambo, so geht die Sage, war als Sohn eines Dorfhäuptlings im Dienste eines Arabers mehrmals nach Zanzibar gegangen. Einst schlug ihn sein Herr mit dem Stock, welche Beleidigung er später furchtbar rächte. Schon dieser Umstand zeugt von einer seiner Rasse fremdartigen Auffassung.

Er entfloh in die Wälder zwischen Tabora und Ugogo und begann mit raub- und kriegslustigem Gesindel die große Karawanenstraße zu belagern. Nachdem er manches arabische „Safari“ (Karawane) ausgeplündert hatte und, an Gewehren reich geworden, immer größere Ueberfälle unternommen hatte, begann er, sich einen festen Stützpunkt, das jetzige Urambo, einzurichten. Häuptlinge, die es mit den Arabern hielten, waren bald überwunden, abgesetzt, und ihre Nachfolger tributär und unterthan gemacht. Der ganze Westen und Norden von Graganza war bald sein Reich. Nach Norden zog er oft bis zum Ukerewe, nach Westen bis in's Land der Waha, und im Süden reichte sein Einfluß bis ungefähr zum 6. Grad.

Nur Tabora, die starke Niederlassung vieler Araber im Bunde mit den Häuptlingen von Unianiembe setzt ihm noch eine Grenze, und weiter östlich die Wataturu, ein Stamm, der, wohl zu den Massaivölkern gehörend, einst Stanley schwere Verluste beibrachte.

Der Ruhm der vielen Siege hatte allmählich Mirambo zum gefürchtetsten und bei den Seinigen zum populärsten Manne gemacht. Mirambo schlafe nie, er könne fliegen, sei unverwundbar, und manche andere Eigenschaften schrieb man ihm zu. Trotz seines scheinbar milden Wesens soll er durch wenig Worte seine Krieger zu wildem Muth entflammt haben. Er focht heute hier und erschien am nächsten Morgen 6 gewöhnliche Tagereisen weiter entfernt mit seinen sieggewohnten Horden, den Tag über und eine ganze Nacht im Dauerlauf unglaubliche Entfernungen durcheilend. Er war überall.

Ein Stamm der am Nyassa-See wohnenden Zulu, die Watuta, war durch einen mächtigen Häuptling aus seinen Sitzen aufgetrieben und wanderte nach Norden. Urori und Ukononga durchziehend, warfen die kriegerischen Zulu Alles vor sich nieder, bis sie an Mirambo's Grenze kamen. Sofort trat dieser mit großer Uebermacht den Fremdlingen entgegen, zwang sie zum Frieden und wies ihnen im Nordwesten von seiner Residenz Gebiete an, mit der Bedingung, im Kriegsfall Heeresfolge zu leisten.

Mirambo sagte mir, daß er innerhalb dreier Tage 10000 Mann aufbringen könne, ohne Watuta.

Seine Krieger heißen „Ruga-Ruga“, eine Benennung, die von der Zeit herrührt, wo Mirambo noch als Straßenräuber die Karawanenwege unsicher machte. Noch heute wissen die Träger viele Stellen zu zeigen, an denen blutige Gefechte stattgefunden haben, und ist noch jetzt der große Weg von Tabora nach Ugogo fast ganz entvölkert.

In dem Jahre, als Stanley, um Livingstone aufzusuchen, in Unianiembe war, wagte Mirambo einen Schlag gegen die in Tabora mächtigen Araber, schlug dieselben, plünderte die Stadt und brannte Alles nieder. 200 Elefantenzähne sollen die Beute gewesen sein. Seit jener Zeit sind Maßnahmen getroffen, daß Mirambo nur wenig Pulver kaufen kann, und jetzt gerade, als ich hier war, hatte er, um den Pulvermangel zu ersetzen, mit der ihm eigenen Energie einen vollkommenen Waffenvorrath angelegt. In den weiten Höfen waren viele Menschen beschäftigt, Speere, Bogen und Pfeile anzufertigen. Hier saßen 20 Mann, die nur Pfeilschäfte glätteten, dort Schmiede, dem Eisen die Form von Pfeil- und Speerspitzen gebend, andere schliffen an Steinen diese Spitzen, wieder andere fügten Federn in den Pfeilschaft

ein, in einer neuen Gruppe wurden Sehnen für die Bogen gedreht u. s. w.

Mirambo führte mich in eins seiner in arabischem Styl gebauten Häuser, sein Arsenal. Ein großer Raum war angefüllt mit Tausenden von Speeren, Bogen, und eine ganze Wand bedeckt mit Bündeln schöner Pfeile. „Siehe hier mein Pulver," sagte er, „noch bin ich nicht waffenlos!", und als einen anderen Ausdruck, als ich ihn fragte, gegen wen diese Rüstungen gerichtet seien, gebrauchte er den fast genau in Kiswahelisprache übersetzten Spruch: „Si vis pacem, para bellum."

Ich hörte, daß der Einfluß eines Missionars, Mr. Southon, auf Mirambo ein großer gewesen sei und ihn von seiner kriegerischen Laufbahn in den letzten Jahren mehr auf die friedliche Beschäftigung des Handels geleitet habe. Dieser Herr war erst vor kurzer Zeit gestorben und wurde aufrichtig von Mirambo betrauert. Letzterer erzählte mir, daß sein Freund auf der Jagd von dem ihm das Gewehr tragenden Diener aus Versehen durch den Arm geschossen sei; er habe dem Fahrlässigen nur auf Bitten des Verletzten die Todesstrafe erlassen. Er habe den Rath gegeben, man solle den zerschmetterten Arm nur schienen, der Missionar habe jedoch auf Amputation, die von zwei Weißen, dem Deutschen Dr. Böhm und einem Missionar aus Ujui, ausgeführt worden war, bestanden. Eintreten des Brandes habe eine zweite Amputation nöthig gemacht, doch auch diese habe seinen Freund nicht retten können.

Die aufrichtige Betrübtheit, mit der er von dem Verluste seines Freundes sprach, berührte mich sympathisch.

In einer halbverfallenen kleinen Hütte, die inmitten der schönen Gebäude in dem reinlichen Hofe auffällt (man sagt, es sei in derselben Mirambo's Mutter gestorben), bringt Mirambo den größten Theil des Tages zu in Geschäften der Regierung. Hier empfängt er alle Gesuche und Bitten; man nähert sich ihm in gebückter Haltung mit mehrfachem Klatschen in die Hände; ein Gruß, den er mit kaum bemerkbarem Kopfnicken erwidert. Ein alter, hübscher Neger mit einer Adlernase und schlauem Gesichtsausdruck scheint der Hauptberather zu sein. Wenn derselbe Vortrag hält, so spricht er fließend und ausdrucksvoll vor sich hin, ohne seinen Herrn anzusehen, denn er weiß, daß selbst die überraschendsten Nachrichten auf den ruhigen, stillvergnügten Zügen



desselben keine Veränderung hervorrufen würden. Ganz nach dem Gesetz afrikanischer Rhetorik macht er Vergleiche, spricht in Bildern, oder malt das Schlimme drastisch aus, um dann das Erwünschte im Gegensatze dazu glänzend hervorzuheben.

Plötzlich unterbricht er seine Rede und beginnt mit leiser Stimme einen der vielen Gesänge, in denen die Waniamwesi ihren Mirambo verherrlichen. Ausdrucksvoll, mit leuchtenden Augen endete der Alte jeden Vers mit dem Refrain „Mirambo", dann läßt er eine Gefühlspause eintreten und fährt fort in seinem Vortrag. Mir schien der Alte für einen Wilden ein sehr feiner Diplomat zu sein.

Ich mußte Mirambo viel von unserer Taktik erzählen, ihm zeigen, wie man sprungweise mit Schützen vorgeht u. s. w. Er zeigte viel Verständniß für das Alles; er hatte von dem großen Kriege Deutschlands auch gehört, und machte sich, seinen Ideen angepaßt, ein herrliches Bild von unserem Kaiser, den er bewundere, daß er bei so hohem Alter noch solch' ein gewaltiger Krieger sei. Er war erstaunt, daß ich die französischen Missionare in Tabora besuchen wolle, da sie doch zu unseren Feinden gehörten.

Mirambo hatte mir zum Empfange eine schöne junge Kuh und 2 Flaschen Champagner, wenn ich nicht irre von der Marke Pommery & Greno, geschenkt. Als ich überrascht über diese Gabe im Laufe des Gesprächs auf die durch seine Ruga-Ruga überfallenen und im Kampfe getödteten beiden Engländer Carter und Catanhead zu sprechen kam, wurde er still und bat mich, abzubrechen. Die Angelegenheit, in der er völlig schuldlos sei, sei schon erledigt.

Meine Leute beschwerten sich bei mir, daß sie für die erhaltenen Perlen hier Nichts kaufen könnten, da man Zeug verlange. Da ich keine Stoffe hatte, erzählte ich Mirambo meine Verlegenheit. Er schickte sofort in sein Haus und ließ 4 Stücke Zeug à 40 Ellen holen und mir überreichen. Ich fragte ihn, ob ich den Betrag von ca. 32 Dollar in Tabora an ihn zahlen könne, er sagte indeß, er habe weder dort, noch irgendwo Verbindung, und möchte ich das kleine Geschenk von ihm annehmen. Weiter fügte er hinzu Pfeile, Bogen und Speere aus seiner Waffenfabrik, eine von ihm selbst zurecht gemachte Pfeife, deren Kopf aus einem Speckstein, der nördlich von hier gefunden wird, geschnitzt war.

Des Abends versammelten sich sämmtliche näheren Verwandten, natürlich nur männlichen Geschlechts, zum gemeinsamen Mahl, das nur aus Brei von Reismehl und Milch bestand. Mirambo genießt nie etwas Anderes. Auch ich wurde eingeladen. Später saßen wir Alle um ein helles Feuer, es wurde gefragt und erzählt, und da man sich stets des Kiswaheli's bediente, in welcher Sprache ich mich schon verständlich machen konnte, waren dies höchst interessante Stunden.

Bei solcher Gelegenheit versprach mir Mirambo, wenn ich zu ihm zurückkehre, wolle er mir zum Besuche des Mutu à Nzige-Sees soviel Mann zur Begleitung geben, als ich nur wolle, nur solle das auf der Reise aufgekaufte Elfenbein ihm gehören, mir aber die Karawane ganz gehorchen. Ich sollte nur Pulver mitbringen, denn die Stämme dort, die Wasongora oder Bassonga, seien wild und kriegerisch [1]).



Muniamwesi-Typus.

Der dritte Tag meiner Anwesenheit war ein wichtiger auch für Mirambo. Der erste Araber zog friedlich in die Thore seiner Residenz, die beiden mächtigsten Männer Ostafrika's, Tibbu-Tibb und Mirambo, schlossen Freundschaft.

Wie ich später hörte, hatte Tibbu-Tibb, der bei Tabora lag, in Erfahrung gebracht, daß ein Weißer, nämlich ich, von Nyangwe und Udjiji kommend, Freund der Araber, zu Mirambo gekommen sei. Der schlaue Patriarch, der sich die Verbindung zwischen Tabora und dem Tanganjika-See durch die Verwüstung Uwinza's unterbrochen hatte, suchte sich die nördliche Route, auf der ich

---

[1]) Der Tod Mirambo's, den ich in Nyangwe im Jahre 1886 erfuhr, war einer der vielen ungünstigen Umstände, die mich damals verhinderten, meine Absicht, den erwähnten See zu besuchen, auszuführen, was mir auch deshalb besonders leid that, da ich dann auch Emin Bey, von dem ich gleichzeitig in Udjiji hörte, angetroffen hätte. — Einige Beludschen behaupten, Mirambo sei auf Anstiften der Araber vergiftet worden.

gekommen war, die aber von Mirambo beherrscht wurde, dadurch zu öffnen, daß er seinen Sohn Zefu-bin-Mohammed mit Geschenken hierher sandte, in der Hoffnung, meine Anwesenheit werde einen guten Empfang seines Gesandten sichern. Mirambo empfing den Sohn des mächtigen Arabers höflich, behandelte ihn jedoch durchaus als einen mit einem Anliegen Kommenden.

Zefu, ein wohl 20 Jahre alter Mann, dessen hübsches Aeußere und chevaleresques Wesen leider zu oft durch einen lauernden Blick beeinträchtigt wurde, kam mit Mirambo zu dem Resultat, daß seines Vaters Karawanen ungefährdet hier passiren könnten. Dafür solle derselbe Alles thun, um Said-Bargasch günstig gegen Mirambo zu stimmen, damit Letzterer seine Elfenbeinkarawanen bis zur Küste senden könne. Mirambo hatte viel Elfenbein bei sich liegen, konnte es jedoch wegen Feindschaft mit den Arabern nicht verkaufen. Ein Weißer hatte vor einigen Jahren versucht, in Tabora Elfenbein anzukaufen, und so das von Mirambo zu erhalten, hatte aber, von den Arabern bedroht, sein Unternehmen aufgeben und zur Küste zurückkehren müssen.

Um die vielen Geschenke und Beweise der Freundschaft, die ich hier erhalten hatte, nach Möglichkeit zu erwiedern, bot ich Mirambo eine Büchsflinte an, die Pogge mir gelassen hatte. Mirambo sagte mir, er möchte nicht, daß ich glaube, daß er mir in Erwartung eines Gegengeschenkes mit einigen Kleinigkeiten ausgeholfen habe, nehme aber das Gewehr als Zeichen der Freundschaft an. Er bat mich, mit demselben eine Schußprobe zu machen. Ich machte mit Holzkohle einen Fleck an die Wand seines Hauses und drückte, da ich durch Zufall sofort das Ziel in der Visirlinie hatte, so schnell ab, daß ich kaum gezielt zu haben schien. Die Kugel saß mitten im Ziel, und der schnelle Schuß rief allgemeine Bewunderung hervor. Mirambo gab durch ein herzliches Lachen seine Freude zu erkennen.

Der junge Sohn Tibbu's sagte mir, daß sein Vater im Begriff stehe, nach Zanzibar abzureisen. Da man mich versicherte, daß die Reise durch die Wildniß von Ituru und durch Ugogo nur mit einer starken Karawane zu machen sei, und ich noch lebhaft die in Uha mir ertheilte Lehre im Gedächtniß hatte, beschloß ich, mit Tibbu-Tibb abzuschließen, und brach am 31. August von Mirambo auf, um noch vor der Abreise der großen Karawane Tabora zu erreichen.



Gegend bei Tabora.

Vierzehntes Kapitel.

Tabora und Tibbu-Tibb.



Durch eine von Rinderheerden bevölkerte Niederung stieg ich zur englischen Missionsstation Kilimani-Urambo hinauf und rastete in dem bequem und comfortabel eingerichteten Häuschen, das bis vor Kurzem von dem bereits erwähnten Mr. Southon bewohnt war. Drei Gräber, die Ruhestätten dreier Missionare, die in kurzer Zeit hier erlegen waren, gaben Zeugniß von dem aufopfernden Beruf eines Missionars im tropischen Afrika. Die Station wurde von einigen Wangwana (freigelassene frühere Sklaven von Arabern in Zanzibar und längs der Ostküste) verwaltet, nachdem alle werthvollen Sachen nach dem Tode des letzten Missionars Mirambo zur Aufbewahrung übergeben waren.

Den Mangel an der nothwendigsten Medicin, einer neuen Fußbekleidung, denn mein letztes Paar Stiefel hatte zusammen nur noch eine Sohle, ersetzte ich aus dem Vorrathe der Station

und entnahm einige Lebensmittel, um meinem von der anhaltend gleichmäßigen Nahrung etwas erschlafften Magen wieder aufzuhelfen.

Durch ebenes Terrain wand sich der Weg durch ganz vereinzelt stehende, 50 m hohe Kuppen, deren Gipfel, mit Granitgeröll gekrönt, den Hügeln das Aussehen von mächtigen Hünengräbern geben, und passirten wir mehrere Dörfer, die alle in der schon beschriebenen Form der Tembe gebaut waren.

Am 3. näherten wir uns einem großen, mit Pallisaden befestigten Dorfe, das sich auf dem neutralen Gebiet zwischen dem Lande Mirambo's und Uniamwesi befand. Ich wollte außerhalb des Dorfes lagern. Viele Eingeborene kamen uns grüßend entgegen und luden mich in ihr Dorf ein. Trotz meiner Abwehr entrissen sie, als wie um den müden Trägern noch das letzte Stückchen Weg zu erleichtern, meinen Leuten die Lasten, trugen diese in ihr Dorf, legten sie auf einen Platz im Innern nieder und waren schnell bereit, meinen Leuten beim Aufbau des Zeltes und Aufschichten der wenigen Lasten behilflich zu sein.

Kaum war ich so quasi gewaltsam eingerichtet, als sich das freundliche Benehmen der Eingeborenen änderte. Man umstand mein Zelt, wies mit Händen lachend auf mich, äffte mir meine Bewegungen nach und benahm sich unerhört frech. Sämmtliche Männer hatten Keulen (Fimbo) in der Hand. Man rief mir höhnend zu, ich möchte ihnen die schönen wollenen Decken, die auf meinem Feldbett lagen, doch jetzt schon geben, sie würden sie doch bekommen, ich solle meine Koffer öffnen u. s. w.

Ich ignorirte, Besorgnißlosigkeit heuchelnd, dies Benehmen. Meine drei Begleiter von der Westküste waren immer dicht beim Zelt und ließen ihre Waffen nicht aus der Hand. Humba sagte mir, die Thore des Dorfes seien rings verschlossen, man habe etwas mit uns vor, der Häuptling des Dorfes verweigere, mich zu besuchen.

Ich hatte meine Büchse, jetzt meine einzige Waffe, stets bei mir. Schon gleich nach dem Einrücken hatte ich Weiber in der Nähe nicht mehr gesehen, und aus den benachbarten Hütten trug man die Habseligkeiten in entlegenere Gehöfte. Dem Häuptling sandte ich ein Geschenk und ließ ihn zu mir bitten; er weigerte sich und sandte das Geschenk zurück, ein Zeichen der Verweigerung der Freundschaft. Humba hatte ihn in erregtem Gespräch mit

einigen meiner Träger angetroffen. Es wurde von den uns Umstehenden ganz ungenirt erwähnt, daß es bald ein „Maneno“, d. i. „Ereigniß“, geben würde. Entferntere riefen den mich Umringenden ermunternd zu, doch diese waren dadurch, daß wir die Waffen nicht aus den Händen ließen, eingeschüchtert, und antworteten, daß es besser sei, beim Dunkelwerden zu beginnen. Meinen Leuten wurde der Ausgang aus dem Dorfe verweigert; ich war mit meinen drei Begleitern gefangen.

Zwei meiner besten Träger erschienen, sehr gedrückt, und wollten nicht mit der Sprache heraus. Humba hörte, daß man mit Einbruch der Dunkelheit sich mit Gewalt in den Besitz meiner Sachen setzen und dafür sorgen wolle, daß ich nicht im Stande sei, später die Araber ihnen auf den Hals zu hetzen. Ich war mir jetzt klar, daß man versuchen würde, uns niederzumachen, um zu plündern, und bereitete Alles vor, unser Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Wir versahen uns mit so viel Patronen als nur möglich. Ich schnürte meine Karten und Tagebücher in ein Packet zusammen und instruirte den vielgewandten Humba, daß er im Falle eines Ueberfalles mit dem Packet versuchen solle, das Dorf zu verlassen und Tabora, das nur 3 Tagereisen weit entfernt war, zu erreichen, um dort die Schriften an einen Weißen abzugeben.

Schon begann es zu dämmern, und immer gespannter wartete ich auf das, was nun bald erfolgen mußte. Da plötzlich trat aus der Menge ein Mann auf mich zu, den ich schon bei Mirambo gesehen hatte. Er grüßte mich höflich, brachte mir Salaams von seinem Herrn Mirambo und übergab mir einen Brief von Zesu an seinen Vater, den er mir versprochen hatte: eine Empfehlung, um meinen Besuch zu erklären. Frei und furchtlos bewegte sich der Bote, den der Name seines Herrn hier unantastbar machte. Ich muß gestehen, daß mich das plötzliche Erscheinen dieses neuen Rettungsankers tief bewegte.

Unmittelbar vor der Gefahr, in diesem finstern Winkel des Erdballes den Erfolg meiner Arbeit und das Leben unter den Keulen habgieriger Schurken zu verlieren, nach langen Mühen und Arbeiten, unweit vom Reiseziel, so nahe vor der im Geiste vielleicht überschwenglich ausgemalten Belohnung langer Anstrengungen, pries ich aus tiefstem Herzen die Gewalt, die mir noch im letzten Moment Hoffnungen gab, dem Aergsten zu entgehen.

Ich zog den Boten in mein Zelt, schloß dasselbe und besprach mit ihm das Benehmen der Dorfbewohner. Sie werden jetzt nicht wagen, dem Freund Mirambo's etwas anzuthun, denn Alle zittern vor ihm, meinte der Bote; er wolle noch in der Nacht bis zu einem anderen Dorfe gehen, das Mirambo gehörte, damit man wisse, daß er seinem Herrn erzählen würde, wo er mich getroffen habe.

Stolz, ohne sich umzuschauen, schritt er durch die ihm Raum gebende Menge und verschwand.

Die Stimmung der Dorfbewohner schien merklich geändert; ich sandte Humba nochmals zum Häuptling und ließ ihm sagen, er möge seine Leute warnen, zu frech zu sein gegen den Freund Mirambo's und Tibbu-Tibb's. Der Häuptling war verlegen, man besprach sich überall in flüsterndem Tone, man kam und ging, kurz, die Botschaft schien gewaltigen Eindruck gemacht zu haben.

Die Nacht war hereingebrochen; ich saß ohne Licht im geschlossenen Zelt, und meine drei Begleiter lagen, die Karabiner im Arm, dicht an der Zeltwand.

Man hörte, ebenso wie vor nicht langer Zeit in Uha bei Salassi, von Einigen die Furcht der Anderen verhöhnen und zur That anreizen. Mirambo würde nicht wegen eines Weißen Krieg machen; der Weiße habe viel schöne Sachen in seinen Koffern; wer Furcht habe, könne nicht reich werden, und Vieles mehr, was Humba mir übersetzte.

Es wurde Mitternacht, und der Anbruch meines neunundzwanzigsten Geburtstages sah mich, mit der Büchse auf den Knieen auf dem Bette sitzend, bereit, dem Unabwendlichen entgegenzutreten. Die tiefen Athemzüge meiner Treuen bewiesen, daß die Müdigkeit sie überwältigt hatte. Ich ließ sie ruhen, da ich sie jeden Augenblick, wenn nöthig, erwecken konnte. Es war geradezu befremdend, wie lange sich die räuberischen Eingeborenen dagegen wehrten, einen so guten Fang aus der Hand zu lassen, wie immer noch Erörterungen, hitzige Wortwechsel und Umschleichen meines Zeltes mir bewiesen.

Erst gegen Morgen legte sich die durch Pombetrinken aufrecht erhaltene Aufregung, und die Furcht vor den Folgen hatte doch die Habgier überwunden. Als noch kaum ein schwacher Lichtstreifen am Horizont den neuen Tag verkündigte, hatte ich meine

Begleiter geweckt, das Zelt zusammengelegt und zum Aufbruch Alles bereit gemacht. Humba, der die Stelle wußte, wo die Träger abseits schliefen, erweckte diese leise und kam mit einigen zurück, denen ich mit Verlust der Zahlung drohte, wenn sie nicht sofort die übrigen herbeibringen würden und ohne durch Geräusch die Eingeborenen zu wecken, meinen Befehlen folgten. Die Leute, die nur die Furcht vor den Dorfbewohnern von mir fern gehalten hatte, kamen schnell herbei. Ich ging mit Humba, der heute meinen Arbeitskoffer trug, voran, nach dem Ausgange, an welchem zwei Eingeborene in tiefem Schlafe lagen. Wir rissen den Schlafenden die Waffen aus der Hand, mit einem nicht gelinden Stoße entfernte ich die aus dem Schlafe Aufschreckenden von dem Ausgange, und draußen waren wir; gefolgt von meinen nachdrängenden Leuten. Halb im Laufschritt hatten wir bald eine 100 m vom Dorfe liegende Höhe erreicht. Hier hielt ich, um alle meine Leute zu erwarten. Jetzt, hier im Freien, mit der Büchse in der Hand, hätte ich ohne allzu große Besorgniß den Angriff der Dorfbewohner abgewartet, und ich will gestehen, daß mich der Wunsch, die peinlichen Stunden der langen Nacht an den feigen Räubern zu rächen, für einen Augenblick beherrschte. Die letzten meiner Leute waren da, scheinbar Nichts zurückgelassen, und vor den Thoren des Dorfes hatten sich Bewaffnete versammelt. Die Träger traten an, ich schloß mit meinen drei Bewaffneten, konnte es jedoch nicht unterlassen, bevor ich mich zum Abmarsch wandte, den feigen Räubern mit der Faust zu drohen, um dem tobenden Gefühl des Zornes in mir wenigstens einen erlaubten Ausdruck zu geben. Meine Begleiter schwangen ihre Karabiner, und weiter ging es in die frische Morgenluft hinein, mit schnellem Schritt dem nächsten Ziele zu. Zum zweiten Male hatte uns Mirambo's Name gerettet.

Die böse Nacht war bald vergessen. Nach weiteren zwei Märschen durch öden Hochwald erschien am 5. Mittags Tabora in der Ferne.

Vor einer großen Tembe mit geräumiger Veranda hielten wir. Es trat mir ein Weißer in langem, weißem Ueberhemd, für dieses Klima eine sehr praktische Kleidung, entgegen. Ich stellte mich ihm vor, und er nahm mich an der Hand, führte mich in ein geräumiges, reinliches Haus und wies mir ein freundliches Zimmer an.



Empfang bei Reichard und Dr. Böhm.

Zu Seite 268.

Père Haut Coeur, der Supérieur der hiesigen algerischen Missionsstation, nahm mich mit großer Herzlichkeit auf. Die drei anderen Missionare und drei Laienbrüder hatten sich mit dem den katholischen Missionen eigenen praktischen Sinn mit sehr geringen Kosten vorzüglich eingerichtet und lebten in Folge ausgedehnter Gartencultur, Feldbau und Viehzucht viel billiger und außerdem gesunder, als dies in vielen anderen Stationen von europäischen Conserven möglich ist. Ich schwelgte im Genuß des ersten Brotes. In Tabora gedeiht bei genügender Bewässerung während der Trockenzeit vorzüglich Gerste.

Der große Unterschied der katholischen Missionen, die meist aus Westdeutschen und Franzosen bestehen, und den englischen evangelischen im äquatorialen Afrika besteht darin, daß erstere für Lebenszeit sich der aufopfernden Thätigkeit in dem noch für Europäer schädlichen Klima weihen, während die anderen nur für einige Jahre den schwarzen Heiden ihre Thätigkeit widmen. Katholische Missionen finden durch Ankauf von fern hergebrachten Sklaven, meistens Kindern, bald einen festen Stamm für ihre Arbeit, während evangelische nur an freiwilligen Schülern ihren hohen Beruf auszuüben suchen. Wenn man in Rechnung zieht, wie angekaufte Kinder dadurch, daß sie in die Hände wohlthätiger Lehrer kommen, oft einem schweren Loos entgehen und einer nothwendigen, festen Leitung und dem gerade für den Neger segensreichen gewissen Zwange unterworfen werden, wie andererseits die Klage der englischen Missionen dahin geht, daß freie Kinder durch plötzliches Fortbleiben und Unterbrechen der Beziehungen die Arbeit vieler Wochen verloren machen, ja, daß solche Schüler selbst mit großen Mitteln vielfach gar nicht zu haben sind, so muß ich für meinen Theil dem Princip katholischer Missionen beipflichten. In Wahrheit spricht der großartige Erfolg, den diese letzteren schon nach kurzer Zeit aufweisen, für meine Ansicht. Von den englischen Missionen, die andere Principien verfolgen und von anderen Gesichtspunkten aus die Bekehrung des Negers erzielen wollen, lernte ich später allerdings auch am Nyassa Erfolge kennen, die den hervorragendsten katholischen Nichts nachgeben, aber sicher bei Weitem größerer Mittel benöthigen, als jene.

Ich bin der Meinung, daß das katholische Christenthum in Folge etwas größeren Gewichts auf äußerlichen Eindruck dem Neger leichter zugänglich ist, als das evangelische.

Nachdem ich meine Waniamwesi-Träger, die nur bis hierher angenommen waren, abgelohnt und entlassen hatte, stattete ich mit Père Haut Coeur den Bedeutendsten der Araber und dem fast stets betrunkenen, schlaffen Häuptling von Unianiembe Besuche ab und ging am 7. nach dem Lager Tibbu-Tibb's auf eine Tagereise nach Südosten, um dort das Nähere über meine Weiterreise zu besprechen.

Den mächtigen Araber Hamed-bin-Mohammed, Tibbu-Tibb oder westlich des Lualaba Mutschi-Pula und Tupa-Tupa genannt, traf ich im Kreise vieler Verwandten und Klienten in der Barsa eines interimistischen Hauses.

Er ist ein Mann von ca. 45 Jahren und ganz schwarzer Hautfärbung, obwohl sein Vater ein reiner Araber war. Ein wenig stark, ist er in seinen Bewegungen sehr lebhaft, gewandt und höflich, bestimmt in seinen Gesten, hat jedoch wie sein Sohn oft etwas Beobachtendes und Lauerndes, und scheint gern zu spötteln.

Wir wurden sehr bald einig. Ich wollte mit ihm reisen und von ihm unterwegs die bis zur Küste nöthigen Waaren entnehmen, um sie erst in Zanzibar zu bezahlen. Ich vermied dadurch eine große Begleitung und den Ankauf von Gewehren, mußte jedoch ganz kleine Lasten machen, da Tibbu-Tibb schnell zu reisen gedachte. Meine Träger mußte ich selbst in Tabora engagiren.

Noch an demselben Tage kehrte ich zurück und that Schritte, um Leute, die nach der Küste gehen wollten, anzuwerben.

Da bis zur Abreise nach Osten noch 10 Tage vergehen sollten, brach ich am 9. auf, um die zwei Tagereisen südlich von hier wohnende deutsche Expedition, die Herren Dr. Böhm, Dr. Kaiser und Reichard, in Ugunda zu besuchen.

Beim Aufbruch von der Tembe, in der ich nach dem ersten Marschtage übernachtet hatte, sah ich beim Eintritt der Tagesdämmerung am 10. September dicht über dem Horizont ein wunderbares Phänomen.

Die Mondsichel schwamm über dem sich fahl färbenden östlichen Horizont, und dicht bei ihr stand ein herrlicher Komet. Erstaunen und Furcht erregte dieses Bild bei allen Negern, und viele Fragen über die Bedeutung des geschweiften Sternes wurden mir vorgelegt.

Gegen Mittag näherte ich mich einem Pallisadendorfe, das inmitten einer freien, unbedeckten Ebene sehr weit sichtbar ist. Es sollte Gonda sein, der Aufenthalt der Landsleute. Der Sitte gemäß verkündete ich durch drei Schüsse meine Ankunft, die, da ich schon von Tabora einen Brief gesandt hatte, erwartet wurde. Hornsignale wurden hörbar, und bald brachen aus dem Thor 60 wild geschmückte Krieger hervor und entwickelten sich unter dem Befehle zweier Weißen zu einer Schützenlinie. In fliegenden rothen Mänteln, mit winkendem Federbusch begannen die Ruga-Ruga ihren Scheinangriff. Unter fortwährenden Signalen drangen sie ununterbrochen feuernd auf mich zu und schlossen mich im Halbkreise ein.

Die beiden Weißen, Dr. Böhm und Reichard, die ich bei ihrem Abschiedsfeste von Berlin im Jahre 1878 kennen gelernt hatte, kamen mir entgegen. Ich sprang von meinem Esel und schüttelte den Landsleuten mit frohem Herzen die Hand. Sie führten mich in das Dorf, das einem weiblichen Häuptling Namens Discha gehörte und nur vorübergehend zum Aufenthalt gewählt war; denn wie ich hörte, wollten die beiden Herren bald dem schon zum Rikwa-See vorausgegangenen Dr. Kaiser folgen. Eine Tafel war bereitet, die Alles bot, was die schon seit 3 Jahren im Innern Weilenden nur herbeischaffen konnten, und bei einer Bowle, die in gleichen Theilen aus Sherry, Portwein und Cognac, den letzten Vorräthen, bestand, saßen wir bis gegen Morgen, unsere Erlebnisse austauschend, vom lieben Deutschland sprechend und von der Zukunft, die besonders für meine Landsleute ganz im Dunkel lag.

Noch zwei Tage genoß ich den Austausch der Gedanken in der Muttersprache, deren ich mich seit Nyangwe, seit Pogge's Rückkehr, nicht mehr bedient hatte. Leider sollte ich Dr. Kaiser, der bald darauf am Rikwa-See sein Grab fand, nicht wiedersehen, und auch Dr. Böhm, der mir durch seinen ungeschwächten Feuereifer, mit dem er unermüdlich dem fremden Unbekannten entgegenging, unvergeßlich bleiben wird, hat nach vielen überstandenen Gefahren, schwerer Verwundung und manchem Fieber das tückische Klima der Quellländer des Lualaba dahingerafft.

Den einzig überlebenden Herrn Reichard traf ich erst wieder, als ich im Jahre 1887 von meiner jüngsten Reise in Afrika heimkehrte. Er war mit eiserner Gesundheit und Energie, 5 lange

Jahre dem Klima und den Gefahren trotzend, zuletzt von allen Mitteln entblößt, gezwungen gewesen, nach großen, jetzt schon bekannten Erfolgen zurückzukehren.

Sein Andenken ist in den Ländern, die er durchzogen, und die auch später ich berührte, noch sehr rege. Geschätzt von seinen Leuten und allen Eingeborenen, die ihm ermöglichten, im Frieden auszukommen, gefürchtet von jenen, die seiner kleinen Macht trotzen zu dürfen glaubten, muß man hoffen, daß er seine langjährige Erfahrung, seine eiserne Gesundheit und Willenskraft der großen Arbeit der Eröffnung Afrika's noch nicht entzieht.

Nach Tabora zurückgekehrt, nahm ich 25 Träger an, meist Wangwana, die nach Zanzibar zurückwollten, und machte mich reisefertig. Da Tibbu-Tibb die Abreise abermals aufschob, unternahm ich noch einen Abstecher nach dem Norden, nach der englischen Mission Ujui, wo Reverend Coppelstone mich in gütiger Weise mit vielen Annehmlichkeiten zur Weiterreise ausrüstete.

Während meiner Anwesenheit in Ujui kam eine große Elfenbeinkarawane Mirambo's vom Osten zurück. Dieselbe war bis Ugogo gekommen, hatte dort Nachricht erhalten, daß ein neuer vom Sultan Said-Bargasch bestimmter Gouverneur mit vielen Truppen nach Tabora komme, um Mirambo zu bekriegen, eine Nachricht, die sich später als lügnerisch herausstellte, und war in Folge dessen umgekehrt. Man erzählte, daß der Sohn Tibbu-Tibb's nach meiner Abreise in Urambo festgehalten würde, bis diese Karawane unbelästigt zu ihrem Häuptling zurückgekehrt sei, und dies bestätigend, traf Zefu einige Tage später bei seinem Vater ein.

Am 24. brach ich auf, dankbar den Herren der katholischen Mission für ihre gütige Unterstützung in jeder Richtung.

Einen in der Mission angestellten Gärtner, der sehr schwer krank gewesen war und so körperlich geschwächt, daß für ihn keine Hoffnung blieb, dem Klima Widerstand zu leisten, nahm ich auf Ansuchen des père supérieur mit mir zur Küste. Ich hatte die Freude, ihn nach 2 Monaten in Zanzibar gesund und kräftig abzuliefern.



Wettschießen.

Fünfzehntes Kapitel.

Bis Mpwapwa.



Von dem großen Lager Tibbu-Tibb's marschirte ich voraus bis zum Dorfe Kisui, dem Sammelplatz für sämmtliche sich der Karawane anschließenden Araber und Küstenhändler. Ein Ruhetag verging mit Besuchen meiner neuen Reisebegleiter, 5 reiner Araber und einiger Suaheli-Neger. Am Nachmittag bat man mich, da man von meinem Schusse bei Mirambo gehört hatte, mit dem besten Schützen der Araber ein Wettschießen einzugehen. Als Preis wurde ein Schlachtstier ausgesetzt. Der arabische Schütze Salim-bin-Heri hatte ein einläufiges Expreßrifle, ich schoß mit meiner Doppelbüchse. Ein handgroßes Stück Papier auf 100 Schritte war das Ziel. Zum großen Aerger meines Rivalen gewann ich,

erhielt aber nie meinen Gewinn; ja der junge heißblütige Araber trug mir noch lange nach, daß ich seinen Ruf geschmälert hatte.

Am 27. setzte sich die ganze Karawane in Bewegung. Ich hielt, da ich des Morgens stets zuerst aufbrach, die Tête. Durch schattenlosen Hochwald mit dürrem Grasbestand ging es durch Itura nach Osten. Das ebene Waldland ist fast unbevölkert, nur einige kleine Temben trafen wir am ersten Tage. Kein fließendes Gewässer kreuzte unsere Straße, kleine Tümpel oder Löcher mit weißem, dickem Wasser, das aus seitwärts der Lachen angebrachten Gruben geschöpft wird, deckte kaum den Bedarf der Karawane.

Ueber große Gneisplatten, Quarzgeröll und durch verstreut umherliegende gewaltige Felsblöcke, durch Waldsavanne und kleine Wiesen, die Ufer von Bächen, die nur in der Regenzeit bestehen, zog die Riesenkarawane still dahin. Nur einige Fächerpalmen brachten hier und da etwas Abwechselung in die Einförmigkeit der Flora, und am 30. sah ich den ersten Baobab im Osten, den letzten an der Westküste hatten wir bei Malange gesehen.

Diese weiten Wälder sind das Eldorado für den Jäger. Stets am Nachmittag ging ich pürschen. Eines Tages trat ich auf eine langgestreckte Wiese, die schon hier und da frisches hellgrünes Gras aufsprießen ließ. Von Weitem gewahrte ich ein Rudel Zebras. Es war mir bisher noch nicht gelungen, ein solches Wild zur Strecke zu liefern, obgleich ich schon oft das scheue, wunderschöne Wildpferd angeschlichen hatte. Ein Trupp von Zebras ist einer der schönsten Anblicke, der sich dem Auge bieten kann. Kraft und Wildheit, Gewandtheit und Eleganz drückt sich in jeder Bewegung aus. Der geringste Umstand veranlaßt zu scharfem Sichern. Mit vorgelegten Ohren, die Nüstern weit geöffnet, stemmt ein kräftiger Hengst, der Führer, die Läufe vorwärts, schlägt wie ärgerlich laut dröhnend mit dem scharfen Hufe den Boden, steigt kerzengerade auf, um weite Umschau zu haben, wirft sich beunruhigt, und wie um seine Kraft zur schnellen Flucht zu proben, in einigen mächtigen Sätzen vorwärts und prustet warnend. Die übrigen Stücke des Rudels werden aufmerksam, traben wie von Federn hochgeschnellt, leicht durcheinander, und dahin fliegt der Trupp des Tigerpferdes in weiten Sätzen über Busch und Gras aus dem Bereich des Gegenstandes, der das Mißtrauen erregte. Dort wird gehalten, der schöne Kopf noch einmal zurückgewandt, wieder gesichert und abermals davongejagt. Des prächtigen Thieres Todfeind ist der

Herr der Wildniß, der Löwe. Ich glaube nicht, daß der Leopard sich dem scharfen Biß und harten Huf der erzürnten Hengste aussetzt.

Ich pürschte mich am Rande des Gebüsches, das die Wiesen einschloß, kriechend vorwärts. Plötzlich brachen links 2 Warzenschweine mit respectablen Gewehren durch und standen schnaubend 10 Schritte neben mir, das noch nie gesehene Wesen mißtrauisch anäugend. Ich war auf meine Zebras zu erpicht, um die häßlichen Störenfriede, deren Fleisch im Osten Niemand ißt, weiter zu beachten. Mit meinem Taschentuch schlagend verscheuchte ich sie und blieb liegen, um zu beobachten, ob das Geräusch der davonstiebenden Vielhufer mein schönes Wild nicht gestört habe. Einige Schritte weiter kriechend flogen 2 starke Antilopen in weiten Sätzen dicht an mir vorüber; wieder etwas weiter vorwärts dröhnte plötzlich der Boden von gewaltigen Hufschlägen dicht neben mir. Ich wandte mich, an Büffel denkend, schnell herum, um eben noch eine gewaltige Giraffe hinter den nächsten Bäumen verschwinden zu sehen. Endlich war ich auf gute Schußdistanz an die Zebras heran. Aus 20 Stück bestehend war das Rudel mit einigen Antilopen und 2 Warzenschweinen untermischt. Zur Linken standen einige mit schönen Schraubenhörnern geschmückte Kudu, und dicht vor mir 2 feine Zwergantilopen. Ich nahm das scheinbar stärkste Zebra auf das Korn, schoß, und unterm Feuer brach das schöne Thier zusammen, während die anderen mit Windeseile davonjagten, denn ich war sofort nach meinem Schuß in der Jagdaufregung aufgesprungen.

Zwei Büffel warfen sich mit schwerem Galopp in den Busch, kurz, ringsum entstand ein Rennen, Knacken und Flüchten, daß man sich inmitten einer großen Heerde auseinanderpreschender Thiere hätte denken können. Das erlegte Thier war leider eine trächtige Stute. Als ich hinzutrat, um das Wild durch Durchschneiden der Kehle, wie dies in Ostafrika geschehen muß, da andernfalls Niemand von dem Fleisch ißt, abzufangen, ein Verfahren, an das ich mich endlich mit vieler Ueberwindung gewöhnt hatte, sprangen noch dicht bei mir 2 Antilopen auf, die sich bisher in's Gras geduckt hatten.

Mit Jubel wurde im Lager das Wildpret begrüßt.

Das Fleisch des Zebra ist wohlschmeckend, wenn auch etwas süßlich.

Das Lager wurde stets an ausgetrockneten Bächen aufgeschlagen, da in deren tiefsten Stellen hier und da noch etwas Wasser stand. In einigen derartigen Tümpeln fingen unsere Leute mit großem Erfolg bis 1 Fuß lange Fische. Seitwärts von solchen Lachen wurden kleine Gruben ausgehoben, die sich allmählich füllten, und war das so auf natürlichem Wege filtrirte Wasser trinkbar.

Wegen der 9 Stunden lang am Tage aus unbedecktem Himmel mit sengender Kraft brennenden Sonne machten wir ab und zu Nachtmärsche, so lange es der Mond, der oft so hell leuchtete, daß man in seinem Lichte schreiben konnte, erlaubte. Ganz gespensterhaft, schattenlos, in einem gelblich-blauen Lichte zog die Karawane langsam dahin; vorn vom Osten strahlte uns das magische Licht des mit der Zeit groß gewordenen Kometen entgegen, während des Mondes milder, aber heller Schein von rückwärts aus dem Westen den vom Kometen geworfenen Schatten aufsog. Der Komet überspannte wohl 60° des Firmaments mit seinem Schweif.

Wenn wir Nachts lagerten, erlaubte das ununterbrochene widerwärtige Geheul frech in der Nähe schweifender Hyänen kaum einige Ruhe. Am 2. lehrte uns ein rasender Galopp im Kreise um das Lager, daß einige nicht gut gefesselte Esel von dem nächtlichen Raubthier gejagt wurden.

Ich hatte stets mein kleines Lager abseits von dem der Araber, und so erfuhr ich erst am Morgen, daß eine schöne Maskateselstute zerrissen war; ein junger Eselhengst wies furchtbare Zerfleischungen am Hinterschenkel auf und mußte auch getödtet werden.

Es war unmöglich, den Hyänen beizukommen, so nahe ihr widerliches Geheul erschien. Obwohl die dem Lachen eines Blödsinnigen gleichenden Töne oft so erklangen, als wenn sie dicht am Zelt ausgestoßen würden, bekam ich trotz hellen Mondscheins nie eine der unheimlichen Bestien zu Gesicht.

Die steife, oft sturmähnliche Ostbrise, die täglich bis zum Nachmittag wehte, setzte jetzt auch des Nachts ein und riß ab und zu ein Zelt nieder.

Tantalusqualen stand ich am 4. aus, als wir, gegen Abend eine weite sumpfige Niederung umgehend, auf einer von uns durch unpassirbares Moor getrennten weiten Wiese 2 Elefanten, Giraffen, Zebras, Büffel und viele Antilopen sahen. Auch Rhinozerosspuren

zeigten sich an den Lachen. Wo ich auch versuchte, das letzte Hinderniß zu überwinden, mußte ich, oft bis zur Brust einsinkend, die Versuche, mich zu nähern, aufgeben. Nicht einmal an einen der vielen Wasserböcke, die in dem Moore standen, gelang es anzukommen.

Es war jetzt die schönste Zeit zum Jagen. Die alten hohen Gräser waren gebrannt, an den tieferen, feuchten Stellen sproß frisches zartes Gras empor, und waren diese der Tummelplatz des Wildes, besonders gegen Abend, da gleichzeitig an den Stellen auch die Tränke und oft die Suhlen, die Elefanten, Büffel und Wildschweine ganz besonders lieben, sind.

Am nächsten Morgen schoß ich einen Kudu, der vor mir flüchtig wurde, von hinten unter das Rückgrat. Fast senkrecht führte das prächtige Thier den letzten Sprung aus und brach dann verendet nieder. Ein Perlhuhn erlegte ich aus einem starken Fluge, der dicht vor mir über den Weg lief, mit meinem kleinen Wurfspeer, der mir, wenn ich marschirte, als Handstock diente.

Es war Ueberfluß an Fleisch. Tibbu-Tibb, dem ich oft einen Antheil der Jagdbeute sandte, revanchirte sich mit Süßigkeiten und Gebäck von Reismehl.

Des Abends saß ich mit den Arabern zusammen, Kaffee schlürfend, und beantwortete mit großer Geduld stets dieselben Fragen, die der Araber aus seinem engen Gesichtskreis stellt.

Durch ermüdend einförmigen Wald mit wenig Unterholz und feinen Gräsern ging es durch völlig unbevölkerte wildreiche Wildniß in großen Märschen vorwärts, und erst am 9., also nach 7 Tagen, ohne einen Eingeborenen zu sehen und Lebensmittel angekauft zu haben, erreichten wir Mdaburu, die Tembe eines Küstennegers Namens Munituana. Mdaburu ist ein festes Lager, eine Räuberhöhle oder eine Zwingburg. Der alte magere, einäugige Munituana, der Räuberhauptmann, hat gegen 100 Ruga-Ruga, mit denen er ringsum die Gegend „aufißt". Schon 40 Dörfer sollen durch ihn ausgeplündert und zerstört sein. Einige Trümmer solcher hatten wir passirt. Mit den Arabern lebt er in Freundschaft und kleidet sich und lebt ganz wie jene. Er soll jährlich von Said-Bargasch, dem Sultan von Zanzibar, eine Pulverlieferung erhalten. Von Jenem, sowie von den Arabern, wird er als eine Art Straßenpolizei betrachtet, und erhebt in Folge dessen von allen Karawanen einen Durchgangszoll.

Da die Bewohner dieses Ortes nur Krieger sind, so haben sie fast keine Felder, aber viel Rindvieh, das ringsumher geraubt ist.

Die Tembe liegt auf einer fast absoluten, unbedeckten Ebene, ist stark gebaut und mit vielen Schießlöchern versehen. Inmitten des großen viereckigen Platzes steht das in Araberstyl gebaute Haus des Räuberhauptmanns.

Wir wurden gut empfangen, Tibbu-Tibb und ich erhielten je einen Schlachtstier und etwas Reis. Welch' rohes Treiben in dieser blutigen Höhle herrschte, kann man sich vorstellen. 100 Ruga-Ruga, Flüchtlinge von überall, frühere Räuber unter Mirambo, denen die jetzige Zucht unter ihm zu zwangsvoll wurde, entlaufene Sklaven, meistens Waniamwesi, die, in blutigen Scenen aufgewachsen, ein ihrer Erziehung würdiges Leben hier weiter führen konnten, waren die Bewohner.

Am Abend eines Ruhetages wurde ich eingeladen, um mit den Arabern zusammen von der Veranda des Wohnhauses aus die Kriegstänze der Ruga-Ruga zu bewundern.

In bunte Stoffe malerisch gekleidet, Turban oder Federschmuck auf den Häuptern, die schön gehaltenen Gewehre und einen kleinen Speer in der Hand, und meist mit einem Umhang von rothem Flanell, erschien die wilde Schaar mit langen Sprüngen vor dem Hause. In einer Linie begannen sie ein Scheingefecht gegen einen supponirten Feind. Einzelne Leute sprangen vorwärts mit Ducken, Niederwerfen oder Seitensprüngen, das Ausweichen vor feindlichen Pfeilen oder Speeren darstellend, feuerten ihre Gewehre ab und verschwanden in der Linie. Allmählich rückten Alle vor, das Gefecht wurde heftiger, das Gebrüll intensiver; Speere wurden geworfen, oder nachgeahmt, wie man Verwundeten den Garaus mache durch einen Stoß. Dann stürmten Alle auf einen Zaun, überstiegen diesen und hielten mit Siegesgeschrei die Waffen schwingend. Nun traten sie zum Rundtanz an und führten diesen mit Gesang und Bodenstampfen eine Zeitlang durch, bis der alte Munituana erschien, im langen schwarzen, mit Silberstickerei verzierten Sammetkaftan, das lange Beludschenschwert in der Rechten, umgeben von seinen 20 Weibern. Er begab sich in die Mitte des laut jubelnden Kreises und drehte sich, die feine Klinge durch Stoßen mit der Hand erzittern lassend, im Kreise, während die Weiber, ein gesangartiges Wimmern erhebend, sich in den Hüften drehend, ihn umringten.

Zwei unserer jungen Araber ergriffen auch die Speere, sprangen zu dem Alten und begannen ihm mit Ausfällen mit gezücktem Speer, Geschrei und Tanz zu secundiren. Immer erhitzter wurden die Tänzer, und hatten sich die beiden Araber bald in eine Aufregung getanzt, daß sie mit wilden Blicken, hoch gerötheten Gesichtern wie wahnsinnig umhersprangen, so daß die Ruga-Ruga selbst ihnen scheu auswichen. Jetzt sprangen die Beiden auf die Veranda und setzten, den wilden Blick auf mich gerichtet, ihre maßlosen Gesten fort. Zuerst glaubte ich, daß sie sich vor mir zeigen wollten; doch ihre Blicke wurden wilder, die blutunterlaufenen Augen bohrten sich auf mich und die Spitzen ihrer Speere kamen beim Vorchassiren mir oft recht nahe. Ihr Spiel schien nicht mehr ohne bestimmtes Ziel zu sein, und ganz besonders einer der Wilden, Salim, der mir noch immer den Stier als Preis des Wettschießens schuldete, stierte mich mit grimmiger Miene an. Als sie sich, immer mehr erhitzt, plötzlich mir noch mehr näherten, sprang Tibbu-Tibb auf Salim zu, umfaßte ihn und hielt den Tobenden fest umschlungen, während 2 ältere Araber den Anderen hielten und zur Vernunft riefen[1]).

Ich that, als wäre mir das Schauspiel nur interessant. Die Beiden sprangen, losgelassen, in das Gewühl zurück, aber ließen mich nicht aus den Augen.

Ich dachte jetzt, es sei wohl besser, mit den Wölfen zu heulen, als mich noch länger dem aus dem erhitzten Benehmen der Tänzer sprechenden Haß auszusetzen. Ich ergriff Humba's Karabiner, Seitengewehr und 5 Patronen, sprang über das Geländer in den Hof, winkte Platz zu machen, und wirklich stob der wilde Haufe auseinander. Ich lud und schoß nach einem Baum, rannte vorwärts, warf mich nieder, schoß wieder u. s. f., bis meine 5 Patronen abgefeuert waren, pflanzte dann das Seitengewehr auf, lief vorwärts und stieß dasselbe zwischen 4 Kugeln, die in dem Stamm saßen, während die fünfte seitwärts Splitter aus dem Baum gerissen hatte. Vollständige Stille war eingetreten, als ich begonnen hatte, aber jetzt begann ein heller Jubel, der mich lehrte, daß ich das rechte

[1]) Der junge Salim war wegen seiner Wildheit bekannt, und beendete einmal später ein Schauri, das ein Engländer in Udjiji mit den Arabern hatte, dadurch, daß er, den Revolver spannend, rief: „Was sollen wir noch reden, ich will den Weißen niederschießen!" Er wurde nur mit Gewalt an der That verhindert. — Im Jahre 1885 starb er an den Pocken.

Mittel gefunden hatte. Alles, selbst der alte Räuberhauptmann, lief nach dem Baum und bewunderte die Schüsse.

Dies sei die Weise, wie die Weißen in Uleia (Europa) kämpften, sagte ich, und jeder Doetschi (Deutsche) schieße so.

Seit diesem Tage waren die Araber, wie mir es schien, besonders freundlich, und auch mein überwundener Rivale im Schießen war weniger kühl und förmlich.

Am 11. marschirten wir bis nach Koko, dem ersten Dorfe der Wagogo. Ugogo ist das häßlichste, ärmste, ungastlichste Land, das ich in Afrika kennen lernte. Von 1400 m Höhe im Westen senkt es sich bis zu 900 m nach Osten ab, und bildet so den ersten Abfall von der Wasserscheide des äquatorialen Afrika nach Osten.

Beim allgemeinen Charakter der Ebene, die nur von vereinzelten nackten, mit Granitgeröll bedeckten Höhen unterbrochen wird, zeigt es hervorragend Steppenlandschaft. Wenig krüppelhafte Bäume, viel dorniges Gebüsch und spärlich feines Gras entsprießt dem sandigen Boden. In der 7 Monate dauernden Trockenzeit ist Alles dürr. In Senkungen, die in der Regenzeit bewässert sind, wächst der Baobab, der Elefant der Flora, und steht in der Trockenzeit in Lachen und künstlich aufgehaltenen Brunnen in allen Farben des Regenbogens schillerndes warmes, schlechtes Wasser.

Rauh und ungastlich, wie ihr Land, sind die Bewohner, die Wagogo, die mich in ihrem Wesen oft an die Waha erinnerten. In jedem Complex von vielen kleinen Dörfern bezahlt die Karawane Hongo, Durchgangszoll, den Arabern ein Dorn im Auge. Da aber ohne die von den Eingeborenen offen gehaltenen Brunnen zu weite Strecken wasserlos und unpassirbar sein würden, so fügen sich die großen Karawanen in das Unvermeidliche und bezahlen, ja kaufen jeden Topf voll Wasser von den mit den Waffen in der Hand die Brunnen umstehenden Eingeborenen.

Nördlich der Wagogo wohnen die kriegerischen Wataturu, Magassa und Massai. Eine südliche Umgehung würde zu weit sein und durch unbevölkertes Land führen. Diesen Umstand kennen die Wagogo sehr wohl und nützen ihn so viel als möglich aus.

In Usseke, der zweiten Gemeinde, trafen wir die große, 14 Tage vor uns von Tabora vorausgeschickte Karawane Tibbu's. Wir zählten jetzt an 2000 Menschen, meist Sklaven, die viel Elfenbein, an 900 Zähne, zur Küste brachten.

Nachts entstand Lärm im Lager. Eine Hyäne hatte einen schlafenden Sklaven erfaßt und ihm die Bicepsmuskel fürchterlich zerfleischt.

Die gefleckte Hyäne, die hier in großer Menge auftritt, ist durchaus nicht mit der gestreiften von Nordafrika zu vergleichen. Sie ist viel stärker, muthiger, und thut viel Schaden. In Folge ihrer feinen Nase wird sie dem Wild ein fürchterlicher Feind, ja ich sah Spuren, wonach im Rudel jagend selbst der gewaltige Büffel ihnen nicht zu mächtig ist. An einer feuchten Stelle fand ich tief eingedrückt den großen Doppelhuf des starken Wiederkäuers, der einige Stellen des Bodens aufgerissen hatte, verschiedene, offenbar in der Anstrengung des Kampfes hinterlassene Spuren von Hyänen und viel Schweiß. Der Boden rings herum erzählte von dem verzweifelten Kampfe.

Die Wagogo gehen des Nachts niemals allein und stets mit Feuerbränden aus der Umzäunung ihres Dorfes, und verlieren viel Rindvieh und Esel durch die Hyäne.

Ich sah einmal ein solches Raubthier verendet am Boden liegen. Im Rücken und Genick war Haut und Fleisch, wahrscheinlich von den Prankenhieben des Löwen, aufgerissen; der gierige Hunger hatte wohl den frechen Räuber zu nahe an den Herrn der Wildniß herankommen lassen.

Auf dem Marsche nach Kanienje stiegen wir einen steilen Abfall, der sich unabsehbar weit von Nord nach Süd erstreckt, hinab und begegneten einer großen Karawane von 3 alten Arabern, die von der Küste kamen. Sie erzählten, daß alle Weißen in Massr (Egypten) erschlagen und vertrieben seien, und daß es mit der Macht der Europäer zu Ende gehe. Die 3 fanatischen Alten hatten eben noch von der Empörung des Arabi-Pascha und den damit verbundenen Greueln gehört, bevor sie in's Innere abgegangen waren. Für meine Stellung zu den Arabern war dieses Märchen keineswegs günstig. Man spöttelte viel, und hier gewahrte ich, daß doch ein Haß gegen den Europäer, ich möchte nicht sagen Christen, besteht. Denn von Religionsunterschieden haben diese Halbwilden wenig Begriff, und legen daher den Missionaren durchaus kein Hinderniß in den Weg. Bis jetzt, wo der Europäer dem Araber noch keine Concurrenz gemacht hat, im Gegentheil dieser von Reisenden und Missionaren nur verdient, ist das Verhältniß noch ein leidliches. Wird aber der Araber erst gewahr,

daß der Europäer mit seinen überlegenen Mitteln ihm den Handel aus der Hand zu ringen anfängt, dann wird sich das Verhältniß sehr bald ändern. So schrieb ich damals in mein Tagebuch, nicht ahnend, wie schnell sich meine Annahme verwirklichen sollte. Es sind seit jener Zeit weiße Händler ermordet, von Europäern eingerichtete Stationen angegriffen und zerstört, und ich selbst sollte später fühlen, wie schnell nach dem ersten scheinbaren Erfolge der Araber die Stimmung gegen Europäer sich ändern konnte.

Das Zusammenliegen unserer 2000 Menschen zählenden Karawane mit der fast gleich starken von der Küste kommenden, die Pocken mitgebracht hatte, hatte zur Folge, daß auch bei uns die in Ostafrika fast endemische Seuche zum Ausbruch kam.

Weiter ging es in großen Märschen, um das ungastliche Ugogo schnell zu passiren.

Täglich waren Unzuträglichkeiten mit den Eingeborenen. Es wurden zurückgebliebene Leute ausgeplündert und geprügelt, bei den Brunnen kam es zu Schlägereien, wenn durstige Sklaven, die Nichts hatten, um sich ein wenig Wasser von den unerbittlichen Wagogowächtern kaufen zu können, mit Gewalt ihren Durst zu löschen suchten. Das Feilschen um den Hongo, der von aus dem Innern kommenden Karawanen meist in eisernen Hacken bezahlt wird, dauerte tagelang.

Die Wagogo wiesen uns, wie zum Hohn, stets die schlechtesten, schattenlosen Stellen an zum Lagern, unter dem Vorwande, sie wünschten von uns nicht die Pocken zu bekommen.

Täglich verloren wir 3—4 Mann an dieser Seuche. Sieben von meinen acht verschiedenartigen Affen, die ich von weit her mit mir führte, starben nach einem krampfartigen Zusammenziehen; unsere Esel magerten zu Skeletts herab; die ganze Karawane litt an Augenentzündung durch die täglichen, feinen Sand mit sich führenden Ostwinde; das schlechte Wasser hatte viele Krankheiten erzeugt, und bei der hiesigen Theuerung herrschte Hunger. Ich vertheilte täglich an fremde Sklaven, die bei mir bettelten, für 8 Ellen eingekaufte Hirse, das Einzige, was zu kaufen war, und schoß fast täglich 1 bis 2 Antilopen, einmal auch ein Zebra, nur um das Fleisch zu vertheilen.

Ich hatte unter meinen wenigen Leuten Fieber, Dysenterie und Lungenentzündung, und eines Morgens meldete mir Bilali, der Träger meines Zeltes, daß sein Bruder bei einem unserer

Nachtmärsche an den Pocken erkrankt und zurückgeblieben sei. Um ihn aufzusuchen, sei er selbst mit einigen Kameraden zurückgegangen, habe aber nur noch einige Knochen, die von den Hyänen übrig gelassen waren, gefunden.

Tibbu-Tibb's Schlachtvieh, 10 Kühe, die unbemerkt von den Wagogo weggetrieben waren, traf ich zufällig, von der Jagd heimkehrend, weit vom Lager. Die Diebe entflohen, und ich trieb zu Tibbu's großer Freude die Heerde in's Lager zurück.

Endlich, am 25., erreichten wir die östlichste Gemeinde der Wagogo bei Debue. Vor uns lag die unbewohnte, verrufene Wildniß Marenga-Mkali (Bitterwasser), die Ugogo von Usagara trennt. Keines der vier rings um diese Wildniß wohnenden Völker macht Anspruch auf den Besitz dieses wildreichen Landstriches, der von der Karawanenstraße durchzogen wird. Auf diesem Wege ist es nöthig, geschlossen zu marschiren und die Gewehre geladen zu haben, denn vom Norden bedrohen die Massai, vom Osten Wasagaro, vom Süden Warori und vom Westen Wagogo kleine Karawanen und Nachzügler. Allwöchentlich kommen Plünderungsversuche vor, selbst die mächtigsten Araber werden nicht verschont, da nie die Thäter festzustellen sind.

In Debue campirte ich in der ausgebrannten Höhlung eines gestürzten Affenbrotbaumes, in der ich aufrecht stehen konnte. Im Allgemeinen thut man nicht gut, sein Zelt dicht an einem solchen Baum aufzuschlagen, da die tiefen Falten der Rinde häufig Skorpionen Unterkunft gewähren. Ich tödtete mehrfach derartige Thiere von 6 bis 10 cm Länge in meinem Zelt, wenn ich, den Schatten des mächtigen Stammes ausnutzend, mich dicht an einem solchen Baum heimisch gemacht hatte.

In der bewohnten Ebene von Debue wurden die Wasserlöcher noch strenger bewacht, als je.

Mein Maskatesel hatte seit 2 Tagen nicht getrunken, und die Wagogo verlangten den Preis von 6 Ellen Zeug für einen Trunk des armen, vom Durst gequälten Thieres. Ich weigerte mich, diesen lächerlichen Preis zu zahlen. Meine Träger, die die Verhandlungen mit angehört hatten, begannen mit einigen Wagogo in der Nähe Streit, und rannten nun die Wächter des Brunnens auch dorthin, um ihren Landsleuten beizustehen. Jetzt ward mein Esel schnell losgelassen, war mit wenigen Sprüngen an dem Wasserloch und labte sich mit tiefen Zügen. Sofort kamen die Wächter

zurück und trieben mit Stockhieben das Thier, das unterdeß seinen Durst gestillt hatte, von der Wasserstelle fort. Man verlangte jetzt von mir noch höhere Zahlung; ich aber verwies die Unverschämten mit ihrer Forderung an meinen Esel, da durch ihre Unvorsichtigkeit, nicht durch die meine, der Wasserdiebstahl begangen sei.

Ein anwesender Häuptling der Wagogo entschied, daß das Thier zu seinem Besitzer in demselben Verhältniß stehe, wie ein unmündiges Kind zu seinem Vater, und ich daher zahlen müsse. Nach längerem Ueberlegen nahm ich den Häuptling bei Seite und fragte ihn in Gegenwart einiger Araber, wie viel ich außerdem noch zu zahlen habe, da meine Leute einen seiner Untergebenen geschlagen hätten, und ich dies lieber gleichzeitig mit ihm abmachen wolle, um weitere Mißhelligkeiten zu verhindern. Mindestens 4 Stücke Zeug, also 160 Ellen, forderte er für dies Vergehen, und ließ sich nach längerem Hin- und Herreden auf 2 herabhandeln, wenn ich ihm sofort, und an diesem Ort, wo Niemand sehen konnte, wie viel er erhielt, den Betrag bezahlen wolle. Ich sagte zu, erwähnte jedoch noch vorher, daß seine Leute meinen Esel, der nach seinem Urtheil zu mir in demselben Verhältniß stünde, wie seine Untergebenen zu ihm, vom Wasser weg geprügelt hätten, und ich mich deshalb auch mit derselben Höhe von 2 Stücken Zeug, die er mir schulde, zufrieden geben würde, um dann selbstverständlich das Wasser zu bezahlen.



Typus eines Bastard-Arabers.

Jetzt rief ich einen meiner Leute, sprach mit ihm einige Zeit, that sehr erstaunt, und sagte dann dem Häuptling, es habe sich herausgestellt, daß die von meinen Leuten Geprügelten nicht seine Untergebenen, sondern Sklaven eines Arabers gewesen seien, und ich nicht an ihn, sondern an den Araber die 2 Stücken Zeug bezahlen müsse; in Folge dessen schulde er mir noch für die Züchtigung

des Esels 2 Stücken Zeug, oder 80 Ellen, ich ihm für Wasser die geforderten 6 Ellen, und so blieben denn 74 Ellen, die ich von ihm zu erhalten habe.

Der in seiner Schlinge Gefangene war kolossal verblüfft, und Umstehende unserer Karawane brachten ihn durch ihren Spott völlig außer Fassung.

Damit er sehe, wie ein Weißer handle, sagte ich ihm dann, wolle ich ihm seine Schuld erlassen und sogar den gebräuchlichen Preis von einigen Glasperlen für die Tränke meines Esels zahlen, wenn er mir verspreche, nie wieder einen Weißen übervortheilen zu wollen. Er versprach natürlich Alles und entfernte sich, wie ein begossener Pudel.

Am Nachmittag um 4 Uhr rief ich meine Träger zusammen, befahl den höchst Erstaunten die Lasten aufzunehmen, und marschirte ab, nachdem mir Tibbu-Tibb noch 2 Bewaffnete mitgegeben hatte, da ich schon morgen in Mpwapwa, einer englischen Missionsstation, eintreffen wollte, um dort in dem wildreichen Lande einen Ruhetag zur Jagd zu haben, und dann mit Tibbu-Tibb weiter zu reisen.

Dicht aufgeschlossen, die 2 Soldaten Tibbu's voraus und ich mit Humba schließend, marschirte ich mit meiner kleinen Karawane in die verrufene Wildniß, und hielt erst Nachts um 12 Uhr, um abseits des Weges bis zum Morgen auszuruhen.

Schon um 5 Uhr ging's weiter durch dichte Dornenbüsche, über Wiesen mit Baobabs, durch vielfach abwechselnde Savanne, bald mit hohem Baumbestand, bald nur mit Buschwerk. Lange Strecken marschirten wir an ausgetrockneten Bächen entlang, in deren tiefsten Stellen kleine Lachen mit bitterem Wasser standen, wovon diese ungastliche Wildniß ihren Namen hat.

Abends um 5 Uhr ließen wir eine nackte, mit Felsgeröll bedeckte Höhe zu unserer Linken, an deren Fuß eine von Wangwana und Wasagara bevölkerte Dorfschaft Dschuniu liegt. In vollständiger Dunkelheit passirten wir einen bereits von Karawanen besetzten Lagerplatz unter den Aesten gewaltiger Sykomoren, und stiegen zu einer großen, aus mehreren Häusern bestehenden Missionsstation hinauf, wo ich von einem Europäer, der erstaunt über unser spätes Eintreffen aus der Thür seines Hauses trat, freundlichst eingeladen und bei ihm einquartiert wurde.

Am nächsten Morgen, nachdem ich meinen Wirth, den Dr. Baxter, der zur englischen Missionsstation gehörte, dankbar begrüßt hatte, trat ich aus dem Hause und genoß eine überraschend schöne Aussicht. Im Norden zog sich ein finsterer Höhenrücken hin, hinter dem die Gebiete der kriegerischen Massai liegen. Nach Westen und Süden bot sich ein liebliches Bild. Unter gewaltigen Sykomoren blickten weiße Zelte und Hütten eines Lagers hervor, und mehrere Dörfchen, von grünen Wäldern umgeben, bedeckten die Hänge der Erhebung, welche Mpwapwa, die Missionsstation, krönte. Ein großes Haus, aus Steinen aufgebaut, mit schönen, kühlen Räumen, war das auffallendste Gebäude. Eine kleine Kirche, das Wohnhaus meines Wirthes und einige Häuser für die Dienerschaft, waren alle weiß gestrichen, gut gehalten, und machten einen wohlthuenden Eindruck. Mehrere andere große Häuser mit weiten Gärten, die zwei Herren der Mission mit ihren Frauen bewohnten, lagen in einer Einbuchtung des Bergrückens im Norden.

Alle Europäer hier sahen gesund und frisch aus, und man rühmte das gute Klima ungemein.

In dem vorher erwähnten Lager traf ich noch 4 englische Missionare, die hier in diesem idealen Lagerplatz auf Nachsendung von Trägern warteten, um nach ihren Bestimmungsorten in Ujui und Urambo abzugehen. Man nahm mich überall mit großer Herzlichkeit auf, und ich mußte den neuen Ankömmlingen viel von den Ländern ihrer Bestimmung erzählen.

Am Abend traf die Riesenkarawane Tibbu-Tibb's ein. Ich ging sofort in's Lager und vernahm, daß am letzten Abend mitten in der Wildniß des Marenga-Mkali ein getrennt marschierender Theil der Karawane überfallen sei; wo Dornendickichte den Weg einengten, waren plötzlich die Räuber hervorgebrochen. 3 Leute Tibbu's waren mit Speeren niedergestoßen, bevor sie hatten feuern können, ein Mann verwundet, 20 Ziegen, 5 Elefantenzähne und 2 Weiber weggeführt, und die mit Ruß und Oel beschmierten Räuber ohne Verluste in's Dickicht entkommen.

Ich war mit 25 Mann durch die verrufene Wildniß durchgeschlüpft, Tibbu's 2000 Köpfe zählende Karawane war angefallen und beraubt worden, wahrscheinlich von Wagogo.

Am nächsten Tage beschloß ich, einen größeren Ausflug in das südlich gelegene wildreiche Gebiet zweier kleinen Seen zu

machen. Tibbu-Tibb wollte nicht länger warten, und da er auch den weiteren Weg nach Bagamoio an der Küste einschlug, während ich nach dem Küstenorte Saadani wollte, ließ ich ihn ziehen, besonders, da man mir sagte, daß von hier bis zur Küste selbst kleine Karawanen ganz sicher reisen könnten. In Zanzibar wollte ich dann wieder mit Tibbu-Tibb zusammentreffen.

Mit einem jungen Missionar und 6 Leuten brach ich am Morgen des 28. auf und marschierte in südlicher Richtung. Schon nach einer Stunde Marsches erreichten wir wildreiche Gegend. In lichtem Hochwald wurden einige Antilopen flüchtig und 3 Giraffen, deren eine ich anschoß. Das imposante Thier brach gleich nach dem Schuß zusammen, sprang wieder auf und wurde, ohne Schweiß zu lassen, derartig flüchtig, daß ich glaubte, es gefedert zu haben, und die Verfolgung aufgab. Wir überstiegen sodann einen Höhenzug, dessen Kamm mit Geröll und Felsblöcken bedeckt war, so daß man fortwährend durch das Geröll hindurchklettern mußte, und stiegen in ein Thal hinab. Unten angekommen, öffnete sich der Wald, vor uns lag eine von Nord nach Süd ausgedehnte, etwa 1000 m breite Wiese und in deren Mitte ein kleiner See. Am nördlichen Ende desselben ragte ein kleiner Hügel mit Baumbestand und Felsgeröll inselartig aus der weiten Wiese empor. Wir gewahrten 4 große Rudel Antilopen verschiedener Art, und mehrere andere einzeln und zu zweien, äsend.

Es fiel mir heute wieder auf, was ich schon seit längerer Zeit bemerkt hatte, daß ich das Wild oft eher entdeckte, als meine Begleiter. In der ersten Zeit in Afrika konnte ich oft ein Stück Wild, oder einen Vogel, den man mir zeigte, nicht auffinden, so daß sich die Neger darüber wunderten, wie lange es dauerte, bis ich das Thier erkannte. Ich konnte mir diesen Umstand nur dadurch erklären, daß ich mich allmählich an die zuerst fremdartige Umgebung und an das ungewohnte Licht gewöhnt hatte. Es wurde mir später diese Beobachtung auch von anderen Europäern mitgetheilt, so daß ich demnach annehmen muß, daß uns der Neger auch in der Schärfe seiner Sinne nicht überlegen ist. Daß das Gehör bei Europäern in Afrika öfter leidet, hängt meistens mit dem Nehmen starker Dosen von Chinin zusammen.

Wir schossen an demselben Tage noch einige Antilopen an, ohne sie zur Strecke zu liefern, und fingen in dem kleinen See 25 Welse von Fußlänge, indem wir watend meine netzartige

Hängematte durch's Wasser zogen, und dieselbe, wenn sich Fische innerhalb derselben befanden, schnell an's Land warfen. Der See barg im wahren Sinne des Wortes mehr Fische, als Wasser. Griff man hinab, so berührte man glatt entschlüpfende Fische, und beim Waten fühlte man fortwährend die aufgeregt umherschießenden Thiere. In der Regenzeit soll das Wasser fast die ganze Senkung bedecken, jetzt konnte man es eher einen lang gestreckten Teich nennen.

Wir bezogen Lager an der dicht am Wasser gelegenen kleinen Waldparzelle, um gegen Morgen zum Wasser tretendes Wild bequem zu Schuß zu bekommen. Gegen Mitternacht wurde ich durch ein tiefes, dumpfes Grollen aus dem Schlafe geweckt. Der Halbmond sandte schwaches Licht auf die afrikanische Landschaft. Der Spiegel des kleinen Sees war in flimmernder Bewegung von dem Spiel der Tausende von Fischen. Alles ringsum war wieder still, und schon glaubte ich mich geirrt zu haben, als abermals derselbe dumpfe Ton ganz dicht bei uns erklang. Ich stieß den Führer an, und dieser meinte, daß Büffel die Urheber des Geräusches seien, die zum Wasser träten. Ich band nun ein Läppchen weiße Leinewand über das Korn meiner Büchse und setzte mich an, um die Büffel zu erwarten. Da plötzlich brachte ein gewaltiges, rauhes, tiefes „Uh“ im Lager Alles auf die Beine. Noch einige Male wiederholte sich das wie aus heiserer Kehle dringende Stoßgebrüll, bald folgten sich die Töne schneller, wurden weniger abgerissen, und die erschütternden Laute wuchsen, sich überpolternd, zum donnernden Gebrüll des Löwen. Dicht hinter dem Gebüsch, in dem wir lagerten, mußte der Gewaltige, im Begriff zum Wasser zu treten, unsere Anwesenheit bemerkt haben, und hatte drohend seine dröhnende Stimme erhoben.

Alles hatte die Gewehre ergriffen; vom Aufschüren des Feuers hielt ich die Leute ab, und einen Augenblick erwarteten wir gespannt sein Erscheinen. Alles blieb still. Diese Gelegenheit, dem edelsten Wilde entgegenzutreten, würde wohl die letzte in Afrika sein, so überlegte ich und beschloß, den Löwen aufzusuchen. Ich nahm die mir von Doctor Baxter geliehene schwere Doppelbüchse, gab Humba die meinige und den Befehl, mir behutsam dicht zu folgen. Im Schatten des Gebüsches schlichen wir uns hin, meine Begleiter blieben nach und nach zurück. Ich war so aufgeregt, daß mir das Herz zum Halse hinaus zu schlagen schien,



mein Gaumen war ganz trocken. Ich schlich behutsam weiter, da meine Leute auf mein Winken nicht folgten, und trat heraus aus dem Schatten in das vom Monde hell beschienene, hüftenhohe Gras der Wiese. Einige Momente hielt ich, um tief Athem zu schöpfen und mich umzuschauen. Meine Leute waren nicht mehr zu sehen; ich überlegte mir kurz die Chancen, die ich bei diesem schlechten Lichte, bei dem hohen Grase, aus dem ungesehen das Raubthier jeden Augenblick auf mich springen konnte, hatte. Sollte ich dicht vor der Küste, dicht an meinem letzten Ziele, unter so schlechten Aussichten dem gewaltigen Thiere entgegentreten? Ich wurde für einige Momente wankend, dann aber zog es mich wieder wie mit Ketten vorwärts. Noch einige Schritte machte ich; da plötzlich bewegte sich dicht vor mir das Gras. Ein gewaltiger Kopf, vom Mond beschienen, völlig weiß erscheinend, wurde sichtbar, und ein leises Knurren vernehmbar. Ich stand wie angewurzelt, und auch der Löwe ca. 15 Schritte vor mir stand unbeweglich, nur ein leichtes Wedeln mit dem Schweif war zu bemerken. Meine Aufregung legte sich, denn ich hatte den Gegenstand derselben vor mir, und ganz ruhig hob ich langsam den Kolben in die Schulter. Ich hielt mitten auf den Kopf, drückte ab und riß die Büchse nieder, um den Erfolg zu sehen. Mit furchtbarem Gebrüll fuhr der Löwe kurz herum und — war mit zwei weiten Sätzen im Gras verschwunden. Ich stand noch immer, und hatte in dem Moment der Erwartung dessen, was folgen konnte, ganz meinen zweiten Lauf vergessen. Meine beiden Leute kamen nun heran und waren erstaunt, sie wie ich, daß der Löwe flüchtig geworden war. Sie hatten gedacht, als gleich nach dem Schusse das Gebrüll erfolgte, ich sei niedergeworfen, und wunderten sich über den matten Knall der schweren Büchse. Auch mich frappirte der Umstand, daß der Rückstoß beim Schusse kaum zu merken gewesen war.

Im Lager angekommen, glaubte man, ich sei sehr weit gewesen, da man den Knall des Gewehrs nur dumpf vernommen hatte. Ich untersuchte nun die Munition und fand, daß die meisten Patronen feucht geworden waren, wahrscheinlich beim Fischen gestern Abend, wobei ich bis über die Hüften im Wasser gestanden hatte. Der schwache Knall ließ mich vermuthen, daß das Geschoß wegen des etwas feuchten Pulvers den Löwen viel=

leicht nur matt getroffen hatte. Am anderen Morgen beim ersten Tageslicht fanden wir Nichts auf der harten Anschußstelle, trafen aber später am Rande der Wiese an einer feuchten Stelle des Löwen mächtige Spur und etwas Schweiß, der sich bis zu einem Dornendickicht, in das der Angeschossene eingedrungen war, vermehrte. Zu folgen in das dichte stachelige Gebüsch war nicht möglich, und der Löwe war verloren.

Bald darauf wurde ich von meinen Leuten gerufen und mir ein Rudel von Büffeln gezeigt, das sich langsam vom Trinkplatz nach dem Waldrand äste. Ich pürschte mich nach der Stelle, wo sie den Wald erreichen mußten und war schon auf Schußweite heran; der Sicherheit wegen wollte ich noch etwas näher, da die riesigen, finsteren Wiederkäuer noch ganz ruhig waren, und trat deshalb wieder in die Waldlisière zurück. Plötzlicher schwerer Hufschlag machte mich hervorspringen, und ich sah noch eben das letzte Thier des Rudels in dem Holz verschwinden, und fünf Eingeborene, die die Büffel verscheucht hatten, traten auf die Wiese. Nun ging ich mit einem meiner Leute weiter und folgte einem wegartigen Rhinozeroswechsel, der an dem von den scharfen Hufen des meist allein gehenden Dickhäuters zu Häcksel getretenen trockenen Grase leicht erkennbar ist. Auf einmal verlor ich den Boden unter den Füßen und stürzte 4 m tief in eine scharf nach unten sich verengende Fallgrube. Das zum Rhinozerosfang angelegte Loch wurde nach unten zu schmaler, damit ein hineinstürzendes Thier sich in den Schultern und Hüften festklemmt und so bewegungsunfähig wird. Zu meinem Glücke war dieselbe nicht wie solche, die man für Elefanten anlegt, unten mit angespitzten Pfählen versehen. Die Oeffnung oben war mit leichten Ruthen, darüber mit Gras und dann mit dem den Rhinozeroswechsel bezeichnenden Häcksel belegt und natürlich für's Auge völlig unkenntlich gemacht. Das einzige dem Jäger die Nähe einer Fallgrube verrathende Anzeichen ist ein unmotivirter, nicht natürlicher Erdaufwurf, der aus der Grube gehobene Boden, und muß man stets in der Nähe eines solchen vorsichtig sein.

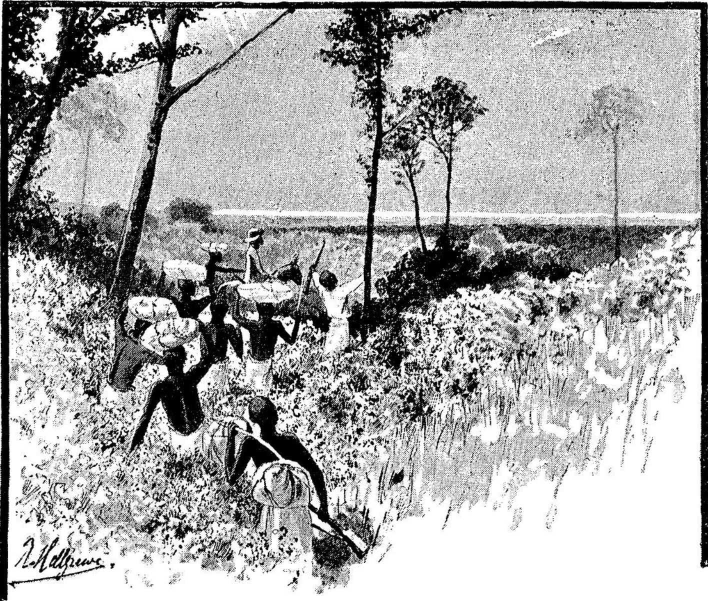
Mit Hilfe meines Begleiters befreite ich mich aus der für einen Jäger höchst komischen Lage und kehrte, von so viel Jagdunglück verstimmt, nach dem Lagerplatz zurück.

Der junge Missionar hatte ebenfalls Nichts zur Strecke geliefert, die Leute hatten 26 Fische gefangen, und wir beschlossen,

heimzukehren, nachdem wir zwei Tage in äußerst wildreicher Gegend ganz umsonst gejagt hatten.

Als wir in der Mission ankamen, war Tibbu-Tibb schon fort auf der Straße nach Bagamoio. Ich ließ einen mir von einem Araber geschenkten Strauß, einen Affen, afrikanischen Hund und eine trächtige Eselstute, den Rest meiner in Ugogo decimirten wandernden Menagerie, in Mpwapwa. Der Strauß hatte sich unterwegs bei meinen Leuten sehr wenig Liebe zu erwerben gewußt; da er frei marschirte, hatte er oft einen Träger angerannt. Wenn dieser ihn dann erzürnt mit dem Stocke schlug, schoß er vorwärts und rannte Andere über den Haufen, so daß er von vielen Schlägen arg zugerichtet war.

Am 31. October ging ich in östlicher Richtung auf dem Wege nach Saadani weiter. Lichter Hochwald, der in der Nähe von Bächen üppiger wurde, nahm uns auf.



Der indische Ocean.

Sechzehntes Kapitel.

Bis zur Heimath.



Am 1. November erlegte ich in einer halben Stunde den kleinsten und den größten Wiederkäuer Afrika's. Zuerst schoß ich eine Zwergantilope und gleich darauf traf ich auf ein Rudel von Giraffen in einer mit Akazien licht bestandenen Niederung. Ich schoß das größte Thier, wie sich nachher herausstellte, dicht hinter's Blatt, mit einem Expansionsgeschoß. In wunderlichem Galopp, der sehr schwerfällig scheint und doch sehr fördernd ist, wurde das Rudel flüchtig. Das von mir angeschossene Stück trennte sich von den anderen und nahm eine andere Richtung, blieb dann wieder stehen und kam mit immer kürzer werdenden Sprüngen auf mich zu. Ich trat hinter einem Baum hervor, so daß mich das erschreckte Thier

anäugte und stand. Jetzt begann es zu wanken und setzte, wie um sich vor dem Sturz zu bewahren, die Füße nach allen Seiten weit auseinander, senkte, am ganzen Leibe zitternd, den langen Hals und brach, in schwerem Fall, verendend zusammen. Erst als es so nahe vor mir lag, die großen, dunkelen Lichter angstvoll auf mich gerichtet, beschlich es mich wie Vorwurf, das schöne Thier geschossen zu haben, dann aber kamen jubelnd meine Leute heran, Joaquim entriß mir meine Büchse und, dieselbe hoch haltend, umtanzte er das erlegte Wild. Das Geschoß war durch einen der Zwischenräume zwischen den Rippen und die linke Lunge hindurchgedrungen und hatte die rechte völlig zerstört. Beim Abhäuten fiel uns die unglaubliche Menge der alle Hautfalten bedeckenden Holzböcke auf.

Wir lagerten bei dem verendeten Wilde und hielten, nachdem erst am Nachmittag die zum Wasserholen abgesandten Leute eingetroffen waren, eine große Schmauserei. Das Fleisch ist etwas langfaserig, aber doch zart und wohlschmeckend. Besonders mundete mir die lange Zunge.

Am anderen Tage stiegen wir hinauf in das Bergland Nguru. Die steilen Böschungen ermüdeten uns in glühender Sonne außerordentlich, die Nacht aber wurde frisch und erquickend.

Am 4. erreichten wir den Kamm des Höhenzuges, von dem man bei klarem Wetter den Kilima-Ndscharo sehen kann, und lagerten im Dorfe eines Amiri (Lieutenant) von Said-Bargasch, der hier mit 15 Soldaten ein Fort gegen die Einfälle der Massai besetzt hielt.

Ich mußte Humba's Frau, ein hübsches Kaschilangeweib, wegen Erkrankung an den Pocken zurücklassen, und bot der Amiri Sicherheit, daß nach Genesung das Weib nach Zanzibar mir nachgesandt werden würde.

Am östlichen Hange des Granitgebirges herabsteigend, nahm bald die Gegend einen ganz veränderten Charakter an. Die öden Waldsavannen hörten auf, die Natur war frisch und zeigte saftiges Grün und lebhaften Wechsel. Klare Bäche stürzten sich über Felsgeröll herab zum Wami, saftige Wiesen oder üppiger Baumwuchs bekleideten ihre Ufer. Die Nähe des Meeres, die häufigere Niederschläge bedingt, machte sich erkenntlich.

Neu ist uns der Tamarindenbaum, dessen schöne Frucht uns oft erquickte. Zu viel genossen wirkt sie, wie bekannt, nicht günstig.

Ich schoß noch eine junge Giraffe. Paviane sahen wir an den steinigen Hängen in großen Heerden, und auffallend reich ist die Vogelwelt. Die Natur ist belebter und erfrischender.

Am 6. hatten wir den ganzen Tag einen feinen Regen, und am Abend beobachtete ich das erste Wetterleuchten im Süden. Die trockene Jahreszeit neigte sich hier ihrem Ende zu. In Westafrika ist dieselbe scharf markirt und dauert von Mitte Mai bis zum ersten Drittel des September, im centralen Afrika, zwischen Kassai und Tanganjika, sind die meteorologischen Verhältnisse dieselben, nur ist die trockene Zeit nicht absolut, d. h. es fällt in jedem Monat ein- bis zweimal Regen. Vom Tanganjika an verlängert sich mit jedem Schritt nach Osten die trockene Zeit. Schon in Tabora dauert sie 6 Monate, in Ogogo 7 und in Usagara 8. Im Küstenbereich, in das wir jetzt hinabgestiegen waren, ist die 9 Monate währende Trockenzeit, d. h. die Zeit, in der Gewitter nicht vorkommen, von feinem Regen oder Landregen öfter unterbrochen. Es sind demnach Uniamwesi, besonders Ugogo, und das westliche Usagara die ärmsten Länder auf meiner Linie durch Afrika, während Ost-Usagara und die Küstenniederung durch die Meeresnähe wieder sehr bewässert sind.

Das centrale Afrika mit seiner langen Regenzeit und mehrfach unterbrochenen Trockenzeit ist der reichste Landstrich. Westafrika ist nicht ganz so ertragsfähig, weil die viermonatliche ununterbrochene Trockenzeit zu große Dürre schafft. Der schmale Küstenstrich dicht bei Loanda macht eine Ausnahme, die wohl durch locale Verhältnisse bedingt ist. Hier ist es schon vorgekommen, daß während eines ganzen Jahres kein Tropfen Regen fiel, und war öfters Hungersnoth wegen großer Dürre.

An einem Bache Mutu-a-Maue trafen wir wieder eine Patrouille von Said-Bargasch, deren Führer uns freundlich aufnahm.

Am 9. lagerten wir bei Kidudue, einem Dorfe, das höchst eigenthümlich befestigt war. Wir näherten uns einem hohen, durchaus undurchdringlichen Dornengebüsch, durch welches im Zick-Zack ein so schmaler Pfad führte, daß nur ein Mann ihn passiren konnte. Drei in Angeln hängende Pallisadenthore mit Schießlöchern waren zu passiren, bis sich plötzlich das Dornendickicht öffnete und wir das kleine Dorf betraten. In der Regenzeit ist dies eine vorzügliche Befestigung, denn der 60 m breite Dornengürtel schützt gegen jeden Angriff, in der Trockenzeit jedoch, glaube

ich, würde das Gestrüpp leicht Feuer fangen, und würde die Befestigung den Dorfbewohnern zum Verderben werden, wenn feindliche Hand sie anzünden würde. Auch hat diese Einrichtung den Nachtheil, daß kleines Raubzeug dicht beim Dorfe vorzüglichen Schutz findet, und daher ein Hühnerstand nicht zu halten ist.

Bevor wir den Wamifluß erreichten, mußten wir des Nachts mehrfach Raubwild verscheuchen. Löwen wurden dicht beim Lager verspürt, und Hyänen umheulten unsere Feuer. Am Flusse angelangt, forderten die Eingeborenen, Waseguha, schon Geld. Kleidung, Bauart und Sitten sind so beeinflußt von der Küste, daß nichts Charakteristisches zu erwähnen ist.

Vor einem Monat hatte der Sultan Said-Bargasch seine Truppen, von einem weißen Offizier geführt, gegen einen nördlichen Stamm gesandt. Auf Marsch und Rückmarsch hatten die Soldaten die friedlichen Dörfer derart ausgeplündert, daß nicht ein Huhn zu kaufen war. Dabei hatten sie gegen den feindlichen Stamm so gut wie Nichts erreicht.

Die Wälder, die wir passirten, bevor wir von der letzten Terrasse zum Meere hinabstiegen, waren in frisches Grün gekleidet, Palmen säumten die Ufer der Bäche ein, und den Spuren nach zu urtheilen war die Gegend wildreich.

Da wir uns dem Meere näherten, trieb mich die Ungeduld schnell vorwärts, und wurde jetzt Vor- und Nachmittags marschirt. Auch die Wangwana drängten. Humba mit zwei Leuten von der Küste sandte ich voraus, um dem deutschen Consul in Zanzibar meine Ankunft anzuzeigen und um Gastfreundschaft zu bitten.

Bei Simba-Ngombe traf ich einen Engländer, Mr. Hore, der im Auftrage einer englischen Mission den Tanganjika besuchen wollte.

Am 14. näherten wir uns dem Rande der äußersten Terrasse, traten aus dem frischen Walde auf eine Wiese, und — „Baharr, Baharr“ (das Meer) schallte es von den Lippen meiner Leute, der Söhne Zanzibars, des Sternes des Ostens. Ich blickte auf. Da lag es vor mir, das weite Meer, der indische Ocean, das heißersehnte Ziel zweijähriger Mühen und Sorgen, rastlosen Strebens, der freie Weg nach meinem Vaterlande, meiner Heimath, zu meinen Lieben. Ueberwältigt hielt ich einen Augenblick, und vor tiefer Rührung wurden mir die Augen feucht. Das Herz war mir zum Springen voll, und nur mit Gewalt konnte ich das

Gefühl des Dankes und der Freude niederkämpfen. Ich fühlte mich schon jetzt zum großen Theil belohnt für alles Schwere. Ernst und still umstanden mich meine Leute, als ob sie mich verständen. Ich mußte ihnen die Hände schütteln, den schwarzen Kindern, die mir trotz aller ihrer Fehler doch an's Herz gewachsen waren. Dann schwang ich mich auf meinen edlen Maskathengst, der mich so lange treulich bis hierher, bis zum Ziel getragen hatte, und sprengte in sausendem Galopp den Abhang hinunter bis zum Dorfe Ndumi, wo wir lagern wollten. Mit heiteren Gesängen folgten meine Leute.

Das hübsche Dorf mit meist in europäischer Bauart ausgeführten Häusern gehört schon zu Mrima, dem schmalen Küstenstriche längs des Oceans, von Suaheli-Negern, Indern, Arabern und Bastarden dieser mit ihren Sklaven ziemlich dicht bewohnt.

Im Sturmschritt ging's am andern Morgen dem Küstenstädtchen Saadani zu, vor dessen Eingang mich der Commandant Bwana-Heri erwartete. Der fein gekleidete, dicke, äußerst wichtig thuende „Wali“, d. i. Bürgermeister, nahm mich bei der Hand und führte mich nach meinem Hause. Mein erster Gang galt indessen dem Meere, und benetzte ich nach der Sitte afrikanischer Völker mir Stirn und Schläfen. Meine Begleiter von Westafrika, die dies an jedem ihnen neuen Flusse thaten, folgten mir und waren über den Geschmack des Salzes, den das Wasser hatte, sehr erstaunt.

Ein feiner, nebelartig sich am Horizont hinziehender Streifen wurde uns gezeigt als Zanzibar, die größte Stadt des Ostens Afrika's, der Punkt der Vermittelung des Handels und Verkehrs zwischen den Eingeborenen Europa's, Asiens und Afrika's.

Saadani besteht hauptsächlich aus den Häuschen kleiner Händler, schlauer Hindu's, die zur Küste kommende Producte aus erster Hand aufkaufen.

Meinen Leuten bot dieser civilisirte Ort so viel lange entbehrte oder neue Genüsse, daß ich den Tag über allein war und am Meeresstrande nach einem mich abholenden Fahrzeuge ausspähte.

Am Abend war ein Dritttheil meiner Wangwana im Ortsgefängniß, denn trotz des guten Willens des Bwana-Heri war ihre Internirung nöthig gewesen, da in schwerer Trunkenheit schon verschiedene Excesse von ihnen verübt waren.

Am 16. nahm ich mir ein arabisches Fahrzeug, schiffte mich mit meinen Leuten ein und verließ gegen Nachmittag den Conti-

nent, der sich noch am Abend als dunkler Koloß unseren Blicken darbot. Es war windstill, die Bootsleute ruderten in langsamem Takt, ich dachte zurück und ließ im Geiste noch einmal schnell an mir vorüberziehen, was ich in den letzten Jahren erlebt hatte. Dessen gedenkend, was vor mir lag, die Civilisation mit ihrer Sicherheit für jedes einzelne Individuum, ihren gesellschaftlichen Vorzügen, ihren großen Genüssen, erschien mir das, was ich soeben überwunden hatte, finster und traurig.

Seit Jahrtausenden bekannt, hatte sich der spröde Welttheil gegen äußeren Einfluß gewehrt und war unter dem Druck des Aberglaubens und der Tyrannei, sowie des Rechtes des Stärkeren weit zurückgeblieben. Nur gierige Eindringlinge, die sich auf Kosten des Lebens, der Freiheit und der Arbeit der Bewohner schnell bereichern wollten und durch rücksichtslose Ausbeutung die Küstenländer entvölkerten, die Menschen dort verdarben, hatten noch bis vor Kurzem die armen schwarzen Bewohner gelehrt, im Fremden eine Gefahr für sich zu sehen. Man staunt jetzt über Indifferenz, Trunksucht, Feigheit und Faulheit der Eingeborenen an den Küsten, und man verurtheilt ungerechter Weise eine Rasse, die wie keine andere Jahrhunderte hindurch nur geknechtet, ausgebeutet und verdorben wurde. Der einzige Lichtblick, der durch dieses Dunkel leuchtete, war das Bekanntwerden mit dem bis zu unserem Erscheinen unberührten Innern, wohin die von Europäern und Arabern in Afrika eingeführte Sklaverei noch nicht gedrungen war, wo der schädliche Einfluß von den Küsten aus sich noch nicht fühlbar machte. Dort hatten wir noch glückliche Menschen angetroffen, mit Sinn für Gerechtigkeit und Zufriedenheit, aber wie klein war schon dieser Theil des Continents, und wie unablässig drang schon vom Osten aus die Pest Afrika's, der Araber, gegen diese Gegend vor.

Im Westen ist in den letzten Jahren schon viel geschehen, um rationeller und menschlicher zu arbeiten, viel mehr bleibt zu thun noch übrig; vom Osten aber dringt unaufhaltsam, verderbenbringend noch der Araber vor und kräftigt sich von Tag zu Tage auf Kosten der Eingeborenen. Wie lange wird Europa diese Schmach noch mit ansehen, sich verspotten lassen von einigen Individuen! Verbot der Sklaverei, Handelsfreiheit und andere völkerbeglückende Ausdrücke bestehen für diesen Theil des Continents nur auf dem Papier.

Was hat die Mission bisher geschaffen? Verschwindend wenig trotz aller Opfer, und was könnten solche Opfer an Geld und Menschenleben ausrichten, wenn man nur sehen wollte, wo der Krebsschaden sitzt, wo zu beginnen ist, und wie es anzufassen ist, daß die Missionen, der Handel und die Cultur, kurz die Civilisation nicht erst für Gegenden beginnt, wenn sie schon verwüstet und entvölkert sind, wenn die Eingeborenen schon decimirt und verderbt sind.

Zu spät ist es schon nach meiner Ueberzeugung für den Bewohner Afrika's, sich selbst überlassen zu werden, nachdem er von dem jetzigen Drucke befreit ist. Um ein nützliches Mitglied der Menschheit zu werden, bedarf er der Vormundschaft Europa's; die socialen Verhältnisse sind schon zu sehr zerrüttet, als daß man annehmen könnte, der Neger könne sich selbst ohne äußere Hilfe geordnete Verhältnisse schaffen. Es ist natürlich, daß diese Vormundschaft sich nicht finden wird ohne entsprechende Entschädigung, ohne daß Europa durch seinen eigenen Vortheil interessirt wird. Es entspricht dies ja auch den Verhältnissen bei uns. Bezahlen nicht auch wir die nöthigen Einrichtungen für ein geordnetes Staatswesen, das uns Schutz gewährt? Aber woher soll der Neger solche Steuer nehmen, nachdem der erste Reichthum des Landes schon tief aus dem Innern hinweggeschleppt ist? Es bleiben nur die durch die Arbeit der Eingeborenen dem reichen Boden abgewonnenen Früchte zur Bezahlung des gewährten Rechtsschutzes, und ist diese Abgabe eine um so natürlichere, als die klimatischen Verhältnisse dem Europäer Feldarbeiten sehr erschweren.

Solche Beobachtungen ergeben nur immer diesen einen Ausweg: Man muß gewissermaßen den Eingeborenen zwingen zu seinem späteren Glück. Dies kann nur geschehen durch Zwang zur Arbeit, wie es in anderen Continenten mit Erfolg geschah, ohne daß dabei die persönliche Freiheit des Individuums beeinträchtigt ward. Die Arbeit aber soll dem Neger nicht nur die Mittel geben zur Unterhaltung der für sein späteres Wohlergehen nöthigen Vormundschaft Europa's, sondern soll gleichzeitig ein Mittel sein der Erziehung, der Erhebung aus dem zum großen Theil unverschuldeten jetzigen tiefen Standpunkte. Das wird naturgemäß nur so lange dauern, bis der Eingeborene den Standpunkt erreicht hat, auf dem er einer Vormundschaft nicht mehr bedarf.

Daß der Bewohner Afrika's bedeutend größere Widerstandsfähigkeit besitzt, als z. B. die dem Untergange geweihte Indianerrasse, ist unbestreitbar. Daß derselbe aber auch die Fähigkeit besitzt, vorläufig noch in beschränkten Grenzen ein förderndes Mitglied der Civilisation zu werden, zeigen die sogar in einem fremden Klima sich entwickelnden Angehörigen der Rasse in Amerika. Ebenso ist jedem Kenner des Negers wohlbekannt, daß ein gewisser Zwang jetzt noch bestehen muß, bis Gewohnheit und Erfahrung von Generation zu Generation sich so weit eingelebt haben, daß wir ihn als uns gleichstehendes Mitglied der Menschheit ansehen können.

Der erste Schritt zu diesem schönen Ziele ist die Vernichtung der Vernichter und Verderber der afrikanischen Rasse, der sich von Tag zu Tag stärkenden Freibeuter, der Araber. Die freche Nichtachtung der einfachsten Völkergesetze scheint das sonst den Weltball überwachende Europa hier nicht zu alteriren. Rücksichtslose Verhinderung jeder Concurrenz durch Europäer, sogar innerhalb der seit Kurzem gezogenen internationalen Grenzen des Freihandels, wird übersehen.

Ein portugiesischer Händler wurde vor einigen Jahren erschossen, als er sich dem Handelsbereiche der Araber zu nähern wagte, ein deutscher Kaufmann wurde unweit der Küste im Jahre 1886 meuchlerisch ermordet, französische Händler mit dem Tode bedroht, wenn sie die Concurrenz fortzusetzen wagten, eine Station des neuen Kongostaates und eine schottische Niederlassung am Nyassa angegriffen und zerstört, weil sie sich der wie wilde Thiere gejagten Eingeborenen annahmen. Der Commandant eines englischen Kriegsschiffes fiel vor nicht langer Zeit unter den Schwertern arabischer Sklavenhändler an der Küste. Am Tanganjika und Nyassa passiren täglich Hunderte von Sklaven dicht bei Missionsstationen, und bei alledem besteht noch eine fortwährende Einwanderung von Arabern und Beludschen in das Eldorado für Raub und Sklavenjagd. Ungehindert werden Tausende von Pfunden von Pulver eingeführt, und dafür Elfenbein, an dem entsetzlich viel Blut und Elend klebt, ausgeführt.

Was haben bis zum heutigen Tage Erforschungsreisen zur Eröffnung Afrika's für civilisatorische und humane Zwecke erreicht? Sie haben zum großen Theile den Arabern in die Hand gearbeitet, ohne es zu wollen, denn sie konnten nicht verhindern, daß von ihnen eröffnete Gebiete auch den Arabern als neue reiche Länder

zum Raub und Verwüsten geöffnet wurden. So lange Europa nicht stark genug ist, um das, was es durch Erforschungsreisen einleitet, zu verfolgen, kann der Erforscher nicht mit Befriedigung auf seine Arbeit, die mehr zum Nachtheil, als zum Gedeihen der schwarzen Rasse ausfällt, zurückblicken. Man schreckt vielfach vor großen Mitteln zurück, ohne sich jedoch darüber klar zu sein, daß, wenn man die Opfer, die schon seit Jahrzehnten der Mission in Afrika gebracht sind, auf die brennendsten Punkte concentriren und in einheitlicher Leitung zusammenfassen würde, auf einen Schlag mehr zur Eröffnung Afrika's gethan werden würde, als in der Weise bisher in Jahrzehnten, ja vielleicht Jahrhunderten gethan worden ist. Und von Tag zu Tag wachsen die Schwierigkeiten, stärkt sich der Araber!!!

Am 16. waren wir vom Continente abgestoßen, und erst am 18. des Mittags kam Zanzibar in Sicht. Wir hatten mit der schweren Dauw bei absoluter Windstille fortwährend rudern müssen und, noch zu guterletzt auf solch' lange Ueberfahrt nicht vorbereitet, eine tüchtige Hunger- und Durstcur durchgemacht. Jetzt füllte eine frische Brise unsere Segel, und im schnellen Lauf näherten wir uns dem Ziele. Wir liefen zwischen einem englischen und einem französischen Kriegsschiffe hindurch, deren Mannschaften erstaunt nach unserer Dauw, auf der zum letzten Male heut die deutsche Flagge, die von der Westküste bis hierher der Expedition stets vorangeweht hatte, gehißt war, sahen. Am Bollwerk erwartete uns Humba und feuerte die letzten drei Patronen zum Salut ab. Zwei deutsche Herren schüttelten mir die Hand und führten mich in ein palastartiges Gebäude der Firma O'Swald in Hamburg. Mit Hilfe der Garderobe des Herrn W. O'Swald, der mich herzlich willkommen hieß, und unter der Scheere und dem Messer eines indischen Barbiers war ich bald wieder Europäer und saß mit meinen Landsleuten beim vergnügten Mahle, das erste Glas auf's Wohl unseres allergnädigsten Kaisers leerend.

Am nächsten Tage lohnte ich meine Träger ab. Der belgische Capitain Cambier, der 200 Wangwana von hier zum Dienste nach dem Kongo führte, bot mir freundlichst an, meine Begleiter von der Westküste mitzunehmen und ihre Weitersendung von der Kongomündung nach Loanda und Malange zu veranlassen. Einer der drei treuen Begleiter, Kawuansa, war körperlich und geistig völlig erschöpft und ging sehr krank an Bord. Humba ward seinen

Diensten angemessen besonders belohnt, und Joaquim war der Erste, den ich im Jahre 1883, als ich zu meiner zweiten Reise nach Loanda kam, in meine Dienste nahm. Auch Humba schloß sich mir später wieder an und leistete mir noch manchen guten Dienst. Dem alten Kawuansa gab ich später, auf einer von mir in Centralafrika gegründeten Station, einen Ruheposten.

Nur der Mukussuknabe Sankurru begleitete mich nach Deutschland, während der kleine Pitti es vorzog, unter Humba's Schutz in seine Heimath zurückzukehren.

Der Gesundheitszustand während der ganzen Reise war ein verhältnißmäßig vorzüglicher gewesen. War ich auch sehr abgemagert, und hauptsächlich wegen stets gleichmäßiger Nahrung etwas geschwächt, so erreichte ich doch mein Ziel völlig gesund. Seit dem Tanganjika hatte ich nicht das geringste Unwohlsein zu verzeichnen, obgleich ich nur Chinin nahm nach außergewöhnlichen Erregungen oder Anstrengungen. Pogge, dessen kleine Fieberanfälle in Westafrika meist Folgen der großen Schwächung gewesen waren, die in Verbindung mit der Vereiterung des Kinnbackens eingetreten waren, war zu der Zeit unserer Trennung, wenn auch sehr gealtert, so doch gesund, abgesehen von einem Husten, den ich schon bei ihm in Europa wahrgenommen hatte.

Unsere Leute hatten hauptsächlich an Fußkrankheiten und kleinen Fiebern zu leiden gehabt, während die Baschilange, die uns bis Nyangwe begleitet hatten, in Folge der ungewohnten Anstrengungen und des übertriebenen Hanfrauchens vielfach an den Lungen erkrankt waren. Unsere Verluste beliefen sich auf acht Menschen. Drei Baschilange waren an Lungenentzündung gestorben, ein Träger an Brandwunden, einer wurde vom Leoparden zerfleischt. Als ich nach Osten allein weiter marschirte, war noch ein schwer kranker Träger von Hyänen zerrissen worden, und zwei an den Pocken gestorben.

Außerdem war in Uha ein Weib geraubt worden.

Mit den für das Jahr 1880—81 bewilligten 20 000 Mark waren wir bis Nyangwe gekommen. Weitere 10 000 Mark hatte ich in Zanzibar für auf dem Wege vom Lualaba bis zur Küste aufgenommene Waaren nöthig, und war somit die Reise durch den Continent, einschließlich der Vorbereitungen in Europa und der Reise von der Heimath bis zur Ostküste mit 30 000 Mark bestritten. Dabei hatten wir auf längere Strecken eine 200 Menschen

zählende Karawane; von der Westküste waren wir mit 100 Leuten abgegangen.

Diese kurze Rechnung erzählt dem Kenner der Verhältnisse lebhafter die Entbehrungen und Schwierigkeiten, mit denen wir zu kämpfen hatten, als ich dies zu beschreiben im Stande bin, besonders wenn er in Betracht zieht, daß wir auf uns selbst angewiesen waren und uns nicht großen Handelskarawanen anschließen konnten.

Der Continent war südlich des Aequators zwischen den beiden bekannten Durchquerungen Stanley's und Cameron's zum ersten Male von Westen nach Osten durchreist. Es war die Ansicht, die sich im Laufe der letzten zehn Jahre gebildet hatte, daß vom Westen aus nicht weit in's Innere vorzudringen sei, hiermit widerlegt.

Die Reise vom Kassai bis Nyangwe war überhaupt die zweite durch bisher noch von Einflüssen der Civilisation ganz unberührt gebliebene Völker, und die erste unter solchen Umständen zu Lande ausgeführte, da nur Stanley vorher, zu Wasser dem Kongo folgend, die Länder nördlich von unserer Route berührt hatte. Die südlich der von uns betretenen Breiten gelegenen Länder sind von Handelsstraßen durchzogen, auf denen sich der Araber vom Osten mit dem schwarzen Händler von der Westküste begegnet.

Den besprochenen jungfräulichen Landstrich hatten wir erstaunlich bevölkert angetroffen, und da wir die Flußläufe kreuzten und nicht einem Thale, das als besonders fruchtbar sehr bevölkert hätte sein können, folgten, war anzunehmen, daß auch die anderen unberührten, klimatisch sehr begünstigten Landstriche Centralafrika's reich und dicht bewohnt sein würden.

Es waren diese Landstriche gerade diejenigen, die uns zum Vortheile der einheimischen Rasse lehrten, wie der Neger sich entwickelt, wenn nicht äußere Einflüsse störend eingreifen.

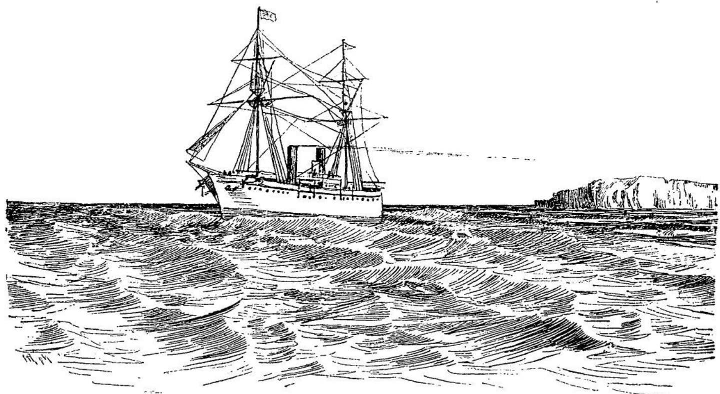
Die von dorther mitgebrachten Sammlungen sind hierfür Belege.

Von ganz besonderem Werthe war das Auffinden eines Stammes geworden, der Baschilange, die uns zum Theil unseren Erfolg ermöglichten, die bald darauf unter meiner Führung das südliche Flußgebiet des Kongo entdecken halfen, und später abermals mit mir in die noch unbekannten nördlichen Gebiete eindrangen.

Viel verdankt schon jetzt die Erforschung Afrika's diesem Volke, das bei richtiger Leitung der Civilisation noch manche Dienste leisten wird.

Von rein geographischem Interesse war die Aufklärung des im centralen Westafrika supponirten Sees gewesen, sowie das Auffinden des bisher nur durch Erkundigung genannten Flusses Lubilasch oder Sankurru.

Die Reise war die erste deutsche Durchquerung des Continents gewesen, die deutsche Flagge, unter deren Führung dies gelungen war, ruht jetzt im Königl. Museum für Völkerkunde bei den Sammlungen aus jenen Völkern, die sie durchzogen hat.



Nach der Heimath.

Die kurze Zeit in Zanzibar verging mit Ausflügen in die prächtige Umgegend und Segeltouren in Gesellschaft meiner liebenswürdigen Landsleute.

Der Sultan Said-Bargasch empfing mich und bedauerte, daß ich nicht Gold oder Silber, ja nicht einmal Kohlen gefunden habe. Augenscheinlich machte sich Seine Hoheit keinen Begriff von der Ausdehnung der Länder, die von seinen Untergebenen bereist und verwüstet werden, und war das Interesse desselben ein rein kaufmännisches.

Am 14. verließ ich die Insel und das gastliche Haus O'Swald's, erreichte am 31. December des Jahres 1883 Suez, wo ich die Neujahrsnacht beim dortigen deutschen Consul feierte, und blieb dann einige Zeit in Kairo, da eine zu schnelle Rückkehr in den deutschen Winter nicht rathsam erschien.

Die interessantesten Stunden hier verlebte ich in Gesellschaft meines berühmten Collegen, des Herrn Professor Schweinfurth, dessen reiche Erfahrungen mir manchen Aufschluß gaben.

Im Februar hatte ich die Ehre, Seine Königliche Hoheit, den Prinzen Friedrich Karl von Preußen zu treffen und eine Reise nach dem Sinaigebirge und durch Arabia peträa in seiner Begleitung machen zu dürfen.

Durch das schöne Italien reiste ich dann der Heimath zu, erreichte Anfangs April mein Vaterland und legte am 28. April in Berlin der Afrikanischen Gesellschaft Rechenschaft ab über die Ausführung des mir vor 3 Jahren gewordenen Auftrags.

Von Pogge waren einige Berichte eingelaufen, jedoch nur von der Zeit, in der wir noch zusammen arbeiteten. Wunderbarer Weise sollte ich der erste Landsmann sein, der ihn 6 Monate später in Westafrika wieder traf. Ueber das Wiedersehen und den zu unserer tiefsten Trauer bald darauf erfolgenden Tod meines langjährigen, mir wie ein Bruder an's Herz gewachsenen Reisegefährten berichtet die schon erschienene Reisebeschreibung „Im Innern Afrika's“, die auch die auf den hier beschriebenen Erfolg fußende Fortsetzung des vorliegenden Werkes ist.

Zweiter Theil.

Pogge's Aufenthalt in Lubuku, Rückkehr und Tod.





Dr. Paul Pogge.

Einleitung.



Am 17. März 1884 raffte ein unerbittliches Geschick Dr. Paul Pogge aus der Reihe der namhaften Afrikareisenden dahin, unter denen er dank seiner Energie, seines Verständnisses für den Negercharakter, seiner Hingabe für die ihm gewordenen Aufgaben und — last not least — seiner unendlichen Bescheidenheit einer der Ersten zu sein berufen war. Von den Spuren seiner Thätigkeit ist dem Vaterlande zunächst Nichts geblieben als ein Dutzend vergilbter, vom Tropenklima hart mitgenommener, zum Theil schwer entzifferbarer Tagebücher.

Es erschien als ein dringendes Gebot der Pietät gegen den Verstorbenen, den Inhalt der Tagebücher möglichst wortgetreu und von jedweden fremden Zusätzen frei im Nachstehenden wiederzugeben und jede Kritik der geäußerten Ansichten auszuschließen.

Aus Gründen, die völlig unaufgeklärt geblieben sind, hat Pogge bald nach seinem Wiedereintreffen von Nyangwe in Mukenge die Führung seiner Tagebücher in englischer statt in deutscher Sprache begonnen und durchgeführt. Es läßt sich nur muthmaßen, daß der Reisende vielleicht der Ansicht war, seine Gedanken präciser und kürzer in dieser Sprache ausdrücken zu können.

Erstes Kapitel.

Vom Lualaba bis Lubuku.

(Bericht Pogge's an die „Afrikanische Gesellschaft".)



Am 5. Mai trennte ich mich von Wissmann und trat mit meinen über die Heimreise entzückten Bena-Riamba den Rückzug an. Vom Lualaba bis zum Lomani habe ich, einige kleine Abweichungen ausgenommen, denselben Weg wie auf der Hinreise genommen, bis uns von den westlichen Anwohnern des Lomani an unserem alten Hafenplatze die Passage versperrt wurde. Wir waren genöthigt, ungefähr 4 deutsche Meilen südlich, nach vier vergeblichen Versuchen an vier verschiedenen Häfen, den Fluß zu passiren. An allen Fähren hatten die Bena-Kalebue, ein kleiner, westlich vom Lomani wohnender Stamm, dessen Dörfer kurz vorher von einer Kriegerschaar des bekannten Nyangweer Händlers Tibbu-Tibb, die uns zwei Tagereisen hinter Nyangwe mit einer langen Koppel geraubter Weiber begegnete, heimgesucht worden waren, uns die Kähne versteckt resp. gestohlen. Hunderte von Bewaffneten hielten Tag und Nacht Wache am Fluß, um das Gebahren der Karawane zu controliren, und ließen wir uns am Ufer sehen, so erfolgte ein Hagel zu uns herübergeschleuderter Pfeile. Erst am fünften Hafen, nachdem ich unsere Leute beordert hatte, Hölzer zu fällen und Boote zu bauen und eventuell Feuer zu geben, erschien der Häuptling des Ortes mit einem Kanoe, und mit dem ersten Ruderschlage waren die den ganzen Vormittag über am jenseitigen Ufer des Flusses aufgestellten

lärmenden und drohenden Wilden spurlos verschwunden. Wir hatten aber bei dieser Gelegenheit 6 Tage Zeit verloren, und da bereits 6 andere Tage mit der Passage zweier kleiner Flüsse, des Kihango und Lufubu, verstrichen waren, von denen der letzte fast unüberwindliche Schwierigkeiten bot, da sein ebenes, breites westliches Campinenufer mit 4—5 Fuß Wasser, ca. 16 Minuten = 1/4 deutsche Meile weit überschwemmt war, so daß die kleineren Mitglieder der Karawane (oft auch Männer und Frauen) von den größeren getragen werden mußten, so war ein Monat vergangen, ehe wir das jenseitige Ufer des Lomani erreicht hatten, gewiß ein beträchtlicher Zeitaufwand für die kurze Strecke Weges, und geeignet, auf die kleinen Vorrathssäcke der Karawane einen bedenklichen Druck auszuüben. Ungefähr 1/4 deutsche Meile südlich von dem Punkte, wo ich den Lomani passirt habe, windet er sich in starkem Bogen nach Osten (d. h. er fließt N.O.) und behält diese Richtung etwa 3 Tagereisen, so daß wir etwa 3—4 Tagereisen so ziemlich parallel mit dem Flusse marschirt sind durch eine hügelige oder bergige und vielfach mit Felsblöcken und Steingeröll (Granit oder Gneis, Sandstein, Quarz und stellenweise Conglomeraten) übersäte Ebene. Nach sieben sehr starken Märschen bogen wir endlich, eine nördliche Richtung nehmend, wieder in unseren alten Weg ein. Bei diesem Umweg kam uns indessen der Umstand zu Hilfe, daß die Lebensmittel hier sehr billig waren. Ein Huhn kostete beispielsweise in manchen Orten 2—5 größere Kauris oder 18 Stück rothe Perlen, 3—4 Hühner oder 1 Ziege 1 Yard Fasenda u. s. w.

Auf unserem alten Wege angelangt, verfehlten einige kleine, den Arabern freundlich gesinnte Häuptlinge nicht, uns durch Ehrendeputationen mit Sang und Klang begleiten zu lassen. Die Leute waren abgesandt, um ihre mitgebrachten oder unterwegs geraubten Sklaven und Ziegen für Spottpreise gegen Pulver und Fasenda zu verkaufen, und Ziegen wurden regelmäßig für 5 kleine Gewehrladungen Pulver, Menschen für eine Tasse voll Pulver oder 4 Ellen Zeug feilgeboten. Die Karawane fand in der That in allen diesen Gegenden eine gute Aufnahme, bis uns im Lande der Bena-Koto am Lubilasch fast überall ein lauer, nicht freundlicher Empfang zu Theil wurde. In manchen Dörfern des letztgenannten Stammes beklagten sich die Einwohner über unsern nächtlichen Aufenthalt oder unsern Durchzug, weil wir ihnen Kranke oder

Todte in's Dorf brächten, da verschiedene Personen in Folge wunder Füße in Tipojas getragen wurden. In dem ersten Koto-Dorfe, welches dem Katschitsch unterthänig ist, raubten die Einwohner einem Nachzügler der Karawane meinen Koffer, so daß ich, und ein Theil der Träger nach dem Abmarsche in's Dorf zurückkehren mußten, um drohend die Rückgabe des Koffers zu verlangen; überhaupt in allen Koto-Dörfern, auch in den nur passirten, gab es Grund zur Klage und zum Streit. Hunderte von Menschen folgten dem Nachtrab der Karawane, warfen die Ochsen mit Knitteln ꝛc., so daß wir oftmals drohend die Gewehre zur Hand nehmen mußten. Im Hafenplatzorte des Lubilasch wurde zufälliger Weise ein Gewehr in unserem Lager abgefeuert. Im nächsten Augenblicke ward in dem etwa 100 Schritte entfernten Dorfe die Kriegstrommel geschlagen, und eine große Anzahl Bewaffneter stürmte aus dem nahen Palmenwalde heraus, wüthend, schreiend und lärmend, direct auf das Lager der Baschilange. Es gelang mir hier, allein, mit dem Gewehre in der Hand, ohne einen Schuß zu thun, etwa 80—100 dieser wilden, im Sturmlauf herbeieilenden Bena-Koto ungefähr 4—5 Minuten lang um 40—50 Schritte vom Lager zurückzudrängen, bis die Träger und Baschilange Zeit gewannen, ihre Gewehre zu laden und zur Stelle zu sein. Inzwischen glückte es dem Dolmetscher Biserra, den Häuptling und seine Leute, welche den Schuß als eine Kriegserklärung betrachtet hatten, durch ein Geschenk von 2 Ellen Fasenda zu besänftigen und zu veranlassen, eine Ziege und diverse Reisegeräthschaften der Baschilange, welche bereits bei dieser Gelegenheit geraubt waren, zurückzugeben, so daß wir am nächsten Morgen ohne Störungen in freundschaftlicher Weise den Fluß passiren konnten, um noch an demselben Tage das Dorf Katschitsch's zu erreichen, wo wir 2 Tage ausruhten. Während des Uebersetzens über den Fluß war, durch die Nachlässigkeit des Trägers verursacht, ein Packet mit einigen ethnographischen Gegenständen, mit ca. 2 Pfund Pulver und 10 Pfund Kauris von den anwesenden Bena-Koto gestohlen worden.

Ich begab mich sogleich nach Ankunft im Lager zum alten, blinden Häuptling, mich über das Benehmen seiner Leute im Fährdorf und über den Diebstahl beklagend. Der alte Neger bedauerte ebenfalls den Vorfall und versprach, mir noch im Laufe des nächsten Tages das vermißte Packet wieder zu verschaffen, da, wie er sich äußerte, seine Unterthanen nicht in den üblen Ruf gerathen sollten,

einen Weißen bestohlen zu haben; und in der That, am andern Tage wurden mir meine 3 Beile und das Pulver unversehrt überbracht, während das Kaurisäckchen um ungefähr 8 Pfund leichter gemacht worden war.

Am Tage des Abmarsches, nachdem das Gros der Karawane bereits das Lager verlassen hatte und sich im Gänsemarsch auf dem Wege befand, wurde sie ohne jeglichen Grund angegriffen. Es befanden sich ungefähr 60 bis 80 Männer aus der Umgegend im Orte vereint, welche mit der Beackerung der Felder des Häuptlings beschäftigt waren. Diese Bande hatte sich in Entfernungen von 100—200 Schritten längs des Weges aufgestellt, trat der langsam dahinziehenden Karawane im Sturmlauf näher, warf ihre spitzen, hölzernen Wurfspeere oder schoß ihre Pfeile und retirirte wieder ebenso rasch. Bei der Länge des Karawanenzuges war es für unsere Bewaffneten schwer, gerade an den betreffenden Orten zur Stelle zu sein, wo der Angriff erfolgte. Dies Spiel dauerte, bis wir nach etwa einstündigem Marsche uns an der Lisière des die kleine Campinenebene von Katschitsch umgebenden, nach Quadratmeilen seinen Flächeninhalt zählenden, großen Mucubu-Urwaldes befanden. Die Karawane hatte sich am Rande des Waldes gelagert, um auf den Nachtrab zu warten. Die Koto-Leute hatten sich etwa 300 Schritte von der lagernden Karawane in der Campine aufgestellt, und nachdem der Nachtrab, zu dem ich stets gehörte, die Lagerstätte erreicht hatte und die Reisegesellschaft wieder aufgebrochen und bis auf einen kleinen Theil im Walde verschwunden war, machte die Kriegerbande plötzlich im Sturmlauf ihren Angriff. Es befanden sich aber die meisten bewaffneten Träger und Baschilange um mich geschaart, und eine einzige Salve, bei der indessen nur einige Koto leicht verwundet worden zu sein schienen, genügte, und in wilder Flucht, unter hoch aufwirbelnden Staubwolken, stoben sie wie fliegende Teufel über die schwarzgebrannten Stoppeln und Büsche dahin. Wir machten auf unserem alten Lagerplatz in einer kleinen Campine, die gleichsam wie eine Insel vom Meere hier vom Walde umgeben ist, Halt. Ich war wieder im Besitz meiner letzten 2 Pfund Pulver und war somit glücklicher Weise im Stande, sofort nach Fertigstellung der Schlafstellen Patronen mit Schrotladung machen lassen zu können; denn einerseits konnten die Bena-Koto uns auf's Neue angreifen, und andererseits hatten wir am nächsten Tage das Gebiet der

Bena-Ngongo zu passiren, die schon auf der Hinreise die Nachzügler der Karawane anzugreifen drohten. Wir hatten am andern Tage durch eine lange Strecke Waldes zu marschiren, ehe wir das Wohngebiet der Ngongo betraten, welches, hart von diesem Walde begrenzt, sich in einer mit kleinen, ca. 50—60 m hohen Hügeln übersäten Campine befindet, die von einigen mit Urwald umsäumten Bächen durchschnitten wird, welche in den westlichen, von hier nach Norden fließenden Lubifluß münden. Das Land dieses Stammes scheint nicht groß zu sein, da man dasselbe auf meinem Wege in einer Stunde so ziemlich passiren kann; es scheint, für sich abgesondert, gleichsam in das Gebiet des Basongestammes hineingeschoben, und beide Stämme sprechen verschiedene Sprachen. Als ich auf die Campine hinaustrat, lagerte die Karawane im Schatten eines Baumes in der Nähe einer kleinen Ansiedlung hart am Wege, deren Bewohner bereits mit unseren Leuten in Verkehr getreten waren. Wir hatten nach meiner Ankunft noch zu warten, da einige an wunden Füßen leidende Weiber und eine Tipoja sich noch im Walde befanden. Nachdem auch sie unsern Warteplatz erreicht hatten, brachen wir auf, Biserra den Vortrab, ich den Nachtrab führend. Der Weg führte auf ebenem Boden am Fuße vieler kleiner Hügel und an zahllosen kleinen Ansiedlungen (hier Kibundschi genannt) vorbei. Größere zusammenhängende Dörfer wie jenseits des Lubilasch finden sich hier nicht. Ein Dorf der Ngongo besteht aus kleinen separirten Gehöften, welche, in der Regel von Palmen, Bananen 2c. beschattet, nicht weit von einander entfernt liegen. Wir vermieden unsern alten Lagerplatz, um auf kürzerem Wege einen größeren, in westlicher Richtung in den Lubi fließenden Bach zu passiren, der ungefähr die Grenze zwischen dem Basonge- und Ngongolande bildet, um am jenseitigen Ufer, auf gleichsam neutralem Boden, Lager zu nehmen. Aber auf diesem Wege mußte so recht das Centrum des Ngongo-Territoriums durchwandert werden. Eine große Zahl Eingeborener, nach Hunderten zu zählen, bewaffnete Männer, Weiber und Kinder, begleiteten uns schreiend und tobend, und mit jedem Schritte weiter vorwärts vergrößerte sich lawinenartig der Haufe. Ortschaften an Ortschaften lagen, dicht an einander gedrängt, noch vor uns; neben dem Wege und von den Hügelkuppen herunter, auf denen oftmals, im Urwalddschungel versteckt, sich hie und dort eine Wohnung befindet, stürmten schreiend und wüthend sich gebahrende bewaffnete Männer.

Ich bemerkte, daß die uns begleitenden Weiber und Kinder sich allmählich zurückzogen und die widerliche Begleitung eigentlich nur noch aus bewaffneten Männern bestand, und machte meine beiden Doppelflinten schußfertig. Von einer Anhöhe aus gesehen, näherten sich die vordersten Reisenden dem Bache, der nur noch zu überschreiten war, um am andern Ufer auf fremdem oder herrenlosem Gebiete endlich der Ruhe vor diesen Quälgeistern genießen zu können. Wir hatten einige kleine Bäche, Mulden und Anhöhen mit etwas Aufenthalt zu passiren gehabt, wodurch größere Lücken im Zuge entstanden waren, so daß ich verschiedene Male genöthigt war, auf die Zurückgebliebenen zu warten. In Folge dessen befand ich mich etwa 1/4 Meile vom Bache entfernt, als die Hälfte der Karawane bereits auf der andern Seite desselben angekommen war. In diesem Augenblick begannen die Wilden die Karawane zu attakiren, nicht in geschlossenen Haufen, sondern einzeln. Hier drängte sich im Sturmlauf der eine an ein Weib mitten im Zuge, entriß ihr die Last und stürmte mit ihr in's Weite davon, dort wurde ein unbewaffneter Mann angegriffen ꝛc. Dicht vor mir warfen sich drei Ngongo's auf einen Baschilange-Häuptling, rissen ihm ein kupfernes Schmuckbeil aus der Hand und ergriffen schleunigst die Flucht, den sie verfolgenden Muschilange höhnend weit hinter sich lassend. Ich hatte das Gewehr im Anschlag, setzte es aber dennoch wieder ab, immer noch hoffend, ohne Blutvergießen das Lager erreichen zu können. Ich sah in weiterer Entfernung, daß die ganze Kriegergesellschaft sich dem Waldrande des Baches näherte und daß einige Träger und Baschilange mit dem Gewehre in der Hand die vordersten sich nähernden Feinde zurücktrieben, um den Weg der ruhig weiter marschirenden Karawane offen zu halten. Nun fielen Schüsse, die Bena-Ngongo wichen zurück, drängten sich aber immer wieder in die Nähe des Wassers. Inzwischen befand ich mich auch im Walde, und als ein neuer Zuwachs von Wilden die beiden den Weg begrenzenden Anhöhen herunter auf uns einstürmte, schreiend ihre Aexte, die großen Lunda-Messer und ihre Speere schwingend — da commandirte ich Feuer. Es war nicht anders möglich; hätten wir uns noch ferner passiv verhalten, die Uebermacht hätte uns erdrückt. Ich sah, daß nach den ersten Schüssen einige Feinde fielen, aber es entstand noch keine Flucht; ich glaubte, die Ngongo mögen gedacht haben, ihre fallenden Kameraden hätten sich einfach geduckt. Als aber eine zweite Salve erfolgte,

wiederholte sich das Schauspiel bei Katschitsch — allgemeine Ausreißerei. Der Platz war nach einigen Minuten gesäubert, und wir konnten den Bach ungestört passiren, um uns endlich nach zehnstündigem Marsche der Ruhe hinzugeben. Biserra hatte bereits den Bach überschritten und befand sich mit der Karawane auf der Höhe des Ufers auf freier Campine, von Walddschungeln und dem Bachwalde begrenzt, gelagert.

Es waren bei diesem Vorfalle fünf Bena-Ngongo getödtet und mehrere von ihnen verwundet, aber die Luft war jetzt rein — gründlich. Ich kann mich bei dieser Gelegenheit nicht genug lobend über das Verhalten der Baschilange und einiger Träger äußern. Hätten die Leute Furcht gehabt, wären sie geflohen — wir wären vielleicht alle verloren gewesen, denn die Menge der Feinde war zu groß. Wir hatten im Ganzen nur über 24 Musketen und 4 Hinterlader zu verfügen. Einzelne Träger benahmen sich geradezu tollkühn; sie stürmten gegen mein Verbot aus unserer Schaar, drangen im Sturmlauf gegen die Rotten der Ngongo, gaben Feuer und kehrten wieder zurück; und ebenso tapfer benahmen sich die bewaffneten Baschilange. Nachdem ich mich beeilt hatte, das Ende der Karawane zu verlassen, um vorne am Bache zur Stelle zu sein, deckte Kalamba Mukenge, der zufälliger Weise sich hinten befand, mit drei seiner ihn begleitenden und mit Musketen bewaffneten Leute die Nachzügler und trotzte Pfeilen und Speeren von 30 bis 40 Wilden, ruhig in ebenem Schritttempo seinen Weg fortsetzend. Im Lager versammelt, war das Benehmen sämmtlicher Leute ganz dasselbe wie gewöhnlich. Es wurden die Feuer angelegt, Wasser geholt, und Jeder suchte mit etwas Speise und Trank sich zu erquicken, aber von Angst und Unruhe habe ich nicht eine Spur bemerkt. Schon nach etwa einstündiger Rast, nachdem ich mich, auf meinem Lager ausgestreckt, dem Genusse einer Pfeife ergeben, erschien Biserra, im Auftrage Kalamba's mich um die Erlaubniß bittend, daß die Träger und Baschilange vereint nach Ngongo zurückkehren könnten, um die Wohnungen zu plündern und zu verbrennen. Ich versagte zuerst meine Einwilligung zu diesem Unternehmen, da ich die Strafe, welche den Ngongo zu Theil geworden war, für genügend erklärte; als aber Kalamba mir antworten ließ, es sei zweifellos, daß unsere Feinde uns nächtlicher Weile angreifen würden, wenn wir sie nicht ferner züchtigten, zog ich meinen Einwand zurück, und nach zehn Minuten brachen die Träger und

Baschilange unter den Klängen ihrer Kriegsgesänge und dem Knallen der Musketen nach Ngongo auf. Schon nach einer Stunde, mit Sonnenuntergang, stiegen dicke Rauchsäulen hinter der Anhöhe des Baches am Horizonte empor zum Zeichen, daß die Mission mit Erfolg vollführt war. Erst nachdem vollständige Dunkelheit hereingebrochen war, kehrten unsere Leute gruppenweise in's Lager zurück. Die ganze Einwohnerschaft, an 1000 bis 2000 Menschen zählend, hatte vor 16 mit Gewehren und etwa 60 mit Aexten rc. bewaffneten Männern die Flucht ergriffen und in dem nahen Mucubuwalde Zuflucht gesucht. Zwei Ngongomänner wurden noch von unseren Leuten getödtet und 16 wurden gefangen.

Ich kann nicht umhin, gerade bei dieser Gelegenheit den künftigen Reisenden, welche von Mukenge aus aufbrechen werden, zu empfehlen, sich reichlich mit Waffen zu versehen, mit Hinterladern und Musketen. Die Baschilange von hier, gut bewaffnet, sind zu allen Reisen bereit, und das hat mich die Erfahrung gelehrt, sie besitzen mehr Muth als im Allgemeinen die Träger von der Westküste. In den von Wissmann und mir bereisten Gegenden ist die Bevölkerung zu groß, um, schlecht bewaffnet, dort sicher reisen zu können, und im Norden von hier wird sie auch gewiß nicht viel geringer sein. Der Charakter dieses ganzen Gesindels taugt nichts. Ihre auf der Hinreise uns bewiesene Freundlichkeit hatten wir nur ihrer Furcht vor unseren Waffen zu verdanken. Sie sind feige bis zum Exceß, und ihr Muth zu einem Angriffe besteht im Vertrauen auf ihre Schnellfüßigkeit und die schnelle Flucht. Das günstigste Terrain für ihre Kriegsweise ist die Ebene; der dichte Wald, welcher in den Ländern, wo Feuerwaffen existiren, für eine Karawane verhängnißvoll werden kann, wird im Allgemeinen bei größeren Attaken möglichst von ihnen gemieden, weil sie ihre Beine und Waffen im Dickicht nicht so gut gebrauchen können; und mir war der Urwald während der Reise oftmals eine willkommene Erscheinung, da seine Passage regelmäßig der lästigen Begleitung der neugierigen Eingeborenen eine Schranke setzte. Vergehen gegen die Gesetze des Landes sind auf der Rückreise im Lande der Bena-Koto und Bena-Ngongo absolut nicht vorgekommen; es war eben nur Habgier, Raublust und der Glaube an die Unschädlichkeit des Gewehrknalls, was die Leute veranlaßte, uns anzugreifen. Außerdem erweckte das Aussehen unserer Karawane auf der Rückreise schwerlich einen besonderen Respect. Die meisten

Männer waren unbewaffnet, da viele der Baschilange ihre Gewehre unterwegs verkauft hatten, und ein großer Theil der Karawane bestand aus Weibern und Kindern, von denen womöglich die Hälfte, auf wunden und müden Füßen humpelnd, kaum im Stande war, sich mühsam dem Zuge nachzuschleppen. Leider vermißten wir in Ngongo fünf Personen: ein Träger aus Biserra's Gefolge und ein Sklave, welche beide eine kranke Frau in der Tipoja trugen, wurden ermordet. Am Morgen des nächsten Tages erschien die kranke Frau am jenseitigen Ufer des Baches, schreiend um Hilfe bittend. Sie berichtete, im Lager angekommen, daß der Träger, welcher zu sehr hinter dem Karawanenzuge zurückgeblieben war, durch die Bena-Ngongo veranlaßt worden sei, einen kürzeren Weg nach dem Lager zu nehmen. Sie hatten die Tipoja bis in den nächsten Urwald auf eine Bergkuppe begleitet und dort den Träger und Sklaven getödtet, während sie selbst von ihnen verschont blieb, weil sie krank sei. Meine Leute behaupteten, die Ngongo hätten die Frau laufen lassen, nur weil ihr Körper, mit Geschwüren bedeckt und zu mager, kein besonders einladendes Aussehen zum Verspeisen gehabt habe, und das glaubte ich wahrhaftig auch. Außer diesen zwei Personen fehlten zwei marschunfähige invalide Kinder und eine Frau.

Am nächsten Tage früh Morgens wurden im Lager der Baschilange lange Reden gehalten; die Männer imitirten zur allgemeinen Erheiterung ironischer Weise die Kriegstänze der Wilden, und Kalamba schickte mir einen Träger, mir zu erklären, daß es nöthig sei, hier mindestens vier Tage zu bleiben, um sämmtliche Ngongo-Wohnungen zu zerstören, damit das Gerücht dieser Züchtigung weit in die Umgegend dringe und uns bei den benachbarten Basonge in Respect setze. Es gelang mir indessen, den Häuptling noch im Laufe des Vormittags zum Aufbruch zu bewegen, da es ihm schließlich auch rathsam erschien, in Anbetracht des Pulvermangels seine Ziegen- und Hühnernachlesegelüste aufzugeben.

Nach zwei kleinen Tagemärschen von hier, im Lande der Bassonge, erreichten wir, in westlicher und südlicher Richtung marschirend, die uns bereits bekannte Fähre des Lubiflusses und bewerkstelligten noch an demselben Tage die Passage desselben. Ich kann wohl sagen, mit mir war unsere ganze Reisegesellschaft froh, endlich die größeren Flüsse hinter sich zu wissen. Es galt nur noch, den Lulua zu überschreiten, aber wir waren bei einer

Kanoepassage doch nicht mehr abhängig von dem Wollen und Nicht-wollen wilder Menschen. Der Lubi scheint eine Art von Grenzscheide zu bilden zwischen körperlich verschiedenen Stämmen. Die schlanken Gestalten, die schmäleren und längeren, mit freundlicherem Blicke ausgestatteten Gesichter der uns am Westufer des Flusses empfangenden Eingeborenen übten einen guten Eindruck auf mich aus im Vergleiche zu den Bassonge und ihren östlichen Nachbarn mit ihren robusten Körpern, der breiten Stirn und den starken Kinnbacken, überhaupt mit der bulldoggähnlichen Physiognomie. Es waren Baqua[1]), Tschilumba und Bena-Putu, von denen die Ersteren dem Luntu-Stamme angehören, deren Land sich in der Breite ungefähr vom kleinen Mucamba-See bis zum Lubi erstreckt. Die Tschilumba hatten allerdings das Gesicht nicht so kunstvoll hübsch und symmetrisch mit bunten Farben bemalt wie ihre Verwandten am See, die bemalten Baschilange, wie Wissmann und ich sie nannten; aber immerhin waren auch sie vielfach bunt genug bemalt und boten mit ihren chignonartigen, bizarren Frisuren, geschmückt womöglich mit wehenden Federbüschen, Lehmklumpen oder rother Farbe, und mit der Lanze oder dem Bogen und Pfeil in der Hand, ein hübsches, malerisches Bild. Vom Lubi nahmen wir in direct westlicher Richtung unsern Weg durch das Land der Bena-Putu-Lupula, eines kleinen Stammes, der die Sprache der nördlichen Baschilange spricht, und der Bena-Kassongo, passirten einige Dörfer nicht hanfrauchender Baschilange und erreichten am vierten Tage schon das gelobte Land des heiligen Hanfes, das geliebte Heimathsland unserer Bena-Mojo, der gläubigen Verehrer und Raucher des Riamba. Das westliche Lubiplateau ist besonders fruchtbar und gut bevölkert, obgleich im Gebiet der Baschilange die vielen verlassenen Wohnstätten Zeugen sind von dem unbarmherzigen Vorgehen der Hanfraucher gegen ihre, den alten Sitten treu gebliebenen Brüder, die Lästerer ihrer heiligen Lehre, die Tschipulumba. Unendlich viel Urwald, an den unzähligen kleinen, tief in den Boden eingeschnittenen Wasserläufen und in deren breiten, tiefen Quellschluchten wachsend, oder als kleine Dschungel oder große zusammenhängende Waldungen die Ebene bedeckend, findet sich auf diesem Landstriche zwischen dem Lubi und Lulua, so daß der Farbencontrast zwischen der Campine und dem Urwald der

---

[1]) Baqua, Plural von Muqua, „die Familie“.

Landschaft einen mit einem buntgefleckten Tigerfelle vergleichbaren Anblick verleiht. Der verhältnißmäßig bequeme Weg windet sich fortwährend schlangenartig an den Schluchten vorbei, und nur selten ist einer der vielen Bäche zu passiren, die nach allen Richtungen hin ihren Lauf nehmen, so daß es schwer hält, die Wasserscheide dort herauszufinden. Das meiste Wasser wird indessen durch die beiden kleinen Flüsse oder größeren Bäche, den Lubudi und Moansangoma, dem Sankurru zugeführt. In der Campine und in den Bachwäldern wachsen vielfach Palmen, und Kautschuck findet sich in allen auf trockeneren und nicht zu steil gelegenen Orten wachsenden Urwäldern noch in ziemlicher Menge; außerdem sind die Gegenden des Moansangoma reich an schönen Eisenerzen. Nach einem Zeitraum von 11 Tagen und neun sehr starken Märschen (von durchschnittlich 6- bis 7stündiger Dauer) erreichten wir Mukenge. Am 20. Juni, während des Uebersetzens über den Lulua, nahm ich eine Zählung der Karawane vor, welche eine Zahl von 135 Männern, 80 Weibern, 50 Kindern und 1 Säugling ergab. Verloren hatte sie 3 Baschilangemänner, 1 do. Sklaven und 2 do. Weiber natürlichen Todes, 1 Träger von Malange durch ein Raubthier, 1 Träger aus Miéketta und 1 Muschilangesklave waren ermordet, 1 Muschilangeweib und 2 do. Kinder vermißt. An Waaren für Bezahlung von Rationen standen mir in Nyangwe 320 Ellen Baumwollenzeug, 2 Stück Malange-Fasenda à 18 Ellen, 40 Pfund Kauris und ca. 10 Pfund Perlen zu Gebote, mit denen ich zu meiner großen Genugthuung nahe an 300 Menschen ungefähr $2^1/_2$ Monate lang verpflegt habe, ohne daß auch nur ein Einziger Grund gehabt hätte, sich über Hunger zu beklagen.

Unser Einzug, am 21. Juli, wurde mit großem Pompe vollführt. Etwa $^1/_4$ deutsche Meile vor dem Ziele, wo die Anpflanzungen der Stadt beginnen, wurde plötzlich an einer buschfreien, mit jungen Anpflanzungen bewachsenen Stelle Halt gemacht, und ein hochkomischer Anblick zeigte sich dem Zuschauer. Es war ein kurzer, aber ein ernster, wichtiger Act, als alle die schwarzen Gestalten sich plötzlich in bunte, zum Malen geschaffene Caricaturen verwandelten. Die Baschilange machten Toilette, um in ihre Heimathsstadt würdig einziehen zu können, und zu meiner großen Verwunderung kam bei dieser Verpuppung ein Stück Fasenda nach dem anderen, die ganze Nyangweer Rationsfasenda rc. rc., zum Vorschein. Wovon hatten diese Leute unterwegs gelebt? Aller-

dings war ihnen in denjenigen Gegenden, wo die Macht der Araber, der Bakalanga, in Ansehen steht, der Umstand zu Hilfe gekommen, daß die Pflanzungen der Eingeborenen-Dörfer gleichsam als eine res nullius den Reisenden zur freien Disposition stehen. Früchte der Pflanzungen kann jedes Karawanenmitglied ad libitum sich aneignen; ein Vergehen gegen die Regel ist es nur, sich an Hausthieren zu vergreifen. Außerdem hatte ihnen stellenweise das nach den Bränden aufgesprossene junge Gras einen guten Vorrath an Raupen und anderen eßbaren Insecten geliefert; und überhaupt waren die Preise auf der ganzen Reisestrecke doppelt billiger als z. B. in Kioque; aber ein Wunder bleibt es mir doch, wie karg diese Leute ihre Lebensbedürfnisse zu bemessen wissen. Nachdem die ganze Gesellschaft in alle möglichen Kostüme und Umhängsel sich gehüllt hatte, ordnete sich der Zug, und die beiden großen Trommeln („Engomma") gaben das Zeichen zum Abmarsch. Der Häuptling Kineme, ein schon bejahrter Mann, dessen Favoritin während vergangener Nacht in Folge ihrer Entbindung gestorben und begraben war, erschien in rother Husarenuniform und in Pantalons, von rothem Flanell hergestellt. Sangula, die Schwester und Rathgeberin Kalamba's, ein für die Expedition wichtiges und tüchtiges Mitglied, prunkte in einer schwarzseidenen, alten Mantille auf alten, von Wissmann ihr verehrten Socken — mit einem Worte, die Pracht der Kostüme war groß. Drei Neger mit drei großen, mit Bändern gezierten Fahnen des Häuptlings eilten jetzt in schnellem Laufe, freudeschreiend und die Fahnen schwenkend, vorauf, während die Karawane sich langsam unter den Schlägen der Engomma's in Bewegung setzte. Kalamba vorauf, hinter ihm her die Trommeln und seine Leute, so daß ich mit den Trägern zuletzt folgte. In der Stadt tobte ein nicht enden wollender Jubel der Baschilange, ihren Häuptling wieder in ihrer Mitte zu sehen, denn ein Theil der Einwohner hatte ihn schon für verloren gehalten und geglaubt, er sei mit dem Weißen in dem unendlichen Wasser verschollen.

Ich war bei meiner Ankunft auch freudig überrascht, da Germano während meiner Abwesenheit zum großen Nutzen der Station gewirkt hatte. Ich fand ein geräumiges, solide gebautes Haus vor, auf einem großen, gut gesäuberten, viereckigen Platze, ferner schöne, reingehackte, breite Wege, Bananenpflanzungen, Ziegenheerden rc. Mit einem Worte, mich empfing ein freund-

liches, wohnliches Heim, und es war mir wirklich ein Genuß, endlich einmal wieder ein bequemes und sauberes kleines Haus betreten zu können. Ich habe seit den zwei Monaten, die ich hier bereits nach meiner Ankunft verweile, einige Verbesserungen an den Bauten und einige neue Pflanzungen beschafft und glaube im Stande zu sein, zukünftigen Mitgliedern der Station eine einigermaßen wohnliche Stätte überliefern zu können. Ich werde meine Thätigkeit indessen auf die jetzigen Einrichtungen beschränken, da es mir an Arbeitskräften resp. an Fasenda zu ihrer Bezahlung fehlt. Den neuen Ankömmlingen wird es obliegen, je nach ihren Bedürfnissen, für mehr Wohnungen zu sorgen. Das hiesige Wohnhaus, aus Pfählen und Lehm aufgebaut und mit einem Strohdach versehen, ist ca. 10 m lang und 5 m breit. Ein geräumiger Corridor trennt zwei geräumige Gemächer, die mit Tischen und Bänken und einer Bettstelle möblirt sind, natürlich Alles in primitiver Weise hergerichtet, aus Pfählen, gespaltenen Palmenzweigen u. s. w. Das eine Zimmer dient augenblicklich mir als Wohnung, das andere als Waarenlager und Schlafstelle für Germano, während der Corridor zwei kleine Diener des Nachts beherbergt. Außer diesem Hause besitzt die Station eine Küche, ebenfalls aus Lehm erbaut, und einen Viehstall aus Stroh für die Ziegen.

Die kleine Ansiedlung liegt auf unserer alten Fundostelle, ungefähr 200 m östlich von der Wohnung des Häuptlings entfernt, die, am äußersten Südende der Stadt gelegen, ungefähr 250 m nördlich von der Quelle des kleinen, sehr gutes Trinkwasser liefernden Kempebaches entfernt ist. Der Bach fließt in einer 20—25 m tiefen, ziemlich steilen und breiten Schlucht, die überall mit Urwald bewachsen ist, nach Osten, vereinigt sich aber bald mit dem etwas größeren Mucalangibache, der in den Lulua mündet. Die Ebene hier ist flach, nur einige Mulden benehmen hier und da die weitere Aussicht. Die nächste Umgebung der Stadt ist mehr oder weniger in Folge von Anpflanzungen und des Bedarfs an Feuerungshölzern von den Campinenbäumen entblößt, aus deren Stämmen aber vielfach wieder Büsche hervorgewachsen sind. Der Boden der Ebene besteht aus röthlichem, lehmigem Sande, welcher dem Maniok, den Getreide- und Gemüseanpflanzungen zuträglicher zu sein scheint, als der strengere Lehmboden. Es wachsen sehr ergiebige Maniokfelder in der Nähe des

Ortes, und die Anlage von Mais, Hirse, Erdnuß und anderen Pflanzungen kann ohne weitere Auswahl fast an jeder beliebigen Stelle vorgenommen werden. Ich habe bereits eine ziemlich große Reispflanzung herrichten lassen; Biserra, Kalamba und einige Baschilange sind meinem Beispiele gefolgt, so daß ich den Reis als sicher hier eingeführt betrachten darf. Ferner habe ich in der Nähe des Hauses Melonenbäume und Guyaven und am Rande des Waldes Kaffee angesamt. Ueber einen Erfolg kann ich, was die letzten Pflanzungen betrifft, noch nicht berichten, indessen hoffe ich, daß meine Nachfolger bei ihrer Ankunft schon einige Sprößlinge der erwähnten Bäume vorfinden werden. Für die Station ist es von großer Wichtigkeit, einige fruchttragende Bäume zu besitzen, da die Stadt und Umgebung nicht im Stande sind, auch nur eine einzige cultivirte süße Frucht zu liefern. Maniok, Mais, Hirse, Erdnüsse, eine kleine Bohne, rauchbarer Tabak und wenige Bataten ist so ziemlich Alles, was bis jetzt hier zum Lebensunterhalt cultivirt wird und was der Reisende käuflich erstehen kann; aber was Früchte und Fleisch anlangt, so ist er mehr oder weniger auf Selbsthilfe angewiesen. Am jenseitigen Ufer des Lulua gibt es allerdings verwildert wachsende Ananas, indessen ist es immer mit Umständen verknüpft, sie von dort holen zu lassen, und rücksichtlich der Fleischprovisionen herrscht hier geradezu Mangel, und es hält oft schwer, die nöthigen Fleischrationen für die regelmäßigen Mahlzeiten zu erlangen. Kalamba gibt sich alle Mühe, etwaigen Klagen meinerseits abzuhelfen; er schickt Lebensmittel, wann und so viel er kann, aber er besitzt außer Tauben keine Hausthiere; und das mir zugeschickte Wildfleisch, welches meistens als Tributsendung seiner unterthänigen Häuptlinge an ihn eingeht, kommt regelmäßig in für mich ungenießbarem Zustande in die Küche. Der Häuptling hat zu Anfang seiner Regierung, 1874, als zu eifriger Hanfraucher, namentlich auf Wunsch seiner noch strenggläubiger rauchenden Schwester Sangula, in allen Dingen, welche er mit den nicht rauchenden Ungläubigen, den Tschipulumba, gemein hatte, gebrochen. Er hat wirklich beabsichtigt, sich und seine Leute thunlichst mit anderen Speisen zu ernähren. In Folge dessen sind bis 1876, wie Biserra angibt, der zu gleicher Zeit hier geweilt hat, in den Kalamba unterthänigen Orten sämmtliche Hausthiere auf seinen Befehl abgeschafft, sämmtliche Bananen- und Ananas-Pflanzungen u. s. w.

zerstört worden. Dieser gut gemeinte Vandalismus ist so weit gegangen, daß in hiesigen Buchwäldern und in der Campine die meisten Palmen abgehauen sind, weil der Genuß von Palmenwein, als Tschipulumbagetränk, verboten und nur Hirsebier, das Getränk der Kioque, zu genießen erlaubt wurde. Als ich Ende October vorigen Jahres hier ankam, war buchstäblich in der Stadt kein Huhn anzutreffen; nur wenige Tauben, eine Hausthiergattung, welche von den Karawanen der Küste eingeführt wurde, und welche die Tschipulumba nicht besaßen, fanden sich an Hausthieren vor. Das Blatt hat sich indessen, nachdem unsere Expedition hier eingetroffen ist, gewendet. Schon gleich nach meiner Ankunft wurden die Unterthanen Kalamba's auf meine Veranlassung beordert, Hühner und Ziegen anzuschaffen und Bananen 2c. zu pflanzen, aber es hält in einem Negerlande schwer und dauert lange, neue Einrichtungen zu schaffen. Einige Hühnerhöfe befinden sich bereits in der Stadt, so daß ich, allerdings für hohe Preise, schon im Stande bin, meinen Bedarf zu decken, aber Zuchtziegen oder Schafe und Schweine befinden sich bis jetzt noch nicht im Besitze Kalamba's oder der hiesigen Einwohner. Es sind bereits während der letzten zwei Monate diverse Ziegen als Mulambo-Sendung (Tribut) von den am jenseitigen Ufer des Lulua wohnenden und unterthänigen Häuptlingen hier eingegangen, die indessen nicht zur Zucht geeignet waren. Ebenso geht es einstweilen noch mit den Bananenpflanzungen; ich ermahne den Häuptling und namentlich seine Schwester, so oft sich eine Gelegenheit dazu bietet, pflanzen zu lassen, aber trotz ihrer Versprechungen sehe ich bis jetzt noch nicht eine einzige Staude in der Stadt. Unter diesen Umständen sind eigene Viehstapel und Fruchtbaumplantagen hier fast unentbehrlich, und bin ich bei jeder möglichen Gelegenheit auf die Vermehrung der Ziegenheerde und der Anpflanzungen bedacht.

Im Uebrigen gibt es keinen Grund zur Klage für mich. Im Gegentheil, das Land und seine Leute entsprechen in jeder Hinsicht den Wünschen und Anforderungen der Station. Die hanfrauchenden Baschilange, d. h. derjenige Theil des Stammes, welcher am meisten mit den Kioque und Bangala in Handelsverkehr steht, sind nach meinem Urtheil, was Bildungsfähigkeit betrifft, geistig weit mehr begabt, als alle anderen mir im Innern Afrika's bekannten Stämme. Sie haben ihre großen Fehler; ihre

Scham- und Sittenlosigkeit ist geradezu empörend, und ihre Handelswuth ist derartig groß, daß es vorkommen mag, daß der Vater Frau und Kind verkauft, um in den Besitz einiger Ellen Kattun oder eines Gewehres zu kommen; aber sie haben ein gewisses Streben, etwas mehr zu werden, eine höhere Stellung einzunehmen, und an mich sind von den mir Bekannteren schon oftmals religiöse Fragen gestellt, die wirklich eine Spur von Phantasie verrathen. Es sind die hiesigen Baschilange ein Volk, wie geschaffen für das erfolgreiche Wirken eines Missionars. Ihre Strafgesetze sind milde und für den Reisenden nicht lästig, und ihr Fetischglaube äußert sich, im Vergleich mit den Kioque und Bangala, in milden Formen; das bei jenen übliche Gifttrinken wird durch Hanfrauchen ersetzt. Völker, welche nicht mit den Kioque oder mit den Europäern handeln, sind für die Baschilange Barbaren, und Sitten und Gebräuche, Geräthschaften, Waffen 2c., welche nicht denen ihrer Handelsfreunde gleichen, sind ihnen ein Greuel. Ihre Häuser, Geräthschaften, Musikinstrumente 2c., Alles ist Imitation der Bangala oder Kioque. Lanzen, Bogen und Pfeile finden sich hier im Orte höchstens heimlicher Weise im Besitze eines armen Muschilange. Das einzige eigene Industrieproduct, welches sie beibehalten haben, sind die aus der Blattfaser der Palme gewebten Bekleidungsstoffe. Der Häuptling Kalamba Mukenge ist in der That ein guter Mann; ich wenigstens kenne keinen besseren Negerhäuptling. Die Reisenden, welche Mukenge besuchen sollten, mögen aber nicht glauben, daß sie einen Engel von Häuptling hier vorfinden. Das ist er nicht. Er ist auch ein echter Neger, aber wenn es möglich wäre, bei Charakterisirung eines solchen von denjenigen geistigen Eigenschaften zu sprechen, die wir Tugenden nennen, dann würde ich vielleicht sagen, Kalamba besitzt die eine oder die andere. Aber für die Station genügt er. Er ist empfänglich für die Rathschläge eines Weißen, ist bis jetzt nicht unverschämt und lästig im Betteln, und ist bereit, dem weißen Reisenden auf Wunsch Leute für seine Reisen zu stellen — natürlich gegen entsprechende Bezahlung, die indessen einstweilen noch eine Bagatelle zu nennen ist. Von mir hat er einschließlich der Geschenke, Rationen 2c., ausschließlich einer Musikdose, eines Chassepot und eines Doppelgewehres, im Ganzen für die Nyangwe-Reise ungefähr die Importanz von 150 Stück Malanger Fasenda à 18 Yards oder in Geld ca. 1250 Mark bekommen. Daß die Baschilange

in diesen Gegenden bessere Reisende sind als die Träger von der Westküste, haben sie bewiesen; als Lastträger stehen sie ihnen allerdings nach, indessen Lasten von 30—40 Pfund wissen sie ebenfalls im Allgemeinen gut zu handhaben. Am Munkamba-See war ich genöthigt, einige Lasten der desertirten Träger den Baschilange zu übergeben, welche mit vieler Freude für die einfache Ration ohne weiteren Lohn ihre „Carga", darunter auch Blechkoffer, trugen und ehrlich am Lualaba ablieferten.

Bei meiner Rückkehr von Nyangwe habe ich wider Erwarten sämmtliche Träger hier vorgefunden. Mein Brief vom 28. November 1881 ist durch unseren früheren Kioque-Begleiter Mauila expedirt worden. Die Träger, welche vor meiner Abreise von hier 8 Ellen Fasenda pro Kopf als Ration für die Rückreise nach Malange empfangen haben, schützten als Grund ihres Hierbleibens vor, keine passende Reisegelegenheit gefunden zu haben; indessen hätten sie sich entweder der Karawane Silva Porto's, der bekanntlich nördlich von hier in Cabao war, bis Kimbundu anschließen können, oder sie hätten mit der Karawane kleiner Händler aus Angola, die während meiner Abwesenheit in Tschingenge gewesen war, direct nach Hause gehen können. Der Grund ihres Bleibens bestand indessen darin, daß sie an die Baschilange „Lubuku" gegeben hatten, ein ähnliches Handelsgeschäft, wie in Lunda das „Bansageben", eine Pränumerando-Bezahlung des Kaufobjectes. Der Schuldner in Lubuku hat die Gewohnheit, nach Empfang des Preises seinen Gläubiger gratis mit Speise zu versorgen, bis die Schuld getilgt ist, in Folge wovon das Geschäft „Lubuku" (Freundschaft) genannt wird. Nach meiner Rechnung nehmen einige 70 Träger ca. 80 Frauen und Kinder mit in die Heimath; es ist kaum Einer unter ihnen, der nicht eine Lebensgefährtin für ein Gewehr oder 16 Ellen Fasenda erstanden hätte. Für die Baschilange sieht es allerdings traurig aus, wenn sie fortfahren, so zu wirthschaften. Ich habe mit den Dolmetschern die Berechnung aufgestellt, daß in den letzten zehn Monaten ungefähr 300 Weiber exportirt worden sind aus den kleinen, höchstens 20—30 Quadratmeilen haltenden Districten von Kalamba und Tschingenge. Außer von unserer Expedition wurden diese beiden kleinen Länder während dieser Zeit von einer Bihé-Karawane, einer größeren Kioque-Karawane des Häuptlings Mucanjanga (nördlich von Hongolo zwischen dem Tschikapa und Luatschimo wohnend), von einer Küsten- und

einer Bangala-Karawane heimgesucht. Die Handelsproducte hier bestehen aber nur in Weibern und Kautschuck; Elfenbein findet sich nur ausnahmsweise zum Verkauf. Die Söhne Kalamba's, welche während seiner Abwesenheit den Vater vertraten, verhandelten an Mucanjanga allein 40 Weiber gegen 12 Gewehre, 26 Fässer Pulver und 16 Stück Fasenda.

Ich habe mich entschlossen, die Träger mit Germano nach Hause zu schicken; mit der ganzen Gesellschaft hier noch lange zusammen zu bleiben, würde wegen Fasendamangel nicht gut möglich sein, und die Station jetzt in ihrem Entstehen so ohne Weiteres zu verlassen, wäre geradezu Sünde, und würde auch nicht mit meinen contractlichen Verpflichtungen im Einklange stehen. Wenn Germano in Malange Reisende der Gesellschaft oder Nachrichten ihres Kommens vorfindet, so ist er instruirt, sich bei ihnen zu melden und eventuell in ihre Dienste zu treten. Er hat sich hier besonders nützlich gemacht, indem er die Station fast ganz allein während meiner Abwesenheit geschaffen hat. Außerdem kann er, wenn es nöthig ist, die Träger anwerben und über den nächsten Weg hierher berichten, da er nicht über Kimbundu, sondern vom Kassai südwestlich durch Lunda und das nördliche Kassange gehen wird. Sollte Germano indessen weder Reisende noch Nachrichten in Malange antreffen, so ist er beauftragt, für mich ca. 10 Träger mit Waaren zu belasten und zu versuchen, mit einigen kleinen Händlern oder dem „Empregado Saturninos" vereint die Rückreise nach hier anzutreten. Von den hiesigen Trägern sind, wie ich höre, einige auch bereit, als Händler auf eigene Rechnung mit Germano zurückzukehren. Wenn er aber nicht im Stande ist, auf diese Weise eine Karawane zu arrangiren, so ist sein Contract mit mir erloschen. Nach meiner Rechnung kann Germano innerhalb 8 Monaten von Malange hierher zurückgekehrt sein. Bringt er mir dann keine Nachrichten und ist inzwischen keine neue Expedition hier eingetroffen, so muß ich mit Sicherheit annehmen, daß die Gesellschaft meine Rückkunft erwartet. Ich werde alsdann von hier abreisen.

Ob ich Elfenbein als Gegengeschenk von Tschingenge und Mukenge empfangen werde, weiß ich noch nicht. Ersterer ist seit etwa vier Tagen von einem Elfenbeinzug zurückgekehrt und hat mich bereits bitten lassen, ihn zu besuchen und einen rothen Papagei von ihm als Geschenk entgegen zu nehmen. Wie ich höre,

befindet er sich überhaupt im Besitz nur eines Zahnes, und ob derselbe für mich bestimmt ist, scheint mir auch noch fraglich. Inzwischen haben sich die Einwohner seines Dorfes so schlecht gegen die Leute Biserra's betragen, daß ich vom Häuptling verlangt habe, Biserra Genugthuung für die Mißhandlung seiner Leute zu geben, ehe ich oder ein anderer „Inglesch“ (Benennung der wissenschaftlichen Reisenden) sein Dorf betreten würde. Außerdem hat sich Tschingenge öffentlich den Kioque und Trägern gegenüber beklagt, daß Wissmann nicht wieder zurückgekehrt sei und Fasenda und Pulver von Lualaba mitgebracht habe, da er ihm bei seinem Besuche nur wenig Geschenke mitgebracht habe — sic! Mukenge hat mir bereits verschiedene Male sagen lassen, er würde mir bei meiner Abreise nach Malange reichlich Elfenbein als Geschenk für meine Landesherren mitgeben; indessen auf die Versprechungen eines Negers ist Nichts zu geben.

Der Gesundheitszustand der Karawane ist unberufen immer ein guter gewesen. Schwere Krankheiten sind überhaupt nicht vorgekommen, und an Todesfällen nur ein einziger, einer Frau, die schon krank von Malange abgereist ist. Seit den zwei Monaten, die ich hier nach meiner Rückkehr verweile, ist nicht ein einziger Krankheitsfall gemeldet worden. Von den sechs aus Malange mitgenommenen Ochsen ist einer am Kassai wegen Wildheit getödtet, einer am Lomani eingegangen, einer mit Wissmann nach Zanzibar und einer mit Germano nach Malange gegangen. Den meinigen habe ich ununterbrochen von Malange bis Nyangwe und zurück bis nach Mukenge geritten.

Die Regenzeit hat hier mit dem 16. August begonnen. Seitdem ist im Allgemeinen der Regen, immer von Gewittern begleitet, nur spärlich gefallen; in den letzten acht Tagen nicht ein Tropfen, obgleich die Temperatur fortwährend sehr warm ist. Meine Thermometerablesungen ergaben in der Regel: des Morgens mit Sonnenaufgang zwischen 19 und 21° C., Mittags 12 Uhr 28 bis 30°, um 2 Uhr Nachmittags 31—33°, und Abends mit Sonnenuntergang, gegen 6 Uhr, 24—27°. Der höchste Thermometerstand bis jetzt war 34½°, der niedrigste 18°.

Zweites Kapitel.

Lubuku.

(Bericht Pogge's an die „Afrikanische Gesellschaft".)



Deutsche Station Mukenge, Mitte October 1883.

Da ich unter der mir aus Europa gesandten Correspondenz keine directen Nachrichten von der Afrikanischen Gesellschaft vorgefunden habe, bin ich entschlossen, die Station zu verlassen und meine Abreise thunlichst bald anzutreten, und zwar aus folgenden Gründen: 1. Die Zeitdauer meines Contracts mit der Gesellschaft ist am 12. November d. J. abgelaufen. 2. Ich befinde mich hier fast ohne Instrumente und ohne die nöthigen Geräthschaften für wissenschaftliche Sammlungen. Meine Thätigkeit war in dieser Hinsicht lediglich auf einige meteorologische Beobachtungen beschränkt. Wissmann wollte mir in Nyangwe ein Siedethermometer nebst Kochapparat überlassen und mich mit den nöthigen Informationen versehen, aber die letzte seiner entbehrlichen Röhren zerbrach. In die mit Lack verschlossenen Röhren der beiden hier gebliebenen Thermometer war während meiner Abwesenheit Luft eingedrungen; es steht mir somit nur ein Krankenthermometer zu Gebot, dessen Scala erst mit + 18° beginnt. Die Sammlungen habe ich fast beanstanden müssen, wegen Mangels an Kisten, Mappen ꝛc. für den Transport. 3. Ich habe monatlich zwei Dolmetscher zu lohnen, wodurch auf die Dauer erhebliche Kosten verursacht werden; dennoch aber glaube ich im Sinne der Gesellschaft zu handeln, wenn ich fortfahre, diese Leute bis zu meiner Ankunft in Malange zu lohnen, da sie sich stets zu meiner Zu-

friedenheit betragen haben. 4. Mein Waarenvorrath ist ein sehr geringer und dürfte kaum zur Bestreitung der Erhaltungskosten auf 10 bis 12 Monate ausreichen, wenn ich zum zweiten Mal eine Expedition nach der Küste schicken würde. Germano war allerdings nur von 9 Trägern für mich begleitet; es hatten sich aber einige 20 unserer alten Malange-Träger (darunter zwei, die mit Wissmann in Zanzibar gewesen) und einige kleine Händler seiner Karawane angeschlossen, die nicht weniger als 110 Musketen und 12 Ochsen als Handelsobjecte mit sich führten, so daß die Fährleute der verschiedenen zu passirenden Flüsse in Anbetracht einer so reich ausgestatteten Expedition besonders hohe Fährgelder verlangten. Ich hatte die Kosten der Reise auf 10 Stück Zeug und 4 bis 5 Fässer Pulver veranschlagt, während Germano 32 Stück und 12 Fässer verbraucht hat, ohne daß ich berechtigt wäre, ihm Vorwürfe zu machen, da er mir eine detaillirte Abrechnung, deren Richtigkeit durch Zeugen bestätigt wurde, vorgelegt hat. Für mich sind somit nur knapp ²/₃ der in Malange gekauften Sachen übrig geblieben. 5. Durch die Güte des stellvertretenden deutschen Consuls Herrn Niemann erhielt ich zwei Briefe, deren letzter vom 7. Februar d. J. datirt ist, worin er mir schreibt, daß er sich zur Zeit ohne Nachrichten von Berlin befindet; dasselbe schreibt mir Custodio in seinem Briefe vom 24. April, und Germano, der am 5. Mai Malange verlassen hat, bestätigt, daß bis zu diesem Tage kein Reisender der Gesellschaft angemeldet worden war. Hätte ich vom Vorstande eine dahin gehende Weisung erhalten, so wäre ich selbstverständlich gern hier geblieben; unter den obwaltenden Umständen aber handle ich so, wie ich es für die Interessen der Gesellschaft am vortheilhaftesten erachte, und reise ab.

In Betreff der Station kann ich Ihnen mittheilen, daß dieselbe sich im Laufe der Zeit zu meiner vollständigen Befriedigung entwickelt hat. Als ich von der Lualabareise zurückgekehrt war, fand ich bereits, wie Ihnen bekannt ist, ein Wohnhaus und einige junge Plantagen vor; aber es mangelte an den nöthigen Lebensmitteln und an Tabak, so daß ich während der ersten Wochen meines Aufenthalts oftmals tagelang der Fleischnahrung und dem Genusse einer Pfeife Tabak habe entsagen müssen. Durch unsere Initiative, aber auch durch die Kalamba's, allerdings auf meine fortwährenden dringenden Vorstellungen hin, sind diese Lücken

mehr oder weniger vollständig beseitigt worden. Wir begannen, sofort mit dem Beginne des ersten Regens, ansehnliche Reis-, Gemüse- und Tabakpflanzungen anzulegen. Kalamba gab seinen Unterthanen Befehl oder vielmehr Erlaubniß, mehr Hausthiere zu halten, und gestattete einem jeden seiner filios, ihre Handelsproducte frei und unbeanstandet im hiesigen Orte und auf der Station zum Verkaufe feil zu bieten. Bei der ausgezeichneten Fruchtbarkeit des Bodens und dem großen Vermehrungsvermögen des hiesigen Gethiers sind in kurzer Zeit auf der Station recht productive Culturen von Bananen, Bataten, Reis, Kohl, Tomaten, Tabak 2c. geschaffen worden, und der hiesige Ort, sowie alle die kleinen Nachbardörfer haben bedeutende Hühnerhöfe aufzuweisen. Es wurden fast täglich auf der Station die Hühner zu Dutzenden zum Verkaufe gebracht, ebenso Honig, Oel, Salz, Früchte 2c., so daß ich reichlich meinen Bedarf einkaufen kann, während ich früher alle diese Artikel nur ausnahmsweise einmal sah, weil die Leute sie nicht brachten, sondern sich fürchteten, bei einer Begegnung mit Kalamba sie als Tribut hergeben zu müssen. Die Bananen liefern in der Nähe des hiesigen Hofes derartig üppige Früchte, daß die meisten Bäume, nachdem die Frucht ausgewachsen ist, mit Stützen versehen werden müssen, um nicht unter der eigenen Last zusammenzubrechen. Die Reisfelder, auf leichtem Boden, ebenfalls in der Nähe des Hofes angelegt, gaben einen ungefähren Ertrag von 14 bis 15 Pfund pro Quadratruthe, obgleich die Hühner mit bei der Ernte geholfen hatten. Eine gleiche Ergiebigkeit ist hier die Regel bei allen Culturen. Einiger Mangel herrscht noch an Ziegen und anderen vierfüßigen Hausthieren, und ferner werden Fische recht selten zum Verkauf ausgeboten, obgleich der nahe Luluafluß außerordentlich reich ist an den verschiedensten Arten sehr schmackhafter Fische. Die Station besitzt einige 40 Ziegen und Schafe, die mit Mühe herangezogen und zusammengekauft wurden, jedoch befürchte ich, daß die Heerde jetzt ihrer Auflösung entgegengehen wird.

Die Preise der Lebensmittel sind jetzt fest normirt. Eine Ziege kostet 4 Ellen Kattun, 1 Huhn 1/2 Elle (früher 1 Elle), 1 Liter Palmöl 1 Ladung Pulver (3 mittlere Fingerhüte voll), ca. 1 1/2 bis 2 Pfund Honig 1 Ladung, 2 bis 3 große Ananas 1 Ladung. Maniok und Mehl, Mais, Erdnüsse u. s. w. liefert Kalamba gratis, oder sie werden für einen geringen Preis ge-

kauft, so daß die Erhaltungskosten der Station äußerst geringe sind, zumal ihre eigene Production (an Ziegen, Hühnern, Reis, Gemüse, Früchten) bereits anfängt, nutzbare Resultate zu liefern.

Hiermit habe ich Ihnen in kurzen Zügen die hiesigen wirthschaftlichen Verhältnisse mitgetheilt und bemerke gleichzeitig, daß die Station auch in politischer Beziehung, wenn ich mich so ausdrücken darf, unter den günstigsten Auspicien festen Fuß gefaßt hat. Sie ist der Stolz und die Freude Kalamba's und seiner Baschilange und genießt weit und breit im Lande ein hohes Ansehen. Kalamba's, sowie der hiesigen Einwohner größter Wunsch ist, daß der neue Weiße recht bald nach meiner Abreise hier eintreffen möge. Ersterer ist jederzeit bereit, ihm sofort, wenn es verlangt wird, die nöthigen Träger zur Weiterreise zu stellen. Kalamba weiß, daß die Stationsherrlichkeit ein jähes Ende nehmen kann, wenn er die Sendlinge des Mona-Putu nicht ihrem Wunsche gemäß behandelt, und fürchtet sehr wohl die Ungnade des Herrn der Weißen (auf dessen Conto nämlich hier alle Verhandlungen von mir geführt werden), jenes großen Machthabers aller Wasser und Länder, der zeitweise unter und über dem Wasser wohnt. Der Häuptling hat übrigens allen Grund, sich den ständigen Aufenthalt eines Weißen im Lande zu sichern. Seine Macht und Autorität haben sich nach der Lualabareise bedeutend vermehrt, so daß er entschieden als mächtigster Baschilangehäuptling angesehen werden kann. Er führt hier jetzt zur Verherrlichung seiner großen That allgemein den Namen Lualaba oder Luaballa (wie seine Reisebegleiter ebenfalls den Fluß zu benennen belieben), hat sich ein neues größeres Wohnhaus im Nyangweer Baustyl — eine wahre Caricatur von einem Hause, eine camera obscura im wahren Sinne des Wortes — erbaut und hat alle möglichen, bisher jedoch vergeblichen Schritte gethan, um seine sämmtlichen Bena-Kaschia hier anzusiedeln und ein zweites großes Nyangwe zu gründen.

Als der Dolmetscher Kaschawalla ihm gelegentlich Vorwürfe wegen seines Hausbaues machte und ihm rieth, doch wenigstens für Licht zu sorgen, gab er zur Antwort, das kenne Kaschawalla nicht, so sei das Haus des großen Tanganjika (des Scheiks Abed) und nicht anders.

Auch mehrere größere Tributkarawanen aus entfernteren Theilen des Baschilangelandes sind seitdem hier eingetroffen, und

diverse benachbarte, größere abtrünnige Häuptlinge, darunter auch Tschingenge, Wissmann's Verehrer, haben sich feierlichst als gehorsame Söhne dem Kalamba zurückgegeben. Tschingenge hat indessen nur Tribut (Mulambo) bezahlt, ist aber persönlich noch nicht erschienen. Er ließ mir gelegentlich sagen, er habe die Absicht, Kalamba zu besuchen, fürchte sich aber vor der Ceremonie der Antrittsvisite und appellire an mich, um auf Kalamba einzuwirken, daß er ihn von derselben dispensire. Er habe bereits Kioque bereist, habe längere Zeit Wissmann bei sich zum Besuche gehabt und sei ein großer Häuptling, der sich ohne Scham und Widerwillen einer solchen Ceremonie nicht unterziehen könne, die weder bei den Weißen, noch bei den Kioque gebräuchlich wäre.

Bei dem ersten Empfange fremder Häuptlinge und ihres Gefolges herrscht nämlich am Hofe Kalamba's für gewöhnlich folgendes Ceremoniell. Wenn eine solche Tributkarawane ankommt, begibt sie sich zuvörderst nach dem Marktplatze des Ortes, der Kiota, bringt dort die Nacht im Freien zu und begibt sich am nächsten Morgen in corpore, Männer und Weiber, mit Zurücklassung ihrer Bekleidung, in puris naturalibus nach einem etwa 400 m östlich vom Dorfe fließenden Bache und nimmt dort ein gemeinsames Bad. Am zweiten Morgen, nachdem die zweite Nacht über ebenfalls im Freien auf der Kiota zugebracht worden ist, wallfahrtet die ganze Gesellschaft in demselben Aufzuge nach einem ungefähr 250 m südlich vom Orte gelegenen Bache, reinigt sich zum zweiten Male durch ein Bad und begibt sich dann vor Kalamba's Wohnung, wo die ganze Schaar Posto nimmt, und zwar in zwei Gruppen getheilt, die Männer und Weiber für sich. (Ich sah gegen 40 bis 50 Weiber und eben so viel Männer hier so versammelt.) Soll die Handlung besonders feierlich vorgenommen werden, so erscheint Kalamba selbst (er läßt sich auch manchmal vertreten), nimmt auf einem kleinen Schemel Platz und bemalt mit einem Stück weißen Thon (hier „Lupemba" genannt) den vorderen Oberkörper einer jeden dieser durchaus paradiesischen, ihre Huldigung darbringenden Gestalten. Die Männer treten zuerst vor und wieder ab, nachdem ihr Körper und die Stirn mit einem breiten weißen Längsstrich versehen ist; dann kommen die Weiber. Nach Beendigung dieser Beschmierungscour gehen alle wieder auf den Marktplatz, bekleiden sich dort und kehren einzeln oder zusammen wieder zu Kalamba zurück, und es beginnt die

gefürchtete Pfeffercour, indem durch die offene Spitze einer kleinen Blätterdüte der ausgequetschte Saft von Capsicum in beide Augen getröpfelt wird. Während dieser Procedur hat der Täufling eine Art von Beichte abzulegen und hat auf alle möglichen Fragen zu antworten, auch Gelübde zu thun, z. B.: Hast Du schon gestohlen? Einen Menschen getödtet? Besitzt Du Fetische? Willst Du ein gehorsamer Sohn sein? u. s. w. Ich selbst war einigemal Zeuge reumüthiger Geständnisse seitens der Beichtkinder. Hiermit ist die Ceremonie beendet. Die Leute quartieren sich demnächst in die Ortswohnungen ein, oder sie bauen sich, wenn sie längere Zeit hier zu bleiben gedenken, eigene Wohnungen, und werden von Kalamba und den hiesigen Einwohnern verpflegt. Gelegentlich werden größere Hanfrauchfeste zu Ehren der Gäste veranstaltet, und der betreffende Häuptling empfängt von Kalamba einige annähernd im Verhältnisse zum Werthe seiner Geschenke stehende Gegengeschenke.

Dieses Empfangsverfahren kommt indessen, wie gesagt, nur bei solchen Unterthanen in Anwendung, die Kalamba entweder zum ersten Mal besuchten, oder die ihm ungehorsam waren. Ich habe einer Schwester Kalamba's, der Meta, bereits Vorwürfe wegen dieses höchst unliebsamen Verfahrens gemacht und habe auch einige größere Häuptlinge davor gerettet; ihre Antwort war indessen: von dieser Pfefferprobe sei noch Niemand gestorben.

Wirklich werthvolle Tributsendungen kommen übrigens sehr selten; die meisten Karawanen, aus 40 bis 60 Personen oder weniger bestehend, bringen ein oder zwei Weiber als Geschenke und einige Körbe mit Kautschuck. Ich habe als größte und werthvollste die des Häuptlings Kischimbi-Lulaba, südlich vom Mucamba-See, an der Grenze des Tuquetestammes wohnend, zu verzeichnen gehabt, welche 3 starke Elefantenzähne, 12 Weiber und 14 Ziegen brachte. Kalamba schickt außerdem seine Kilolo (vornehme Bischilange) in alle möglichen Weltgegenden, um Tribut zu erbitten. Solche Expeditionen sind durchaus friedlicher Natur und gestalten sich meistens nur zu Betteleien und gemeinsamen Hanfrauchfesten mit den Einwohnern der besuchten Dörfer. Diese Bettler Kalamba's, in Lunda würden sie Tuquata heißen, nisten sich mit ihrem Anhange oft für lange Zeit in die fremden Dörfer ein, wo ihnen Gastfreundschaft erwiesen wird, so daß sie regelmäßig erst nach Verlauf von Monaten wieder zurückkehren.

Gewaltthätigkeiten oder Grausamkeiten sind Kalamba fremd. Sein Regierungssystem ist ein durchaus mildes und grenzt eher an Schwäche als an Strenge, so daß ich oftmals im Interesse seiner Autorität ein energischeres Auftreten des Häuptlings seinen Unterthanen gegenüber gewünscht hätte. Bei uns sind auch verschiedenemal Klagen von Seiten der jüngeren hiesigen Kilolo eingelaufen, weil Kalamba etwaige Vergehen oder Ungehorsam seiner Söhne zu gelinde oder gar nicht bestrafte; aber, so heißt es dann: Kalamba will keine Züchtigungen vornehmen, weil der Kassongo kein Freund von Kriegen ist. Diese vorgeschützte friedliebende Größe ist meine Wenigkeit, die hier allgemein als der aus dem großen Wasser als Weißer wieder auferstandene Bruder von Kalamba, Kassongo, figurirt, der große Hanfreformator und Gründer dieser kleinen Dynastie, welcher als Häuptling der Bena-Kaschia auf einer Reise in Kioque einer Krankheit zum Opfer fiel. Meine Benennungen sind: Kassongo oder Inglesch (wie die Träger in Malange den wissenschaftlichen Reisenden nennen) oder auch Mukelenge. („Ukelenge" heißen die specifischen, die Würde zur Schau tragenden Besitzthümer eines Familien- resp. Dorfoberhaupts: Waffen, Schmuck- und Kleidungsstücke, sei es ein Hemde oder ein europäisches Tuch, ein Beinkleid u. s. w., und „Mukelenge" heißt dann der glückliche Besitzer derselben respective der Häuptling.) Hier im Ort werde ich überall ohne jegliche Ostentation mit meinen verschiedenen Namen beliebig angeredet, aber bei Passagen fremder Dörfer gelegentlich meiner Excursionen gellt es noch immer aus hundert Kehlen: „Kassongo munene jaku maii kajau kajau!" u. s. w.: Da kommt er, der große Kassongo aus dem Wasser.

Ich will bei dieser Gelegenheit noch bemerken, daß ich von den hiesigen Einwohnern nicht im Geringsten durch Besuche und Betteleien belästigt werde, im Gegentheil haben ihre Bescheidenheit und Freundlichkeit wesentlich zur Ruhe und Behaglichkeit meines Aufenthalts beigetragen. Ich verhalte mich übrigens meistens neutral bei den an mich ergehenden politischen Consultationen.

Vor einigen Wochen verließ Kalamba mit großem Pomp diesen Ort, um einen ihm befreundeten, östlich von hier am Moansangoma-Fluß oder -Bach wohnenden Häuptling zu besuchen. Er war von einigen seiner Nobelmänner begleitet, und alle be-

fanden sich in großem Staat, mit ihren Regenschirmen und in bunten Gewändern paradirend; auch ein Ochse und eine Tipoja zählten zu dem prächtigen Gefolge. Eine mir zugedachte Abschiedsvisite verfehlte ich wegen Abwesenheit von Hause, so daß ich nur von ferne Gelegenheit hatte, dem Schauspiel zuzuschauen. Schon nach Verlauf von zwei Tagen aber erschienen hier einige Abgesandte, um mich im Auftrage Kalamba's zu bitten, zu ihm nach einem östlich von hier gelegenen Hafen am Lulua zu kommen, um seine Flußpassage zu bewerkstelligen. Die am östlichen Ufer wohnenden Eingeborenen, der großen Mucangalafamilie angehörend, hätten die Passage versperrt und seine Leute im Boote mit Pfeilen angegriffen und verwundet. Die Leute befänden sich in dem Wahne, daß er in feindseliger Absicht komme, weshalb er mich bitte, ihm zu helfen und dies Mißverständniß zu lösen. Ich begab mich am nächsten Tage mit Germano an den Lulua, und zwar nach Kiewo, dem Dorfe eines Fährmanns gleichen Namens, passirte dort den linken Flußarm, dann eine ca. 400 m breite, mit Urwald bestandene Insel, an deren rechter Seite der Häuptling unmittelbar am Fluß auf einer kleinen, baumfreien Sandscholle sein Lager aufgeschlagen hatte. Sein Gefolge bestand aus etwa 50 bis 60 Männern, von denen die meisten nicht bewaffnet waren, und einigen Kindern und Weibern, darunter auch seine Schwester. Für Kalamba war hier eine kleine Laubhütte hergerichtet, die übrigen Herrschaften hatten bereits zwei Nächte im Walde geschlafen. Ich ließ bei meiner Ankunft dem Häuptling sagen, er möge jetzt mit mir an den unmittelbaren Rand des Flusses treten und den Bena-Mucangala sagen, daß ich gekommen sei, ihnen mitzutheilen, daß er, Kalamba, nach dem Moansangoma reisen wollte, ihre Dörfer nicht betreten werde, und daß sie das Ufer deshalb räumen möchten. Der Häuptling ließ mir antworten: er habe bereits zwei Tage lang mit ihnen verhandelt, und vergebens habe er geredet und ihnen „Mojo" geboten (Mojo ist der Gruß der hanfrauchenden Baschilange und heißt wörtlich „Leben"). Da ich aber jetzt hier sei, wolle er meinem Wunsche gemäß noch einmal mit „Mojo" zu ihnen reden. Inzwischen war in dem kleinen Lager ein Höllenlärm entstanden — das Jubelgeschrei über mein Erscheinen, das Getöse sämmtlicher in Thätigkeit gesetzter „Engommas", das Knattern der Freudenschüsse und dazu

eine „Mojo-Ansprache“ Meta's an die am anderen Ufer nicht weniger lärmenden Mucangala. Die Rednerin wußte mit besonderem Nachdruck und mit großer Würde ihre Gedankenergüsse zur Geltung zu bringen, denn sie erschien vollständig nackt auf dem Platze, in der linken Hand einen alten europäischen Topf, in der rechten einen grünen Hanfzweig haltend, und schrie wie besessen mit großem Pathos über den 100 m breiten Strom. Als mir die Sache zu bunt wurde, ließ ich Kalamba endlich bewegen, mit mir an den Fluß zu treten, und Ersterer begann, und zwar für einen Augenblick unter allgemeiner Ruhe, zu reden resp. zu schreien. Ich befand mich unmittelbar an seiner rechten Seite, einige der Leute an seiner linken. Die Stelle der Rede: „Ich bin Herr des Landes, mir gehört der Fluß“, begleiteten die Mucangala mit Hohngebrüll und mit Gewehrschüssen; dann aber plötzlich erfolgte eine gehörige Gewehrsalve, es stürzte ein Muschilange todt, ein anderer schwer verwundet unmittelbar neben dem Redner zu Boden. Es blieb jetzt kein anderer Ausweg — das Feuer wurde erwidert. Nach 5 Minuten war das jenseitige Ufer gesäubert, die ganze Mucangalagesellschaft hatte mit Zurücklassung zweier Todten, sowie ihrer Trommeln und anderer Gegenstände (es befanden sich 30 bis 40 Laubhütten hinter den Bäumen und Büschen des Ufers) die Flucht ergriffen. Die Ueberfahrt Kalamba's konnte jetzt beginnen; ich ermahnte ihn vorher, so dringend es mir möglich war, die Feindseligkeiten nicht fortzusetzen. Er versprach, meinem Wunsche gemäß zu handeln, so daß ich mich nach Hause begeben konnte. Die Nachricht von Kalamba's Sieg hatte sich alsbald in der ganzen Umgebung des Flusses verbreitet, und noch während meiner Anwesenheit im Lager trafen Schaaren bewaffneter Kaschia bei ihrem Häuptling ein, während andere große Zuzüge uns auf dem Rückwege begegneten. An den nächsten Tagen zogen hier täglich aus den entlegeneren Gegenden des kleinen, westlich gelegenen Mujauflusses ganze Dorfschaften dem Lulua zu. Es schien eine allgemeine Mobilmachung der Kaschia stattzufinden. Die meisten dieser Krieger waren mit Pfeil und Bogen bewaffnet, ihre Häupter vielfach mit Federbüschen oder grünen Zweigen geschmückt. So passirten sie hier in kleinen und größeren Trupps, regelmäßig einen grotesken Kriegstanz im Kreise um den Flaggenstock vor dem Wohnhause aufführend, bevor sie ihren Weg gen Osten fortsetzten.

Nach Verlauf von zwei Tagen schickte mir Kalamba einen Boten mit der Mittheilung, daß er sich in dem Dorfe eines seiner Verwandten im Mucangalalande einquartiert habe, und daß ich ganz ruhig sein könne, da er sein Wort halten und Niemand etwas zu Leide thun werde. Die Dörfer der angreifenden Mucangala seien allerdings verbrannt worden, aber damit habe die Züchtigung ihr Bewenden, und das Oberhaupt der Mucangala, der Häuptling Kilunga Messo (nordöstlich von hier am Lulua), hatte bereits sein Bedauern über den Vorfall ausgedrückt und Kalamba erklärt, daß er als sein Sohn und großer Mucangalahäuptling die Strafzahlung für das Vergehen seiner Brüder zu übernehmen bereit sei.

Ich habe diesen blutigen Auftritt recht sehr bedauert, aber er war nicht zu vermeiden. Hätte Kalamba mit meiner Intervention den Fluß nicht passirt, so wäre es um sein Ansehen, sowie auch um das meinige geschehen gewesen, und beide sind unumgänglich nothwendig für das gedeihliche Fortbestehen der Station.

An Einkäufe von Handelsproducten habe ich nicht denken können. Das Land liefert noch sehr viel Kautschuck, aber die hohen Transportkosten stehen nicht im Verhältniß zu seinem Werthe; die Elfenbeinvorräthe hier sind nach ungefähr 15jährigem Handel jetzt vollständig erschöpft, und der Elefant ist nach der Einführung von Feuerwaffen ausgerottet — entweder getödtet oder verjagt. Kioque, Bangala, Ambaquisten und Biannos (Handelsleute aus Bihé oder Benguella, ähnlich nach Bihé genannt wie die Ambaquisten nach Ambacca, ihr eigentlicher Name ist Inbunda) importiren jetzt an europäischen Waaren: grobes Schießpulver, Musketen, schlechten Calico, rothen und blauen ordinären Flanell, bunte billige Baumwollstoffe, ordinäre Perlen, etwas Messingdraht und kleine Messingnägel, alte Uniformen, bunte baumwollene Schlafmützen, thönerne Tassen, Teller ꝛc. Die Bangala bringen außerdem noch einheimisches Salz und exportiren Menschen weiblichen Geschlechts, Kautschuck und sehr wenig Elfenbein. Das Handelsverfahren ist hier noch ein durchaus primitives. Bestimmte Preise gibt es im Allgemeinen nicht, so daß die verschiedenen Interessenten je nachdem 100 Procent theurer oder billiger kaufen und verkaufen mögen; immerhin aber können folgende Preise ungefähr als Maaßstab der gebräuchlichen Tauschwerthe gelten:

ein ausgewachsenes Mädchen kostet 1 Muskete (Preis einer Muskete 3—4000 Reis in Malange, 4500 Reis = 20 Mark) oder 24 Ellen (3/4 m) Calico oder 1 Faß Pulver à 4 Pfund und 8 Ellen. Ein Kind von 8—10 Jahren 16 Ellen Calico oder 1 Faß Pulver. 1000 Kautschuckknäuel haben den Werth eines ausgewachsenen Mädchens; der Händler kauft diesen Artikel indessen im Allgemeinen billiger in kleineren Quantitäten, und zwar ellenweise, oder, wenn er mit Pulver bezahlt, ladungsweise. Bei der Abwickelung aller Handelsgeschäfte wird numerisch verfahren, d. h. die Sachen werden gezählt, und zwar nach dem Decimalsystem (wie überall. Am Lubilasch sah ich die Eingeborenen ihre Perlen 5 bei 5 zählen). Der hiesige Verkäufer legt z. B. 10 Gummibälle in einer Reihe auf den Boden. Wenn diese erste Reihe voll ist, klatscht er regelmäßig in die Hände, und es heißt: „Kikutu“ = 10. Es werden hierauf 10 solcher Reihen parallel neben einander gelegt. Dann heißt es „Lukama“ oder „Kikutu“, und diese 100 Bälle werden auf einen Haufen gethan, der wo möglich mit einem daneben gelegten Strohhalm markirt wird. Nachdem auf diese Weise 10 besondere Haufen hergerichtet sind, und das 1000, „Kanuno“, voll ist, wird die Tradition vorgenommen, wobei Käufer und Verkäufer manchmal einen kleinen Strohhalm oder dergleichen unter sich zerbrechen, zur Bekräftigung eines unauflöslichen Geschäftsabschlusses. Von den Kautschuckbällen, die zur Betrübniß der Händler während der Zeitdauer des hiesigen Handelsverkehrs in rapider Weise fortwährend kleinere Volumina angenommen haben, gehen jetzt ziemlich genau 40 auf 1 kg. Kaschawalla sagte mir, man hätte vor ungefähr 6 Jahren hier 3—5 auf 1 Pfund rechnen können, und seit vorigem Jahre haben sie sich noch um 50 Procent und mehr verkleinert. Ihre jetzige Form werden sie aber wohl behalten, da die Händler sonst jedenfalls allmählich anfangen werden, eine neue Rechnung zu machen. Die Qualität des hiesigen Kautschucks ist sehr schön. Verunreinigungen oder Verfälschungen des Stoffes kommen nicht vor.

Gewehre, Pulver und Fasenda sind die gewöhnlichen Tauschartikel, aber der Muschilange (Singularform zu Baschilange) liebt Neuerungen und verkauft für alle möglichen Sachen und Schund, wenn sie neu sind. Für den hier im Allgemeinen weniger eingeführten Flanell und für die sehr beliebten bunten Baumwollstoffe (in Malange „Schita“ genannt), sowie für neue Perlen kauft der Händler verhältnißmäßig bedeutend billiger. Einige Träger

z. B. erzielten für eine kleine Schachtel schwedischer Zündhölzer 100 Kautschuckbälle. Besonders beliebt sind Amulette, „Sambi“ genannt, die als Fetischreliquien aufbewahrt oder halsbandartig getragen werden und denen allerlei geheime Schutzkräfte zugetraut werden. Ihr Werth ist wesentlich höher, wenn sie weither von einem Maschangi gebracht wurden. So, Plur(„Baschangi“, nennen die hanfrauchenden Baschilange alle fremden Händler, welche als Geister ihrer in Kioko verschollenen Landsleute angesehen werden. Die Baschilange, d. h. die Hanfraucher, machten vor ungefähr 15 Jahren, nachdem sie Bekanntschaft mit den Kioque gemacht hatten und in Handelsbeziehungen mit ihnen getreten waren, ihre ersten Wallfahrten nach Kioque, die später allgemeiner wurden und bei denen sehr viele Baschilange zu Grunde gingen — viele von ihnen starben, viele wurden von den Kioque als Sklaven aufgegriffen. Wenn hier z. B. eine Karawane von Händlern in Sicht ist, heißt es ganz allgemein: Es kommen Baschangi, gleichgiltig, ob die Karawane aus Kioque, Ambaquisten oder Anderen besteht. Unsere Baschangikarawane steht natürlich im höchsten Ansehen. Kleine Messingkreuze und Christusamulette, welche aus Kassange stammen, gleichsam als letzte Reminiscenz der Missionen, besitzen große Kräfte und werden theuer bezahlt. Ein solcher Sambi gilt unter Umständen 1000 Bälle Kautschuck. Diese Sambipassion der Eingeborenen ist von den Trägern gehörig ausgebeutet worden; so wurden zur Zeit unserer ersten Ankunft aus Bleikugeln Kreuze verfertigt und für hohe Preise, selbst für Sklavinnen, verkauft. Jetzt scheint endlich, diesen Artikel anbelangend, eine Ueberproduction eingetreten zu sein.

Wenn eine Handelskarawane hier ankommt, läßt sie sich durch ihren Fahnenträger anmelden, der, einige 100 Schritte dem Zuge vorauf schreitend, den Ort bis zum Marktplatz durchrennt. Hier schwenkt er einige Male seinen bunten Lappen, vor Freude tobend, bald niedrig, bald hoch über dem Boden, und kehrt in Carrière zurück, um der langsam im Gänsemarsch anrückenden Karawane wieder voranzuschreiten. Unmittelbar hinter der Fahne marschiren die Vornehmen der Gesellschaft, oftmals in prächtig bunte Gewänder gehüllt, in Uniformen und Livréen, in rothe Pantalons und allerlei andere bunte, schmutzige Costüme und Lumpen. Das Alles sind die köstlichen Ukelenges, mit denen Kalamba und seine Kilolo beglückt werden sollen. So schreiten die Fremdlinge in

tadellos würdevoller Haltung unter dem Donner der Musketen und oftmals unter den wirklich harmonischen Klängen ihrer großen Doppel-Quertrommeln der Kiota näher und nehmen, dort angelangt, um die in der Mitte des Platzes liegenden, glühenden Hanfrauchscheiterhaufen Platz. Inzwischen hat sich das neugierige Publicum versammelt, schön geputzte Kilolo machen die Honneurs und setzen sich zu den Gästen, während eine ansehnliche Weiberschaar mit hocherhobenen Armen und Händen fuchtelnd und convulsivisch den Körper verdrehend, im Kreise rund herumtrippelnd, ihren Tanz aufführt. Ein lebhafter, kräftiger Freudencantus ihrerseits, ein hundeähnliches Geheul oder manchmal ein etwas taktmäßigeres, von den Kioque erlerntes Geschrei begleitet die balletartigen Kunstproductionen. Die Gäste verharren mit Geduld in ihrer Stellung, bis durch die Uebersendung einer Sklavin oder einiger Körbe Kautschuck, als Geschenk an sie von Seiten Kalamba's, die Empfangsfeierlichkeiten beendet werden.

Von August 1882 bis heute sind hier vier Kioque-, eine Ambaquisten- und eine Bangalakarawane eingetroffen; eine große, aus mehreren hundert Köpfen bestehende Ambaquistenkarawane und eine ebenso große Kioquekarawane haben wenige Tagemärsche nördlich von hier den Lulua passirt, um an den Moansangoma zu ziehen. Alle Händler machen noch immer gute Geschäfte, obgleich die Thatsache, daß Kalamba als Tribut schon oftmals Gewehre erhält, und daß auch kleine Knaben sich hier und da als Sklaven einschleichen, als untrügliches Symptom eines bedenklichen Mangels an Weibern angesehen werden kann.

Der Grund und Boden hier mit seinen wilden Producten gehört nominell Kalamba, de facto gehört er dem Occupanten, dem Bebauer, und die gepflanzten Bäume, Palmen rc. gehören dem Pflanzer. Größeres Wild gehört dem Häuptling, und der Erleger hat ihm 1/4 der Beute zu geben, eine Abgabe, der auch ich unterworfen bin. Ein Muschilange liefert getödtetes Wild seinem Häuptling resp. seiner Familie ab, und diese liefert an Kalamba.

Der Anspruch eines Häuptlings an seine Unterthanen entspringt hier aus den Consequenzen der väterlichen Gewalt, denn der Haussohn erwirbt zeitlebens für den Vater, dessen patria potestas erst mit dem Tode erlischt und sich nebst dem übrigen Vermögen auf den ältesten Sohn vererbt. Die Tribut- oder Mulambo-Leistungen der Häuptlinge originiren hier (und wohl

in allen Ländern des Westens) aus dem Verhältnisse des Vaters zum Sohne, und sind dem analog auf nicht durch Familienbande, sondern durch Unterjochung, Freundschaft 2c. entstandene Abhängigkeitsverhältnisse ausgedehnt worden, weshalb sich auch überall der tributpflichtige Häuptling „den Sohn“ seines Oberhäuptlings nennt. Communistische Grundsätze, wie einzelne Reisende sie vorgefunden haben, sind den Eigenthumsrechtsbegriffen der mir bekannten afrikanischen Völker durchaus fremd; wo sie bei ihnen vorkommen sollten, sind sie anarchischer Natur, oder sie tragen in Folge weit ausgedehnter Verwandtschaftsbande den Schein; denn der Hausvater hat seinen Kindern gegenüber schwere Pflichten; er hat unter Umständen für Gründung eines eigenen Herdes des Sohnes zu sorgen, für Kleidung, Nahrung 2c. Die Jagdbeute wird meistens repartirt, und der Häuptling, welcher Tribut bringt, empfängt Gegengeschenke. Uebrigens wird das Gewohnheitsrecht der Eingeborenen durch seine Stupidität, seine Perfidie und Habgier oftmals stark verletzt. Dann gehen Macht und Betrug vor Recht. Das Weib ist nach unseren Begriffen eine Sklavin.

Ich wende mich nun zu einer kurzen Schilderung des Landes und seiner besonderen Vorzüge. Ich weiß eigentlich keinen passenderen Vergleich für die Configuration der Ebene zwischen dem Kassai und Lubilasch, als den mit einer stark geäderten Marmorplatte; ähnlich bunt ist das Land mit wenigen Ausnahmen von Bächen durchfurcht, welche, meistens in breiten, kesselartigen Schluchten entspringend, in breiten, 25—50 m tiefen Rinnsalen nach den verschiedensten Richtungen ihren Lauf nehmen und überall die Campine in kleine oder größere Plateaus theilen. Die Breite dieser schluchtartigen Wasserläufe sowie der Quellkessel variirt etwa zwischen 60 und einigen 100 m und stellenweise, namentlich bei den Kesseln, bis 600 m und mehr. Sie sind fast ausnahmslos mit üppigem, tropischem Urwald bewachsen. Die Campinenplateaus sind eben, hin und wieder ein wenig wellenförmig gestaltet und dachen sich meistens ganz allmählich nach den Bachschluchten zu ab. Manche dieser bewaldeten Bachränder laufen allmählich schräg aus, bis der eigentliche Bacheinschnitt beginnt, manche fallen sofort abschüssig ab, wieder andere sind eben. Auffallend ist mir, wie scharf die Campine mit ihren Gräsern und Bäumen von diesen Wäldern der Bäche abgeschnitten wird, ähnlich so, wie in Norddeutschland ein Kornfeld von der Lisière des an-

grenzenden Waldes. Die Campine behält ihre charakteristische Vegetation (auch kleine, mit Urwald und Busch bedeckte Walddschungeln, die Lieblingsplätze der Ananas, finden sich hier und da in der Campine) bis an den unmittelbaren Rand des plötzlich beginnenden, mit Lianen und dichten Büschen fast undurchdringlich verwobenen hohen Urwaldes, mit dem einzigen Unterschied, daß ihre Gräser und Bäume in der Nähe des Waldes etwas üppiger und höher gewachsen sind. Die Bäche, meistens über weißsandige oder kiesige oder mit Felsblöcken bedeckte Betten fließend und mit dichten Laubdächern überwölbt, liefern fast ausnahmslos ein vorzüglich gesundes, klares und frisches Trinkwasser und trocknen nicht aus; ihr unbedeutender Wasserstand, in den Oberläufen von einigen Zoll oder Fuß, bleibt vielmehr zu allen Jahreszeiten ziemlich regelmäßig derselbe. Der Boden der Campine (ich beschränke mich bei diesen Beschreibungen auf die hiesige Umgegend) besteht aus einem röthlichen, lehmigen Sande (in Mecklenburg würde man ihn einen guten Roggenboden nennen). Er steht sehr tief und bleibt sich überall gleich, nur an den Abdachungen wird er oftmals lehmig und ist dann vielfach schwarz und dunkelgrau oder rothbraun gefärbt. Der Baumwuchs in der Campine ist im Allgemeinen nicht höher und dichter als in Lunda und an der Küste, aber er ist üppiger in seiner Belaubung, und ebenso scheinen mir die Gräser hier höher und dichter zu wachsen. Bei meinem ersten Aufenthalte glaubte ich, der Graswuchs würde hier niedriger sein als z. B. in Malange, aber ich irrte mich: zu Ende der Regenzeit erreichte das Gras eine gewaltige Höhe; es wachsen auch mehr Arten Gräser in der Campine als z. B. in Malange, und manche blühen und reifen in einer Regenperiode zweimal. (Es befinden sich die meisten Grasarten in meiner botanischen Sammlung.) Häßliche schattenlose Hochwälder, größere Sand- oder sumpfige Wiesenstrecken, wie sie sich in Kioque, Lunda und anderen mir bekannten Ländern finden, gibt es hier nicht.

Die Bestellung des Bodens ist leicht, so daß die Eingeborenen in Folge dessen eine reine Brachwirthschaft betreiben und jedes Jahr neue Urbarmachungen für ihre Plantagen vornehmen. Die Weiber, welche allein den agriculturen Betrieb besorgen, hacken das Gras nieder, hauen gleichzeitig einige Büsche ab und verbrennen demnächst das vertrocknete Gras und Reisig oder tragen es von der Pflanzung. Bäume und einzelne hier und da sich befindende

Termitenpyramiden stehen mehr oder weniger hindernd im Wege. (Die letzteren sind steinhart und scheinen aus Lehm und Eisentheilen zusammengemauert zu sein. Die Termitenbaue haben hier alle pyramidale Formen; auf lehmigen Stellen, z. B. an den Abdachungen des Plateaus, finden sich auch die kleinen Pilz- und Zuckerhutformen; hohe, senkrecht in die Höhe steigende Obelisken, wie ich sie im südlichen Lunda sah, habe ich auf dieser Reise nirgends beobachtet.) An dem Stamme eines dickeren Baumes wird beliebig etwas mehr trockenes Gras verbrannt, so daß er seine Blätter durch Feuer verliert und mit der Zeit vertrocknet, um demnächst als Brennholz benutzt zu werden. Nach einiger Zeit wird der so präparirte Boden zum zweiten Male flach gehackt und mit Bohnen bepflanzt, indem letztere ohne weitere Bearbeitungen auf ca. 1 m Entfernungen in kleine gehackte Erdvertiefungen gethan und mit etwas Erde wieder bedeckt werden. Obgleich die so hergerichteten Saatfelder durchaus nicht den europäischen landwirthschaftlichen Ansprüchen genügen, da nicht verbrannte Graswurzeln, Reisig 2c. ihnen regelmäßig ein unordentliches und unsauberes Aussehen geben, so berankt die kleine Bohne dennoch im Allgemeinen rasch und üppig den Boden und gibt nach ungefähr 3½—4 Monaten die Ernte. Nach Einheimsung der Schoten werden die zurückgelassenen Ranken 2c. verbrannt, das Feld wird einmal flach gehackt und mit Hirse besät, die flach untergehackt wird, und nachdem letztere bereits etwas gewachsen ist, beginnt die Pflanzung des Manioks durch Stecklinge zwischen die Hirse.

Dies ist hier die regelmäßige Fruchtfolge. Mit dem Maniok, der sich meistens schon nach der Ernte der Hirse gut bestockt hat und nach 1½—2 Jahren die ersten vollen Erträge liefert, trägt das Feld ab und ist ein für alle Mal für fernere Saaten außer Cours gesetzt. Es wird mithin jedes Jahr neues Land urbar gemacht, und die Eingeborenen lieben es, familienweise ihre Culturfelder gemeinsam anzulegen, so daß sich hier z. B. zur Zeit 4—5 verschiedene, 15—30 Magd. Morgen große Brachfelder befinden, die meistens in länglich-viereckige, den verschiedenen Besitzern gehörende Parcellen getheilt sind. Diese großen Pflanzungen sind meistens in einiger Entfernung vom Orte angelegt, so daß in seiner Umgebung ein ansehnlicher Theil der Campine mit Maniok 2c. bepflanzt ist. Außer diesen größeren Feldern gibt es indessen überall kleinere, die einen einzigen oder wenige Besitzer haben.

Maniok (hier „Tschiombe“), Hirse („Ponde“) (regelmäßig die Kolbenhirse [Penicillaria]; die höher wachsende Büffelhirse [Sorghum ist seltener hier) und die kleine, etwas streng schmeckende rankende Bohne („Kunde“ oder „Makunde“), ferner zwei Arten Erdnüsse, die ölhaltende, Arachis hypogaea (Sing. „Kambela“, Plur. „Tumbella“), und eine Stärkemehl enthaltende, Voandreia subterranea („Kimu“), sind die Hauptnahrungspflanzen, für welche jährlich die neuen Urbarmachungen vorgenommen werden. Erdnüsse sieht man auch anstatt „Kunde“ in der großen Brache; gewöhnlich aber werden erstere in einem besonderen Felde gepflanzt, jedoch immer auf neuen Brachfeldern. Ein Hauptnahrungsmittel ist außerdem noch der Pferdezahnmais („Mava“), der indessen regelmäßig in den Dörfern in der Nähe der Hütten angepflanzt wird.

Alle anderen Nahrungspflanzen werden keiner regulären Cultur unterzogen, Bataten („Bizenge“) finden sich in kleinen Dimensionen auf Brachfeldern oder in den Dörfern angepflanzt, eine „Yams“-Ranke findet sich hier und da am Stamme eines Baumes in der Brache, ebenso zwei mir nicht bekannte kleine, nicht rankende Knollengewächse (die eine mit Lippenblumen, die andere topinamburähnlich). In den Dörfern wachsen meistens ohne weitere Pflege und halb wild eßbare Malven, kleine Kürbisse, Amarantaceen (darunter ein roth und grüner Fuchsschwanz), Nachtschatten, eine Brassica &c. An cultivirten Nutzpflanzen will ich ferner noch Ricinus, Baumwolle und Hanf, zwei Arten Capsicum und Tabak erwähnen; alle diese zuletzt genannten werden in den Dörfern oder deren Nähe gepflanzt; sie wachsen indessen auch spontan, und nur dem Hanf und Tabak, welch' letzterer regelmäßig mit jungen Pflänzlingen gepflanzt wird, kommt regelmäßig eine sorgfältigere Pflege zu gut. Der Tabak („Macanja“), der gern in unmittelbarer Nähe der Hütten cultivirt wird, blüht mit grünlich-gelblicher Röhre und weißem Kronensaum mit rosa oder dunkelrothem Rand. Wenn die Blume älter wird, neigt sich die grünliche Farbe der Röhre zur weißen. Ich kenne überall nur diese eine Art in Afrika. Auf dem fetten Boden in der Nähe der Häuser wird die Staude 5—6 Fuß hoch und liefert bis fußlange Blätter. An Zuckerrohr finden sich hier und da bei den Hütten einige Stangen angepflanzt, die um eine Mutterstange buschartig emporgewachsen sind, und deren Stamm oftmals mit einem Aschehaufen bedüngt ist. Gedenken will ich auch noch auf diesem Gebiete eines Schilfrohrs, welches ziemlich viel

am Lulua wild wächst und als Salzpflanze auf kleinen baumfreien, niedrig gelegenen und sumpfigen Stellen an Bächen (oftmals durch Stauungen sumpfig gemacht) mit Stecklingen gepflanzt und aus dessen Asche Kochsalz gewonnen wird. Dieses Salz scheint aber kein reines Chlornatrium zu sein; es hat einen bitteren Geschmack und bekommt, lange Zeit genossen, dem Europäer schlecht.

Reis und etwas Sesam wurden aus Nyangwe importirt. Ob ersterer sich einbürgern wird, muß die Zeit lehren. (Wie ich höre, sind dies Jahr bereits einige Pflanzungen von den Eingeborenen hier angelegt worden.) Seine ersten Culturen hier wurden unter der Leitung Germano's auf dem sumpfigen Boden einer niedrig gelegenen Stelle in der Nähe eines Baches vorgenommen, mißriethen indessen total. Die zweite Anpflanzung ließ ich im Garten der Station auf gewöhnlichem Boden der Campine herrichten, welche gut gedieh; eine dritte Pflanzung endlich, zu Ende Januar ebenfalls in der Campine angelegt, wuchs sehr üppig; als aber gegen Anfang Juni, nachdem sich bereits Rispen zeigten, der Regen ausblieb, gingen die Pflanzen allmählich ihrem Untergange entgegen und vertrockneten vor ihrer Blüthe. Sumpfiger Boden, d. h. kalter Boden mit stagnirendem Grundwasser, wirkt hier auf das Gedeihen der Reispflanzen ebenso nachtheilig, wie in Norddeutschland z. B. auf das Wachsthum des Weizens. Der Reis verlangt zu seiner guten Entwickelung einen guten, fruchtbaren Boden und viel Regen, und besonders scheint ihm trockener Urwaldboden zuzusagen. Auf einer solchen Stelle, die von den Eingeborenen hergerichtet war, um im Verstecke vor den hier privilegirten Zerstörern der Maispflanzungen, den Ochsen, einige Pflanzungen anzulegen, sah ich ein kleines Reisfeld, rohrartig ca. 4—4½ Fuß hoch gewachsen, mit vollen, mächtig schweren Rispen, während die hiesige Saat nur ca. 2 Fuß hoch wuchs, aber auch schöne, schwere Körner lieferte.

Die Eingeborenen pflanzen und ernten zu zwei verschiedenen Zeiten, und zwar zu Anfang, Mitte und Ende der Regenzeit. Dies gilt regelmäßig für Mais, Hirse und Kunde, die nach 3½—4 Monaten ein pflanzfähiges Korn liefern, während die Erdnüsse und der Reis 5—6 Monate zu ihrer vollen Entwickelung gebrauchen, mithin für dasselbe Jahr kein neues Saatkorn liefern. Mais und Hirse können und werden mit Erfolg immer wieder auf derselben Stelle gepflanzt, für Kunde und Erd-

nüsse müssen neue Urbarmachungen vorgenommen werden. In diesem Jahre sind im hiesigen Orte die Maispflanzungen vielfach durch Hirse ersetzt worden wegen Plünderungen der Ochsen. Der Mais ist auf alten Erdnuß- oder Maniokpflanzungen bestellt worden, da Mais und Hirse nicht gut als erste Saat auf den Brachen, d. h. auf urbar gemachtem Campineboden, wachsen. Diese Regel gilt indessen nicht bei Waldboden.

Die beste Saatzeit für Reis und Erdnüsse dauert ungefähr von Mitte September, nachdem der Boden bereits vom Regen öfter angefeuchtet ist, bis etwa zu Anfang Januar. Während dieser Zeit können ohne Unterbrechung Pflanzungen hergerichtet werden, da der Regen hier nicht störend, wie in Deutschland, beim Säen einwirkt. Nach dem stärksten Regen während der Nacht wird am nächsten Morgen geackert und gepflanzt, und ein Erfolg der Ernte ist im Geringsten nicht abhängig von der Zeit der geschehenen Einsaat, im Gegentheil, ob früh oder spät gesät, der Erfolg bleibt immer gesichert, vorausgesetzt, daß überhaupt in den ersten und den mittleren Regenmonaten gepflanzt wurde.

Daß reichlicher Regenfall während der Regenzeit im Innern des westlichen Afrika niemals fehlt, ist eine unbestrittene Thatsache. Der Dolmetscher Bizerra, welcher so ziemlich sein ganzes Leben in Lunda, Kioque und hier verbracht hat, und auf dessen Aussage ich sehr viel gebe, erinnert sich nicht, jemals einen Regenmangel in diesen Ländern erlebt zu haben, während er sehr wohl weiß, welche verderblichen Folgen die Dürren oftmals in Kassange und Malange auf die Ernten ausgeübt haben.

Welche enorme Culturen würde ein europäischer Pflanzer hier vornehmen können! Mit wie geringen Arbeitskräften und mit wie viel Aussicht auf sicheren Erfolg im Vergleich mit solchen in Europa, speciell in Norddeutschland! Welche Arbeitskräfte erfordert in Deutschland die Urbarmachung von gutem Boden (Waldrodungen, mehrfache Beackerungen, Drainagen, Bedüngungen ꝛc.), und welchen verderblichen Wettereinflüssen (Regen und Dürren, Sturm, Schnee und Hagel) sind die Saatfelder dort ausgesetzt!

Der Ansicht vieler Reisenden, daß ein Europäer hier keine Handarbeiten dauernd vornehmen könne, widerstreite ich auf das Entschiedenste. Ein europäischer Arbeiter wird gewiß nicht im Stande sein, ohne gesundheitsschädliche Folgen hier ebenso lange

und schwer zu arbeiten, wie in Europa, aber ebenso zweifellos wird er vermögen, ohne erhebliche und der Gesundheit nachtheilige Körperanstrengung des Morgens und während des späteren Nachmittags einige Stunden leichte landwirthschaftliche Arbeiten, etwa mit dem Pfluge, zu verrichten — und eine Arbeitsstunde bringt in landwirthschaftlicher Beziehung hier in Afrika vielleicht zehnmal mehr Resultate als in Norddeutschland. Hausarbeiten (d. h. Arbeiten im Schatten eines Hauses vollzogen) werden hier von Europäern ebenso lange vorgenommen werden können, wie in Europa, denn es ist nicht die relative Wärme, sondern es sind nur die brennenden Strahlen der Sonne, die wehe thun und vor denen namentlich ein Ankömmling sich schützen muß.

Das hiesige Klima ist recht gesund, und ich kann versichern, daß ich während einer Zeitdauer von über zwei Jahren, die ich östlich von Kassai verlebt habe, mich nur ein einziges Mal unwohl gefühlt habe, und zwar dies in Nyangwe, dem nach meinen Erfahrungen am wenigsten gesunden Orte im Innern des Continents. Es ist gewiß warm, denn das Thermometer zeigt ziemlich constant des Morgens mit Sonnenaufgang ungefähr 19—21°, Mittags 27—30°, 2 Uhr Nachmittags 29—32° und Abends mit Sonnenuntergang 21—25°, aber leichte westliche Brisen während der Regenzeit und östliche, oft starke Winde während der trockenen Zeit bringen meist erfrischende, angenehme Kühlung. Die Regenzeit dauerte in diesem Jahre bis Anfang Juni. Dann begann die trockene Zeit und währte bis Mitte Juli. Während dieser letzten trockenen Periode wehten unausgesetzt östliche Winde, und zwar regelmäßig aus Südost. Das Thermometer fiel indessen sehr unbedeutend und zeigte des Morgens mit Sonnenaufgang 18—20°, Mittags 12 Uhr 26—28°, Nachmittags 2 Uhr 28—30° und Abends mit Sonnenuntergang 21—23°.

Ich habe allerdings des Morgens nicht regelmäßig observirt und habe nur einigemal die Quecksilbersäule unter + 18° gefunden, so daß der genaue Stand nicht bestimmt werden konnte, indessen nach meinem Gefühle ist die Temperatur niemals unter + 16° gesunken. Gegen Ende Mai sprang der Wind auf die Dauer halber Tage nach Osten und zurück nach Westen; mit Anfang Juni blieb er im Osten stehen und wehte aus dieser Richtung bis Mitte Juli bei meistens klarem, graublauem und dunstigem Himmel, so daß

ein Dunstkreis am Horizonte mir oftmals die gewöhnliche Fernsicht nahm. Mitte Juli sprang der Wind wieder nach West auf kurze Zeit und zurück, der Himmel wurde bewölkter, und Donner ließ sich im Osten vernehmen. Darnach stellten sich die ersten Gewitterregen ein, und der Wind blieb westlich stehen. Die Regen, welche fast ausnahmslos von Gewittern begleitet sind, kommen mit den betreffenden Winden aus allen Himmelsrichtungen, am meisten aber aus östlichen und selten aus westlichen.

Oftmals bringt ein starker Sturm den Regen, der aber meistens nur 10 bis 15 Minuten andauert. Ebenso sind starke Platzregen regelmäßig nicht von langer Dauer, es folgt vielmehr auf einen $^1/_4$-, $^1/_2$- oder 1stündigen starken Platzregen ein sanfter, ebener und oft viele Stunden andauernder Regen. Nach beendetem Gewitter steht der Wind regelmäßig wieder in Westen. Die bewirkte Temperaturabkühlung bei Gewittern ist sehr verschieden, manchmal erfolgt ein Fall von 30—32° auf 19—20°. Die Gewitter entladen sich oftmals mit furchtbaren Blitzen und starken Donnerschlägen; indessen scheint mir, daß sie hier weit weniger gefährlich sind, als z. B. in meinem engeren Vaterlande Mecklenburg in der Nähe der Küste. Ich habe hier selten von durch Blitze verursachten Unglücksfällen gehört. Hagelfall habe ich nicht erlebt.

An Obst, welches von den Eingeborenen cultivirt wird, kann ich nur Bananen erwähnen. Ananas, sehr saftreich und schmackhaft, werden östlich vom Lulua gepflanzt oder wachsen dort wild in den Walddschungeln der Campine. Der Urwald und die Campine liefern außerdem manche Arten eßbarer Baumblätter und Kräuter und viele verschiedene, oftmals angenehm schmeckende Baumfrüchte, ferner, namentlich die Campine, einige Arten recht angenehm schmeckender Pilze. Was die Obstpflanzungen der Station betrifft, so kann ich eigentlich nur von ziemlich ausgedehnten und sehr schönen Bananenpflanzungen und denen einiger Melonenbäume und Anonen (portug. fruta de conde, Grafenfrucht) berichten. Die meisten der etwas über ein Jahr alten Melonenbäume tragen bereits Früchte; selbstverständlich befinden sich unter ihnen einige, die nur männliche Blüthen tragen. Die Anonen sind allerdings noch sehr klein, etwa 1—$1^1/_2$' hoch, da sie sehr langsam wachsen. Die aus Malange mitgenommenen europäischen

Saatkartoffeln sind auf der Reise hierher verloren. Die Kaffeebohnen aus Nyangwe waren bereits sehr alt und nicht mehr keimfähig, und die von dort mitgebrachten Gujavenkerne hatten unterwegs bei den Flußpassagen zu viel Wasser geschluckt und waren verdorben.

Ein nicht minder unglückliches Schicksal hat auch die europäischen Probesaaten ereilt. Ich hatte vor meiner Abreise von hier nach dem Lualaba Klee, Sommerweizen und Gerste in der Campine auf einer vor den Bränden scheinbar sicher geschützten Stelle gesät; indessen der Schein trügt auch hier, und Alles war während meiner Abwesenheit durch Brände vernichtet, so daß ich nach meiner Rückkehr nicht einmal im Stande war, die von mir markirte besäte Stelle wieder zu finden.

Das Gras der Campine wird von den Ochsen gern genommen und bekommt ihnen gut. Nur zur Zeit, wenn es ausgewachsen ist, hat es keinen Futterwerth. Die Eingeborenen lieben indessen, bei ihren Rattenjagden oder bei anderen Gelegenheiten, hier und dort in der Campine zu verschiedenen Zeiten kleine Brände vorzunehmen, auf denen dann wieder junges, nahrhaftes Gras aufsprießt, so daß eigentlich immer reichlich Nahrung für die nunmehr einige zwanzig Haupt starke Rindviehheerde vorhanden ist; überdies dürfen die Ochsen hier ad libitum in allen Plantagen ꝛc. weiden. Die unsrigen erfreuen sich denn auch eines ansehnlichen Fettwanstes.

In den hiesigen Urwäldern prangt die tropische Vegetation in ihrer vollen großartigen Pracht. Hohe, stattliche Bäume mit mächtigen, dicht belaubten Kronen formen den immergrünen dichten Teppich, unter dem ein fast undurchdringlicher Wirrwarr von Büschen, jungen, schlanken Bäumen, von Rank- und Schlinggewächsen wächst. Knotenartig und endlos verschlungen in den Zweigen anderer Bäume hängen die Stämme der Lianen wie schlaffe Taue von den Laubdächern hernieder oder wuchern dickstämmig als selbständige Bäume, um in der Höhe ihre Zweige mit denen der benachbarten grünen Riesen zu verschlingen. Ganze Bäume sind manchmal vom Stamm bis zur Krone kuppelartig mit Guirlanden und Schlinggewächsen behangen, und manche Stämme und Aeste sind mit Aroideen, Amomen und anderen Gewächsen epheuartig umrankt oder bedeckt mit Farnen und Schmarotzern

aller Art (auch viele mit dem Schweinfurth'schen Elefantenrohr). An niedrigen nassen Stellen treten meistens die Lianen und das Unterholz zurück und machen Dickichten von Aroideen, Amomen rc. Platz. Hier wächst auch gern ein buschartiger Baum mit Platanenlaub und mit langfaserigem, weichem Holze, das die Eingeborenen vornehmlich zum Feuermachen benutzen.

Die Manipulation des Feuermachens geschieht durch Quirlen, indem der eine Stock quirlend in den anderen gebohrt wird. Jeder ältere Muschilange macht in einer Zeit von 3—4 Minuten spielend leicht Feuer, wenn er gutes, trockenes Material hat. Der Urwald birgt, so weit ich seinen Baumwuchs zu beurtheilen vermag, viele Feigenbäume, duftende Jasmine, Clerodendron, Rubiaceen, Akazien, Palmen, Myrtaceen, sowie manche mir unbekannte Bäume mit ahorn- und lorbeerähnlichen Blättern. Der Blumenreichthum ist sehr groß, vertheilt sich aber auf das ganze Jahr, da die verschiedenen Gewächse (auch manchmal Bäume derselben Art) vielfach zu verschiedenen Zeiten blühen, und ist deshalb verhältnißmäßig nicht so sehr in die Augen fallend. Die Hauptblüthezeit fällt in das Ende der Regenzeit und in den Anfang der trockenen Zeit. Dann bietet sich dem Beobachter hauptsächlich Gelegenheit, die prächtigen, mit eigenen oder mit Schmarotzerblumen geschmückten Baumkronen zu bewundern. Einige Bäume und Büsche blühen auch zweimal im Jahre.

An Palmen kenne ich hier die Elaeis guineensis, zwei ihr in den Blättern ähnliche Arten, aber ohne Stacheln und mit schuppigen, Tannenzapfen ähnlichen Fruchthülsen, hier „Dibonda" und „Dipanda" genannt (Plur. „Mabonda, Mapanda"), ferner zwei Arten der Calamuspalme (das spanische Rohr und ein ähnliches, nicht stachliges Rohr), hier „Mulangali" und „Codi" genannt; ferner die Raphia vinifera (der Bourdon). Eine Phoenix (in Malange „Carima" genannt), sah ich auf der Reise zwischen dem Kassai und hier. Die Fächer- (Borassus-) Palme sah ich nicht in diesen Gegenden. Dagegen kommt der kronleuchterähnliche Pandanus mit Ananasblättern vor. An cactusartigen Euphorbien sah ich nur zwei Arten, baumartig gewachsen, und zwar am Lulua.

Die Oelpalme liefert das allgemein bekannte Oel, die „Dibonda" liefert den Blätterbast für die hiesigen bedeutenden Webereien und Wein, die „Dipanda" ebenfalls Wein. Die Oel-

palme wird seltener auf Wein hier angezapft, obgleich er der schmackhafteste ist. Diese drei Palmenarten, namentlich die Oelpalme („Dibu"), wachsen recht viel und üppig in den Wäldern der Bäche und auch in der Campine, namentlich östlich vom Lulua, wo sie indessen zweifellos ursprünglich angepflanzt worden sind.

Die spanischen Rohre wachsen viel in den Wäldern, besonders viel auf den mit Urwald bestandenen Inseln des Lulua. Der Pandanus wächst ebenfalls hier und da viel in den Wäldern und an den Rändern des Lulua. Die Bourdonpalme endlich sieht man in den hiesigen Gegenden selten, überall aber, wo ich sie antraf, wuchs sie sehr üppig, oftmals mit 6—10 m langen Zweigschäften.

Die Kautschuk-Liane (Landolphia) wächst überall viel, wo ihr der Boden zusagt. Sie liebt ebenen, schönen Waldboden und meidet steile Abhänge und Sumpf. Sie blüht hier mit weißer oder bräunlicher, sehr kleiner und unscheinbarer Blume und gibt eine runde, festschalige Frucht bis zur Größe einer kleinen Orange und ähnlich so gefärbt, aber nicht so intensiv goldgelb. In der Schale befinden sich einige Steine von der Größe einer kleinen Mandel, welche von einem zähen Fleische umgeben sind, das einen sehr angenehmen, säuerlichen Geschmack hat. Die Frucht reift ungefähr Mitte der Regenzeit und wird von den Eingeborenen viel genossen. Der Baum heißt hier „Chimba", die Frucht „Nbulo", der Kautschuk „Ndundu". Das Blatt hat eine längliche Form und ist glänzend grün, wie lackirt.

Nutzhölzer der verschiedensten Qualität, für Bau- und Luxuszwecke passend, befinden sich selbstredend in unerschöpflicher Menge in den Wäldern, leichte und schwere, weiche und harte Hölzer in den verschiedensten Farben und Schattirungen; viele Bäume schwitzen Harze aus, und andere tragen ölreiche Früchte. Ebenholz scheint hier nicht vorzukommen; ich habe oft Erkundigungen darüber bei den Baschilange eingezogen, die im Allgemeinen die Hölzer ihrer Wälder ziemlich gut kennen und zu benutzen wissen, indessen das schwarze Elfenbein war ihnen fremd.

Die hiesige Thierwelt ist recht arm, namentlich an jagdbaren Säugethieren. Außer vielen Flußpferden im Lulua gibt es den kleinen Büffel, das Warzenschwein und einige Antilopenarten; von letzteren sah ich indessen nur die weiß-gestreifte Antilope (Trage-

laphus scriptus) und den Zwerg der Familie, den kleinen Buschbock. Der äußerst geringe Wildstand ladet nicht zur Jagd ein. Ein kleiner, murmelthierartiger Nager mit sehr breitem, rundem Kopfe, starken Zähnen und Krallen, braungrau gefärbt und von der Größe eines Kaninchens (in Malange „Sischi“ genannt) und die überall in Höhlen der Ameisenhügel wohnende kleine Manguste (Herpestes), ein wegen seiner leichten Zähmung allerliebstes Stubenthier, kommen ziemlich viel vor. An Affen kenne ich die sehr viel sich in den Wäldern zeigende und überall vorkommende graue Meerkatze (Cercopithecus sabaeus?) und den selteneren, etwas größeren, schwarzen langhaarigen Affen (Colobus Angolensis?); ferner sah ich einen jungen Cynocephalus Babuin (?) und die hellgrau gefärbten Bälge einer kleinen Meerkatze mit schwarzem Schwanz. Auch kleine Eichhörnchen, Marder u. s. w. kamen mir oftmals im Walde zu Gesicht. In der Campine gibt es eine große Anzahl kleinerer verschiedener Rattenarten, denen der Muschilange leidenschaftlich nachstellt und für deren Jagd die hölzernen Pfeile mit ihren verschiedenartigen Spitzen eingerichtet sind.

Vögel gibt es hier ziemlich viele, d. h. mehr den Arten als der Zahl nach. Ihrem Beobachter geht es indessen bei ihrer Suche ähnlich, wie dem Käfersammler bei seinen Jagden. Er wird Vögel für gewöhnlich nicht häufig sehen, ohne ihre Lieblingsplätze zu kennen, oder sich für längere Zeit im Walde still zur Lauer zu setzen. Von mir bereits in Lunda oder an der Küste bekannten Arten erwähne ich: den schwarz und weißen Palmengeier des Quanza; derselbe kommt viel am Lulua vor. Ebenfalls in der Nähe des Flusses beobachtete ich den kleinen Silberreiher, den Sattelstorch, große Schaaren des Nimmersatts, der grünen Taube (Tricon calva); ferner den Schlangenhalsvogel, Strandläufer, den Madenhacker (Buphaga Africana), schwarze Störche, größere Reiher und Gänse, prachtvoll gefiederte „Nectarinen“. Eine häufige Erscheinung hier sind Nashornvögel, von denen ich vier Arten kenne: eine große Art von der Figur des deutschen Hühnerhabichts, mit schwarz und weißem Gefieder und weißem Schnabel, eine ebenso große, ganz schwarze Art, mit weißem Schnabel, und zwei kleinere schwarze Arten, mit weißer Brust und rothem Schnabel und rothen Beinen, und mit weißem Schnabel und

schwarzen Beinen. Diese Vögel fliegen meistens familienweise (zu 4—6 Stück) oder paarweise umher; besonders häufig sieht man die großen, weiß und schwarz gefärbten Vögel, welche mit lautem Gekrächze, ähnlich dem Miau einer Katze klingend, sich in den Kronen der hohen Bäume bemerkbar machen. Der prachtvoll stahlblau gefiederte Turacus cristatus läßt sich auch häufig in den Wäldern hören und sehen, seltener der grüne Corythaix und noch seltener der blaue (Corythaix Schüttii). Höchst seltene Erscheinungen hier sind die des Flötenwürgers (Laniarius aethiopicus), sowie des Gauklers (Helotarsus ecaudatus) und des Schildraben, häufig dagegen sind die Klapperlerche, die schwarze Baumlerche mit weißer Querbinde in den Flügeln, die graue Singdrossel, die kleine schwarzbraune Wachtel, die Nachtschwalbe (Cosmetornis vexillarius), die Eisvögel, Staare u. s. w. An Spechten sah ich ebenfalls mehrere verschiedene Arten.

Die reifen Hirsefelder werden von großen Ketten des gewöhnlichen Perlhuhns und von Schaaren großer und kleiner Weber und grauer Tauben und von dem kleinen, graubraunen Frankolinhuhn, mit rothem Schnabel und Beinen, besucht. Außer dem gemeinen Perlhuhn gibt es hier noch eine größere Art mit einem Schopf und mit hübschem, bläulichem Gefieder. Diese letztere Art scheint mir die von v. d. Decken bei Zanzibar entdeckte; sie ist sehr selten hier, während die gewöhnlichen Perlhühner sehr häufig vorkommen. Graue kleine Grasmücken sind recht häufig, ebenfalls Kukuke und Pirole. An Erdschwalben gibt es hier mehrere Arten, darunter die größte, eine schwarz gefärbte, mit rothbraunem Unterkörper und langem Keilschwanz, in Gestalt und im Fluge an die deutsche Thurmschwalbe erinnernd.

Erwähnen muß ich ferner noch ziemlich viele Arten kleiner Falken und eine kleine, weiße Weihe, welche sehr an die deutsche weiße Kornweihe erinnert, aber kleiner ist. Den gemeinen Milan sieht man meistens nur einzeln oder paarweise. Eine nicht große Trappe, braungrau gefiedert, mit weißer Binde in den Flügeln, läßt oftmals, meistens einzeln, in der Campine sich sehen. An Papageien kommt hier nur der graue mit dem rothen Schwanze vor. Er ist eine sehr häufige Erscheinung und fliegt meistens paarweise oder in kleinen Schaaren von 10—20 Stück. Seine Lieb-

lingsplätze sind die dichten Kronen der hohen Waldbäume, wo er sich oft in großen Schaaren versammelt und stundenlang krächzend und flötend, gleichsam in fortwährender Unterhaltung, zubringt. An bestimmten überschwemmten Stellen am Lulua sah ich, ebenso vereint, Hunderte dieser Vögel sich baden.

An Raubthieren gibt es hier Leoparden, den kleinen wolfsähnlichen Schakal (von den Portugiesen cão do mato genannt), diverse kleine Wildkatzen und die Hyäne, von welch' letzterer ich indessen niemals etwas hörte oder sah, während die Leoparden in letzter Zeit den Ziegenbesitzern benachbarter Dörfer Schaden zugefügt haben. Der Löwe kommt nicht vor.

Von größeren gefürchteten Giftschlangen kenne ich eine 2 bis 3 m lange, armdicke Viper, hellgrau auf dem Oberkörper und weiß unter dem Bauche gefärbt, und ferner die ca. 1 m lange, handgelenkdicke Puffotter. In den Wäldern sah ich häufig kleinere, meistens grün gefärbte Baumschlangen.

Schmetterlinge gibt es ziemlich viele. Die schönsten Arten birgt der Wald, wo sie auf kleinen Fußsteigen, oder auf Stellen, wo die Sonnenstrahlen etwas Zutritt haben, oft in großer Anzahl umherfliegen. Käfer gibt es ebenfalls ziemlich viele, aber sie halten sich sehr versteckt und sind im Allgemeinen selten sichtbar. Hemipteren, besonders Wanzen, sind in vielen Arten vertreten und überall sichtbar; dasselbe gilt von Schrecken und von Immen, speciell von den Wespen, die, so weit meine Beobachtung reicht, alle Maurer oder Erdbohrer sind.

Ich will meine zoologischen Betrachtungen nicht ohne die Bemerkung schließen, daß die Station von schädlichem Gethier niemals heimgesucht oder belästigt wurde und daß das hiesige Wohnhaus fortdauernd vollständig frei von jeglichem Ungeziefer (inclusive Moskitos) gewesen ist.

Ueber die Baschilange will ich Ihnen heute nur ganz kurz mittheilen, daß dieselben sich in drei große Tribus oder Familien theilen, und zwar in den der Baschilange, deren Wohnsitz vom Kassai bis zum Luebofluß östlich reicht, der Baschilambembele (vom Luebo bis nicht ganz an den Lulua) und der Baschilambua, die das Land östlich bis an den kleinen Muncamba-See bewohnen. Sie gehören zu dem großen Volke der Baluba (Sing.

Muluba), welches östlich bis über den Lubilasch hinausreicht (Kanika's Reich) und im Norden von Bakuba und Bassonge-Völkern, im Süden von Lunda und Kauanda-Völkern begrenzt wird. Zu letzteren Völkern rechnet der Dolmetscher Bizerra auch die Tuquete, Tubintsch, Tukongo u. A. Die Söhne des Häuptlings Maiu oder Mai munene (eines nur kleinen Häuptlings), der nahe dem Einfluß des Tschikapa in den Kassai zwischen beiden Flüssen und an den Wasserfällen des letzteren wohnt, nennen sich Bena-Mai und gehören zur Luba-Rasse. Ob die Baschilange eingewanderte Kauanda sind und ihre Geschichte etwa mit den Eroberungskriegen der Lunda und der Entstehung des Reiches Matiamvo's in Verbindung steht, bleibt eine offene Frage.

Wissmann und ich haben den Vorzug gehabt, und ich habe ihn bekanntlich noch, mit einem zuverlässigen und intelligenten Dolmetscher zu reisen, mit dem Ambaquisten Johannes Bizerra Correia Pinto, von den Eingeborenen Kaschawalla genannt, dem einzigen mir bekannten Neger, welchem ich das Zeugniß eines homem honrado ausstelle. Ich bin denn auch Dank seinen Mittheilungen einigermaßen gut orientirt in den hiesigen völkergeschichtlichen Verhältnissen.

Reisen habe ich von hier, außer verschiedenen kleinen Excursionen nach dem Lulua, nicht unternommen. Bei Tschingenge war ich dreimal, traf indessen den Häuptling niemals zu Hause; derselbe war vielmehr immer auf kleinen Handelsreisen abwesend. Bei meiner letzten Anwesenheit in seinem Dorfe machte ich einen Ausflug nach einem ungefähr zwei deutsche Meilen südlich von dort im Lulua gelegenen, höchst großartigen und schönen Wasserfall. Der Fluß ist hier von einer unbewaldeten und scheinbar sehr breiten Insel getheilt. Der linke Arm, bis kurz vor dem Falle durch eine bewaldete lange Insel in zwei Läufe gespalten und ebenso weit von bewaldeten Ufern umsäumt, stürzt über ein mächtiges Granit- und Gneisgebilde, das, von Ufer zu Ufer reichend, ungefähr 8—10 m hoch und in einem convexen Bogen über 200 m breit ist. Unmittelbar vom rechten Ufer ausgehend, erhebt sich eine 10 m hohe und 40—50 m breite Terrasse, deren Felsen aus senkrecht gespaltenen und einige Fuß hohen und breiten Blöcken bestehen, die so regelmäßig und hori-

zontal auf einander geschichtet sind, daß die ganze Formation der einer regelrechten, aber steilen Treppe gleicht. Diese Terrasse wird von einer eben solchen zweiten Terrasse getrennt durch eine kleine, schmale, etwas schräg nach dem unteren Bette zu auslaufende, felsige und mit Urwald bedeckte Insel, deren Seitenwände aus schroffen Felsen bestehen. An die zweite Treppe unmittelbar stößt ein jäh abschüssiger Felsenschlund, in welchen zur Zeit ungefähr 20—25 m breit die Hauptwassermassen stürzten. Diese größere Felsspalte ist durch Felsblöcke ganz schmal wieder von einer zweiten solchen Spalte getrennt, in die ebenfalls ca. 10 m breit ein bedeutender Sturz stattfand. Neben dieser befand ich mich auf Felskuppen und Platten, ganz wenig oberhalb des oberen Flusses gelegen, die bis an den Uferwald reichen und ganz allmählich sich nach dem unteren Flußbette zu abdachen. Damals, zur Zeit des geringsten Wasserstandes (Ende August), stürzte der Fluß außer in die beiden Spalten nur von der zweiten Terrasse in vielen hübschen Cascaden hinunter. Immerhin aber gewährte der Fall einen prachtvollen Anblick und gehört zu den schönsten Naturscenen, welche ich jemals gesehen habe. Der Lulua steigt und fällt an manchen Stellen 2—3 m. Zu Ende der Regenzeit sollen alle Felsen des Falles, wie ich gehört habe, von den Fluthen des Stromes bespült werden. Dieser Wasserfall heißt Dipumo, eine generelle Benennung aller Fälle, auch der kleineren, von denen in der Nähe Mukenge's einer östlich und einer nordnordöstlich bei dem Dorfe Mopuja liegt.

Ich kenne nur den letzteren, der allerdings höchst winzig ist, aber auch recht hübsch über Felsbarrièren zwischen Urwäldern dahinbraust. Für Schifffahrt ist der Lulua total unbrauchbar. Sein Bett, welches an beiden Seiten von ca. 50—60 m hohen Hügelzügen eingefaßt ist, welche auf ihrer Höhe ein ebenes, weites Plateau bilden und ganz allmählich 2—4 km breit nach dem Flusse abfallen, scheint in einer einzigen Felsader zu liegen. Ueberall tritt Gestein zu Tage, im Flusse selbst, an seinen unmittelbaren und an seinen hügeligen Seitenufern. Ich halte das Gestein für Granit, Gneis, Conglomerate, hauptsächlich Eisenconglomerate, Sandsteine und meistens weiß und gelblich gefärbte Quarze. Die Granit- und Gneisformationen erinnern oft an erratische Blöcke, oftmals treten sie platten- oder kuppenartig

einige Fuß hoch oder höher über dem Boden zum Vorschein. Die unmittelbaren Ufer des Flusses sind an beiden Seiten regelmäßig ganz eben, haben eine Breite von einigen hundert Meter, bis die Hügelufer beginnen, und bestehen meistens aus schwarzem lehmigen Boden, ohne im Allgemeinen sumpfig zu sein. Für gewöhnlich findet sich auch hier eine reine Campinenvegetation, d. h. ohne Büsche und Bäume; nur an den der Ueberschwemmung ausgesetzten Stellen zur Zeit der Regen wachsen Sumpfgräser und Blumen, Riedgräser u. s. w., und eine kleine, filzartig den Boden berankende stachelige, sowie eine ebenso dicht rankende kleine, roth blühende Akazie. Der Boden der Uferabdachungen, die von unzähligen bewaldeten Bächen durchfurcht werden, ist regelmäßig ein strenger brauner oder grauer Lehm. Auf den Plateaus selbst wird er dann wieder weniger lehmig, und hier, d. h. auf der Höhe der ganzen Ebene dieser Gegend, tritt nirgends Gestein zu Tage. Es findet sich nur an den Abdachungen resp. in den Wasserläufen. Die Breite des Lulua variirt zwischen 180 und 500 m und darüber, und ebenso schwankt seine Wassertiefe an verschiedenen Stellen zwischen wenigen Fuß bis 7 m und darüber. Der Lauf des Flusses ist förmlich besät mit kleinen und großen, meistens länglich geformten und mit prachtvollem Urwald bewachsenen Inseln, die oftmals einige hundert Schritte breit und unabsehbar lang sind. Unzählige Felsblöcke und weit gedehnte platten- oder kuppenartige Felsbildungen ragen hier und da einige Fuß über den Wasserspiegel empor und versperren stellenweise barrièrenartig seinen Lauf. Gegen Ende der Regenzeit waren indessen die meisten Felsen im Flusse unsichtbar. Die unmittelbaren Uferränder sind stellenweise mit Urwaldgallerien, stellenweise aber nur mit einzelnen Büschen oder Bäumen oder mit Campinengras bewachsen (Cyperngras, Papyrus antiquorum, sah ich nicht eine Stange hier am Lulua); nichtsdestoweniger aber geben namentlich die Inseln dem Laufe des Flusses, von der Ferne gesehen, das Bild eines breit und lang sich dahinschlängelnden Waldstreifens. Fische, unter denen besonders große Welse zu erwähnen sind, gibt es recht viele im Lulua. Krokodile sind selten. Ich sah überhaupt hier im Lulua nur zwei, allerdings 4—5 m lange, die ebenso gefärbt waren wie diese Echsen im Quanza (grau mit schwarzen Flecken).

An Metallen wird im Lande der Baschilange nur Eisen gewonnen, welches aus der Gegend des Moansangomaflusses kommt, Kupfer, welches eigentlich nur für Handelszwecke eingeführt wird, kommt aus Lunda in der gewöhnlichen Kreuzform.

Der Kassai führt bei den Baschilange und Tupende den einzigen Namen Sari. Kassai wird der Fluß von den Lunda, Kioque, Bangala u. A. genannt. Die meisten Baschilange verstehen überhaupt nicht den Namen Kassai.

Drittes Kapitel.

Aufenthalt in Lubuku.

(Zusammengestellt vom Herrn Dr. Freiherrn von Danckelmann.)



Die Lage Pogge's war Mitte Juli 1883, nachdem ein ganzes Jahr ihm in angenehmer Weise vergangen war, so daß er in seinem Tagebuch Ende des Jahres 1882 noch schreiben konnte: „Ich lebe hier so schön, so nett, so still, so ruhig; freundliche, prächtige Menschen, was will ich mehr; das ist die Monotonie, die ich liebe!" nachgerade eine äußerst peinliche geworden. Mit banger Ungeduld erwartete er die Rückkehr Germano's. Zehn Monate anstatt sieben, wie er gehofft hatte, waren verflossen und Nichts oder ganz unbestimmte Nachrichten über sein Kommen waren zu hören. Er hatte nur noch zwei Stück Fasenda für seinen Lebensunterhalt. „Schlechter, als der zerlumpteste Bettler in Europa laufe ich hier herum," klagt er in seinem Tagebuch, und am 17. Juli 1883 schreibt er: „Ich fühle mich jetzt immer sehr übel, — schlechte Nahrung, ohne Tomaten, stets nur in Wasser gekochte elende Hühner; vor dem in Wasser gekochten Maniokmehl habe ich einen Ekel bekommen, schlechtes, bitteres Salz, keine Kleider. Es ist ein nahezu hoffnungsloser Zustand! Ob Germano wohl noch kommen wird, ehe mein letztes Stück Fasenda zu Ende ist?"

Bald hieß es, sechs Weiße kämen mit fünfzehn Ochsen, die sich schließlich nur als Ambaquisten entpuppten, bald sollte Germano schon ganz nahe sein; jeder Tag brachte neue Gerüchte, aber

Alles, Alles erwies sich als Lüge. Am 22. kamen zwei Briefe; hoch erfreut nahm sie Pogge in Empfang, aber seine Enttäuschung war groß, denn die Aufschrift war anstatt an den „Illustr. Senhor Dr. Pogge“ an einen zufällig in Mukenge anwesenden schwarzen Händler, den Ambaquisten Gaspari Jose gerichtet. Die 15 Ochsen und die Kuh, welche unterwegs ein Kalb geboren haben sollte, Alles erwies sich als Ausgeburt der aufgeregten Negerphantasie. Während so die Stimmung Pogge's äußerst trübe war, herrschte in Mukenge eitel Lust und Freude. Erwartete man doch, daß Germano viele werthgeschätzte Dinge von Malange mitbringen würde und daß die von ihm geführte Karawane Anlaß zu einem lebhaften gewinnbringenden Handel geben würde. Das ganze Dorf wurde daher von den Frauen unter lautem Gesang, Riambarauchen und Trommelschlagen gereinigt, und Kalamba beeilte sich, sein Haus, das er nach dem Muster der in Nyangwe gesehenen begonnen hatte, endlich fertig zu bringen, zu welchem Zwecke 100 Frauen mit Lehmtragen beschäftigt waren und 40 bis 50 Männer bei der Anfertigung des Daches, welches aus Bündeln von Campinengras hergestellt wurde. Die Lehm für das Haus herbeischleppenden Frauen waren auf der Brust und Stirn mit Strichen von „Pemba“ gemalt, was bei dieser Arbeit Sitte ist. Am 6. Juli kehrten endlich einige von Pogge's Trägern, die er Germano entgegen geschickt hatte, mit Salz, einem Stück Zeug und einem Brief Germano's zurück und berichteten, daß sie denselben am Luebo getroffen hätten. Sie sagten auch aus, daß sie gehört hätten, Wissmann sei glücklich in Europa angekommen.

So reducirt war Pogge in seinen Mitteln, daß er für jene Träger, um sie nicht unbewaffnet Germano entgegen zu senden, einige Gewehre von Kalamba hatte borgen müssen! Letzterer ließ an diesem Tage zu Ehren seines Fetisches, von dem er glaubte, daß er die Macht habe, alle Händler anzuziehen, einen Hammel schlachten. Zu dieser Feierlichkeit versammelte sich eine große Volksmenge vor dem neuen Hause Kalamba's, auf der einen Seite die Männer, auf der anderen die Frauen mit Säuglingen und Kindern. Das Fleisch wurde in Kalabassen und auf europäischen Tellern an kleine Gruppen gegeben, welche es wieder unter sich vertheilten, und dann nach und nach den Platz verließen.

Am 10. Juli war Germano mit einer großen Karawane unter großem Jubel und Geschrei der Bevölkerung angekommen. Er

hatte zwei junge Kühe und einen stattlichen Ochsen und außerdem noch 16 gewöhnliche Ochsen mitgebracht. Nachdem die erste Freude des Wiedersehens vorbei war, überlieferte Germano das lange ersehnte Packet mit den Briefen und Zeitungen. „Wer kann meine Gefühle empfinden," schreibt Pogge an diesem Tage in seinem Tagebuch, „als ich diese Briefe las, sie erweckten in mir die Erinnerungen an meine Jugend und an die Zeit, in der ich noch zur Schule ging!" Sie enthielten alle günstige, angenehme Nachrichten, und nur der letzte, den er öffnete, brachte ihm niederschmetternde Trauernachrichten aus seiner Familie. Freude und Leid hatten ihn so aufgeregt, daß er die ganze Nacht nicht schlafen konnte.

Am nächsten Tage ließ er Kalamba und dessen Schwester Meta kommen, um ihnen die Geschenke zu überreichen, auf die sie schon lange warteten. Zuerst die zwei jungen Kühe, dann 8 Stück Zeug à 8 Yards, 4 Faß Pulver und 4 Machetas, für Meta 2 Stück Zeug und 2 Machetas. Durch Kaschawalla, den Dolmetscher, ließ er sich entschuldigen, daß es nicht mehr sei, aber er könne keine größeren Geschenke machen. Nach einigen Minuten antwortete Kalamba, daß es allerdings sehr wenig sei, und daß er glaube, daß das eigentlich die Geschenke sein sollten, die Kaschawalla ihm geben wolle und nicht Pogge selbst!

Um ihm deutlich zu machen, daß er wirklich nicht mehr geben könne, ergriff Pogge das um die Schultern Kalamba's hängende Tuch und sagte ihm: „Siehe, wenn dieses Tuch naß ist und ich ringe es aus, so kommt Wasser heraus und ich thue ihm keinen Schaden; wenn dasselbe aber trocken ist, so kommt kein Wasser heraus und ich beschädige es; Mona-Putu weiß, daß ich die Wahrheit rede, wenn ich Dir sage, daß ich wie jenes trockene Tuch bin, und Du wirst mir Schaden thun, wenn Du mehr von mir verlangst."

Das wirkte, Kalamba gab sich zufrieden; jedoch wollte er den neu gekommenen Trägern Pogge's verbieten, über den Lulua zu gehen, um dort Handel zu treiben. Hiergegen mußte Pogge auf das energischste protestiren, indem er darauf hinwies, daß die Leute seine Träger seien, denen nur er zu befehlen hätte und die ebenso frei, wie er selbst, im Lande sich bewegen dürften. Es seien keine Bangala oder Kioque, denen er befehlen könne, und durch solche Maßregeln würde er nur bewirken, daß die Inglesches in Malange keine Träger mehr nach hier bekommen könnten. Auch das An-

sinnen Kalamba's an Pogge, die Träger zu zwingen, nur mit ihm Handel zu treiben, wies der Reisende kurz von der Hand. Unter den von Germano überbrachten Sachen befand sich Genever, Kaffee, Cigarren; allein diese ungewohnten Genüsse regten Pogge so auf, daß er abermals nicht schlafen konnte und Chinin nehmen mußte.

Die neu gekommenen Träger glichen wandernden Kaufläden; sie trugen ihre besten Sachen, Röcke und Hüte, um sie zu zeigen, die Begierde danach zu erregen und dann die Sachen zu möglichst hohem Preise loszuschlagen.

Germano war auf dem Marsche nach der Küste bei der Fähre über den Kassai in Kikassa mehrerer Sachen beraubt worden, und auf der Rückreise hatte er sehr hohen Zoll dort bezahlen müssen.

Wenige Tage nach Germano's Ankunft kam auch ein Unterchef von Kassange, ein großer „Jaga", Namens Bansa-Mussi, oder, wie er mit seinem Händlernamen genannt wird, Ngoo-Bansa, bei Kalamba an, begleitet von einer großen Karawane und in einer Tipoja getragen. Er brachte die Nachricht, daß die Könige Kissenge und Mukanjanga vom Kassai Kalamba mit Krieg überziehen würden, sobald Pogge Mukenge verlassen haben würde.

Vom 18. bis zum 27. August war Pogge von Mukenge abwesend, um in Begleitung von Meta, welche die Gelegenheit benutzen wollte, um in dieser Gegend Geschenke und Tribut, Mulambo, zu erbetteln oder zu erpressen, die Wasserfälle von Katende zu besuchen. Sein Weg führte ihn über Tschingenge's Residenz, wo er diesen aber eben so wenig wie bei einer früheren Gelegenheit anwesend traf. Es erschien ihm, als ob Tschingenge, um der Nothwendigkeit, bei solcher Gelegenheit Geschenke geben zu müssen, und jedenfalls namentlich, um der unersättlichen Bettelsucht der Schwester Kalamba's zu entgehen, bei der Nachricht von solchen herannahenden Besuchen es vorzöge, schleunigst unter irgend einem Vorwande aus seiner Residenz zu verschwinden. Pogge erfuhr, daß der eigentliche Name Tschingenge's Guakunima Mudschipai sei, seine Kinder hießen allerdings jetzt Tenente Tschingenge, er selbst aber Tenente Guakunima. (Tenente Wissmann.)

Am 21. August verließ Pogge mit einer Karawane von 23 Mann, hauptsächlich Kindern, und einigen Trägern, mit Flinten bewaffnet, und mit einem Führer, der den Weg nach Katende zeigen sollte, Tschingenge's Residenz, um den Marsch südwärts anzutreten.

Meta bildete den Schluß des Zuges mit einer weißen Kalabasse voll Pemba und einem Hanfzweig in der Hand. Nach fünfstündigem Marsche, während dessen nur ein kleines Dorf, Baqua Tumba, passirt wurde, erreichte man das Dorf Kamoschi, wo die Karawane mit lautem Freudengeschrei empfangen wurde. Pogge nahm daselbst sogleich eine hübsch gebaute neue Strohhütte für sich in Beschlag. Der Eingang war freilich so eng, daß er sich ein Stück aus der Wand herausschneiden lassen mußte, um den Zugang bequemer zu haben. Die Bevölkerung war sehr zuthulich, namentlich die Frauen und Kinder, welche sich beständig um die Thür der Hütte drängten, so daß es ihm in derselben zu dunkel wurde und er die allzu Neugierigen durch Bespritzen mit Wasser von der Thür verscheuchen mußte.

Der Soba brachte für Meta ein Mädchen mit einem kleinen Kind als Geschenk, obwohl deren Verwandte sich widersetzten. Meta spielte aber trotzdem die Unzufriedene, sie wies dies Geschenk unter der Behauptung, daß das Mädchen zu häßlich sei, zurück und drohte dem Soba, daß Kalamba mit bewaffneter Macht kommen würde, wenn er ihr nicht mehr geben würde. Am Abend kam dieser zu Pogge, um ihn zu bitten, länger hier im Dorf zu bleiben und ein Flußpferd zu schießen, und suchte ihn zu bewegen, nach einem anderen Dorf zu gehen, wo Verwandte von ihm wohnten. Darüber erzürnte sich natürlich der Führer aus Katende sehr, und Pogge versprach, auf der Rückkehr den Wunsch des Soba zu erfüllen, um Beide zu befriedigen. Die Gegend erschien schwach bevölkert, der Reisende sah auf dem Wege bis hierher kein weiteres Dorf, der Boden bestand aus dem gewöhnlichen rothgelben Laterit.

Am nächsten Tage wurde nach kurzem Marsch das Dorf Katambila, zu dem Stamme der Bena-Katende gehörig, erreicht. Nach kurzem Aufenthalt und einem Marsch von einer halben Stunde wurde das Ziel, der Wasserfall des Lulua, erreicht, von dem Pogge sagt, daß er ein wunderbar schönes, paradiesähnliches Panorama bietet, der es vollauf werth ist, von einem geschickten Maler und Darsteller landschaftlicher Schönheiten besucht und beschrieben zu werden. Der durch verschiedene Inseln und Granitfelsen getheilte Fluß stürzt sich hier in verschiedenen Cascaden etwa 10 m tief herab. Die Fälle müssen namentlich in der Regenzeit, wenn der Fluß voll Wasser ist, wahrhaft imposant sein.

Die Strombreite betrug etwa 400 m, und was dem Bild seinen besonderen Reiz gibt, ist die prächtige Urwaldvegetation, welche die im Strome liegenden Inseln bedeckt.

Meta fing auch hier mit Fischern, die an den Fällen einige Fische gefangen hatten, Streit an, indem sie ihnen die Fische als Mulambo wegnehmen wollte, was ihr auch gelungen sein mußte, denn sie sandte Pogge später einen sehr schönen Fisch. Sie selbst bekam vom Soba zwei Knaben und zwei Hühner als Mulambo, und bat Pogge, den folgenden Tag noch zu verweilen, damit der Soba Zeit bekäme, die Knaben gegen Mädchen einzutauschen. Nach Kamoschi zurückgekehrt, machte Meta und ihr Gefolge in der Nacht so viel Lärm mit den Trommeln und mit Gesang, daß es selbst dem Soba zu viel wurde, der sie bitten ließ, endlich still zu sein, damit seine Leute schlafen könnten! Sie ließ ihm aber antworten, daß dies die Strafe dafür sei, daß er keinen ordentlichen Tribut zahlen wolle, und lärmte und tobte mit ihren Leuten die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen. Auch Pogge hatte einerseits triftigen Grund, mit dem Soba unzufrieden zu sein, da dieser ihm nicht das geringste Geschenk schickte, nicht einmal ein Huhn oder etwas Maniokmehl; da für eine Ziege 6 Yards Stoff gefordert wurden, so daß er Nichts kaufen konnte, weigerte er sich nun auch, Flußpferde zu schießen, zumal er voraussah, daß, wenn er selbst sich etwas von dem Fleische nehmen würde, Meta ohne Zweifel das Uebrige für sich verlangen und dadurch viel Lärm und ernstlicher Streit entstehen würde.

Am Morgen des nächsten Tages hielt Meta abermals eine große Rede vor ihrem Haus, und zwar in vollständigem Evacostüm, und drohte, daß, wenn die beiden Knaben nicht gegen einen Elfenbeinzahn umgetauscht werden würden, das ganze Dorf zur Strafe krank werden solle. Doch auch das half gegen den hartnäckigen Soba Nichts, der zwar betheuerte, daß es ihm eine große Ehre gewesen sei, den weißen Mann in seinem Dorf gehabt zu haben und ihn und den Ochsen seinen Frauen und Kindern, die so etwas noch nie gesehen hätten, haben zeigen zu können, allein trotzdem Nichts weiter hergab.

In Baqua Tumba wiederholten sich dieselben Scenen: Meta, in der Kiota stehend und stolze, befehlende Blicke um sich werfend, wollte sich auch hier mit einem kleinen Mädchen von 7—8 Jahren, das als Mulambo herbeigeschleppt wurde, nicht begnügen, so daß

Pogge des Wartens müde wurde und allein nach Tschingenge's Residenz und am nächsten Tag, dem 27. August, nach der Station zurückkehrte.

Mit den Fährleuten der Flüsse in der Umgebung von Mukenge hatte Pogge bei seinen Jagdausflügen große Noth; häufig waren sie nicht am Platz und dann in keiner Weise aufzutreiben, oder auf dem jenseitigen Ufer und weigerten sich alsdann herüber zu kommen, so daß sich Pogge zuweilen genöthigt sah, zu energischen Mitteln zu greifen und durch hinüber gesandte Kugeln die Fährleute daran zu erinnern, daß sie im Bereich seines Gewehres sich befänden. Zuweilen, namentlich wenn es sich darum handelte, ein verwundetes Flußpferd aufzusuchen, dessen Standort die Fährleute kannten und nicht angeben wollten, um das Thier für sich zu behalten, gab es sehr erregte Scenen, wobei es auch an Prügeln nicht fehlte, die von Seiten der auf das Fleisch begierigen Bewohner Mukenge's und der Träger Pogge's reichlich ausgetheilt wurden. In solchen Fällen war dann nichts Anderes zu machen, als die Fährleute arretiren und vor Kalamba bringen zu lassen. Sie wurden dann angeklagt, Fetischeros zu sein: denn wenn ein Mann einem Anderen, der es nöthig hat, Nichts zu essen oder zu trinken geben will, so ist er ein Fetischero. Nun wollen die habgierigen Fährleute den Platz, wo das verwundete Flußpferd ist, nicht verrathen: folglich sind sie Fetischeros — das ist Negerlogik. Im friedlichen, civilisirten Reiche der Bena-Riamba wird mit derartigen Leuten nicht zu übel verfahren; sie müssen Riamba (Hanf) rauchen, damit ist die Sache abgemacht, und das größte Uebel, das ihnen widerfahren ist, sind die Püffe und Schläge, die sie auf dem Transport erhalten haben. Der erhoffte Flußpferdbraten aber bleibt aus.

Von Kalamba Mukenge, der auch den Namen Nika oder Danika, d. h. der „Erschütterer", hat, gibt Pogge mehrfach Beschreibungen und Schilderungen seines Charakters. Er ist nach Pogge einer der stattlichsten und bestaussehenden Neger, die er je kennen lernte. Unter einer hohen Stirn blicken zwei klug und sogar schlau, aber doch gutmüthig aussehende Augen hervor. Der Mund, obwohl etwas groß, hat doch keine wulstigen, aufgeworfenen Lippen. Die Gestalt ist groß, und die Füße setzt er beim Gehen auswärts. Sein Charakter ist gutmüthig, wenn auch etwas habsüchtig; er ist eigentlich der Spielball seiner Rathgeber, besonders

seiner Schwester Meta. Er hat nicht den Muth, energisch durchzugreifen und seine Unterthanen zu zwingen, genau nach seinem Willen zu handeln. Letztere beklagten sich häufig, daß er seine Macht und Autorität nicht zu wahren wisse und daß er sich scheue, Leute, die seinem Ansehen zu nahe treten, zu züchtigen und die schwächeren seiner Unterthanen vor den Uebergriffen der mächtigeren zu schützen. Pogge erlebte es öfter, daß Kalamba bei solchen Gelegenheiten sich hinter ihm versteckte und die Bestrafung Schuldiger unter dem Vorwand, Pogge wolle keinen Krieg, unterließ, so daß Letzterer sich wiederholt genöthigt sah, Kalamba ernstlich zu ermahnen, seine Autorität im Lande besser zu wahren und nicht den ganzen Tag auf dem Bette hingestreckt zu verbringen. Unter Umständen scheute sich Pogge auch nicht im mindesten, sehr energisch gegen Kalamba aufzutreten und ihm zu drohen, die Station und auch das von Kalamba nach dem Muster der Nyangwehütten gebaute Haus zu verbrennen und nach Tschingenge's Residenz überzusiedeln, oder in anderen Fällen ihm, wenn er gegen die gute Sitte verstieß und z. B. Pogge bei Gelegenheiten nur ein Huhn als Geschenk schickte, dasselbe mit der Bemerkung zurückzuschicken, daß er, der Kassongo Munene, kein gewöhnlicher Träger sei, dem man so ärmliche Geschenke machen dürfe.

Folgende zwei Briefe von Kalamba, in denen nicht ein einziges Wort ihm in den Mund gelegt ist, will ich hier wiedergeben.

Briefe des Kalamba Mukenge an den Beherrscher der Weißen und an einen neuen deutschen Reisenden.

Muene kum maji Kallungo kabatu bosso (d. i.: Großer aus dem Wasser, Beherrscher aller Völker).

Schicke mir hierher ein Mittel, damit meine Leute nicht sterben, und viele Waffen mit zwei Rohren und von hinten zu laden, Pistolen und Revolver. Darauf bin ich bereit, Deine Söhne zu begleiten, wohin sie wollen. Auch eine Figur von der Größe eines Mannes und einen Anzug, einen Helm mit Federbusch, einen Wedel, eine große Musikdose, einen großen Spiegel und Alles, was schön ist und noch nie in mein Land kam, damit alle meine Kilolo in meine Stadt kommen, um die Sachen zu sehen. Auch eine Uniform sende mir. Bereit bin ich, Deine Söhne zu begleiten auf jeder Reise, die sie wünschen, wie ich schon mit Kassongo und

Kabassu Babu die erste bis zum Lualaba gemacht habe. Ich bin Dein großer Diener und wünsche große Freundschaft fortzusetzen. Schicke mir große Raketen. Kalamba Mukenge.

Kinglesch.

Bringe Pulver und viel Gewehre, schöne Zeuge. Auch Deine Weiber bringe mit, um hier ganz zu bleiben, Deine Begleiter (Söhne), da wir sie alle lieben. Und glaube mir auch, daß das Gehöft Kassongo's gesichert ist. Es soll nicht verändert werden. Wenn Du reisen willst mit mir, bin ich bereit, Dich zu begleiten. Wenn Du nicht reisen willst, bleiben wir hier. Ich will Dich gut behandeln mit Deinen Söhnen, die Du mitbringst.

Kalamba Mukenge.

Den Baschilange im Allgemeinen stellt der Reisende das Zeugniß aus, daß sie im Ganzen ein unbesonnener, nachlässiger, unordentlicher, fauler und auch schmutziger Menschenschlag sind, wenn man allein schon den in den Dörfern herrschenden Schmutz, die Kleidung und die geringe Sorgfalt, die sie auf Zubereitung der Nahrung verwenden, in's Auge faßt. Jedoch sind sie auf der anderen Seite von einem gewissen Stolz beseelt, gutmüthig und, was die Hauptsache ist, viel mehr bereit, Etwas zu lernen, als alle benachbarten Stämme.

Im Allgemeinen herrschte eine beträchtliche Unzufriedenheit gegen Kalamba unter dessen Unterthanen, so daß bei der Rückkehr desselben von Nyangwe viele außer Land flohen. Pogge führt drei Gründe für diese Unzufriedenheit an, die er gesprächsweise erfuhr. Erstens belästigen die Verwandten Kalamba's die Frauen. Ehemals hätten die Verführer von Frauen Strafe zahlen müssen, und im Weigerungsfalle wäre bald Krieg aus solchen Ursachen entstanden und die Uebelthäter wären gefangen worden. Aber Kalamba verhindere jetzt die Bestrafung, da dies gegen die friedliebenden Gesetze des Riambacultus verstoße. Zweitens seien ehemals die der Zauberei verdächtigen Personen gezwungen worden, den Gifttrank zu trinken, aber Kalamba habe diese gute Sitte verboten, da sie Anlaß zum Tode vieler Menschen gebe, und lasse nur Riamba rauchen. Drittens war es früher Gebrauch, daß nur die Vornehmen, Kilolo, oder die älteren Leute Fasenda tragen durften, jetzt aber könne jeder junge Bursche Baumwollenstoffe

tragen, und dann sei überhaupt Kalamba zu schwach und zwinge seine Vasallen, besonders Tschingenge, nicht, Tribut nach Mukenge zu bringen, so daß damit keine Reichthümer in das Land kämen.

Im Jahre 1876 brach ein heftiger Aufruhr gegen Kalamba und seine Familie aus. Man beschuldigte ihn sowie seinen jüngeren Bruder Dibue Tussele und seine Schwester Meta, den Tod eines Mannes durch Fetischzauber herbeigeführt zu haben, und zwang die beiden Letzteren, Riamba zu rauchen. Da Beide hiernach betäubt zu Boden stürzten, fiel man mit Messern über sie her, um sie zu tödten, und ging dann auch gegen Kalamba vor, da er zu alt für einen Soba wäre. Zufällig waren viele Bangala-Leute im Dorfe, welche zu Gunsten Kalamba's intervenirten und ihn retteten. Die Aufrührer flohen auf die andere Seite des Lulua, kehrten aber nach einiger Zeit zurück, ohne bestraft zu werden. Die Schwester Kalamba's, Meta, war dem Tode dadurch entgangen, daß sie, als sie für todt liegen gelassen, aus der Ohnmacht erwachte, sich zu dem benachbarten Häuptling Kineme rettete. In Folge dieses Umstandes erhielt sie den Namen Sangula, da ein Todkranker, der unerwarteter Weise wieder gesund wird, ku sangula genannt wird, oder auch ausführlicher „Sangula baka musangula kudi Baschangi“, d. h. „die wieder zum Leben Erstandene wurde wieder belebt durch die Baschangi“. (Baschangi sind Geister.)

Der Anblick der großen Niederlassung Nyangwe hatte Kalamba auf den Gedanken gebracht, seinerseits auch eine solche große Stadt zu gründen und seiner Residenz einen ähnlichen Umfang zu geben. Deshalb fing er bald nach seiner Rückkehr mit Pogge an, die umwohnenden kleinen Dorfhäuptlinge zu nöthigen, ihre Wohnsitze aufzugeben und mit der ganzen Bewohnerschaft nach Mukenge zu ziehen. Sein Nebenbuhler Tschingenge ahmte dieses Vorgehen Kalamba's alsbald nach. Pogge fand bei einem Besuche der Residenz Tschingenge's im Juni 1883 alle benachbarten kleinen Dörfer verlassen.

Daß von Seiten anderer Negerstämme Versuche gemacht wurden, Kalamba von seiner Politik gegen die Weißen abzubringen, erfuhr Pogge zu wiederholten Malen. So schickten besonders die Mukanjanga-Leute (Kioque) eine Botschaft an Kalamba, um ihn aufzufordern, keine Weißen mehr in seinem Lande zu dulden, denn es würden schließlich deren mehr kommen und würden von demselben Besitz ergreifen. Später drohten sie ihm, sie würden, wenn

er ihrem Rathe nicht folge, den Kassai sperren. Kalamba antwortete ihnen, daß die Weißen ihm keinen Schaden thäten, und wenn die Mukanjanga-Leute die Fähre sperrten, so würden sie sich nur selbst schaden und dadurch arm werden, da der Handel aufhören würde.

Bezüglich seines allgemeinen Urtheiles über den Negercharakter betont Pogge seine Uebereinstimmung mit den Ansichten des bekannten südwestafrikanischen Reisenden Monteiro (Angola and the river Congo). „Der Neger ist nicht schlecht von Grund aus, denn die großen Verbrechen, wie Raubmord, kommen selten vor, Selbstmord ist unbekannt —, aber er ist gänzlich ohne Ehr- und Pflichtgefühl, ohne Tugenden und kein Mann von Wort," sagt er an einer Stelle, als er über die Faulheit der Männer, die Sittenlosigkeit der Frauen lebhafte Klage zu führen hatte. „Ich behaupte," sagt er an einem anderen Orte, „daß es nicht angebracht ist, einen Neger gut zu behandeln. Denn je besser man mit ihm umgeht, desto unverschämter wird er, und wenn man ihm Etwas gibt, will er alsbald mehr haben."

Pogge glaubt, daß die Neger die Sklaverei durch die Europäer und Araber kennen gelernt haben. Die Beneki und Bambue, die Bewohner der langgestreckten Dörfer am Lukassi, übten weder den Kauf, noch den Verkauf von Menschen, als die Expedition jene Gegend passirte, denn sie waren weder mit den Kioque, noch mit den Arabern in Berührung getreten; aber schon der Häuptling Katschitsch am Lubilasch verkaufte solche, da er bereits früher mit Kioque in Berührung gekommen war.

Ueber die cultivirten oder wild wachsenden Cerealien, Knollengewächse, Früchte und Gemüse berichtet Pogge Folgendes:

Am meisten wird die Kolbenhirse (Penicillaria) angebaut. Sie heißt „Ponde", in Kioko „Katonde". Sie braucht zu ihrer vollständigen Entwickelung 3—3½ Monate. Reicheren Ertrag liefert die Büschelhirse (Sorghum), „Kambumba" genannt, doch wird sie von den Baschilange weniger häufig angebaut, dies geschieht erst vom Lomani an ostwärts. Die Einheimsung der Ernte geschieht durch Abschneiden der Kolben. Das Korn wird in Mörsern abgestoßen und die Spreu mit der Hand oder durch Schütteln in flachen, tellerartigen Körben und durch Pusten mit dem Mund

abgesondert. Das Mehl wird mit heißem Wasser zu einem Brei angerührt, der viel gegessen wird und „Musabo“ genannt wird. Außerdem dient es zur Bereitung des Hirsebieres, „Garapa“.

Mais wird ebenfalls viel angebaut und zwar zu Anfang der Regenzeit, im September und October. Er wächst rasch und gibt enorme Erträge; einzelne Kolben erreichen ein Gewicht von über 1 kg. Da er mit Vorliebe in der Nähe der Wohnungen gebaut wird, so gleichen die Dörfer zu gewissen Zeiten einem einzigen großen Maisfelde. Gesät wird er in 0,3—0,6 m Abstand. Die Ernte geschieht einfach durch Abbrechen der Kolben. Letztere werden viel in frischem Zustande geröstet gegessen oder reif zu Mehl verarbeitet und wie Ponde genossen. Bier wird in Mukenge nicht daraus bereitet.

Die kleine Bohne, „Makunde“ oder „Kunde“ reift in 3—3½ Monaten. Die Erntezeit dauert etwa 3—4 Wochen, da die ausgewachsenen grünen Schoten successive abgepflückt werden.

Eine andere Bohnenart, „Kunde au Baschangi“, die Bohne der Geister der Verstorbenen, wird wenig angebaut. Ihr Stengel ist holzig und fingerdick.

Die Erdnuß, „Tumbela“, wird vielfach angepflanzt, und zwar im September bis October und Januar bis Anfang Februar. Sie wächst schnell, in 3—3½ Monat. Sie dient roh, geröstet, gekocht oder in der Sonne gedörrt den Eingeborenen gleichsam als Fleischsurrogat.

„Nimu“, ebenfalls eine Erdnuß, wird weniger häufig angebaut. Sie wird gekocht gegessen und enthält viel Stärkemehl, aber kein Oel, und hat einen mehligen, sehr angenehmen Geschmack. Das Einheimsen geschieht durch Ausziehen der Stauden und Ausgraben der Nüsse mit Hacken und Händen. Beide Arten werden wie der Mais gelegt.

Maniok, „Tschiombe“, gedeiht sehr gut. Pogge sah Wurzeln von 0,6—1 m Länge und von der Dicke eines Unterschenkels, die einem starken Elefantenzahn täuschend ähnlich sahen. Die Präparation der Wurzeln ist dieselbe wie an der Küste, nur mit dem Unterschiede, daß dieselben in Mukenge erst geschält und nicht mit der Rinde in's Wasser gelegt werden. Die etwas in Fäulniß übergegangene Wurzel wird auch mehr in den Häusern, als auf den Dächern derselben oder auf Holzgerüsten, wie an der Küste

und in Lunda, getrocknet, so daß die trockene Wurzel, der „Bombo“ und das Maniokmehl, portugiesisch fuba, hier sehr selten feucht sind und daher sehr gut schmecken. Maniok ist das Hauptnahrungsmittel des Volkes, obwohl er von Kalamba und Meta als ein Essen der „Mupongo“, der Fetischeure, nicht genossen wird. Es gibt drei Arten Maniok. Maniokmehl heißt „Bukula au Tschiombe“, die Maniokpolenta „Bidia“.

Bataten, „Bizenge“, in Malange „Gimbonso“ genannt, werden wenig cultivirt. Sie werden mit Stecklingen gepflanzt, die rasch Wurzel schlagen und den Boden dicht und weit beranken. Je nach der Bodenqualität liefern sie in 5—7 Monaten ausgewachsene Knollen. Es gibt zwei Arten, von denen die eine mit dreimal gespaltenem Blatte und mit röthlichem Stengel eine Knolle mit röthlicher Haut liefert, während die andere Art eine weißliche Knolle gibt. Gekocht sind beide Arten weiß. Eine Batatenpflanzung dauert mehrere Jahre.

Yam, „Kimena“, wird wenig gebaut. Man findet diese Pflanze meistens am Fuße eines Baumes angepflanzt, an dem sie sich emporrankt. Sie wird mit der Knolle gepflanzt, die Augen können ausgeschnitten werden, wie bei der Kartoffel. Eine Yampflanzung dauert mehrere Jahre und braucht 6—8 Monate Entwickelungszeit, liefert aber erst im zweiten Jahre volle Erträge.

„Meu“, „Meiu“ in Malange, ist eine Staude mit kleinen Lippenblumen, die 5—7 cm lange, daumdicke Knollen von bräunlicher Farbe liefert, welche aus einem weißen, festen, angenehm schmeckenden Mark bestehen und gekocht genossen werden. Sie braucht 5—6 Monate Entwickelungszeit.

„Buze“, „Uze“ in Malange, ist eine Malvenart mit schönen gelben Blumen; sie wächst als 0,6—1 m hohe Staude. Die Blätter werden gekocht gegessen.

„Kipangula“, „Kingombo“ in Malange, ebenfalls eine 1,2 bis 1,8 m hoch wachsende Malve, deren Blätter und unreife, ausgewachsene Samenkapseln gekocht gegessen werden.

„Mutete“, eine Solanum-Art, deren Blätter ebenfalls gekocht verzehrt werden.

„Ugilo“, eine größere Mutete, deren Samenkapseln gekocht benutzt werden.

Die Tomaten, „Mata-Mata“, durch Händler eingeführt, wuchsen spontan.

Vom Pfeffer, „Lungo“, in Malange „Ndungo“, Plur. „Gindungo“ gibt es zwei Arten.

Eine Reihe von anderen unkrautartigen Pflanzen, „Niamsolo, Mupulo“ („Musambe“ in Malange, eine Brassica-Art), zwei Fuchsschwanzarten „Kiteko“ (in Malange „Gimbua“) liefern ebenfalls eßbare Blätter, doch liebt Kalamba diese halbwilden Pflanzen in Mukenge nicht, da sie den Fetischeuren, den Nichthanfrauchern, zur Nahrung dienen.

Der Erbsenbaum, „Kisonge“ in Malange (Cajanus indicus), scheint von Nyangwe importirt zu sein, da ihn Pogge früher nicht in Mukenge sah.

Zwei Arten von Kürbissen, „Kasakku“, eine kleine runde Art von der Größe einer Eierpflaume und eine größere, etwas längliche, etwa faustgroß, wurde bemerkt. Beide haben Stacheln.

„Bobra“, vom portugiesischen abora, „Diniangwa“ in der Bundasprache, oder auch „Dibischi au Bondo“ genannt, wird wenig gebaut.

Der Kalabassenkürbiß, „Kiloa“, wuchert allenthalben in den Dörfern; er braucht 3—4 Monate zu seiner Entwickelung und ist nicht eßbar.

Die Banane, „Babote“, und der Pisang, „Makonde“, wurden erst auf Pogge's Wunsch wieder eingeführt, da sie Kalamba hatte ausrotten lassen.

Die getrockneten Samen des Ricinus, „Mukula-Kula“, werden in Mörsern zu Mehl gestoßen, letzteres mit Wasser so lange gekocht, bis das Wasser verdampft ist. Hierauf wird kaltes Wasser auf die Masse gegossen, dieselbe umgerührt und das oben schwimmende Oel mit den Händen abgeschöpft. Dasselbe wird zum Einsalben des Körpers verwendet.

„Boanda“, Baumwolle, wird wenig angepflanzt, gedeiht aber gut. Es werden auf dieselbe Weise wie an der Küste Fäden aus ihr gedreht.

„Dienge“, Zuckerrohr, wird als Leckerei hier und da angebaut.

Der Tabak gedeiht gut. Die Blätter werden wie in Malange halbtrocken in Mörsern zerstoßen, in kleine eiförmige Klumpen mit den Händen geballt und in der Sonne getrocknet. Pogge verarbeitete die getrockneten Blätter mit Erfolg zu Cigarren.

Von der Hanfpflanze, „Riamba“, gibt es förmliche waldähnliche Pflanzungen. Sie wächst 1,8—2,4 m hoch, und der Stengel wird 2—3 Finger dick. Der Riambacultus existirt seit 10 Jahren und

hat unter den Baschilange schon viele brustschwache Menschen erzeugt. Die Hauptkrankheiten der Begleiter Kalamba's auf der Reise nach Nyangwe und zurück waren Lungenentzündungen.

Die Palmen in der Nähe des Dorfes haben ihre bestimmten Eigenthümer und vererben sich vom Vater auf den Sohn, während die frei in der Campine wachsenden ebenso wie Grund und Boden und dessen übrige wilde Producte als herrenlose Sachen dem Occupanten gehören.

Die Palmschäfte werden in Mukenge nur wenig zum Häuserbau verwendet, dazu nimmt man lieber junge, schlanke Bäumchen aus dem Walde.

Die feuchten Untergrund liebende Bordão-Palme heißt „Dikadi", Plur. „Makadi".

Die zwei Arten der Calamus-Palme, die häufig an Flußufern wächst, werden zum Flechten von Körben, zu Bogensehnen, Bindfaden, ferner als Baumaterial benutzt.

Der Pandanus, „Dikāka", Plur. „Makāka", in Malange „Mavalla" genannt, bildet an Flußufern häufig undurchdringliche Dickichte. Die Blätter werden zu Matten und ähnlichen Dingen gebraucht.

Die Feldfrüchte werden in bescheidenem Maaße in Speichern aufbewahrt. Diese bestehen aus Cylindern von Strohgeflecht, die auf Holzgerüsten stehen und mit einem beweglichen Dache zum Abnehmen versehen sind. Sie sind 0,6—1,2 m hoch und ca. 0,6 m im Durchmesser haltend.

Der zur Aussaat reservirte Theil der Bohnen wird in Blättern einer Aroidee, „Tunkasakassa" genannt, zu einem Packet eingewickelt. Die anderen zur Aussaat reservirt bleibenden Samenarten werden in großen, thönernen Gefäßen, „Mulondo", deren Oeffnung mit Lehm verschmiert wird, aufbewahrt. Da Kalamba diese Thongefäße als Fetisch verboten hat, so geschieht die Aufbewahrung vielfach auch in Kalabassen.

Die Bestellung des Bodens ist Sache der Frauen, welche den Boden mit einer kurzgestielten Hacke, wie in Angola, Lunda 2c., bearbeiten. Oestlich vom Lubifluß fand Pogge jedoch, daß die Männer den Boden bearbeiteten, und zwar mit Hacken, die einen Stiel von 1—1,2 m Länge haben.

Die in den Campinen lebenden Ratten sind ein beliebtes Nahrungsmittel. Sie werden gefangen, indem vorn 0,4 m im Durchmesser haltende, 1—1,2 m lange, konisch zulaufende, aus ge-

spaltenen Blattstielen der Mapanda-Palme geflochtene, fischreusenartige Fallen in die Wege, welche die Ratten in dem hohen Gras sich bereitet haben, gelegt werden. Dann wird unter großem Lärm das mit Fallen belegte Gebiet abgetrieben und das hohe Gras mit Stöcken geschlagen, so daß die erschreckten Ratten, welche auf den von ihnen ausgetretenen Pfaden in ihre Löcher flüchten wollen, sich dann in diesen Fallen fangen. Dieselben heißen „Mukinda“, in Malange „Gingua“. Auch die Grashüpfer werden gegessen. Zuweilen werden die Ratten mit kleinen Pfeilen und Bogen gejagt und hierbei zuweilen auch Hunde zu Hilfe genommen, denen aber das Halsband nicht um den Hals, sondern um den Hinterleib befestigt war. Dasselbe wird „Tschimbo“ genannt und gleicht dem, welches im Gebiet des Lubilasch gebraucht wird. Die Hunde sind von einer kleinen Rasse, meist gelb und weiß, jedoch kommen alle Farben vor. Man liebt, ihnen die Hälfte des Schwanzes abzustutzen. Gejagt wird gern in Gesellschaft von drei oder vier oder mehr Personen. In seinem Gebiet selbst duldet Kalamba das Jagen mit Hunden nicht, da er letztere nicht leiden kann.

Neben den Ratten bilden auch die Raupen ein beliebtes Nahrungsmittel, die in großen Mengen zur geeigneten Zeit (Februar-März) gefangen, gekocht und dann getrocknet werden.

Ein gesundes und viel benutztes, leider aber in seinem Vorkommen nur an die Monate September bis November gebundenes Nahrungsmittel, von dem auch Pogge ausgiebigen Gebrauch machte, waren die Pilze, vorzüglich ein größerer und ein kleiner weißer, letzterer „Mutonda“ genannt; zuweilen werden aber auch Riesenpilze auf den Markt gebracht; ein solcher hatte z. B. über 0,6 m im Durchmesser, der Stiel war 18 cm lang, das ganze Gewächs wog 2 kg.

Affen werden von den Baschilange nicht getödtet, wie Pogge meint, aus der unbestimmten Annahme, daß vielleicht die Seele eines Verwandten in dem Thiere sich aufhalten könne.

Honig gab es viel im October, doch scheint die afrikanische Biene ein sehr schmutziges Thier zu sein; der Reisende beobachtete, daß sie an allerhand Schmutz, Excremente, Urin 2c. geht.

Ein besonderes Volksnahrungsmittel bilden die weißen Ameisen. Es gibt deren in dem ganzen Gebiet von der Küste an drei Arten, zwei große und eine kleine. Die ersteren bauen die bekannten Lehmhügel, die kleine Art baut ihre Wohnungen unterirdisch. Die

Hauptfangzeit ist am Anfang der Regenzeit und im April. Die kleinere Art wird beim Schwärmen gefangen. Ein kleines hohles Flechtwerk von Zweigen wird mit Blättern und Erde bedeckt und über der Stelle, wo das unterirdische Nest der Ameisen sich befindet, aufgestellt. Die schwärmenden Ameisen kriechen heraus und können die aufgestellte Falle nur durch ein kleines Loch verlassen, das an der Spitze des korbartigen Flechtwerkes gelassen ist. Bei dem Versuch, hier durchzukriechen, streifen sie sich die Flügel ab, fallen herunter in ein Loch, das in die Erde gemacht ist, und werden dort gesammelt. Man sieht diese Ameisenfallen sehr häufig, und Pogge beobachtete oft, wie Kinder diese Ameisen lebendig aßen.

Die Bewohner der großen Termitenbauten werden durch den Rauch eines Feuers, das um dieselben angezündet wird, betäubt, und da sie sich dann auf eine centrale Stelle des Baues zurückziehen, durch Aufbrechen desselben gefangen.

Die Beschaffung der Nahrungsmittel machte Pogge nicht selten viele Sorge, namentlich die ihm so nöthigen Hühner waren sehr hoch im Preise; zuweilen sah er sich genöthigt, Kalamba damit zu drohen, daß er sich wegen Lebensmittel an Tschingenge wenden werde, um dadurch Kalamba's Eifersucht zu erregen und ihn zu bewegen, ihm Lebensmittel zu schicken. Der Preis derselben war ein sehr wechselnder. In Tschingenge kaufte der Reisende von Kalamba, dem Bruder Tschingenge's, einst ein fettes Warzenschwein für 4 Yards Baumwollenstoff. Andererseits forderte derselbe für eine Ziege 6 Yards.

Die in Pogge's früheren Berichten von ihm gerühmte große Gastfreundschaft der Baschilange scheint sich ihm gegenüber nach seiner Rückkehr von Nyangwe also recht vermindert zu haben. Es kam sogar zweimal bald nach seiner Rückkunft der Fall vor, daß ihm gehörige Ziegen heimlich getödtet wurden, weil die Bena-Riamba von diesen Thieren nichts mehr wissen wollten, seitdem sie durch Kalamba nach Einführung des Riambacultus ausgerottet worden waren. Es bedurfte des energischen Auftretens des Reisenden, um diesen Attentaten auf seinen Viehbestand Einhalt zu thun.

Die Kanoes auf dem Lulua werden aus ausgehöhlten Baumstämmen gemacht, die beiden Enden derselben sind etwas nach aufwärts gebogen. Zum Bearbeiten des Holzes bedient man sich eiserner, an einem langen, mit zwei Händen faßbaren Stiele be-

festigter Stemmeisen, die 5 cm lang und 4 cm breit sind. Die Leute rudern sitzend, die Ruder selbst sind concav und aus einem sehr leichten, weichen Holz gemacht. Das schwerere Ende des Bootes geht voran. An den beiden Enden befinden sich Querstäbe, welche als Sitze und als Stützen für die Kniee dienen. Die Böte sind von verschiedener Länge, 2,4—6 m lang und 0,3—0,6 m breit. Im Allgemeinen sind die Baschilange keine geschickten Bootsleute. Dagegen sind sie nicht so schlechte Jäger, und die Erlegung eines wilden Schweines oder eines Büffels kam gar nicht so selten vor.

Die Fische werden an den Stromschnellen mit kleinen Haken ohne Widerhaken geangelt. Hat einer angebissen, so schwenken die Fischer ihn so lange im Kreise herum, bis sie ihn sammt der Angel in einer günstigen Richtung auf das Land werfen können. Fische, die in einem abgeschlossenen Wassertümpel sich befinden, werden mittelst Fischgiftes gefangen. Die zerstoßenen Blätter eines akazienartigen Strauches, der von den Baschilange „Buba“, in Malange „Kafota“ genannt wird, werden des Abends in die betreffenden Tümpel geworfen, und am nächsten Morgen zieht man die betäubten Fische heraus.

Die Wurzeln desselben Strauches geben mit Wasser zerstampft einen seifenartigen Schaum; ein derartiger Absud kann auch als Ersatz für Seife zum Waschen von Kleidungsstücken gebraucht werden.

Zur Holzkohlenbereitung bedient man sich gewisser Sorten Hölzer ohne die Rinde. Man bildet aus denselben Haufen, setzt dieselben in Feuer und zieht dann zur geeigneten Zeit die einzelnen Stücke heraus und bedeckt dieselben mit Erde, um das Feuer zu löschen.

Das Palmöl wird bereitet, indem die reife Nuß gekocht und in einem Mörser gestampft wird. Die Kerne werden herausgelesen und weggeworfen, und die übrige Masse mit den Händen ausgepreßt, so daß das Oel in einen Topf läuft.

Das Erdnußöl wird gewonnen, indem die Erdnüsse getrocknet und zerstampft werden und dann ein wenig heißes Wasser zugegeben wird. Das obenauf schwimmende Oel wird dann mit einem Löffel abgeschöpft. Jedoch wird dieses Oel in Malange immer nur bei Neumond bereitet. Die Baschilange kannten ursprünglich die Gewinnung dieses feinen und sehr brauchbaren

Oeles nicht, sondern lernten dieselbe erst von den Trägern aus Malange kennen.

Salz wird aus einer an den Ufern des Lulua wachsenden Rohrart, „Muschiba ao Luebo" (Plur. „Mischiba") genannt, bereitet. Dieselbe wird verbrannt und die Asche in einem Trichter aus Flechtwerk durch kaltes Wasser ausgelaugt. Dieses Wasser ist gewöhnlich an sich schon Salzwasser, das aus salzhaltigen Bodenvertiefungen an den Ufern des Lulua geschöpft wird. Die Lauge wird alsdann in Töpfen oder viereckigen Pfannen aus Baumrinde gesotten und so das Salz gewonnen. Namentlich in der Umgebung der Residenz Tschingenge's findet sich diese Bereitungsweise.

Der Palmwein wird mit einem Instrument, welches einem Stemmeisen gleicht und ca. 15 cm lang und ca. 1 cm breit ist, gewonnen, indem dasselbe in dem Stamme an der Krone zwischen zwei Blattständen eingetrieben wird. Jede Palme liefert einen Monat hindurch täglich 6—12 Liter Wein. Der von einer jungen Palme ist am stärksten und wird immer von der Mapanda-Palme gewonnen, obwohl er viel bitterer als der der eigentlichen Oelpalme ist. Zum Ersteigen der Palme wird nicht der sonst in Afrika so gewöhnliche Reif gebraucht, sondern dasselbe geschieht ohne alle Beihilfe oder auch mittelst um den Baum gelegter zahlreicher Ringe von Schlingpflanzenranken. Den in der Nähe des Kassai wohnenden Baschilange sind dagegen die Reife wohl bekannt.

Die Hütten in Mukenge haben oft Decken aus Palmenschäften angefertigt, der Fußboden ist in und um die Hütte aus Lehm tennenartig festgetreten. Die Thür ist gewöhnlich 0,6 m breit und 1 m hoch. Die Wände sind meistens 1,8 m und das Dach 1 m hoch.

Männer und Frauen theilen sich bei dem Bau eines Hauses derart in die Arbeit, daß erstere das Holz dazu fällen und für die Zwecke des Baues bearbeiten, und schließlich auch das Dach aufsetzen, während die Frauen den Lehm zum Bau herbeitragen, womit die aus Schilf bestehenden Wände innen und außen beworfen werden.

Die Betten bestehen aus einem mit Flechtwerk überzogenen Holzrahmen und sind 0,5 m hoch. Eine Art Stühle sind auch in Gebrauch, aber nur bei den Versammlungen in der Kiota.

Die Topfwaaren werden nur von den Frauen angefertigt, und zwar aus freier Hand mit einem Messer oder einem Stück Holz. Die fertig geformten Töpfe werden Tags über in der Sonne und

Nachts in den Hütten getrocknet und dann in einem offenen Feuer gebrannt, bis sie rothglühend sind. Um denselben ihre gleichmäßig schwarze Farbe zu geben, werden sie mit Wasser gewaschen, das mittelst einer gewissen Wurzel schwarz gefärbt ist.

Die Kalabassen werden in der Weise angefertigt, daß man die reife Kürbißfrucht am Stiel abschneidet, sie einige Minuten über ein lebhaftes Holzfeuer hält und dann dieselben 4—5 Tage in die Erde eingräbt, bis das Mark faul geworden ist und sich herausnehmen läßt. Um sie recht fest zu machen, werden sie darauf einige Tage in Wasser gelegt und alsdann an einer geeigneten Stelle der Hütte, wo der Rauch des Feuers recht einwirken kann, aufgehängt. Die Verzierung der Kalabasse geschieht an dem bereits geräucherten Gefäß mit einem glühenden Messer, das die Formen einbrennt. In Malange, Kioque ꝛc. dagegen werden die Verzierungen mit einem scharfen Messer eingeschnitten und dann mit Kohle und Fett gefärbt, ohne Anwendung eines glühenden Messers.

Zum Tragen von Gegenständen bedient man sich einerseits halber Kalabassen, die mit einem Flechtwerk aus den Blattrippen der Mapanda-Palme umgeben und so mit einem Henkel versehen sind; es werden auch Säcke aus demselben Material geflochten, die an einem Strick aus dem nämlichen Stoffe über einer Schulter getragen werden. Die Frauen tragen Lasten in einem Korbe, der aus dem gleichen Palmenblättermaterial hergestellt ist und mit einem Brett als Unterlage, das aus dem gespaltenen Schaft der Palme hergestellt ist, fest verbunden ist.

Feuerzangen aus starkem Draht, mit denen die Kohle zum Anzünden der Pfeifen angefaßt wird, sieht man häufig in Gebrauch.

Von den unvermeidlichen Trommeln, die bei jeder Gelegenheit geschlagen werden, giebt es zwei Formen: eine lange, cylinderförmige, die zwischen die Beine genommen und mittelst einer um die Hüften gehenden Schnur gehalten wird, und eine kleinere, kürzere Sorte, die in der Höhe des Magens an einer um den Hals gelegten Schnur hängt. Beide werden mit den Fäusten geschlagen und sind am unteren Ende offen. Die erstere heißt „Engomma“, die letztere „Pataka“. In Kioque heißt die letztere „Kuambischi“ (Plur. „Tuiambischi“).

Zum Schwarzfärben von Stoffen, Töpfen ꝛc. bedient man sich der Rinde eines Baumes, die zusammen mit dem zu färbenden Gegenstand 12—24 Stunden in ein Gefäß mit Wasser gethan

wird. Dann bringt man denselben ebenso lange in den nassen Schlamm eines Flusses, worauf das betreffende Object mit einem sehr hübschen, glänzenden Dunkelschwarz gefärbt ist. Pogge ließ sich auf diese Weise ein Stück Zeug zur Herstellung einer deutschen Fahne färben.

Schlangen waren in der Nähe von Mukenge sehr häufig; große 4—5 m lange Exemplare erwiesen sich als arge Hühnerdiebe. Kleinere Arten fanden sich sogar im Stationsgebäude selbst ein, wo Pogge, auf dem Bett liegend, eines Tages sogar sah, wie eine solche unbekümmert um ihn eine Eidechse verfolgte. Die Wirkung der Schlangenbisse war verschieden. Es wurde dem Reisenden einmal ein Mann gebracht, dessen Fuß in Folge eines Schlangenbisses stark angeschwollen war, so daß der Mann arge Schmerzen hatte. Eine Einreibung mit Ammoniak half. Ein anderes Mal wurde jedoch ein Bote, der eilig seines Weges ging, gebissen und starb alsbald; ähnliche Fälle kamen noch öfter während Pogge's Anwesenheit vor, und von Krokodilen wurden drei Menschen während dieser Zeit gefressen.

Vor den Flußpferden haben die Anwohner des Lulua im Ganzen großen Respect und fahren nicht in der Mitte des Flusses, wenn sie solche sehen, sondern immer dicht am Ufer. Von Unglücksfällen erlebte Pogge die Tödtung eines Mannes durch den Blitz und die einen tödtlichen Ausgang nehmende schwere Verbrennung eines Mannes, der an epileptischen Anfällen litt und während eines solchen in das vor ihm befindliche offene Feuer fiel.

Syphilitische Krankheiten waren sehr verbreitet und gaben wiederholt Ursache zu Processen wegen Ansteckung. Kalamba litt schwer und wiederholt an solchen.

Die sprichwörtliche Schönheit der Zähne der Neger fand Pogge nicht immer zutreffend. Die Schwester Kalamba's litt unter Anderem viel an Zahnschmerzen.

Ueber die religiösen Vorstellungen der Menschen, unter denen er lebte, hat Pogge manche Nachforschungen angestellt, ohne, wie das ja so häufig gerade in diesen Dingen geschieht, über die mit einem Weißen offen zu sprechen die Neger eine große Scheu haben, zu einer abschließenden, genaueren Kenntniß gelangt zu sein, wie dies die sich widersprechenden und corrigirenden Notirungen in den Tagebüchern beweisen.

Die alte Ansicht vor Einführung des Riambadienstes war, daß es ein großes Wesen gebe, welches die Menschen und Alles, was ist, geschaffen habe. Dieses Wesen wurde „Fidi mukulu“ genannt. Daneben gibt es Idole und Zaubermittel, „Lupingo fidi“, „Mukulo“, „Lupingo mupongo“, „Bischimbā“. Aber nicht Jedermann besitzt derartige Dinge. Ob ein Gegenstand ein solches Idol oder Zaubermittel ist, kann Niemand vorher bestimmt sagen, das hängt von der Einbildung eines Jeden ab, und die Idole sind nicht für Alle die nämlichen, obwohl denselben öffentliche Feste und Tänze gegeben werden.

Die „Bischimba“ oder „Biamanga“ bestehen aus sehr verschiedenen Sachen, Gebeinen von Thieren, Köpfen und Häuten von Schlangen u. s. w. und werden meist in einem großen Gefäß aufbewahrt.

Der Besitzer der Zaubermittel wird „Muene lubuku“ genannt. Wenn der Zauberer eine Handlung vornimmt, so spricht und unterredet er sich mit den der Handlung Beiwohnenden, und seine Worte werden von denselben wiederholt. Diese Ceremonie heißt „Kutempa ku lubuku“. Die Bena-Riamba haben den Gebrauch dieser Zaubermittel verworfen, sie rauchen dafür nur Hanf, aber der auch hierbei gebräuchliche Chor ist eine Reminiscenz an jene ältere Sitte. Kalamba hat den Gebrauch der Zaubermittel verboten und bezeichnet sich selbst als den „Fidi mukulu“.

Neben diesen „Lupingo“ gibt es noch „Mahamba“, worunter nicht die Seelen Verstorbener, sondern eine Art Nebengottheiten oder Schutzgeister verstanden werden; es gibt deren für die Jagd, den Krieg, für den Schutz der Felder, ferner solche, um Schwangerschaft hervorzurufen ꝛc. Derartige Geister werden in Malange „Mahamba“, im Lundareich „Mutanda“, bei den Baschilange auch „Kilumbua“ oder „Bilumbua“ genannt.

Die in den Dörfern oft zu erblickenden, in der Erde stehenden Holzstücke, deren oberes Ende zu einem menschlichen Kopf zurechtgeschnitzt ist, heißen auch „Lupingo“, in Lunda „Akisch“, in Kassange „Kiteka“, in Kioque „Kaponja“.

Zaubermittel, die eine tödtliche Wirkung ausüben, heißen „Kuembe“.

Pogge glaubt sich zu der Annahme berechtigt, daß bei Einzelnen der Glaube vorhanden sei, die menschliche Seele könne in einen Hund übergehen. Diejenigen Baschilange, welche Hundefleisch essen, heißen „Baschilamboa“. Ob eine Art Verehrung des Hundes,

„Umbua“ genannt, stattfindet, wagt er nicht zu behaupten. Kalamba ließ alle Hunde tödten, weil sie Zauberwesen seien.

Bei seinen Jagdauszügen nach dem Lulua sah Pogge Fetische, die er in der näheren Umgebung von Mukenge nie bemerkt hatte. Es waren dies Stücke von Ameisenhügeln, die in einen Haufen zusammengelegt und mit „Fuba“ oder weißer „Pemba“ bestreut waren. Jedes der Stücke bedeutete ein erlegtes Wild und stellt eine Art Weihgeschenk der betreffenden Jäger dar. Sie heißen „Kilunda Nianga“ und werden von Zeit zu Zeit unter großen Festlichkeiten von Neuem mit Pemba und Fuba bestreut.

„Mukischi“ ist der Name gewerbsmäßiger Tänzer, die Nichts mit dem Fetischwesen zu thun haben, sondern vorzüglich dazu da sind, das Volk zu amüsiren, und die für ihre Leistungen bezahlt werden. Der Mukisch trägt Masken und aus Baumfasern gefertigte Gewänder. Es gibt Meister und Lehrlinge in dieser Genossenschaft. In Kioque werden die Masken „Mutue ua mukuschi“, Kopf des Mukisch, genannt, „Muschimba ua mukisch“ heißt der Körper des Mukisch.

Mukischtänze finden, wie es scheint, überall da statt, wo die Beschneidung mit Feierlichkeiten verbunden ist. Wo dies nicht der Fall ist, wie bei den Bena-Riamba, findet man auch keine solchen Tänze.

Neben den Tänzen, die bloß zur Belustigung des Volkes dienen, scheint die Institution der Mukischi, wie Pogge bei weiterer Nachforschung erfuhr, aber doch noch eine tiefere Bedeutung zu haben und direct mit der Sitte der Beschneidung in engstem Connex zu stehen.

Der Meister und Führer der Mukischi ist der „Kakongo“; er übt die Beschneidung aus, und die Lehre dieser Kunst wird „Kajanga“ genannt. Die Lehrlinge und die Assistenten heißen Mukisch, aus ihnen geht der Kakongo hervor. Von dem Kakongo ist wohl zu unterscheiden der Medicinmann, der „Kimbunda“, der die Medicin in Krankheitsfällen gibt. Derselbe hat keine besondere Tracht, er beschmiert sich höchstens mit rother oder weißer Pemba, wenn er Curen ausführt. Er fertigt für die Kranken auch die Fetischfiguren, „Kitoka“, an. Die kleinen Fetischsachen, Antilopenhörner 2c. heißen „Binga“. Der Medicinmann kann ein Weib sein, der Mukisch nie.

Die Begrüßungsceremonien gegenüber Vornehmen sind bei den Bena-Riamba für beide Geschlechter verschiedener Natur. Die Frauen knieen nieder und berühren mit den Handgelenken

wiederholt die Erde, während die Männer ebenfalls niederknieen und Erde auf Brust und Oberarme streuen. Diese letztere Sitte wird „Kulaba bulobo“, wörtlich „gib Erde“, genannt. Das darauf folgende Händeklappen heißt „Kukuma kassa“.

Während die Begrüßungsformel der hanfrauchenden Baschilange, „Mojo“, „Leben“, eine eigene neue Erfindung ist, heißt diejenige der nicht hanfrauchenden, der Tschipulumba, „Ambadiga mua gulala“, „Wie schliefst Du?“

In Kioque, wo das Sichbestreuen mit Erde als Zeichen der Ergebenheit ebenfalls Sitte ist, heißt diese Ceremonie „Kudiundu“.

Die Sitte der Blutsfreundschaft ist bei den Baschilange ebenso wie bei den Kioque bekannt, nicht aber bei den Lundavölkern. Sie heißt bei ersteren „Kijila“, in Kioque „Kassondo“. Sie dient zur festen Begründung freundschaftlicher Beziehungen. Wenn einer der Contrahenten oder dessen Söhne einen Teller oder eine Flasche zerbrechen, die dem anderen Contrahenten gehört, oder wenn die Ziegen des Einen in die Pflanzung des Anderen einbrechen, so wird in allen diesen Fällen kein Schadenersatz verlangt.

Bezüglich der väterlichen Gewalt gilt, daß der Sohn stets in dem Dorfe, das der Vater bewohnt, wohnen bleiben muß und daß er letzterem stets von seiner Jagdbeute oder seinem Handelsgewinn Etwas abzugeben genöthigt ist. Dafür, daß die Bevölkerung eines Dorfes oder Districtes stets von einer Familie ausgegangen ist, spricht der Umstand, daß sich die Bewohner eines solchen stets Söhne, „Bena“, nennen, also „Bena-Katende“, die Söhne Katende's.

Für das Patriarchalische der Zustände spricht, daß Herr und Sklave oft aus einer und derselben Pfeife rauchen und daß Pogge sah, wie Kalamba einem seiner Sklaven eigenhändig das Haupthaar schor, was mit einem dreieckigen, mit einem Stiele versehenen Eisen geschieht, nachdem die Haare mit Wasser naß gemacht sind.

Das Essen nimmt Kalamba häufig in conspectu omnium vor seinem Hause ein und reicht dabei manchmal gastfrei seinen Topf mit Hirsebrei dem Einem oder Anderen seiner Umgebung.

Ist Jemand des Diebstahls angeklagt, so muß er Riamba rauchen und nachher die Versammlung, welche der Verhandlung beiwohnte und ebenfalls mitrauchte, entschädigen. Falls er keine Ziege hat, muß er mit Salz bezahlen, das unter die Versammlung vertheilt wird. Der Bestohlene selbst aber bekommt Nichts, denn er provocirte das Riambarauchen. Diese Strafzahlung heißt

„Kiponge", sie erfolgt nur für Raub und Diebstahl. Bei Ehebruchsklagen fällt sie weg, dann muß der Beschuldigte nur Riamba rauchen. Diese Ceremonie geht dann so vor sich: Der Beschuldigte raucht allein, und ein Mann der Versammlung stopft die Pfeife, während aus einer anderen Pfeife je vier oder fünf der Anwesenden gemeinschaftlich rauchen. Kalamba oder sonst ein Mann, welcher die Ceremonie dirigirt, bestimmt, wie viel Pfeifen der Angeschuldigte rauchen muß. Wenn das Vergehen von Bedeutung war, so läßt man ihn so lange rauchen, bis er bewußtlos wird und umfällt. Dann wird dem betreffenden Individuum regelmäßig übel mitgespielt. Man zieht ihm den „Panno" ab, thut Pfeffer in die Augen oder führt ein schmales Band durch die Nasenscheidewand 2c., bis die Verwandten herbeikommen und ihn wegbringen. Kann der Betreffende gar keine Kiponge leisten, so haften die Verwandten oder das Dorf dafür, und können die Betreffenden, wenn sie nicht zahlen wollen, Krieg beginnen. Kriege waren früher häufig die Folgen von Diebstahl, aber jetzt, wo ein mächtiger Fürst, wie Kalamba, herrscht, der Waffen hat und Riamba rauchen läßt, sind Kriege selten.

Nach Beendigung der Kiponge-Ceremonie gibt der Bestohlene zum Zeichen, daß der Streit vergessen und die Schuld vergeben ist, dem Dieb „Pemba" auf die Stirn und Brust.

Immer haftet der Herr für den Sklaven, der Vater für den Sohn, der Mann für seine Frauen.

Ein Mörder wird auch bei den Bena-Riamba verbrannt. Er wird mit Händen und Füßen auf ein niedriges Holzgerüst gebunden und dann durch Anzünden eines Feuers auf allen vier Seiten vom Leben zum Tode befördert. Doch unterscheiden die Baschilange sehr wohl zwischen Mord und Todtschlag. Ein Individuum, das einen Todtschlag im Affect beging, wird nicht verbrannt, sondern muß eine Strafe im Werthe eines Sklaven an die Verwandten des Getödteten bezahlen. Bei Unvermögen hierzu haftet auch in diesem Falle seine Verwandtschaft. Die Strafe, den gequetschten und mit etwas Wasser angemachten Samen von Capsicum indicum in die Augen eines für schuldig Befundenen zu thun, wird ohne jedwede Ceremonie vollzogen und ist eine Erfindung von Meta, der Schwester Kalamba's. Der Betreffende hat nicht nur den Schmerz zu erdulden, sondern auch noch die Verspottung von Seiten der versammelten Zuschauer der Execution.

Bei Streitigkeiten unter denjenigen Baschilange, welche nicht Riambarauchen sind, wählen beide Parteien ihnen genehme Richter. Ist der Verurtheilte nicht mit dem Schiedsspruch zufrieden, so kann er beantragen, daß „Bambu", der Abguß einer Baumrinde, getrunken wird. Der „Kimbanda" bereitet den Trank in Gegenwart der Richter, doch darf keine ertrunkene Fliege in dem Wasser herumschwimmen, und in dem Haus, wo der Trank bereitet wurde, darf nie vorher eine menstruirende Frau gewesen sein; im Uebrigen geschieht die Bereitung ohne weitere Ceremonien.

Neben dem Bambu gibt es noch einen stärkeren Gifttrank, „Kipapa" genannt, in Katschitsch „Muavi", in Kambamba „Kianda". In letzterer Landschaft sah Pogge die Leichen dreier Fetischeure, „Mupongo", in Malange „Mulosch" genannt, die an diesem Trank gestorben waren. Die Leichen waren eingewickelt an eine Stange gehängt, welche zwischen den Aesten zweier Bäume hing; Kipapa erzeugt heftige Convulsionen; man läßt die Mupongo ruhig sterben, ohne sie mit Gewalt zu tödten; die Unschuldigen erbrechen nach dem Volksglauben den Gifttrank.

Bei Handelsabschlüssen ist es Sitte, eine Zugabe zu machen, die „Mutullu" genannt wird.

Wenn eine angesehene Person stirbt, hat deren ganze Familie Riamba zu rauchen, und zwar in der Kiota, dem Versammlungsplatz des Dorfes, in Gegenwart von Kalamba. Die Hütte, in der Jemand starb, wird verbrannt oder niedergerissen, und die übrigen Häuser gehen, falls der Vater starb, auf die Söhne über. Wenn Jemand stirbt, ist stets ein Fetisch daran Schuld, es sei denn, daß der Betreffende sehr alt und schwach war, und wird deshalb ein großes Riambarauchfest der Männer abgehalten.

Die Leichen werden, in ein Tuch gewickelt, in der Campine 5—800 Schritte vom Dorf ohne Ceremonien verscharrt, und zwar nur einen halben bis einen Fuß tief; zuweilen geschieht die Bestattung in noch größerer Nähe der Wohnungen. Die Leiche wird an eine Stange gebunden und an dieser zum Begräbnißplatz gebracht. In Folge der geringen Tiefe der Gräber scharren die Hunde ꝛc. die Leichen häufig wieder aus und fressen dieselben auf; deshalb findet man in der Campine auch viele menschliche Knochen verstreut. Die Beerdigung findet womöglich noch an demselben Tage, an dem die betreffende Person starb, statt. Pogge erlebte den Fall, daß Sklaven, die bei dem Zuge nach Nyangwe im Ge-

biete des Lupangu gekauft worden waren, in Mukenge die Leiche einer Frau heimlich ausgruben, das Fleisch im Walde kochten und verzehrten. Sie wurden später wieder gefangen und bekamen ganz gehörige Prügel.

Pogge erkundigte sich später bei diesen Bassange-Leuten und erfuhr, daß in ihrer Heimath das Menschenfressen nicht aus Hunger, sondern in der Ausübung gewisser Ceremonien geschehe. Die Körper der im Kriege Erschlagenen werden eine Nacht in's Wasser gelegt, und am nächsten Tage werden die Unterschenkel und Hände abgeschnitten und auf Ameisenhaufen gelegt. Nach einigen Stunden wird wieder nachgesehen, und wenn die Ameisen von dem Fleische essen, so ist es gut. Die betreffenden Körper werden alsdann zerlegt und von bestimmten Männern mit dem Fleische der im Kriege erbeuteten Ziegen zusammen gekocht und dann vor das Haus des Soba gebracht, welcher davon genießt und das Fleisch an die Krieger vertheilt, worauf dann Tänze und Gesänge stattfinden. Die Frauen aber kochen weder das Fleisch, noch essen sie davon. Zuweilen würden auch die Leichen von Sklaven aufgegessen, doch sei es nicht üblich, bestattete Leichen wieder für diesen Zweck auszugraben.

Wenn bei einem Mädchen zum erstenmal die Menstruation eintritt, wird dasselbe 4—6 Tage in eine Hütte eingeschlossen. An dem Tage, an dem sie wieder herausgelassen wird, wird der ganze Körper mit gepulvertem Tukulaholz und Ricinusöl eingerieben und auch das Gesicht roth angemalt. Sie erhält ein kleines Fell außer ihrer gewöhnlichen Bekleidung, und um den Hals wird ein Stück Zeug gehängt, das aus dem Bast des Lukanda-Baumes bereitet ist, und auch der Kopf wird auf dieselbe Art geschmückt. Dann wird sie auf den Schultern eines Mannes durch das Dorf getragen, und ihr Vater gibt ein großes Fest. Da die meisten Mädchen schon vorher von ihren Vätern vergeben sind, so wird meist an demselben Tage auch zur Heirath geschritten, so daß dann beide Festlichkeiten vereinigt stattfinden, aber die eben beschriebene Ceremonie besteht ganz selbständig für sich. Dieselbe wird „Hetta" genannt, das betreffende Mädchen „Muhetta". Nicht ganz im Einklang hiermit steht, wenn Pogge an einer späteren Stelle seines Tagebuches sagt, daß die Baschilange bereits kurze Zeit vor Eintritt der ersten Periode in geschlechtlichen Verkehr treten; doch bezieht

sich dies vielleicht hauptsächlich auf Sklaven und die Töchter des niedrigen Volkes.

Vor Einführung des Riambacultus mußte der Bräutigam seine zukünftige Frau von deren Eltern für 10—20 Ziegen und Hühner kaufen. Kalamba hat diese Sitte verboten, und jetzt geschieht die Heirath ohne jede Bezahlung von Seiten einer der betheiligten Parteien. Hauptsächlich um diesen seinen Willen durchzusetzen, ließ Kalamba seiner Zeit alle Ziegen abschaffen; der Bräutigam gibt jetzt nur ganz geringe Geschenke.

In Malange, Kassange und Songo ist bei der Hochzeit folgende Sitte in Gebrauch: Der Mann wirbt um die Frau beim Vater resp. Onkel. Wenn der Tag der Hochzeit herannaht, läßt der Mann die Braut durch ein oder zwei Männer und ein oder zwei Frauen holen. Diese begeben sich zum Vater, zeigen ihm eine Waffe, meist einen kleinen Pfeil und Bogen, vor. Die Braut wird von ihren Eltern mit einem neuen Panno bekleidet und geht nun mit den zur Abholung Geschickten weg, und ihre Verwandten geben ihr auch noch einen Begleiter mit. Reiche lassen die Braut in einer Tipoja tragen, oder es reitet dieselbe auf den Schultern einer Frau. Bei jedem Bache, der passirt wird, haben die Abholenden an die Begleiter von Seiten der Verwandten der Braut eine Kleinigkeit zu zahlen, in Malange einige Kupfermünzen. Im Hause des Bräutigams ist meist die Verwandtschaft des Mannes versammelt. Die Braut verbringt den Tag in Gesellschaft der Familie und der Eingeladenen und begibt sich des Abends in das Fundo des Bräutigams.

Schönheit der Frau achten die Baschilange viel weniger als Jugend, und Pogge erlebte es, daß im Kriege gefangene alte Frauen auf Kalamba's Befehl getödtet wurden.

Betreffs der Spiele der Kinder beobachtete Pogge, daß die männliche Jugend eine Art Ballspiel kennt, das darin besteht, daß eine Kautschuckkugel in die Höhe geworfen wird. Derjenige, auf den dieselbe zufällt, muß dieselbe fangen, oder sie mit der Hand wieder in die Höhe schlagen. Wer dieselbe verfehlt, wird mit großem Geschrei ausgelacht.

Ein anderes Spiel bestand darin, daß zwei Knaben einen dritten, der auf einer von ihnen getragenen Stange sitzt, herumtragen. Auch Kriegsspiele, bei denen das Kriegsgeschrei der Baschilange, „ho-ho, ho-ho", nachgeahmt wurde, und wobei auch Feder-

büsche, wie bei den Erwachsenen im Ernstfalle üblich, getragen wurden, waren beliebt, ebenso wie ein Spiel mit Palmkernen, das ganz demjenigen gleicht, welches in Deutschland von der Jugend mit kleinen Kugeln von Steingut auf den Straßen gespielt wird.

Aus dem hohen Matutagras der Campine machen sich die Knaben ein Musikinstrument, das „Kissange", in Malange „Bansa" genannt wird.

Der Palmwein wird entweder mit einem Löffel in den Mund geführt oder auch aus einem Becher getrunken.

Die Baschilange nehmen gewöhnlich zwei Mahlzeiten täglich zu sich, die eine des Morgens zwischen 8 und 10 Uhr und die andere des Abends. Die Frau bereitet das Essen für den Mann, derselbe sitzt gewöhnlich vor demselben, das in Kalabassen auf dem Boden dasteht. In Wasser gekochtes Maniokmehl, „Bidia" genannt, wird mit der Hand gegessen, „Musabo", der Hirsebrei wird mit einem Löffel aus Holz zum Munde geführt oder auch getrunken. Als Beithat dienen Erdnüsse, eine Campinenratte ꝛc.

Die Art zu essen schien Pogge sehr abstoßend; kein Familienglied bekümmert sich um das andre bei der Mahlzeit; während die Einen essen, kommen oder gehen die Andern, wie es ihnen gerade paßt, doch essen die Frauen meist mit den kleineren Kindern gemeinschaftlich.

Viertes Kapitel.

Rückreise von Mukenge bis zur Küste.



Der Aufbruch von Mukenge erfolgte nach mancherlei Verzögerungen, welche hauptsächlich dadurch entstanden, daß die Träger Pogge's große Schwierigkeiten hatten, von den Baschilange Bezahlungen für die von ihnen verkauften Sachen zu erhalten, endlich am 9. November 1883.

Die Route führte zunächst durch das gleiche Gebiet und auf demselben Wege, auf dem Pogge auf der Hinreise, nachdem er sich von Wissmann getrennt hatte, Mukenge erreicht hatte.

Nach Passirung des Muiau, eines etwa 25 m breiten Flusses, der bald darauf in den Lulua mündet, war die Marschrichtung im Allgemeinen Westsüdwest. Das Campinengras war kürzer und der Boden sandiger als in der Umgebung von Mukenge; die Campine war jedoch mit einzelnen hohen Bäumen, besonders Palmen, bestanden und die tief eingeschnittenen Bachbetten mit Gallerie-Urwäldern umsäumt. Am 15. wurde Bena-Kilomba erreicht, der Ort, wo 2 Jahre früher Wissmann von Pogge sich getrennt hatte, um direct nach Kingenge zu gehen. Nahrungsmittel waren in dieser Gegend ziemlich theuer, die Leute Pogge's bezahlten für eine Ziege 200 bis 500 Kautschuckkugeln. Das Ueberschreiten des Luebo, der durch die vorangegangenen Regenfälle stark angeschwollen war, verursachte viel Schwierigkeiten, und wurden bei dieser Gelegenheit von den Landesbewohnern sämmt-

liche mitgeführte Ziegen gestohlen und außerdem einem Träger seine Last. Der Soba Tumba-Kimbari, dessen Vermittelung Pogge unter der Drohung, ihn mit Krieg zu überziehen, anrief, that offenbar sein Möglichstes, um die geraubten Ziegen wieder zur Stelle zu schaffen, doch blieben fünf verschwunden, so daß schließlich Pogge, des Wartens müde, weiter zog, nachdem er den Soba für seine bereitwillige Hilfe mit 2 Yards Stoff beschenkt und ihm hatte sagen lassen, er möge die übrigen noch fehlenden Ziegen seinem von der Küste kommenden Bruder (d. h. dem nächsten, die Gegend passirenden Weißen) geben.

Von hier wurde eine ungefähr nordwestliche Marschrichtung eingeschlagen. Die Landschaft wurde waldreicher, und namentlich waren die Uferwälder des Luengo durch starke Bäume ausgezeichnet. Der das Gebiet bewohnende Zweig der Baschilange war ein erbärmlicher Menschenschlag ohne alle Bedürfnisse. Nahrungsmittel waren sehr rar, die Hütten schlecht gebaut, die aus einem Vorder- und einem Hintertheil bestehende schürzenartige, an einer Lendenschnur befestigte Hüftenbekleidung schmutzig. Das Haar trugen diese Baschilange entweder kurz geschoren, oder in Flechten; von Gestalt klein und schmächtig, waren sie von einem verschlagenen, diebischen Charakter. Nirgends fanden sich größere zusammenhängende Niederlassungen, „Bula“, wie sie Pogge von Mukenge her gewohnt war, sondern nur kleine, ärmliche Ansiedlungen, „Kibundschi“. Kurz, der Unterschied zwischen diesen und den weiter östlich wohnenden, unter größeren Häuptlingen stehenden, stark handeltreibenden und hanfrauchenden Baschilange konnte kaum größer gefunden werden.

Die Wälder wurden nun immer ausgedehnter und traten auch ohne von Bächen oder Flüssen begleitet zu sein, auf. In der Campine fanden sich große Erdrutsche und Erdeinsenkungen, in denen zahlreiche 3—6 m hohe, zackige Spitzen und Erdpfeiler stehen geblieben waren. Die Wälder waren reich an prachtvollen, schlanken, hohen und dicken Bäumen und nicht so buschig dicht, wie die Uferwälder.

Die Hütten der Eingeborenen waren in diesem Gebiet allgemein viereckig, etwa 2,5 m hoch und hatten ein spitzes, aus Blättern oder Stroh sehr roh angefertigtes Dach. Auf dem freien Platze der sehr kleinen, zuweilen nur ein Dutzend Hütten umfassenden Dörfer fand der Reisende gewöhnlich sehr roh ge-

arbeitete Lupingo (Fetische) aus Holz vor, entweder Doppelgesichter darstellend, oder auch bloße Holzstücke mit Pemba bespritzt, zwischen jungen Bäumen stehend.

Am 24. wurde endlich Mufuka erreicht, nachdem am 23. ein sehr starker Gewittersturm den Weitermarsch der Expedition zeitweise gehemmt hatte. Es fiel bei dieser Gelegenheit auch etwas Hagel, so daß sich Pogge an einem kleinen Stück Eis erfrischen konnte. Der Charakter der Gegend war derselbe geblieben, ausgedehnte Wälder mit eingestreuten kleinen Campineninseln.

Die Mufuka-Leute tragen die gewöhnlichen zwei Hüftenschürzen, die Frauen hatten am Hand- und Fußgelenk viele eiserne und daumdicke hohle kupferne Ringe; das Haar tragen beide Geschlechter kurz oder auch in Flechten. Mufuka selbst traf der Reisende nicht anwesend; er engagirte daher von dessen Bruder zwei Führer für den Weitermarsch um 1 Faß Pulver. In Mufuka traf Pogge einen schwarzen Händler Namens Ignatio. Dieser „couragirte“ Neger, wie der Reisende ihn nennt, bekannt wegen seiner erfolgreichen Kriege mit den Gentio, den barbarischen Stämmen der Hinterländer Angola's, war mit Custodio, dem bekannten Kaufmann in Malange, bis zum Quanza auf der Mechow-schen Route gezogen und war dann allein über Kikassa nach Mufuka gekommen, um den Weg für seinen Herrn Custodio zu sondiren. Er hatte nur 12 Träger bei sich und wollte noch Kalamba in Mukenge besuchen, dann nach Malange zurückkehren, um später Custodio als Führer zu dienen.

Nachdem Pogge am 25. bereits Alles wegen der Führer mit dem Bruder Mufuka's abgemacht hatte, hieß es plötzlich, die Führer wissen den Weg nicht, er könne nicht nach dem Lulua gehen. Unter dem Hinweis auf seine Waffen und der Drohung, auch ohne Führer zu gehen, machte der Reisende diesem Erpressungsversuch ein rasches Ende. In der nun folgenden Nacht wurde Pogge indeß von einem starken Bluthusten befallen, so daß ihm die am folgenden Morgen sich erneuernde Mehrforderung der Führer einen willkommenen Anlaß bot, nun zunächst ganz auf die Durchführung seiner Absicht, nach dem Lulua zu gehen, zu verzichten. Damit wendete sich das Blatt, und der Vater und Bruder Mufuka's, die nun fürchteten, um den Führerlohn zu kommen, drangen jetzt von selbst auf Pogge ein, um ihn zu bewegen, sein Vorhaben doch auszuführen.

Am 28. machte sich derselbe in der That, von zwei Führern und vier Trägern begleitet, auf den Weg, der durch ähnliche Landschaften wie bisher führte, Campinen, mit vielen Wäldern untermischt. — In einem Dorfe traf der Reisende einige Knaben, die keineswegs alle in dem gleichen Alter standen, an denen die Beschneidung vollzogen war, und die nun wie im Songogebiete krinolinenartige Röcke aus Palmfasern bis zu ihrer Heilung trugen. Auch erkundete er, daß die nordwärts wohnenden Bakuba mit Stoffen Handel mit einem noch nördlicher wohnenden Stamme, den Bassonga Meno, treiben, in deren Lande es noch viele Elefanten gibt. Auch in dem Gebiete, wo der Lulua in den Kassai mündet, sollen deren noch viele existiren. Der Kassai soll nach den Aussagen der Eingeborenen weiter nach Norden keine Wasserfälle mehr haben.

Die Haartracht war bei diesem Stamme der Baschilange, den Bena-Kiombe, etwas anders als bisher. Der Schädel war glatt rasirt und zuweilen nur ein Büschel oder Schopf stehen gelassen; zuweilen waren auch mehrere solche unregelmäßig auf dem Kopf vertheilte Stellen, wo das Haar stehen gelassen war, zu bemerken. Die Bekleidung wich von der bisher gesehenen nicht ab, aber Tätowirung war sehr selten zu bemerken. Die Häuser differirten auch nicht sonderlich von der bisher beobachteten Form. Sie waren viereckig mit spitzem Dach. Die Wände bestanden aus Baumrinde, die durch senkrechte Stäbe festgehalten wurde. Das aus Stroh oder Blattwerk bestehende Dach wurde durch ein Gitterwerk von Rotang festgehalten. Die Häuser waren etwa 2,5 m hoch und 2 m in jeder Seite lang, die Thür etwa 1 m hoch.

Das Gebiet schien ziemlich stark bevölkert, jedoch waren alle Siedelplätze nur sehr klein, und jedes dieser „Kibundschi“ bestand aus einer kleinen Reihe von Hütten mit einigen Palmen und Bananen. In jeder derselben waren die bereits erwähnten, unter einigen Büschen oder Bäumen stehenden, am oberen Ende mit einem geschnitzten menschlichen Gesicht versehenen und roth angemalten Fetischholzklötze zu bemerken. Als weitere Fetische dienten auch vor den Hütten auf Holzstäben aufgespießte Eier. Die umwohnende Bevölkerung, namentlich die Weiber und Kinder, begleiteten die kleine Karawane mit lautem, lästig fallendem Geschrei.

In Bena-Gandu hatte Pogge wieder Schwierigkeiten mit dem Soba, der ihn zwingen wollte, einen Tag in seinem Dorfe zu verweilen, so daß der Reisende wieder mit Gewalt drohen mußte. Der Soba gab unter solchen Umständen schnell seinen Widerstand auf und bestand nun darauf, zum Zeichen seiner Freundschaft „Pemba“ zu geben. Die Ceremonie bestand darin, daß der Soba einen weißen Strich auf die Hand Pogge's machte, darauf zuerst die „Pemba“ und dann die Hand bespuckte und zum Schlusse einige Worte murmelte.

Der weitere Weg von hier aus war, wie Pogge sagt, der schlechteste, den er je in Afrika zurücklegte. Dichte Urwälder bedeckten die Gegend, und nur selten fanden sich offene kleine Campinenplätze. 4—5 m hohe Ameisenhügel waren sehr häufig. Die zahlreichen, tief eingeschnittenen, steiluferigen Bachbetten machten den Marsch ganz ungemein beschwerlich. Der Urwald war ein dichtes Gewirr von hohen Bäumen und zahllosen Ranken und Schmarotzern. Die Bäche, 5—6 m breit, enthielten Wasser von wenigen Zoll bis zwei Fuß Tiefe. Am 2. December war das Ziel nahe erreicht; wegen der Schwierigkeit des letzten Stück Weges wurde das Gepäck nebst den Ochsen zurückgelassen. Der Urwald war dichter und stärker als je, und Pogge sah hier die größten Bäume, die er bisher in Afrika erblickt hatte. Nach einem sechsstündigen beschwerlichen Marsche wurde das Mündungsgebiet endlich erreicht, doch war die Landschaft so dicht bewaldet, daß die Gewinnung eines ordentlichen Ueberblickes von den etwa 40 m hohen, von oben bis unten mit Urwald bedeckten Hügeln sehr schwierig war.

Der Kassai oder Saire fließt nach Nordost und der Lulua nach West; kurz vor seiner Einmündung in den Saire schlägt er eine westsüdwestliche Richtung ein, so daß er dem Saire also fast gerade entgegenströmt. Bei der Mündung ist der Lulua etwa 4—500 m, der Saire ca. 1000 m breit; vor der Mündung bemerkte Pogge zwei kleine Inseln, ca. 60 m lang und 60—200 m breit, in der Mitte mit Buschwerk und einigen hohen Bäumen bewachsen, sonst aber aus kahlem Sande bestehend.

Im Kassai selbst lag noch eine größere Insel mit Waldhügeln. Auf einer Sandbank spielten Flußpferde. Der Hauptstrom floß langsam und schien keine besondere Tiefe zu haben. Am Abend kehrte Pogge nach dem Fundo, dem Lager, zurück.

Die Gegend war ungemein wild, die Flußufer des Lulua wiesen zahlreiche Löcher mit etwas salzigem Wasser auf, die Nachts von den Elefanten und Büffeln besucht wurden. Ein Ochse kam unter die hier zahlreichen Elefantenfallen — hohe thorartige Gerüste, in deren Mitte ein durch Gewichte beschwerter Speer hängt, der sich dem Elefanten, wenn er durch das Gerüst hindurch will, beim Herabfallen in den Rücken bohrt, — und mußte getödtet werden, da er zu stark verwundet war. Auch die schmalen Jägerpfade waren voll von diesen Fallen. Der Wald war so dicht, daß Pogge die Sonne den ganzen Tag nicht zu Gesicht bekam. Im Lager waren die Bienen sehr lästig, die Ochsen wurden von einer grauen Stechfliege arg gequält, so daß für sie bis nach Sonnenuntergang Feuer unterhalten werden mußte. Nachts waren die Moskitos sehr arg. Der Wald war sehr reich an dickstämmigen Kautschuckranken, die sich als sehr saftreich erwiesen. Von Bena-Gandu bis zum Mündungsgebiet ist das Land nahezu unbewohnt, die Gegend bildet einen großen, ununterbrochenen Urwald, in dem nur einzelne Hütten von Jägern zu finden sind, die der Jagd auf Ratten, Vögel und Elefanten obliegen.

Die Bevölkerung von Bena-Gandu, wohin am 3. December der Rückweg angetreten wurde, hatte neben „Fuba" (Maniokmehl) Nichts zu verkaufen als Salz, und dieses wurde gegen getrocknetes Fleisch des getödteten Ochsen erstanden. Menschen verkaufen sie nicht. Die eisernen Pfeile waren sehr schön gearbeitet und von den verschiedensten Formen. Die Fischkörbe zum Fischen waren aus Rotang geflochten, etwas oval, 50 cm hoch und 70 cm im Durchmesser. Die Pfeifen waren von Holz mit eisernem oder kupfernem Mundstück. Diese Grenzbewohner haben entschieden das Bulldoggengesicht der Basonge, auch der Habitus und die Haartracht erinnern an diese.

Am 6. December traf Pogge wieder in Mukuka ein, wo er seine Karawane noch vollständig beisammen traf, obwohl er seinem Dolmetscher, dem Ambaquisten Kaschawalla, befohlen hatte, 5 Tage nach seinem Aufbruch zur Mündung des Lulua, seinerseits nach Kikassa am Kassai aufzubrechen. Kaschawalla entschuldigte sich damit, daß der Soba ihn nicht habe ziehen lassen. Auch Ignatio war noch da, der vorgezogen hatte, seine Leute allein zu Kalamba nach Mukenge zu schicken und seinerseits deren Rückkehr hier abzuwarten.

Am 8. setzte sich die Pogge'sche Karawane in südwestlicher Richtung wieder in Bewegung und durchzog zunächst angenehm zu durchreitende Campinen mit wenig Urwald; das Gras war bald lang, bald kurz und mit zahlreichem Buschwerk durchsetzt. Am 9. befand man sich, nachdem wiederholt Bäche mit tiefen Schluchten passirt wurden, auf einem über 100 m hohen Berg, der sich als eine weite plateauartige Wasserscheide zwischen dem Kassai und Lulua erwies, und der eine gute Aussicht auf die vorliegende Ebene mit ihren Campinen, Wäldern, zahlreichen Oelpalmen und Dörfern ermöglichte. Am Anfang des Plateaus lag ein großes Dorf, dessen Bewohner dem Zuge schreiend nachliefen und erst durch Pogge's drohende Pistole zurückgetrieben wurden. Gleich bei Beginn des Plateaus wurden zwei links und rechts vom Wege liegende tiefe Thalkessel passirt, die einen kleinen See enthielten. Weiterhin wurde die Gegend wieder unfruchtbarer, die Campine war mit kurzem Grase dürftig bewachsen, ohne Palmen und menschenleer; nur die tiefeingeschnittenen, waldumsäumten Bäche, die alle nach Südost liefen, wiederholten sich. Man begegnete vielen Kioquekarawanen. Die Bevölkerung in der Nähe des Kassai zeigte großes Verlangen nach Kupferspangen. Erdnüsse waren viel zu haben, aber Hühner wie bisher sehr selten. Die Bekleidung, die bekannten, an einer Schnur um die Lenden hängenden zwei schürzenartigen Fell- oder Zeugstücke, waren noch minimaler als bisher, so daß namentlich die hintere einen großen Theil des zu verhüllenden Körpertheiles bloß ließ. In den Haaren wurden Perlen getragen und die Locken mit „Tukula“ gefärbt.

Am 16. December wurde der Kassai passirt, nachdem der Reitochse Pogge's, der krank war, um wenigstens sein Fleisch zu gewinnen, getödtet worden war. Der Flußübergang war wieder nicht ohne die gewöhnlichen Prellereien zu ermöglichen, und wurden unverschämte Preise von dem Piloten Kitangua, einem Sohn des alten Häuptlings Bumba, verlangt; Pogge mußte für sich ein Gewehr und 4 Yards Stoff bezahlen, für jeden der Träger 10 „Bolas“ (Gummi). Zum Uebersetzen über den Kassai, der hier höchstens 350 m breit war, wurden 7—8 m lange, 70 cm breite und ebenso tiefe Spitzkähne verwandt, die durch lange Ruder, deren Blatt allein 1—2 m maß, und die man im Stehen gebraucht, bewegt wurden. Das Wasser des Flusses war braun und floß ziemlich rasch.

Froh, das Raubnest Kikassa hinter sich zu haben, brach Pogge bereits am 17. wieder auf, um direct auf Kassange zu marschiren. Man begegnete abermals großen Kioquekarawanen, eine davon umfaßte mindestens 250 Träger.

Er ging 6 Tage auf der Kimbundustraße nach Süden, bog dann westlich ab und durchkreuzte in südwestlicher Richtung Lunda, Kahongulo, einige Tagereisen südlich, Muata Kumbana nördlich seines Weges lassend. Die Flüsse Loange, Quilu und Ohamba passirte er auf den von Schütt benutzten Fähren und ging dann durch's Land der Maschinge und durch Kassange nach Malange. Die Fälle des Kassai, eine Tagereise südlich von Kikassa, hatte Pogge zu seinem großen Bedauern nicht besuchen können, da er von einem so starken Bluthusten befallen wurde, daß er einige Tage, um sich zu erholen, liegen blieb.

In Malange traf Pogge den zu einem neuen Unternehmen abermals in Westafrika anwesenden Lieutenant Wissmann. Das wunderbare Wiedersehen wurde durch den hochgradigen Schwächezustand Pogge's für Beide schmerzlich getrübt.

Mit Wissmann's Hilfe konnte der völlig Erschöpfte schnell seine Geschäfte mit den portugiesischen Händlern abwickeln und in Eilmärschen nach der Küste nach Loanda transportirt werden.

Eine durch Erkältung zugezogene Lungenentzündung brach hier den letzten Rest der Widerstandskraft einer Natur, die so lange Strapazen und Gefahren Trotz geboten hatte.

Brief des deutschen Consuls, Herrn Wenninger, an die Afrikanische Gesellschaft.

Loanda, 17. März 1884.

Ich habe Ihnen die traurige Nachricht mitzutheilen, daß der berühmte Reisende Dr. Paul Pogge heute, am 17. März Morgens $5^1/_2$ Uhr im holländischen Hause zu Loanda an einer Lungenentzündung gestorben ist. Am 28. Februar via Dondo hier eingetroffen, litt er schon an einem hartnäckigen Husten, was, wie er sagte, schon von mehr als einem Jahre datirte und, wie er meinte, sehr gut in Deutschland curirt werden sollte.

Dr. Pogge war dabei sehr schwach, und obwohl er guten Appetit hatte und weiter sehr lebhaft war, wurde ihm doch an-

gerathen, einen Arzt zu consultiren, bevor er nach Europa abginge — leider ohne Erfolg.

Gestern Morgen kam Dr. Pogge wie gewöhnlich von der oberen Stadt, um zu essen, nach dem holländischen Hause, war aber ganz abgemattet und konnte kaum Athem holen. Er wurde zu Bett gebracht, der Arzt wurde gerufen, zuletzt ein Pflaster applicirt, aber Alles war vergebens; die Krankheit war schon zu weit vorgeschritten, und seine Schwäche that das Weitere.

Dr. Pogge wollte gestern Abend mein Wort haben, daß ich, im Falle seine Krankheit tödtlich verliefe, sein Tagebuch verbrennen würde, was ich bestimmt verweigerte.

Er wurde heute Abend auf dem protestantischen Kirchhofe beerdigt. Ich meinte, hier in Loanda die traurige Feier erfüllen zu müssen, für eine würdige Beerdigung Sorge zu tragen. Alle Civil- und Militärbehörden und sehr viele Verehrer des berühmten Reisenden haben den Sarg bis zur letzten Ruhestätte begleitet.

Die hinterlassenen Sachen habe ich einstweilen aufbewahrt. Sie werden dieselben sammt Todtenschein und weiteren Beilagen von der Direction dieses Hauses in Rotterdam so bald wie möglich erhalten.





POGGE.

Anhang.

I. Praktische Winke zum Reisen und Aufenthalt im äquatorialen Afrika (mit Skizze).

II. Meteorologische Beobachtungen.

III. Höhenmessungen.

IV. Astronomische Beobachtungen.



I. Praktische Winke zum Reisen und Aufenthalt im äquatorialen Afrika.



Seitdem Deutschland in die Reihe der colonialen Mächte getreten ist, werden vielen Landsleuten während eines 8jährigen Aufenthalts im äquatorialen Afrika gesammelte Erfahrungen nicht ohne Interesse und Nutzen sein.

Ueber alle Punkte, die ich berühren werde, ist Manches schon geschrieben, davon aber Vieles für den Laien zu wissenschaftlich behandelt, und Manches, worüber die Ansichten getheilt sind. Ich will daher das Brauchbare zu ergänzen suchen, dem Laien zeigen, daß man auch ohne langjähriges Studium der Wissenschaft und praktischen Eröffnung Afrika's manchen Dienst leisten kann, und über streitige Punkte meine Erfahrungen in die Wagschale werfen.

Für die cartographische Aufnahme eines unbekannten oder wenig bekannten Landes auf Reisen muß die Route des Reisenden das Skelett bilden, das in das astronomisch festgelegte Netz eingepaßt wird, und an welches sich die topographische Aufnahme anschmiegt.

Die Anforderungen an den Reisenden, der das durchwanderte Gebiet aufnehmen will, bestehen im Croquiren, in astronomischen Bestimmungen der Länge und Breite, und Höhenmessungen.

Für ersteren Punkt ist die Ausrüstung am besten folgende:

Eine starke Taschenuhr, ein Nadelcompaß, als Tascheninstrument, möglichst groß; ein Bleistift, an einer Schnur um den Hals ge-

hängt; ein Block Papier, der in die Tasche paßt, und dessen Blätter abgerissen werden können.

Während des Marsches wird croquirt, so gut es geht, skizzirt und Bemerkungen gemacht, was, im Lager angekommen, wenn irgend möglich, noch an demselben Tage, wo das Verzeichnete frisch im Gedächtniß ist, auf das Kartenblatt, in's Skizzenheft und in's Tagebuch übertragen wird. Das vom Block abgerissene Papier wird zur Sicherheit aufbewahrt.

Beim Croquiren verfährt man praktisch folgendermaßen: Der Weg der Karawane wird geradlinig und nach Winkeln scharf gebrochen dargestellt, die abgelesenen Uhrzeiten mit eventuellem Aufenthalt über der Weglinie, die Peilungen der Wegerichtung unter derselben vermerkt. Der Compaß muß von 0—360° eingetheilt sein, so daß die Richtung durch eine einfache Zahl gegeben wird. Ich habe stets rechtweisend abgelesen, da man auf 1—2° annähernd die magnetische Declination wissen muß, und ein kleiner Fehler, weil ein Taschencompaß doch höchstens auf 5° genau abzulesen ist, nicht in's Gewicht fällt. Man erspart hierdurch späteres Einrenken der Karten, ohne durch ein derartiges Ablesen Schwierigkeiten zu haben, und man kann sich auf dem Compaß ein die Declination markirendes Merkmal machen.

Peilungen nach seitwärts der Marschlinie liegenden Objecten, auf beiliegender Skizze z. B. der Berg Mulunda, gibt man zum Unterschiede in gebrochenen Linien, horizontale Höhenlinien je nach der Formation des Terrains und Größe des abgefertigten Maaßstabes in Schichten von 5—50 m. Ich bin meist mit Schichtenhöhen von 10 m ausgekommen. Höhenunterschiede während des Marsches kann man schätzen oder mit einem Taschenaneroïd bestimmen, indem man die directe Ablesung des Standes eingeklammert über der Marschlinie einträgt.

Für Terrainbedeckungen habe ich die in der Armee gebräuchlichen Signaturen angenommen. Einige dort nicht vermerkte befinden sich auf beifolgender Skizze, die ein Tagesblatt des Blockpapiers mit Bemerkungen und Skizzen wiedergeben soll.

Beim Eintragen in das große Kartenblatt besteht die größte Schwierigkeit in der richtigen Beurtheilung der Marschleistung. Erfahrung thut hierbei viel, und wenn man einmal in nordsüdlicher Richtung marschirt, so suche man allabendlich mit denselben Sternen Breiten zu nehmen, und den täglichen Breitenunterschied,

also die wirklich zurückgelegte Distanz, mit der geschätzten zu vergleichen und hierdurch seine Schätzung zu controliren. Der Anfänger nimmt stets zu viel an. Ich kenne einen Fall, in dem ich

Tagesblatt des Blockpapiers.

durch eine astronomische Ortsbestimmung die Reise eines Neulings in Afrika fast auf die Hälfte dessen reducirte, was er gemacht zu haben glaubte.

Es sind 4 km bei Expeditionen in dem Afrika, wo man mit Trägern reist, pro Stunde schon eine gute Leistung.

Beim Reduciren der nach Zeit abgelesenen Marschdistanz auf den Maaßstab der Karte hat man die auf dem Blockpapier vermerkte Marschgeschwindigkeit in Betracht zu ziehen. Man versuche nicht, die Karte in die nebenher laufende astronomische Ortsbestimmung einzupassen, da dies besser in der Heimath geschieht, wenn die Beobachtungen nachgerechnet sind.

Jeder Laie kann sich in wenigen Tagen die Fertigkeit, Breitenbeobachtungen zu machen und auszurechnen, aneignen. Als durchaus bestem Instrument gebe ich dem Theodoliten oder Universalinstrument den Vorzug. Der Gebrauch des Sextanten oder Prismenkreises erfordert längere Uebung und ist weniger praktisch, da der künstliche Horizont, ein Quecksilberspiegel, viele Nachtheile hat. Im Lager wird fast unausgesetzt Maniok, Mais oder Hirse gestoßen und dadurch das Quecksilber, wenn man sich nicht sehr weit vom Lager entfernt, was gegen Abend oft nicht rathsam ist, in eine zitternde Bewegung versetzt, die die Beobachtung sehr erschwert. Auch hält das Reinigen des Quecksilbers jedesmal sehr auf, und das Bedecken des Horizontes mit einem Glas ergibt neue Fehlerquellen.

Als einfachste Methode der Breitenbestimmung schlage ich Culminationen von Fixsternen vor; Planetenbeobachtungen erfordern complicirtere Rechnungen, und Sonnenculminationen sind aus demselben Grunde und wegen der großen Hitze über Mittag nur dann zu nehmen, wenn Nachts bedeckter Himmel ist.

Ist das Instrument mit einem Compaß versehen, dann ist die Bestimmung der magnetischen Declination sehr einfach.

Absolute Längenbestimmungen ohne Controle der Uhren, oder Mitsichführen der Greenwicher Zeit, was Beides mühevoll, ja oft unmöglich ist, sind mechanisch ebenfalls schnell zu erlernen. Die zeitraubende und in unruhiger Umgebung schwierige Ausrechnung derselben kann später in Europa erfolgen.

Höhenmessungen sind so einfach, daß jeder Laie dieselben machen kann. Es handelt sich nur um die Wahl der Instrumente. Leider ist der Quecksilberbarometer nur mit großer Sorgfalt auf Reisen, wie in Afrika, vor dem Unbrauchbarwerden zu schützen. Will man mit Aneroïden beobachten, so muß man 2—3 derselben mit sich führen, sie stets vergleichen und, so oft nur möglich, durch Quecksilberinstrumente oder Siedepunktbeobachtungen controliren. Die Höhe des Lagerplatzes wird am besten Mittags um 12 Uhr

gemessen, weil diese Zeit ziemlich genau mit dem Tagesmittel des Luftdrucks zusammenfällt, und man dann, meist schon im Lagerplatze angekommen, Zeit und Muße findet.

Sonstige meteorologische Beobachtungen geben bei geringer Mühe oft wichtige Resultate, und sollten besonders auf Stationen nirgends unterlassen werden. Die dem Laien vollständig zugänglich geschriebene Anweisung von „Mohn" gibt hinreichendes Verständniß und Belehrung. Ich habe mehrfach in Afrika stationirte Missionare und Kaufleute zu Beobachtungen angeregt und stets nachher erfahren, daß die betreffenden Herren bald selber Vergnügen daran fanden.

Zum klarsten Wiedergeben der Natur ist ein gutes Bild stets das beste Mittel. Bei den Fortschritten der letzten Jahre in der Photographie ist jedem Reisenden ein bei geringem Preise schon recht guter Apparat sehr anzurathen. Die Zeit und Mühe, sich einzuarbeiten, ist gering und das Ergebniß äußerst lohnend. Der frühere Nachtheil, daß man wegen zu großen Gewichts nur wenige Glasplatten mit sich nehmen konnte, ist fortgefallen. Ein Apparat mit allen nöthigen Chemikalien und vielen Hundert Papierplatten macht jetzt kaum eine Trägerlast aus.

Nebenbei, unter Verhältnissen, wo man nicht photographiren kann, ist selbst die schlechteste Bleistiftskizze besser als zeitraubende Beschreibung.

Ueber wissenschaftliche Sammlungen ist hier nicht der Ort näher einzugehen. Die Fachmänner in der Heimath geben, wie ich aus Erfahrung weiß, gern Jedem, der der Wissenschaft durch Sammlungen Dienste leisten will, genaue Auskunft.

Was die Bewaffnung des Reisenden anbetrifft, so kann ich nur rathen, möglichst wenig Gewehre mit sich zu führen, da die Instandhaltung, besonders in der Regenzeit oft recht schwierig wird. Eine einläufige, starkkalibrige (14 mm), schnell zu ladende Expreßbüchse mit starker Pulverladung, Voll- und Expansionsgeschossen, zur Vermeidung des starken Rückschlages mit einer Gummiplatte am Kolben versehen, reicht aus für Elefant, Rhinozeros und Flußpferd, bis hinab zur Antilope. Eine Doppelflinte, Kaliber 12, von etwas langem Lauf, mit Rehposten für Raubwild, vom Leoparden abwärts, Schweine und kleine Antilopen, für Vögel, als Trappen, Gänse, Perlhühner, Enten und Savannenhühner, mit Schrot Nr. 0—3, vervollkommnet die Ausrüstung für den Jäger. Der

Reisende trägt praktisch ein kurzes, starkes Messer und ev. einen kurzen, leichten Bulldoggrevolver im Gürtel. Für die Mannschaft ist ein einläufiges langes Schrotgewehr mit Kammer zum Verschließen (nicht zum Aufklappen, da der Mann oft seine Last damit beim Tragen unterstützt), wie das Tabatièregewehr, zu empfehlen. Dasselbe hat im Falle des Gebrauches gegen feindliche Eingeborene den Vortheil, daß die Treffwahrscheinlichkeit bis auf 80 m, eine weite Entfernung für afrikanischen Krieg, größer ist mit grobem Schrot, und auch die Wirkung nicht so tödtlich als die der Kugeln, da es ja doch nur darauf ankommt, den Feind kampfunfähig zu machen.

Zum Hüttenbau, Reinigen des Weges, Kanoebau, Brückenbau und Herstellen einer Boma ist es vortheilhaft, Beile, Buschmesser und Messer zu vertheilen. Spaten, Aexte und Gliedersägen kann man für den Fall des Gebrauches ausgeben.

Zur Kleidung für den Reisenden halte auch ich, wie Schweinfurth, eine altfränkische lange Weste mit vielen Taschen über einem wollenen Hemd am besten. Man kann einen leichten Rock zum Ueberziehen stets in der Nähe haben. Als Fußbekleidung sind starke Kniestiefel am vortheilhaftesten, wenn man reitet, — Schuhe mit Gamaschen zum Marschiren. In unsere Stiefel schnitten wir schon von vornherein unten ein Loch, damit das Wasser, das man von den thaubehängten Gräsern abstreift, oder welches über die Stiefel einläuft, schnell ablaufen kann und die Beine nicht beschwere. Die hohen Schäfte sollen hauptsächlich gegen Stöße, Dornen oder Ungeziefer schützen.

Ein Sonnenhelm ist auf dem Marsche die beste Kopfbedeckung. Ich hatte nebenbei stets ein Fez in der Satteltasche, um diesen leichteren Schutz im Urwalde, früh Morgens oder Abends, überhaupt stets zu tragen, wenn die Sonne es erlaubte. Zum Jagen ist ein dunkelfarbiger, nicht schwarzer, Filzhut vorzuschlagen.

Ueber den Vor- und Nachtheil der Unterkunft in Hütten oder Zelten ist schon im Laufe des vorangehenden Werkes gesprochen.

Als Feldbett empfiehlt sich ein zwischen zwei Böcken hängendes Lager, das sehr gut mit dem Moskitonetz abzuschließen, und im Falle von Krankheiten auch als Hängematte zum Tragen eingerichtet werden kann.

Die Reiseapotheke des Herrn Dr. Falkenstein empfiehlt sich sehr, begleitet von dem „ärztlichen Rathgeber" von demselben

Herrn. Einige für die Neger der Begleitung besonders wichtige Mittel, als Jodoform, Vaseline, Bismuth, Carbol, Aloë, Chinin und Ammoniak sind in besonderen Vorräthen noch mitzunehmen.

Da über die Gesundheitspflege noch vielfach die Ansichten auseinandergehen, will ich, wenn auch kein Arzt, doch nicht mit meiner Ansicht zurückhalten. Für den gesunden Europäer in den kräftigen Lebensjahren ist bei einem nicht zu unrationellen Leben eine durch das Klima bedingte Lebensgefahr nicht so groß, als man sich vorstellt. Anämische Naturen aber, oder solche, bei denen das Blut nach Qualität anormal ist, gehen mit dem Betreten dieser Region einem qualvollen Leben oder dem Tode entgegen. Ich würde nie einen Europäer nach dem äquatorialen Afrika senden, der nicht eine gesunde Gesichtsfarbe, welche selten täuscht, und einen guten Magen hat. Man hört oft die Ansicht, daß magere, sehnige, blasse Leute, die man wunderlicher Weise „zähe Naturen" nennt, besonders geeignet seien, die Strapazen des Afrikalebens zu ertragen, daß Vollblütige, Kräftige vom Fieber heftiger mitgenommen würden als Erstere. Meine Erfahrungen lehren mich das Gegentheil. Je mehr Fond eine Natur besitzt, um so mehr wird sie Strapazen, Krankheiten, also auch dem Fieber, widerstehen, um so schneller sich wieder erholen und daher besser und länger im Klima aushalten. Mit der Zeit wird in den Tropen Jeder mehr oder weniger blutarm, kräftige Naturen langsamer als solche, die von vornherein Nichts zuzusetzen haben. Es ist anzurathen, zuerst nach 3—4 und dann immer nach 2 Jahren einige Monate in fieberfreiem Klima zuzubringen und je nach dem Befinden inzwischen rationelle Kuren von Eisen und von Arsenik zu machen. Wenn man sieht, wie schwächliche Leute oft nach Afrika kommen, wie wunderbar die Ansichten über Lebensweise sind, so kann man sich über viele Todesfälle nicht wundern.

Ueber Pflege des Körpers und Verhalten bei Krankheiten wird sich jeder Europäer, der hier auf sich selbst angewiesen ist, am besten durch den ärztlichen Rathgeber des Dr. Falkenstein instruiren. Nur will ich hinzufügen, daß ich der Ansicht, man müsse dem Laien keine gefährlich zu gebrauchenden Instrumente oder Gifte mitgeben, nicht beipflichten kann, da solche wie Arsenik und Morphium zu Injectionen für viele Fälle unentbehrlich sind. Ich habe einst ein schweres perniciöses Fieber bei einem Patienten, der in keiner Weise Medicin, Nahrung, Anregungs- und Beruhigungs-

mittel zu sich nehmen konnte und in Folge dessen dem Tode schon sehr nahe war, nur durch Injectionen mit Erfolg behandelt, und bedauere sehr, bei einem früheren Falle, der tödtlichen Ausgang nahm, nicht diese wirksamste Art der Bekämpfung der Krankheit anwenden gekonnt zu haben.

Die Lebensweise, die viel zur Neigung für Malaria-Infection beiträgt, muß natürlich eine möglichst rationelle sein. Ausschreitungen wirken schädlicher als in unserem Klima, und man ist in einem wilden Lande von selbst schon zu Unregelmäßigkeiten, ungewohnten Anstrengungen und Entbehrungen häufig gezwungen. Daß man jedoch ganz vom Gebrauch von Spirituosen Abstand nehmen solle, wie mehrfach angerathen wird, ist nach meiner Ueberzeugung ein sehr falscher Standpunkt. Wir Alle sind mehr oder weniger dieses Anregungsmittel gewöhnt, und hat sich auch die Natur dem accommodirt. Jede plötzliche Aenderung der Lebensweise kann nicht günstig auf den Körper wirken. Mit dem Leben in den Tropen tritt schon an und für sich ein bedeutender Wechsel ein, so daß man denselben nicht künstlich noch schroffer machen darf durch Weglassen eines gewohnten Anregungsmittels. Abgesehen von diesem Grunde, sind in Fällen der Erschlaffung, Erschöpfung, gedrückten Stimmung und der Reconvalescenz Spirituosen von hohem Werthe, wie ich oft beobachtet habe.

Ich bin der Hoffnung, daß es der medicinischen Wissenschaft gelingen wird, ein jedem Europäer in Afrika ohne Bedenken zu empfehlendes Prophylakticum gegen Fieber und dessen Folgen herzustellen. Die bisherige Anwendung von Chinin, Arsenik und Eisen wird in Quantität und Gebrauchsart sehr verschieden empfohlen und hat noch manche Schattenseiten.

Die Behauptung, ein Europäer könne im Klima des äquatorialen Afrika nicht arbeiten, ist besonders für Centralafrika nicht anzunehmen. Beschäftigungslosigkeit und Mangel an Bewegung ist sehr schädlich, ebenso wie zu viel Schlaf. Von $5\frac{1}{2}$–$8\frac{1}{2}$ Uhr Morgens und von 4–6 Uhr Abends kann jeder Europäer im Freien arbeiten, und an vielen bedeckten Tagen länger, und was an Arbeit unter Dach schädlich sein solle, wüßte ich nicht.

II. Meteorologische Beobachtungen.

Hauptresultat der Beobachtungen der mit der Sternwarte verbundenen meteorologischen Station in Loanda im Jahre 1879
(erhalten von der Station u. gegeben zum leichteren Verständniß des Folgenden).

Breite: 8° 48′ 45″.
Länge: 13° 7′ 27″ O. Greenwich[1]).

Höhe der Barometer über dem Meeresspiegel . .	59,25	m
Entfernung vom Meere	187,0	„
Mittel der magnetischen Declinations-Beobachtung	18° 48,0′	W.
Inclination	32° 52,0′	
Jahresmittel des Barometerstandes in einer Höhe v. 59,25 m	755,0	mm
„ „ „ auf Höhe des Meeres	760,25	„
Maximal-Luftdruck (9. Juli und 3. September) . .	766,05	„
Minimal-Luftdruck (14., 15. und 16. December) . .	755,25	„
Jahresmittel der Temperatur	22,8°	C.
(25. November) Absolutes Maximum der Temperatur	33,7°	C.
(24. Juni) Absolutes Minimum der Temperatur . .	13,5°	C.
Jahresmittel der relativen Feuchtigkeit	81,3	
„ „ Regenhöhe	573,2	mm
Hervorragende (fast alleinige) Windrichtung . . .	W.	
Mittel der Geschwindigkeit des Windes im Jahre .	13,7	km
(Größte Geschwindigkeit des Windes 1879, 2. Nov.	29,8	„)

Gewitter 31. (Im Januar 3, Februar 3, März 6, April 14, Mai 2, November 1, December 2.)

Starke Nebel: (Cacimbo) 100 Tage (Mai 16, Juni 18, Juli 25, August 23, September 17, October 1).

---

[1]) Diese Länge stimmt mit den Karten der englischen Admiralität, während Schütt Loanda, angeblich nach den Beobachtungen des dortigen Observatoriums, unter 13° 13′ setzt.

Beobachtungen in Malange von Wissmann.

Da unser Hof den einzig sicheren Raum bot, mußten die Instrumente in diesem aufgestellt werden. Derselbe hat keine Rasennarbe, sondern der Boden besteht aus festgetretenem Lehm und Sand. Gegen directe Sonnenstrahlen schützte das weit überhängende Strohdach eines Gebäudes. Zuerst waren die Instrumente nur 1/4 m hoch über dem Boden, durch ein darunter angebrachtes Holzbrett gegen Strahlung geschützt, an einer Lehmwand angebracht, bald darauf aber in einem improvisirten Jalousiekasten, vorn offen, in einer Ecke 0,7 m von den dieselbe bildenden Lehmwänden entfernt, stets im Schatten und 1,5 m über dem Boden, gegen Regen und Sonnenstrahlen immer noch durch das Strohdach und gegen Strahlung durch ein Brett geschützt und sehr luftig, so daß sich immer Luftzug in der Ecke fühlbar machte. Die Instrumente wurden mit einigen wenigen Ausnahmen pünktlich Morgens um 7 Uhr, Mittags 2 Uhr, Abends 9 Uhr abgelesen und stets durch die in Berlin bestimmten Normalinstrumente controlirt. Soweit sich nicht aus diesen Anordnungen Fehlerquellen nachweisen lassen, übernehme ich die Verantwortung für genaue Resultate.

Es wurden beobachtet: 1) ein Normal-Thermometer, 2) der Psychrometer, der durch ein unter dem nassen Thermometer angebrachtes Gefäß mit Wasser (meist Regenwasser) vermittelst eines Dochtes an seiner Tüllumhüllung stets befeuchtet war. Alle 14 Tage wurden Docht und Umhüllung ersetzt. 3) Zwei Maximum- und zwei Minimum-Thermometer. 4) Ein Regenmesser aus Berlin und, da mir derselbe wegen des geringen Gebrauches auf der Reise, besonders in der nächsten, der trockenen Zeit überflüssig zum Mitnehmen erschien, ein für diesen Zweck construirter, sehr kleiner zur Controle. 5) Ein Wimpel.

Thermometerstände in Celsiusgraden.

1881 Monat	7h a.m.	2h p.m.	9h p.m.	Mittel im Monat	Mittel überhaupt	Maximum	Minimum	Absolutes Maximum	Absolutes Minimum	T. einer Quelle	T. des Malangebaches
Februar . .	21,61	25,87	21,45	22,98	22,64	27,2	18,7	30,0	16,9	22,9	23,0
März	20,54	26,49	20,68	22,57		28,2	18,2	29,9	15,1	22,9	22,9
April	19,44	25,99	20,68	22,37		27,0	17,0	30,2	12,8	22,8	23,0
						Mittel: 27,5	Mittel: 18,0				

Barometer-Stände. (Zuerst Fortin, dann Aneroïd.)

1881 Monat	7 h	2 h	9 h	Mittel Monat	Mittel überhaupt	Siedepunkt nach ° C.	Reducirt. Bar.-Stand
Februar .	670,35	668,09	669,90	669,45	669,89	96,525	667,7
März . . .	671,25	669,00	670,40	670,22			
April . . .	670,90	668,80	670,30	670,00			

Die zweite Decimalstelle ist nur durch Rechnung resultirt.

Psychrometer-Tafel.

1881 Monat	Uhr	Trockener Thermometer ° C.	Feuchter Thermometer ° C.	Differenz	Dunstdruck mm	Relative Feuchtigkeit pCt.	Thaupunkt
Februar . . .	7 h	21,7	19,4	2,3	15,2	80	17,7
	2 h	26,0	21,1	4,9	15,7	63	18,2
	9 h	21,5	18,9	2,6	15,0	78	17,5
Mittel		23,1	19,8	3,3	15,2	78	17,7
März	7 h	20,6	18,6	2,0	14,7	82	17,3
	2 h	26,5	20,3	6,2	13,9	52	16,4
	9 h	20,7	18,5	2,2	14,5	80	17,0
Mittel		22,9	19,1	3,8	14,2	65	16,7
April 1.—15.	7 h	20,3	19,0	1,3	15,6	89	18,3
	2 h	26,7	20,8	5,9	14,5	56	17,4
	9 h	20,8	19,1	1,7	15,4	89	18,1
April 15.—30.	7 h	18,6	17,1	1,5	13,6	86	16,1
	2 h	25,4	19,9	5,5	15,1	58	16,4
	9 h	20,5	18,0	2,5	13,8	77	16,3
Mittel 1.—15.		22,9	19,9	3,0	15,4	74	18,1
Mittel 15.—30.		21,5	18,3	3,2	13,9	72	16,1
Hauptmittel		22,6	19,3	3,3	14,6	72	17,2

Den April habe ich in Zusammenstellung obiger Tabelle getrennt, da vom 15. ab die Witterung ganz plötzlich den Charakter

der trockenen Zeit annahm und auch in den Psychrometer-Beobachtungen sich ein großer Umschwung geltend machte. Ueber den Uebergang der Regenzeit in die trockene, hier „Cashibo" genannt, siehe unten.

Tafel der regelmäßigen Winde.

1881 Monat	Uhr	Windstärke	Haupt-Windrichtung
Februar	7 h	1,0	W.
	2 h	1,5	W.
	9 h	0,7	W.
Mittel			W.
März	7 h	1,0	W.
	2 h	2,0	W.N.W.
	9 h	1,0	W.
Mittel		1,3	W.
April 1.—15. .	7 h	0,5	N.
	2 h	2,0	N.O.
	9 h	0,3	N.O.
Mittel		0,9	
April 15.—30. .	7 h	1,0	O.S.O.
	2 h	3,0	O.
	9 h	0,2	O.S.O.
Mittel		1,6	

Die Windstärke ist geschätzt nach der 8theiligen Scala. Die Decimalstellen sind durch Rechnung resultirt. Die Windrichtung vermittelst des Wimpels genommen.

Bei Gewittern kamen die abkühlenden unteren Winde stets von dem Gewitter her, während oben in nicht sehr großer Höhe der Wolkenzug nach dem Gewitter ging.

Man kann als Wind der Regenzeit den Westwind, als den der trockenen den Ostwind mit großer Sicherheit bezeichnen. Charakteristisch für die trockene Zeit sind plötzlich sich erhebende kühle Wirbelwinde, die von Osten nach Westen ziehen und schnell vorbeigehen. Die Winde in höheren Regionen sind sehr schwer

zu erkennen; mehrfach sah ich in der Regenzeit die höchsten Wolken von Osten nach Westen ziehen. Nachträglich beobachtete ich in der eingetretenen trockenen Zeit des Nachts Westwinde. An solchen Tagen war der Nebel schon des Nachts und am anderen Morgen sehr stark.

Bewölkungs-Tafel.

1881 Monat	Uhr	Grad der Bewölkung	Wolkenform	Wolkenzug
Februar	7 h 2 h 9 h	9 8 7	Cumulus	W.—O.
März	7 h 2 h 9 h	9 7 6	Cumulus	W.—O.
April 1.—15.	7 h 2 h 9 h	9 8 10	Cumulus	W.—O. und N.O.—S.W.
April 15.—30.	7 h 2 h 9 h	1 oder Nebel 5 0 oder 3	Cirri oder Cum. — Cirri Cum. Kleine Cum.	O.—W.

Der Grad der Bewölkung ist nach der 10theiligen Scala geschätzt.

Die Wolkenform zeigt in der Regenzeit meist dichte Cumuli, die nicht selten in großartig schöner Weise thurmartig hochragen. Besonders in der Uebergangszeit von der nassen zur trockenen ist es auffallend, wie rapide schnell Umformungen in der Bewölkung stattfinden. So besonders habe ich dreimal beobachtet, wie eine aus Westen herjagende Nebelwand (nur bei Nacht) den vollkommen klaren Himmel in der Zeit von höchstens 5 Minuten so vollständig bedeckt, daß kein Stern mehr sichtbar ist. In der Regenzeit bildeten sich in den seltenen klaren Nächten mit ebensolcher Geschwindigkeit wallförmige leichte Cumuli, die, bald verschwindend, bald wiedererscheinend, beim astronomischen Arbeiten sehr störend waren.

Regentafel.

1881 Monat	Gewittertage	Zug der Gewitter	Wetterleuchten Tage	Regentage ohne Gewitter	Regenmenge mm
Februar . . .	12	N.—S.W.	12 meist in N.W.	0	77,7
März	11	N.—W.	19 meist in O. u. S.O.	2	122,8
April 1.—15.	6	N.O.—W.	8 meist in N.W.	1	125,2
„ 15.—30.	0	—	1 im N.	0	0
				Summa . .	325,7
Nachtrag.					
6., 7. und 15. Mai .	3	N.—W.	6 im N.	0	10,3
				Summa . .	336,0

Der Zug der Gewitter war ein sehr regelmäßiger, an dem im Westen von Malange von Nordwest nach Südost streichenden Abfall des Plateaus von Malange nach dem in derselben Richtung fließenden Lombefluß, entlang. Nur drei Gewitter zogen senkrecht über Malange. Die Regenmenge war nach der Aussage der Einwohner ausnahmsweise gering für die große Regenzeit, auch hat dieselbe gegen frühere Jahre früher eingesetzt und aufgehört. Es soll dagegen die kleine Regenzeit, October, November, December ungewöhnlich ergiebig gewesen sein. Das nochmalige Einsetzen des Regens am 6. Mai überraschte allgemein.

Von der Großartigkeit eines Tropengewitters hatte ich mir eine ganz andere Vorstellung gemacht; ich habe in Deutschland viele bedeutendere Gewitter erlebt. Bei einem einzigen Gewitter allerdings (am 13. April) habe ich, da im wahren Sinne des Wortes der Donner nie verhallte, in 5 Minuten 124 Blitze gezählt. Die Form der Blitze ist eine viel mannigfaltigere als bei uns. Häufig waren Büschelblitze, auch kettenartig unterbrochene Blitze, nicht, wie sie Herr Dr. Pechuel-Lösche beobachtete, geradlinig, sondern in einem vielfach unterbrochenen Zickzack. Erwähnen möchte ich noch, daß bei klarem Himmel nach einem Gewitter die Sterne

überraschend lebhafter scintillirten. Dem Donner nach zu urtheilen, hat es hier nur viermal eingeschlagen, und zwar nur im Februar, dann schienen alle Gewitter sehr hoch zu ziehen und nach dem dumpfen, hohlen Gepolter des Donners über eine niedriger stehende Wolkendecke.

Die Periode des Uebergangs der Regenzeit in die trockene ist die einzige, die ich in ihrem vollen Verlaufe erlebt habe, und will ich daher dieselbe kurz charakterisiren.

Schon gegen Ende der Regenzeit machten sich ab und zu bei dem in der Regenzeit sonst ausnahmslos wehenden Westwinde kurze Windstöße aus Ost und Süd bemerkbar. In demselben Maaße, wie die Gewitter abnahmen und zuletzt nur noch Wetterleuchten im Norden beobachtet wurde, nahmen die Ost- und die noch kühleren, aber selteneren Südwinde zu. Die Bewölkung nahm einen ganz anderen Charakter an. Wo sonst nur Haufenwolken in massiger, thurmartiger Form meist den ganzen Himmel bedeckten, erschienen des Morgens Federwolken oder Schäfchen, oder der Himmel war ganz klar, oder endlich dichter Nebel, der sich gegen 9 Uhr Vormittags auflöste, kleine leichte, unregelmäßig verstreute Cumuli enthüllte, die sich, bald dichter werdend, bald mehr zerstreut, bis gegen Sonnenuntergang hielten, wo dann immer klarer Himmel eintrat. Wie schon erwähnt, erhob sich meist gegen 9 Uhr Vormittags ein leichter Ostwind, der gegen Mittag zunahm, dann, gegen Abend wieder verschwindend, einer so vollkommenen Windstille wich, daß Wattenstückchen senkrecht zur Erde fallen. Diese Stille hält bis zum nächsten Morgen an. Nachträglich habe ich Nachts ab und zu Westwinde beobachtet, auf die dann Morgens dichter Nebel folgte. Die Temperatur wird in ihrem Mittel geringer, denn obgleich am Tage sich kein bedeutender Unterschied geltend macht, mir persönlich sogar diese trockene Wärme lästiger ist, so sinkt die Temperatur bei Nacht doch bedeutend herab, und während das Minimum in der Regenzeit nie unter 15° fiel, kam es jetzt wiederholt auf 12°. Gewöhnlich vollzieht sich der Uebergang viel plötzlicher. Solche nach längerem Ausbleiben nochmals einsetzende Regen, wie wir sie in diesem Jahre am 6., 7. und 15. Mai erlebten, sind ungewöhnlich. Charakteristisch endlich für die eingetretene trockene Zeit sind bräunlich gefärbte, langgestreckte Rauchwolken am Horizont, Höhenrauch, allgemeine gelbliche Färbung des ganzen Firmamentes, lauter Folgen der Savannenbrände.

Weitere meteorologische Beobachtungen Lieutenant Wissmann's.

Da sich in jene Zusammenstellung der Beobachtungsresultate, die Lieutenant Wissmann aus Malange selbst einsandte, wie sich aus einer nachträglichen Bearbeitung seines meteorologischen Journals ergab, einige kleine Irrthümer eingeschlichen haben, und da die inzwischen publicirten Beobachtungen des Herrn von Mechow, welche ein ganzes Jahr umfassen, es gestatten, auch die von Seiten des Herrn Lieut. Wissmann zuweilen außerhalb der von ihm gewählten Termine 7 a. m., 2 p. m. und 9 p. m. gemachten Ablesungen annähernd zu reduciren und zu Gesammtmitteln zu vereinigen, so ist es vielleicht nicht unangezeigt, die Hauptresultate dieser Beobachtungen an dieser Stelle noch einmal in revidirter Form zu reproduciren. Da die barometrischen Beobachtungen Wissmann's von Seiten des Herrn Professor Zöppritz schon eine eingehende Bearbeitung gefunden haben, so können dieselben an dieser Stelle wegbleiben. Die Frage nach den Correctionen der angewandten Thermometer muß eine offene bleiben, da sich über diese nachträglich Nichts mehr hat ermitteln lassen. Die ziemlich bedeutenden Differenzen, welche die Mechow'schen und Wissmann'schen Temperaturbeobachtungen aufweisen und welche in den Morgen- und Abendstunden bis auf 3° im Mittel sich erheben, so zwar, daß die Beobachtungen Wissmann's um diesen Betrag höher sind als die von Mechow's, dürften nach anderweitigen Erfahrungen wohl nur zum kleinen Theil auf Rechnung der unbekannten Correctionen der Wissmann'schen Thermometer und der strengen Ansprüchen vielleicht nicht ganz genügenden Aufstellungsweise derselben zu setzen, vielmehr vornehmlich auf Verschiedenheit der Jahrgänge zurückzuführen sein, da namentlich auch die Beobachtungen des Observatoriums in Loanda ähnliche Verhältnisse unzweifelhaft aufweisen.

Tabelle I.

1881	Lufttemperatur 7a.m.	2p.m.	9p.m.	$\frac{7+2+2\times9}{4}$	Mittleres Max.	Min.	Absolutes Max.	Min.	Temperatur einer Quelle	des Malange-Baches	Regenmenge
	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	mm
Februar	22,0	25,7	21,3	22,6	27,6	18,8	30,0	16,9	—	26,2	64,0
März	20,4	26,0	20,7	21,9	27,8	18,3	29,9	15,1	22,2	—	104,8
April	19,4	25,7	20,3	21,4	27,1	16,8	30,2	12,8	22,7	23,0	125,8
Mai	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	18,3

1881	Bewölkung 7a.m.	2p.m	9p.m.	Mittel	Windstärke 7a.m.	2p.m.	9p.m.	Mittel	Zahl der Tage mit Gewitter	Wetterleuchten	meßbarem Regen
Februar	8,3	7,6	6,8	7,6	1,0	1,4	0,6	1,0	12	4	10
März	7,3	7,5	7,2	7,4	0,9	1,6	0,9	1,1	12	6	11
April	7,5	7,0	6,3	6,9	0,7	1,9	0,2	0,9	8	0	9

Im weiteren Verlauf der Reise hat Wissmann dann nur noch allgemeine Witterungsnotizen gemacht über Wind, Bewölkung, Gewitter und deren Zugrichtung u. s. w.; deren Gesammtresultate im Folgenden kurz wiedergegeben werden sollen.

Im Juni 1881 war das durchschnittliche Wetter, nachdem die Expedition am 4. Juni von Malange aufgebrochen war, durchaus dem typischen Charakter der um diese Jahreszeit eintretenden Trockenzeit entsprechend. Der Himmel war meist heiter, wenn nicht in den Morgenstunden Nebel herrschte; die spärliche Bewölkung bestand, wenn sie überhaupt zu beobachten war, aus leichten cirrusartigen Gebilden. An den meisten Tagen wurde Höhenrauch beobachtet, herrührend von den großartigen afrikanischen Savannenbränden. Zum ersten Mal war solcher in Malange am 26. April beobachtet worden. An 6 Tagen in diesem Monat wurden in der Nacht und am frühen Morgen stürmische Windstöße aus Ost notirt, Tags über herrschte meist ganz ruhiges Wetter oder ein kaum merklicher östlicher Hauch.

Tabelle II.

Malange, Windrichtungen 1881.

Monat	Zeit	N.	N.N.E.	N.E.	E.N.E.	E.	E.S.E.	S.E.	S.S.E.	S.	S.S.W.	S.W.	W.S.W.	W.	W.N.W.	N.W.	N.N.W.	Still	Anz. d. Beobachtung
Februar . .	7a	1	—	1	—	1	—	—	—	1	—	2	1	9	—	—	—	8	24
	2p	2	—	—	—	3	—	2	—	3	—	1	1	5	1	1	—	3	22
	9p	1	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	1	4	—	—	—	13	21
	Summe	4	—	2	—	4	—	3	—	4	—	3	3	18	1	1	—	24	67
März . . .	7a	1	—	—	—	—	2	1	—	2	—	—	—	7	1	3	—	10	27
	2p	2	1	3	—	1	—	2	1	1	1	2	—	5	—	3	2	2	26
	9p	1	—	3	—	—	—	—	—	—	—	2	1	5	—	2	—	13	27
	Summe	4	1	6	—	1	2	3	1	3	1	4	1	17	1	8	2	25	80
April . . .	7a	—	—	2	1	3	—	3	—	1	—	—	—	1	—	—	—	16	27
	2p	—	—	2	—	8	4	7	2	3	—	1	—	1	—	—	—	—	28
	9p	2	—	—	—	—	—	2	—	—	—	1	—	—	—	—	—	24	29
	Summe	2	—	4	1	11	4	12	2	4	—	2	—	2	—	—	—	40	84

Im Juli, als die Reisenden sich bereits auf dem rechten Ufer des Quango befanden, blieben die meteorologischen Verhältnisse noch dieselben. Die Temperatur sank des Nachts bis auf 5° herab und erhob sich Tags über bis auf ca. 28°. Das erste Wetterleuchten und der erste ferne Donner wurden am 23. Juli in der Nähe von Kimbundu beobachtet, und wurde bemerkt, daß, sobald der Wind nach Nordwest und West ging, das Wetter trübe und zu Regen geneigt wurde, während, sobald derselbe auf Ost zurückging, sofort das typische heitere Wetter der Trockenzeit wieder eintrat.

Am 8. August, im Gebiete des Luelle, wurden abermals Gewitterregen notirt, ebenso am 9. und 10., jedoch nahm das Wetter in den folgenden Tagen noch einmal bis etwa zum 19. den Charakter der Trockenzeit an. Von diesem Zeitpunkte ab wurde es jedoch merklich heißer, und Wetterleuchten, leichte Gewitterregen, zum Theil auch Sprühregen, verkündeten den nahen Eintritt der Regenzeit, die denn auch im September während des Marsches durch das Gebiet der Kalunda (7.—8.° südl. Breite) durch fast tägliche Gewitter und oft sehr anhaltende, starke Regen sich nachhaltig geltend machte. Die gleichen Witterungsverhältnisse herrschten während der Reise durch das Gebiet der Baschilange und während des Aufenthaltes der Expedition in der Residenz des Mukenge im October und November 1881. Die Gewitter traten oft wochenlang mit erstaunlicher Regelmäßigkeit in den Nachmittags- und Abendstunden ein, während am Vormittag durchschnittlich heißer Sonnenschein mit mächtiger Cumulusbildung vorherrschte. Ende November nahm die Gewitterhäufigkeit etwas ab, und im December auf dem Marsche von Tschingenge nach dem Lubilasch (6.—5.° südl. Breite) waren Gewitterregen selten, zuweilen fiel etwas Sprühregen, es gab viele bedeckte trübe Tage, die Temperatur war auffallend kühl, und der vorwaltend wehende Westwind wird als kalter Wind von Wissmann bezeichnet.

Der Anfang des Januar 1882, während dessen die Expedition langsam im Lande der Bassonge fortrückte (5.° südl. Breite), war sehr heiß und trotzdem fast ganz trocken, auch die zweite Hälfte dieses Monats, welche Wissmann dauernd in Mona Katschitsch am Lubilasch verlebte, brachte nur wenig Gewitter bei großer Hitze. Dabei waren Wirbelwinde und plötzliche starke Windstöße

häufig. Erst die allerletzten Tage des Januar und die erste Hälfte des Februar war wieder reich an Gewitterregen, die zweite Hälfte jedoch, während deren die Expedition das Gebiet der Bassonge mit den großen, meilenlangen Dörfern passirte, wieder mehr trocken. Der März war wieder ein heißer, an starken Gewitterregen reicher Monat, während dessen die Expedition das Gebiet des Lomani passirte. Der April und Mai 1882 bestand im Gebiete von Nyangwe aus abwechselnden Perioden von trockenen und Gewittertagen, und erst am Ende des Monats Mai machte sich die herannahende Trockenzeit deutlich bemerklich. Noch am 27. Mai fand in Nyangwe ein starkes Gewitter statt. Die erste Hälfte des Juni, die Wissmann ebenfalls noch in Nyangwe verbrachte, blieb ohne Regen, Morgens herrschte öfter Nebel, der sich gegen 10 Uhr a. m. auflöste, worauf dann der Himmel meist heiter wurde; Nachts wurde meist ein starker Ostwind bemerkt, am 6. sogar noch Wetterleuchten im Osten, ebenso am 20. Am 27. Juni im Lande Manyema wurde der Reisende Abends von einem starken Gewitterregen überfallen. Der Juli, in dessen letzten Tagen der Tanganjika-See erreicht wurde, war ein trockener Monat. Morgens wurden in dieser Zeit stets östliche Winde beobachtet, die im Laufe des Tages von Nordost nach Ost und Südost, Abends meist von Südsüdost her wehten. Nie wehte während des Tages ein westlicher Wind, nur Nachts verspürte Wissmann zuweilen einen ganz leichten Hauch.

Mit dem Verlassen der östlichen Gebiete des Tanganjika-Sees, Ende August, hört das Tagebuch auf. Am 1. August wurde starkes Wetterleuchten im Süden beobachtet, im Uebrigen verlief ein Tag im Allgemeinen wie der andere; der Südost-Passat fing Morgens um 8 Uhr an zu wehen, gegen Abend ging er nach Süden, Nachts herrschte meist Stille. Wirbelbildungen waren häufig. Am 19. blieb die Brise aus, der Tag war ausnahmsweise bewölkt, und Nachts erfolgte einstündiger leichter Regen. Am 23. zeigten sich bereits die mächtigen Cumuli der Regenzeit und wurde auch entfernter Donner gehört.

Meteorologische Beobachtungen von Dr. Pogge in Mukenge.

Von seiner Reise nach Nyangwe wieder nach Mukenge zurückgekehrt, begann Dr. Pogge vom 20. Juli 1882 an in seinem

Tagebuch allgemeine Witterungsnotizen zu machen, die hauptsächlich das Auftreten von Gewittern und Regenfällen, die bei Gelegenheit von ersteren stattfindenden Windverhältnisse, sowie vielfach die jeweilig vorkommenden Winde im Allgemeinen, und endlich auch die Bewölkung betreffen. Leider beziehen sich diese flüchtigen Notizen weder auf bestimmte Tagesstunden, noch sind bei denselben regelmäßig alle einmal in Betracht gezogenen meteorologischen Elemente berücksichtigt. Es kommen Tage, wenn auch nur selten und nur in einzelnen Monaten vor, an denen dieser Theil der täglichen Notirungen ganz weggelassen oder doch sehr knapp behandelt wurde. Immerhin scheint aber das Vorkommen besonders in die Augen fallender Erscheinungen, als besonders von Gewittern und Regenfällen lückenlos aufgeschrieben zu sein, und scheinen nur solche Tage die eben erwähnte Behandlung erfahren zu haben, die meteorologisch nichts besonders Bemerkenswerthes boten.

Die Notirungen wurden auch an solchen Tagen und in solchen Perioden gemacht, in denen der Reisende nicht in Mukenge selbst anwesend war, sondern der Jagd halber in der Umgegend — meist nur einige Stunden Wegs von der Station entfernt — sich aufhielt. Da sich alle diese Bemerkungen jedoch nur auf allgemein auftretende Erscheinungen, wie Gewitter und Regen, beziehen, und da es sich bei der Verwerthung derselben nur um die Gewinnung eines allgemeinen Bildes der Witterung handeln kann, so sind jene vereinzelten Fälle in der umstehenden Zusammenstellung nicht besonders behandelt oder ausgeschieden worden.

In den ersten Monaten stellte Dr. Pogge auch mehr oder weniger regelmäßige Thermometerbeobachtungen an, und zwar bei Sonnenaufgang, um 12 oder 2 Uhr und bei Sonnenuntergang. Da jedoch über Aufstellung und event. Correction des betreffenden Thermometers gar nichts bekannt ist, und da außerdem der Reisende in einem Berichte an den Vorstand der Afrikanischen Gesellschaft Mittelwerthe dieser seiner Beobachtungen selbst bereits mitgetheilt hat, so können dieselben hier füglich übergangen werden, zumal sie später nicht weiter fortgeführt wurden.

Tabelle III.
Mukenge 1882—1883.

Monat		Tage mit Donner oder Gewitter	Regen	W.Wind	E. bis S.E. Wind	E. und W. Wind abwechselnd	Vormittags S.E., Nachm. W.Wind	Wind unregelmäßig
1882	August	12	7	5	4	1	—	—
	September	12	9	15	2	9	—	—
	October	17	12	10	3	1	—	—
	November	19	19	12	3	3	—	2
	December	14	20	17	1	6	—	1
1883	Januar	12	16	19	2	4	—	—
	Februar	18	14	18	2	6	—	—
	März	17	17	22	1	8	—	—
	April	26	22	9	4	15	—	—
	Mai	10	8	3	4	—	18	5
	Juni	—	—	—	15	—	7	4
	Juli	5	2	8	5	—	10	5
	Jahr	162	146	138	46	53	35	17
	August	10	8	18	1	—	—	1
	September	18	10	14	—	8	—	4

Die einzelnen Monate lassen sich nach den Notirungen Pogge's in kurzen Zügen wie folgt charakterisiren:

Die letzte Dekade des Juli 1882 brachte 5 Tage mit Donner, es fiel aber nur leichter Sprühregen. Am 2. August fiel etwas, am 16. bereits ziemlich viel Regen. In den Morgenstunden herrschte häufig Nebel.

Im September 1882 herrschte in den ersten Tagen eine unerträgliche Hitze bei veränderlichen Winden und wenig Neigung zu Gewittern. Letztere wurden erst in der II. Dekade häufiger. In der III. Dekade herrschte große Trockenheit bei anhaltenden Westwinden. Die Regenfälle waren im Ganzen spärlich und kamen stets nur in Begleitung von Gewittern vor.

Im October wurden die elektrischen Erscheinungen noch häufiger, jedoch fiel bis zum 22. kein ergiebiger Regen. Erst an diesem Tage erfolgte in der Nacht ein feiner, anhaltender Niederschlag ohne Gewitter, der von sehr heilsamer Wirkung für die Vegetation war, und der deshalb von der Bevölkerung durch Tänze gefeiert wurde. In der letzten Dekade waren die Morgen durchgehends trübe und nebelig, am Tage herrschte Westwind, und Nachmittags war regelmäßig Donner zu hören.

Der November war niederschlags- und gewitterreich, der Wind entsprechend veränderlich in seiner Richtung. Die ersten 10 Tage des December waren trocken, — mit Ausnahme des 1.,

an dem ein starker Regen ohne elektrische Entladungen fiel, — so daß Pogge glaubte, die kleine Trockenzeit habe angefangen, allein der Rest des Monats brachte viel Regen und Gewitter.

Trockener und gewitterärmer wurden die beiden Monate Januar und Februar 1883; namentlich der letztere wird von Pogge ein angenehmer, nicht heißer Monat, mit wenig Regen genannt. Der Reisende bemerkt dabei, daß die Monate am Ende der großen Trockenzeit und am Beginn der Regenzeit, also August, September und October, sehr warm und angenehm waren, und daß die Temperaturverhältnisse des Januar und Februar viel besser in dieser Hinsicht sich gestalteten. In der dritten Dekade des Februar kamen Perioden von anhaltendem Ostwind vor und zugleich auch mehrere Landregentage mit lange anhaltendem Niederschlage. Die verhältnißmäßige Trockenheit hielt bis zum 17. März an, und bis zum 21. waren auch die beobachteten Gewitter nicht stark. Das Ende des Monats war aber naß und gewitterreich. Die Nächte waren indeß kühler als in den vorangegangenen Monaten, und fiel während derselben auch mehr Thau als bisher. Der April war stark bewölkt, schwül und sehr feucht. Die Gewitter waren häufig von starken Winden begleitet. Am 10. März wurde der erste Höhenrauch bemerkt und am 22. die ersten Grasbrände gesehen.

Der Mai war bis inclusive des 23. fast ganz trocken, nur am 4. und 19. fielen einige Tropfen und wurde etwas Donner gehört. Vormittags wehte stets ein frischer, ja zuweilen starker Südostwind, der Nachmittags oder nach Sonnenuntergang nach Westen ging, oder zur Stille abflaute. Tags über war der Himmel durch den Rauch der vielen Grasfeuer meist dunstig, die Abende erquickend schön, die Nächte meist klar. Cirruswolken waren sehr häufig. Vom 24.—29. Mai herrschte wieder eine Regen- und Gewitterperiode.

Der ganze Juni gestaltete sich wie der erste Theil des Mai. Es war der einzige Monat, in dem kein Regen und keine elektrischen Erscheinungen bemerkt wurden. Es herrschte die ganze Zeit Südostwind, der in der letzten Dekade Abends meist nach West und Nordwest umging. Grasbrände waren häufig.

Dieser Wettercharakter blieb der herrschende bis zum 7. Juli, an dem das erste Gewitter auftrat, das gleich viel Regen brachte.

In der zweiten Dekade wurde das Wetter merklich heißer, und erschien dasselbe Pogge wärmer als in der Regenzeit, namentlich Abends. Am 18. war abermals ein Gewitter mit starkem Regen. Der Wind war in der zweiten Monatshälfte unregelmäßiger, bald Südost, bald West.

Im August 1883 war das Wetter wolkig, arm an Regen, der Wind außer bei Gewittern westlich, letztere in der ersten Monatshälfte nur schwach; erst die letzte Dekade brachte einige starke Gewitterregen.

Im September waren letztere reichlicher, das Wetter war namentlich Vormittags häufig trübe, der Wind durchaus vorwaltend West.

Die Gewitter kamen in Mukenge bei Weitem am häufigsten aus Ost, der Wind wehte bei solchen Gelegenheiten immer vom Centrum des Gewitters her. Mit der Fortbewegung desselben von einer Himmelsgegend zu anderen drehte sich dann auch entsprechend der Wind. Der Wind wurde dabei häufig so stark, daß er beträchtlichen Schaden an den Tabak-, Mais- und Hirsefeldern und an den Bananen that, namentlich im April und Mai 1883. Die vorwaltenden Winde des ganzen Jahres sind Westwinde; trockene, beständige Südostwinde (Südost-Passat) kommen eigentlich nur im Mai und Juni und im Anfang Juli vor. Die Ostwinde in dem übrigen Theile des Jahres sind durch Gewitter erzeugt, wenig beständig und hauptsächlich den Regen bringend. Gewitter und Regen, von West kommend, sind sehr selten, jedoch fällt leichter Sprühregen ebenso häufig bei West- wie bei Ostwind. Weht in der Regenzeit anhaltend Westwind, so entspricht dies Perioden von Trockenheit und Regenmangel.

Am 8. März[1]) 1883 9 Uhr Abends kam in Mukenge ein deutlich merkbares Erdbeben vor.

In Bezug auf die in der zweiten Hälfte des Jahres 1883 auf der ganzen Erde beobachteten lebhaften Abenddämmerungen ist es interessant, daß Pogge eine derartige Erscheinung nur ein ein-

---

[1]) Es muß daran erinnert werden, daß Pogge und Wissmann bereits bei Beginn ihrer Reise mit dem Datum in Unordnung gerathen sind. Wissmann fand, in Tabora angekommen, daß er einen Tag in der Zeitrechnung zurück war. Pogge bezeichnet an einer Stelle seiner Tagebücher den 28. Juli als Sonntag, welcher de facto ein Freitag war, was event. Schlüsse auf einen noch größeren Irrthum bezüglich seiner Zeitangaben als bei Wissmann, zuläßt.

ziges Mal, und zwar gerade in der kritischen Periode, am Abend des 28. August 1883 als eine „prachtvolle große, gelb und rothe Abenddämmerung“ erwähnt.

Wenn nun auch, wie aus dem Vorstehenden erhellt, die Meteorologie durch die Pogge-Wissmann'sche Expedition nicht durch eine gewichtige Reihe numerischer Werthe zur Kennzeichnung des Klimas von Centralafrika bereichert worden ist, so sind einige Ergebnisse derselben doch sicher von großem geographisch-klimatologischen Interesse.

Die Notirungen Wissmann's lassen uns in dem Gebiete zwischen dem oberen Kongo und dem Tanganjika-See, der Landschaft Manyema und Ubujwe einen Theil der lange gesuchten Grenze mit Wahrscheinlichkeit erkennen, welche das südlich des Aequators gelegene Afrika meridional in zwei Theile zerlegt, von denen der eine westliche klimatisch mit dem Charakter der Südwestküste des Continents, der östliche mit den klimatischen Verhältnissen der Ostküste mehr harmonirt. In jenem Gebiete angelangt, beobachtete nämlich Wissmann, daß von hier an die Gewitter, welche bisher sehr vorwiegend aus dem östlichen Quadranten gekommen waren, nunmehr meist aus dem westlichen zogen, welche Beobachtung ihm von Mr. Griffith von der englischen Missionsstation Plymouth-Rock am Tanganjika-See bestätigt wurde. Ferner traten östliche Winde an Stelle der bis dahin am häufigsten beobachteten westlichen, und jene Morgennebel, die als ein so charakteristisches Merkmal der Trockenzeit des westlichen äquatorialen Afrika dastehen, wurden weiter nach Osten nicht mehr bemerkt.

Wenn ein jeder der zahlreichen Reisenden, welche augenblicklich das äquatoriale Afrika durchziehen, nur annähernd das notiren und beobachten würde, was Lieut. Wissmann in dieser Richtung flüchtig zu Papier gebracht hat, würden die meteorologischen Verhältnisse dieses Erdtheils bald wesentlich besser als jetzt bekannt sein.

Auch Pogge hat durch seine Beobachtungen die bemerkenswerthe Thatsache, daß in Südwestafrika die Regen nicht nur nach Norden, sondern auch gleichzeitig nach dem Innern wesentlich an Regelmäßigkeit und Häufigkeit zunehmen, in ein klares Licht gestellt. Immer mehr zeigt es sich, daß man von den meteoro-

logischen Verhältnissen an der Westküste keinen Schluß auf die Verhältnisse im Innern ziehen darf. Während z. B. an der Küste in Loanda die Trockenzeit 5—6 Monate, am unteren Kongo und in Loango 4—5 Monate und am Gabun ca. 2—3 Monate umfaßt, schrumpft dieselbe in Mukenge auf 1—1½ Monat, den Juni und mehr oder weniger auch den Juli, zusammen. Selbst die Wärmevertheilung scheint, wenn man den subjectiven Schätzungen und Empfindungen Pogge's auch nur einige Sicherheit beimißt, sich in der Jahresperiode wesentlich anders als an der Westküste darzustellen.

Das Lehrgebäude der Klimatologie kann in der That, zumal bei der wachsenden Wichtigkeit, die Afrika von Tag zu Tag erlangt, einiger gut functionirender und zweckentsprechend eingerichteter meteorologischer Stationen im Innern des südäquatorialen Afrika's nicht wohl länger mehr entbehren, ganz abgesehen davon, daß die bei solcher Gelegenheit zu gewinnenden Einblicke in den täglichen Gang der meteorologischen Elemente im Innern eines tropischen Continents — Punkte, über die man bis jetzt so gut wie noch Nichts weiß — von ungemeiner Wichtigkeit für den theoretischen Ausbau dieses Wissenszweiges werden würden.

Möchten die Bestrebungen, welche zur Zeit im Gange sind, um diesem Mangel und diesem Bedürfniß der Erdkunde abzuhelfen, bald von Erfolg begleitet sein! Denn sie haben neben dem theoretischen auch ein eminent praktisches Interesse, da man augenblicklich betreffs aller klimatologischen Fragen und Factoren, welche mit den das Tagesgespräch bildenden Erörterungen über die Colonisations- und Cultivationsfähigkeit von Centralafrika in engster Verbindung stehen, im Dunkel sich befindet, über das die Berichte von Reisenden, und mögen sie noch so gründlich beobachten, nie hinweghelfen werden.

III. Höhenmessungen.

Lieutenant Wissmann's barometrische Höhenmessungen.

Berechnet von K. Zöppritz.



Die nachfolgenden Resultate von Lieut. Wissmann's Luftdruckmessungen können nicht als endgiltige betrachtet werden, weil die Fehler seiner Instrumente nicht mit der wünschenswerthen Vollständigkeit bekannt sind. Namentlich ist es nicht möglich gewesen, nach Schluß der Reise die Instrumente zu untersuchen, weil dieselben von dem Reisenden zu Gonda den Herren Böhm und Reichard übergeben worden sind. Selbst wenn dieselben direct in die Hände des Fachmannes, Dr. Kaiser, gelangt wären, müßte doch der Gedanke, sie in Afrika zurückzulassen, als ein ziemlich unglücklicher bezeichnet werden, denn Kaiser selbst besaß keine Normalinstrumente zur Vergleichung, während nach der Rückkehr in Berlin Alles hätte geschehen können, was zu bester Verwerthung der Beobachtungen nöthig ist.

Die Fehlerbestimmung beruht auf Vergleichungen zu Anfang der Reise zu Loanda und Malange, worüber aber keine Aufzeichnungen vorhanden sind, und in zwei Vergleichungen mit einem Quecksilberbarometer, die der Reisende glücklicher Weise Gelegenheit hatte, auf der englischen Missionsstation Plymouth-Rock am Tanganjika-See vorzunehmen.

Bezüglich des Instrumentsstandes zu Anfang der Reise ist man fast ausschließlich auf den ausführlichen, dem Vorstande der Afrikanischen Gesellschaft erstatteten Bericht des Reisenden aus

Malange von 28. Mai 1881 angewiesen. Da gerade der auf die hypsometrischen Instrumente bezügliche Abschnitt nicht zum Abdruck gekommen ist, so wird derselbe hier eingeschoben. Wissmann schreibt:

„Mein Fortin ist dasjenige meiner Instrumente, welches mir am meisten Sorge und verlorene Arbeit verursacht hat. Wie wenig überhaupt ein Quecksilberbarometer bis jetzt noch ein brauchbares Reise-Instrument ist, erfährt man hier am besten durch die überall in der Colonie verstreuten Rudera solcher meist schon auf der Ausreise verunglückten Instrumente. Drei Röhren, davon zwei gefüllte, hatte ich bei mir, und kam hier trotz aller nur denkbaren Vorsicht mit einer brauchbaren an, die andere gefüllte hatte Luft aufgenommen.

Auch die letzte noch brauchbare Röhre fand ich eines Tages gesprungen. Ich kann mir diesen Unfall nur dadurch erklären, daß das Barometer, welches ich wegen Umänderung in der Aufstellung der meteorologischen Instrumente im Zimmer stehen hatte von Jemand hart niedergesetzt worden ist. Es fand sich, daß das zum Verschließen der Röhre im Gefäß angebrachte Lederplättchen steinhart war, was zu dem Unfall beigetragen haben mag. Die einzige noch übrige Röhre ist so schmutzig, daß, da mir die zum gründlichen Reinigen nöthigen Chemikalien fehlen, an ein Auskochen derselben nicht zu denken ist. Derartige Schwierigkeiten voraussehend, habe ich meine Aneroïde schon in Loanda und dann fortwährend verglichen, und besonders bei einem, dessen Fehler gegen den Fortin 0,0 war und blieb, die Ueberzeugung, daß es vorläufig noch gut ist. Es hatte dies Aneroïd stets mit dem Fortin, den auf der meteorologischen, sehr gut ausgerüsteten Station zu Loanda bestimmten Fehler von + 0,1 mm. Nach ca. 50 zweckentsprechend angeordneten Beobachtungen mit den drei Siedethermometern hat der Fehler um 0,1 mm, also sehr wenig zugenommen, wenn nicht die Thermometer, wie dies oft der Fall ist, einen — Fehler haben.“

Das meteorologische Tagebuch beginnt auf der dritten Seite mit den regelmäßigen Beobachtungen zu Malange am 28. Januar. Die beiden ersten Seiten enthalten außer den meteorologischen Constanten des Observatoriums zu Loanda und einigen offenbar aus Notizblättern hierher übertragenen Aneroïdablesungen auf der Reise von Loanda nach Malange die Erklärung der angewandten

Bezeichnungen und folgende, offenbar erst etwas später nachgetragene Notiz:

„Vom 8. Februar 1881 an sind die Beobachtungen, was die Aufstellung der Instrumente, die regelmäßige Vergleichung derselben u. s. w. anbetrifft, zuverlässiger als bisher. Leider ist mir der Fortin-Barometer unbrauchbar geworden. Der zu den Beobachtungen gebrauchte Aneroïd jedoch war bisher nach Vergleichung mit dem Fortin vorzüglich. Hoffentlich ist Fortin bald wieder brauchbar."

Der Vergleich mit dem unter dem 28. Mai Berichteten läßt erkennen, 1) daß die zuletzt ausgesprochene Hoffnung sich nicht erfüllt hat, 2) daß der Fortin am 8. Februar dem Tage der Umstellung der Instrumente, außer Thätigkeit gekommen ist, also nur vom 28. Januar bis 7. Februar an neun Tagen (da an zwei Tagen wegen Fieber nicht beobachtet worden ist) functionirt hat. Die vollen drei Monate bis Mitte Mai ist der Luftdruck nur mit dem Aneroïd bestimmt worden. Zu den Siedepunktsbestimmungen, wovon im Bericht die Rede ist, und der in den Mittheilungen III. S. 74 abgedruckten Siedepunktsangabe fehlen alle Originalbeobachtungen.

Die von Wissmann auf 0,0 oder 0,1 mm angegebene Differenz des Aneroïds und des Quecksilberbarometers bezieht sich nun ohne jeden Zweifel auf den Vergleich der unmittelbaren Ablesungen beider Instrumente, wofür auch die Thatsache Beweis ablegt, daß über den 8. Februar hinaus die aus den Aufzeichnungen sich ergebende Luftdruckcurve stetig weiter verläuft. Deshalb hat auch der Reisende (l. c.) das aus den Ablesungen berechnete Mittel des Barometerstandes gerade wie Quecksilberhöhen auf 0° reducirt — freilich ist die angebrachte Correction von 2,2 mm etwas zu klein, sie sollte 2,4 mm sein. Er hat hierbei unberücksichtigt gelassen, daß die Abweichung der verglichenen beiden Instrumente von der Temperatur abhängig sein muß und eine dauernde Uebereinstimmung nur dann möglich wäre, wenn zufällig die Temperaturcorrectionen beider in demselben Sinne und von gleicher Größe wären, was äußerst unwahrscheinlich ist. Es ist deshalb um so mehr zu bedauern, daß von den Vergleichsbeobachtungen keinerlei Aufzeichnungen vorhanden sind. Unter den gegebenen Umständen bleibt Nichts übrig, als bei der mittleren Temperatur 22,6° der Beobachtungsmonate zu Malange den

Unterschied zwischen Aneroïd- und Fortin-Ablesung = 0 anzunehmen. Um aus einem bei dieser Temperatur abgelesenen Quecksilberstand von etwa 670 mm den mittleren Luftdruck zu erhalten, hat man die Temperaturcorrection 2,4 mm und die Schwerecorrection für 10° Br. mit 1,8 mm, also im Ganzen 4,2 mm in Abrechnung zu bringen. Es ergibt sich also hieraus die Aneroïdcorrection = — 4,2 mm. Wenn bei allen Temperaturen und Drucken Aneroïd und Fortin einen annähernd parallelen Gang gehabt hätten, so würde die Correction mit Temperatur und Druck wachsen, was wohl zu beachten ist, weil fast alle Beobachtungen im Laufe der weiteren Reise bei höheren Temperaturen angestellt sind. Es wird sich ergeben, daß auch die weiter unten zu besprechenden Vergleichungen zu Plymouth-Rock eine größere negative Abweichung außer Zweifel stellen.

Zunächst bespreche ich hier das Verhältniß zwischen den Angaben des Aneroïds und der Thermobarometer.

Die große Mehrzahl von Herrn Wissmann's Luftdruckbestimmungen auf der Reise ist nur mittelst des Aneroïds ausgeführt. Das Thermobarometer Nr. 1 ist im Ganzen 25mal neben dem Aneroïd abgelesen worden, das Thormobarometer Nr. 2 nur 2mal zu Nyangwe gemeinsam mit den anderen Instrumenten. Da letzteres Instrument auch nicht mit dem Quecksilberbarometer zu Plymouth-Rock verglichen worden ist, so habe ich jene zwei vereinzelten, damit gemachten Beobachtungen unbenützt gelassen. Reducirt man die sämmtlichen Siedepunktsbestimmungen auf Luftdruck und vergleicht sie mit der gleichzeitigen Aneroïdangabe, so ergibt sich eine Differenz, die nach Ausscheidung einer offenbar mit einem groben Fehler behafteten Siedepunktsbestimmung (26. Sept. 1881) zwischen den Werthen von 1,8 und 6,3 mm unregelmäßig schwankt und keinerlei Abhängigkeit von der gleichzeitigen Temperatur erkennen läßt. Obwohl man im Allgemeinen dem Aneroïd mehr Veränderlichkeit des Standes zutraut, als dem Thermobarometer, so bin ich doch ziemlich überzeugt, daß die Veränderlichkeit obiger Differenz hier mehr vom Thermobarometer, bezw. der Art seiner Behandlung bei der Siedepunktsbestimmung abhängt. Denn 1) pflegen die Standänderungen der Aneroïde nicht so unregelmäßig hin und her zu springen, wie dies hier der Fall sein müßte, sondern meist ziemlich stetig nach einer Richtung hin zu wachsen oder abzunehmen; 2) weisen die an zwei auf einander

folgenden Tagen unternommenen Vergleichungen des Thermobarometers Nr. 1 mit dem Quecksilberbarometer zu Plymouth-Rock eine Differenz von 1,7 mm (entsprechend 0,07° Siedepunktsdifferenz) im Stande des ersteren auf, was sicherlich nur von der Art des Kochens herrührt; 3) gaben zu Nyangwe die beiden Thermobarometer am 23. April 1882 die Differenz (1) — (2) = + 0,8, am 9. Mai dagegen (1) — (2) = — 2,0, Unregelmäßigkeiten, die höchst wahrscheinlich nicht in der Veränderung des Instruments, sondern in der Art der Handhabung begründet sind [1]). Auch Herr Wissmann selbst ist mit der Constanz seines Aneroïds zufrieden. Er sagt in seinem Tagebuch, Plymouth-Rock, 1882, 25. Juli: „Ich mache Herrn Griffith's Quecksilberbarometer zurecht und habe die Freude zu sehen, daß der kleine Fehler meines Aneroïds stetig geblieben ist." 28. Juli: „Mein Aneroïd hat hier einen Fehler von — 2 mm (in Loanda — 1 mm) gegen das von mir construirte Stationsquecksilberbarometer."

Die Fehlerangaben sind auch hier gegen die uncorrigirte Quecksilberhöhe zu verstehen. Bezüglich des Fehlers in Loanda hat der Reisende sich, wie es scheint, auf sein Gedächtniß verlassen, aber hier irrthümlich 1,0 statt 0,1 als Fehler angegeben.

Nach Anbringung aller Instrumentalcorrectionen ergibt sich aus den Vergleichen zu Plymouth-Rock unter der Voraussetzung, daß das dortige Quecksilberbarometer wirklich luftleer war, also den wahren Luftdruck L abzuleiten gestattet, der thermobarometrisch bestimmte T und der durch das Aneroïd bestimmte A durch folgende Differenzen:

$$T - L = \frac{1}{3}(12{,}0 + 12{,}0 + 10{,}3) = 11{,}4 \text{ mm.}$$

$$A - L = \frac{1}{2}(8{,}3 + 8{,}4) = 8{,}3 \text{ mm.}$$

Ersterer Werth ist, wie man sieht, als arithmetisches Mittel aus drei, letzterer aus zwei Vergleichungen bestimmt. Man erhält

---

[1]) Ich benutze die Gelegenheit, nachdrücklich darauf aufmerksam zu machen, daß die meisten Fehler thermobarometrischer Bestimmungen durch unrichtiges Kochen verursacht werden. Vor und während der Ablesung soll der Dampf zwar stetig, d. h. nicht puffend, aber in möglichst langsamem Strome entweichen, was nur dadurch erreicht werden kann, daß man nach Beginn des Kochens sofort die Flamme auf ein Minimum reducirt. Jedes lebhaftere Kochen bewirkt sofort neben heftigerem Entweichen des Dampfstromes ein Steigen des Thermometers, oft um 0,1° (bei 700 mm Luftdruck äquivalent 3,5 mm Druckdifferenz) bis 0,2°.

daraus T — A = 3,1, und dies stimmt nahezu überein mit dem Mittelwerthe 3,8 der sämmtlichen Differenzen zwischen den 24 thermobarometrischen und den gleichzeitigen Aneroïdbestimmungen während der Reise. Während also aus den Beobachtungen zu Malange eine Aneroïdcorrection von —4,2 sich ergeben hat, zugleich aber wahrscheinlich geworden ist, daß diese Zahl zu klein ist, haben die Vergleichungen am Schlusse der Reise den Fehler —8,3 ergeben; ich darf aber hinzusetzen: mit der Aussicht, daß diese Zahl etwas zu groß ist. Das Barometer zu Plymouth-Rock ist nämlich, wie Wissmann ausdrücklich angibt, eines nach Staff Commander George's Patent; das in der Tagebuchsnotiz erwähnte „Zurechtmachen" ist also ohne Zweifel das von dem Erfinder vorgeschriebene Füllen des Rohrs mit kaltem Quecksilber unter Beihilfe einer spiralförmig gewundenen Darmsaite (spiral chord) zum Herausquirlen der Luftblasen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß es Herrn Wissmann gleich beim ersten Handhaben dieses Instrumentes gelungen sei, das Rohr völlig luftfrei mit Quecksilber zu füllen, was überhaupt nicht leicht ist. War aber etwas Luft im Vacuum, so mußte die negative Aneroïdcorrection durch eine etwas zu große Zahl dargestellt werden, weil der wahre Luftdruck in Wirklichkeit etwas größer war, als die oben als solcher angewandte Zahl L.

Auch wenn man Nichts über den Sinn der Fehler in beiden Bestimmungen vermuthen könnte, würde kaum etwas Anderes übrig bleiben, als aus beiden das Mittel zu nehmen und —6,3 als Aneroïdfehler festzusetzen. Man kann dies aber um so beruhigter thun, als man weiß, daß —4,2 sehr wahrscheinlich zu klein und —8,3 sicher etwas zu groß ist. Die Möglichkeit, daß der Instrumentfehler sich erst mit der Zeit von dem ersten Werth auf den zweiten gesteigert habe, scheint dadurch ausgeschlossen zu sein, daß die Abweichungen gegen das Thermobarometer während der Reise nicht zunehmen, sondern zeitlich ganz unregelmäßig vertheilt sind. Die Annahme des Mittelwerthes —6,3 rechtfertigt sich aber auch noch dadurch, daß hiermit sehr erfreuliche Uebereinstimmung mit einigen Luftdruckbestimmungen Dr. Buchner's zwischen Malange und Kimbundu eintritt. Buchner gibt als Resultat seiner Beobachtungen mittelst Fortin-Barometer im Februar und Anfang März 1879 zu Malange den (auf 0^{0} reducirten) Quecksilberstand 664,0 mm (Mitth. d. Afr. Ges. I. S. 159), nach

Anbringung der Schwerecorrection 662,2, während Wissmann für Februar 1881 uncorrigirt 669,4, folglich corrigirt 663,1 gibt. Der Unterschied ist also nur 0,9 mm. Ferner finden sich (Mitth. d. Afr. Ges. II, S. 170) eine Anzahl Luftdruckangaben für Punkte, die Dr. Buchner sowie Lieut. Wissmann passirt haben. Nach Anbringung der gehörigen Correctionen kommen die Luftdruckbestimmungen beider in vortreffliche Uebereinstimmung, so daß auch durch diese Vergleichung die Aneroïdcorrection — 6,3 gerechtfertigt wird.

Ich habe sämmtliche Aneroïdablesungen durch Abziehen von 6,3, sämmtliche Thermobarometerbestimmungen durch Abziehen von 9,4 auf wahren Luftdruck zurückgeführt, und wo für einen Punkt Messungen beider Art vorlagen, das Mittel der Resultate genommen. Da alle Beobachtungen Mittags 12 Uhr angestellt sind, wo der Luftdruck etwa gleich dem Tagesmittel ist, so ist eine weitere Reduction nicht erforderlich.

Die Berechnung stützt sich auf die Monatsmittel des Luftdrucks im Meeresspiegel zu Chinchoxo, Loanda und Zanzibar, die sich in Hann's Handbuch der Klimatologie, S. 238 zusammengestellt finden, und aus denen ich das Mittel genommen habe. Als Monatsmittel der Temperatur habe ich die gelegentlich meiner Neuberechnung von Stanley's Beobachtungen aufgestellten Monatsmittel (Peterm. Mitth. 1882, S. 96) benutzt.

Von Wissmann's Beobachtungen bei Tschingenge ist vorläufig in den eingelieferten Papieren des Reisenden nur eine einzige aufzufinden gewesen.

Die nach Jordan's Tafeln berechneten und unter Annahme einer mittleren Dampfspannung von 19 mm verbesserten Zahlen sind auf Zehner abgerundet.

Meereshöhen von Wissmann's Beobachtungsorten (auf Zehner von Metern abgerundet).

Ort	Datum		Aneroïd-Ables.	Siedep.	Temp.	Höhe
Dondo	1881	Jan.	759,9	—	32,5	60
Danja Kavanga . . .	"	"	41,0	—	23,5	280
Kosonza	"	"	34,0	—	23,5	370
Danja Manja	"	"	30,5	—	23,5	410
Dumbo Apepo	"	"	05,0	—	23,5	730
Senghe	"	"	710,0	—	23,5	670
Enatihongo	"	"	690,0	—	23,5	920
Pungo Andongo Thal .	"	"	83	—	23,5	910

Ort	Datum			Aneroïd-Ables.	Siedep.	Temp.	Höhe
Pungo Andongo Stadt	1881	Jan.		77	—	23,5	1090
" " Felsen	"	"		69	—	23,5	1200
Calundo	"	"		86	—	23,5	970
Plateau von Malange	"	"		69	—	23,5	1180
Malange	Febr.	März	Apr.	63,6	—	22,5	1180
Huemba	1881	Juni	10.	71,0	—	26,8	1200
Kandua	"	"	12.	68,9	—	25,5	1220
Moma	"	"	13.	68,1	—	26,1	1230
Kandumba	"	"	15.	67,1	—	23,4	1240
Mutua Ngengo	"	"	16.	66,1	—	26,1	1260
Kabundschi Katembo .	"	"	17.	66,1	—	26,0	1260
desgl. .	"	"	18.	66,2	96,47	26,2	
Miongo	"	"	19.	63,5	—	27,5	1300
Kahale	"	"	21.	60,2	—	25,5	1340
Kibaja	"	"	21.	59,7	—	24,0	1340
Schabukabuka	"	"	23.	60,1	—	27,0	1340
Mbala Kabita	"	"	24.	56,1	96,05	27,3	1400
Kimuri	"	"	26.	54,1	—	26,0	1420
Kalunga	"	"	27.	54,9	—	26,0	1410
Gange	"	"	28.	58,6	96,25	24,6	1350
Cha i Hemba	"	"	29.	71,5	—	25,7	1190
Karima	"	"	30.	71,8	—	26,3	1180
Am Quango	"	Juli	2.	78,2	97,03	25,0	1100
Kandala	"	"	3.	71,5	—	26,0	1190
Kafamba	"	"	4.	62,2	—	25,7	1320
Makumbi	"	"	5.	66,2	—	25,0	1260
Kingimba	"	"	6.	66,3	96,50	25,2	1260
Im Walde	"	"	7.	72,3	—	25,5	1180
Kissango	"	"	8.	73,5	—	26,7	1180
id.	"	"	9.	71,8	—	27,6	
Fundo am r. Ufer des Kukumbi	"	"	10.	81,0	—	17,5	1050
Kakuemba	"	"	11.	66,1	—	25,6	1260
Kihuila	"	"	12.	60,6	—	26,0	1340
Im Walde	"	"	13.	60,1	—	26,0	1340
Umbo	"	"	14.	60,1	—	28,6	1350
Fundo a. r. Uf. d. Kuilu	"	"	16.	65,0	96,40	26,0	1290
Ngunsa	"	"	17.	63,5	—	26,3	1300
Kauila	"	"	18.	64,2	—	27,0	1290
Schakumba	"	"	19.	66,5	—	28,2	1260
Kimbundu	"	"	20.	68,7	—	25,8	1230
Mona Kimbundu . . .	"	"	26.	69,1	96,59	26	1230
Am Kasengo	"	Aug.	2.	70,1	—	25	1210
Kamba Kivanda . . .	"	"	5.	74,2	96,80	25	1160
K. Masseke	"	"	6.	75,2	—	26	1140

Ort	Datum			Aneroïd-Ablese.	Siedep.	Temp.	Höhe
Kamba Poko	1881	Aug.	9.	79,3	—	26,7	1090
Mieketa	"	"	10.	80,2	—	28,2	1080
Mona Kimbau	"	"	13.	81,0	—	26,5	1070
Nördlichster Punkt am Luelle	"	"	15.	82,8	—	26	1040
Ma Tschingombe . . .	"	"	16.	86,1	97,31	28	1000
Chakasch	"	"	18.	86,0	—	28	1000
Mona Hongolo	"	"	19.	85,3	—	27	1010
Ma Makembe	"	"	22.	82,3	—	28	1050
Lager am Nakassamba	"	"	23.	82,5	—	25	1040
Cha Nsua	"	"	25.	81,5	—	27,5	1060
O Kinana	"	"	28.	81,0	—	27	1070
Am Lomba Iquatschi	"	"	29.	84,0	—	28	1030
Am Lomani, l. Ufer .	"	"	30.	83,0	—	29	1050
Am Lomani, r. Ufer .	"	Sept.	1.	86	—	25	990
Kikongo	"	"	2.	86,5	—	28,6	990
Kissango	"	"	3.	84,9	97,30	29,5	1000
Kamasambo	"	"	5.	86	—	28	1000
Am Loassonge	"	"	6.	93,5	—	29	900
Luhembe, r. Ufer . . .	"	"	7.	92,5	—	28	910
Kitari	"	"	9.	95,8	—	27	870
Kamba Kingambu . .	"	"	11.	96,8	—	18	840
" Kakuku	"	"	12.	698,3	—	28	840
Chamo Hamba	"	"	14.	702	—	20	780
Ginambansa	"	"	17.	05,2	—	30	750
Muene Kafuma	"	"	18.	04	—	30	770
Schibangesch	"	"	19.	07	—	24	720
Katuta	"	"	20.	08	—	28	720
Fundo im Walde . .	"	"	22.	07,5	—	28	720
Schambana	"	"	23.	09	—	29	700
Muene Tombe	"	"	24.	08,8	—	—	700
Nördlich des Kipakassa	"	"	25.	09,4	—	26	690
Am Milundo	"	"	26.	10,7	98,5?	29	680
Am Muinga	"	"	28.	10,6	—	29	680
Nördlich vom Kakesse .	"	"	30.	711	—	29	680
Kassange	"	Oct.	1.	13	—	29	640
Kambo	"	"	4.	15,5	—	29	610
Moangando Munene .	"	"	7.	12,5	—	29	650
Dibue Munene	"	"	8.	10,5	—	30	670
Muene Lussambo . . .	"	"	10.	08,0	—	27	700
Nongesa	"	"	11.	09,3	98,30	30,5	670
Muene Muketela . . .	"	"	12.	08,1	—	29,7	700
Kiassa Mungila	"	"	13.	03,2	—	30	770
Mutschi Mang	"	"	14.	03,0	—	30	770
Tumba Kibari	"	"	17.	06,5	—	30,5	720

Ort	Datum			Aneroïd-Ables.	Siedep.	Temp.	Höhe
Malo a Kapingo . . .	1881	Oct.	19.	04,5	—	30	750
Land der Baqua Tschilombo	„	„	21.	04,2	—	29	750
Kinga Lungo	„	„	23.	699,8	—	29	820
Mukelenge Mbanvu .	„	„	24.	705,0	—	30	740
Baqua Tumba	„	„	26.	05,5	—	30	730
Land d. Baqua Tschikote	„	„	28.	01,0	—	30	790
„ „ „ Mandi .	„	„	29.	05,5	—	29,3	740
Tschingenge (Kidimba)	„	Nov.	11.	10,0	—	24,2	660
Zwischen Tschingenge u. Baqua Ngula . .	„	Dec.	1.	05,8	98,09	28	710
Baqua Dschajimba . .	„	„	3.	02,8	—	29	750
Dorf der Kissunga . .	„	„	5.	02,2	—	26	750
Baqua Kapele	„	„	13.	00,8	—	27	780
Ebendaselbst.	„	„	14.	00,0	97,88	26	
Muqua Kissumba . . .	„	„	16.	04,0	—	28	740
Dorf am Munkambasee	„	„	17.	02,1	—	29	760
Ebendaselbst.	„	„	19.	03,3	97,93	29,5	
Baqua Gamba	„	„	23.	06,5	—	27	700
„ Lukussa	„	„	25.	15,0	—	29	600
Marimbo	„	„	26.	16,0	—	29	580
Baqua Ngombe. . . .	„	„	30.	18,5	—	—	550
Baqua Ngombe. . . .	„	„	31.	14,5	—	29	600
Am Lubi, l. Ufer . .	1882	Jan.	3.	24,3	—	28	470
Ebendaselbst.	„	„	4.	24,2	98,90	25,5	
Mona Muteba	„	„	7.	19,0	—	29	540
Fundo bei Mona Katschitsch (63 m über dem Lubilasch) . . .	„	„	19.	15,5	98,52	32	570
id.	„	„	20.	16,1	—	27	
id.	„	„	21.	16,2	—	28	
id.	„	„	22.	17,2	—	30	
id.	„	„	23.	17,0	—	30	
id.	„	„	24.	16,5	—	25	
id.	„	„	25.	17,0	—	30	
id.	„	„	26.	16,8	—	29	
id.	„	„	27.	16,7	98,57	23	
Loboia.	„	„	31.	715,2	—	31	600
Kivova	„	Febr.	2.	11,0	—	28	640
Batua-Dorf.	„	„	4.	10,2	—	31	660
Dorf in Bakoto . . .	„	„	5.	04,0	—	30	740
Bena Katende.	„	„	8.	702,0	—	29	760
Mulunda-Berge. . . .	„	„	8.	695	—	—	850
Fumo Zappo	„	„	10.	95	—	29	850
Beneki.	„	„	16.	98	—	30	810

Ort	Datum			Aneroïd-Ablef.	Siedep.	Temp.	Höhe
Muqua Fungoi....	1882	Febr.	17.	698	—	31	810
Kongolo........	„	„	18.	702	—	28	760
Baqua Lubau.....	„	„	20.	700	—	30	740
„ Teschi.....	„	„	22.	699,2	—	30	800
„ Mangoio ...	„	„	23.	705,0	—	27	720
Quibue........	„	„	25.	10,0	—	29	660
Bena Mukia.....	„	„	28.	02,8	—	30	850
„ Mulu......	„	März	2.	03,2	—	28,5	740
„ Lualaba	„	„	3.	05,5	—	30	720
„ Gongo.....	„	„	5.	06,2	—	32	710
Ma Kitenge......	„	„	6.	07	—	31	700
Lomani-Hafen, 7 bis 8 m über dem Flusse	„	„	7.	12	98,39	32	630
Lomani, r. Ufer, 2 m über dem Flusse ..	„	„	8.	14,2	—	29	610
Mussumba d. Ma-Lunkamba	„	„	9.	11,5	—	31	640
Kuipanga.......	„	„	11.	10,2	—	32	660
Ma-Kilembue.....	„	„	14.	711	—	32	650
Moari Kawamba...	„	„	17.	14	—	31	610
Banaba Lussuna ...	„	„	21.	13	—	31	620
Höhenrücken v. Malale	„	„	27.	19	98,62	26,5	540
Goia Kapopa.....	„	„	30.	15	—	30	600
Fundo am Lufubu ..	„	April	2.	19,9	—	30	530
id.	„	„	4.	20,8	—	32	
id.	„	„	7.	20,5	—	31	
Biembo, Wasserscheide z. Lualaba.....	„	„	12.	15,8	—	30	590
Nyangwe, 6 m über Lualaba......	„	„	23.	21,3	98,72	31,7	530
	„	Mai	1.	20,6	98,60	31,3	
	„	„	9.	20,7	98,60	30,9	
Kagimba.......	„	Juni	16.	16,4	—	25	610
Bena Kagullu.....	„	„	20.	10	—	29	690
Kitete.........	„	„	23.	10	—	27,8	690
id.	„	„	23.	12	—	27,8	660
Mkambala......	„	„	24.	05	—	29	760
Kabambarre......	„	„	26.	707,8	98,15	29	720
id.	„	„	26.	708	98,22	29	
Letztes Dorf von Kabambarre, 3^h....	„	„	29.	698	—	27	830
An einem Zuflusse des Kakullu, 3^h.....	„	Juli	1.	702	—	29	790
Kauhundi.......	„	„	3.	698	—	29	850
Mahunga.......	„	„	4.	94,5	—	29	900

Ort	Datum			Aneroïd-Ables.	Siedep.	Temp.	Höhe
Beim Dorfe Kundi's .	1882	Juli	6.	93,5	—	28	910
Kundi's Dörfer. . . .	„	„	7.	695,0	—	28,8	890
Bei d. Dörfern Lumbo's	„	„	8.	703,1	—	26	780
Bei den Banaba . . .	„	„	10.	701,0	—	28	810
Im Walde a. Lubumba	„	„	11.	695,0	—	29	890
In d. Wildniß an einem nördl. Zuflusse des Lukuga	„	„	17.	668,8	—	27	1230
Plymouth-Rock	„	„	27.	687,3	97,37	27,5	990
Tanganjika-See. . . .	„	„	28.	—	—	—	814
Letzte Gehöfte d. Usi-unusse.	„	Aug.	12.	—	96,47	31	1280
Itundu	„	„	14.	—	96,80	29,8	1170
Kilimani Urambo (Mission)	„	„	31.	—	—	29	1250

Die Höhen zwischen Dondo und Malange sind wegen unvollständiger Temperaturangaben minder zuverlässig.

Die Höhendifferenz zwischen Plymouth-Rock und dem Tanganjika-See ist thermobarometrisch zu 173 m bestimmt. Die Höhe von Urambo ist nach der Angabe des dortigen Quecksilberbarometers (26,15 engl. Zoll) berechnet.

Die Höhe des Tanganjika-Sees liegt zwischen der von mir aus Stanley's Thermobarometer-Beobachtungen berechneten und der aus Kaiser's Beobachtungen zu Karema folgenden etwa in der Mitte und stimmt gut mit Hore; die Zahl für Nyangwe bleibt hinter der Stanley'schen und der Livingstone'schen um 60 bis 70 m zurück und ist etwa 100 m höher als die Cameron'sche.

IV. Astronomische Ortsbestimmungen.

Gemacht während der Reise von Malange bis Kimbundu von Lieutenant Wissmann.
Berechnet von Stud. E. Stück.



I. Breiten,

hergeleitet aus beobachteten Culminationshöhen der Sterne, die mit Hilfe eines kleinen Universal-Instruments gemessen wurden.

I.	II.	III.	IV.		V.	VI.	VII.
1.	1881 Juni 6.	Sanza	α Bootis	N.	60° 37′ 10″	9° 37′ 31″	9° 37′ 13″ ± 9″
2.	〃 〃 6.	〃	β Centauri	S.	39 51 50	9 36 55	
3.	〃 〃 11.	Soba Huemba	α Crucis	S.	37 21 0	9 44 36	9 44 25 ± 9
4.	〃 〃 11.	〃 〃	α Can. ven.	N.	41 21 20	9 44 14	
5.	〃 〃 17.	Soba Kabunschi Katembo	η Ursae mai.	N.	30 5 0	10 4 14	10 4 11 ± 9
6.	〃 〃 17.	〃 〃	β Centauri	S.	40 19 0	10 4 7	
7.	〃 〃 23.	Soba Schabukabuka	β Centauri	S.	40 25 0	10 10 7	10 10 24 ± 9
8.	〃 〃 23.	〃	α Bootis	N.	60 4 0	10 10 41	
9.	〃 〃 29.	Soba Scha i Hemba	β Centauri	S.	40 38 0	10 23 8	10 22 59 ± 9
10.	〃 〃 29.	〃 〃 〃 〃	α Bootis	N.	59 51 50	10 22 50	
11.	〃 〃 30.	Quango	β Centauri	S.	40 40 0	10 25 9	10 25 10 ± 9
12.	〃 〃 30.	〃	α Bootis	N.	59 49 30	10 25 10	
13.	〃 Juli 10.	Kukumbi	α Bootis	N.	60 1 30	10 13 9	10 13 9 ± 13
14.	〃 〃 16.	Kuilu	α Coronae bor.	N.	52 53 30	10 2 22	10 2 44 ± 8
15.	〃 〃 16.	〃	γ Herculis	N.	60 34 30	10 2 10	
16.	〃 〃 16.	〃	α Trianguli	S.	31 18 40	10 3 41	
17.	〃 〃 26.	Kimbundu	α Coronae	N.	52 52 30	10 1 6	10 1 6 ± 9
18.	〃 〃 26.	〃	α Trianguli	S.	31 13 45	10 1 5	

Erklärung der Rubriken.

I. Laufende Nummer. II. Datum. III. Ort. IV. Beobachtetes Gestirn. V. Culminationshöhe. VI. Berechnete Breite, südlich vom Aequator. VII. Mittel aus den Einzelbeobachtungen nebst zugehörigem wahrscheinlichen Fehler.

Als Indexfehler des Höhenkreises wurde angenommen für Nr. 1 und 2 $\pm$ 2′ 14″ $\frac{\text{Kr. R.}}{\text{Kr. L.}}$; Nr. 3—13 $\pm$ 2′ 15″ $\frac{\text{Kr. R.}}{\text{Kr. L.}}$; Nr. 14—16 $\pm$ 2′ 16″ $\frac{\text{Kr. R.}}{\text{Kr. L.}}$ und für Nr. 17 und 18 0′ 0″.

Zur Berechnung der Refraction gilt als Stand des Thermometers für Nr. 1—2 18° C., für Nr. 3—12 19° C., für Nr. 13 18,5° C., für Nr. 14 bis 16 19° C. und für Nr. 17—18 20° C.; als Stand des Barometers für Nr. 1—4 671mm, für Nr. 5—6 672mm, für Nr. 7—8 674mm, für Nr. 9—10 676mm, für Nr. 11—12 677mm, für Nr. 13 680mm, für Nr. 14 bis 16 674mm und für Nr. 17—18 668mm.

II. Längen,

berechnet aus beobachteten Mondhöhen. Die Höhen wurden mit Hilfe des kleinen Universal-Instruments gemessen.

1. Soba Huemba, 9° 44′ 25″ südlicher Breite.

1881. Juni 11. Indexfehler {Kr. R. + / Kr. L. — } 2′ 15″. Bar. 671mm Therm. 19° C.

I.	II.	III.	IV.
1.	(?) Stern im W. Kr. L.	7h 50m 38s 51 0 51 21	34° 29′ 20″
2.	α Scorpii O. Kr. L.	7 59 40 8 0 4 0 28	43 9 0
3.	Mond ☾ O. Kr. L.	8 6 33 6 58 7 23	37 48 20
4.	Mond ☾ O. Kr. R.	8 16 12 16 36 17 0	140 6 50
5.	α Scorpii O. Kr. R.	8 31 25 31 50 32 14	130 0 30
6.	(?) Stern im W. Kr. R.	8 39 17 39 38 40 0	157 33 0

2. **Quango**, 800 m östlich des Flusses, 10° 25′ 10″ südl. Breite.

1881. Juli 1. Indexfehler {Kr. R. + / Kr. L. — 2′ 15″. Barom. 677mm. Thermom. 19° C.

I.	II.			III.			IV.		
1.	δ Sagittarii	O.	Kr. L.	7^h	40^m	18^s			
					40	43	32°	58′	0″
					41	8			
2.	β Leonis	W.	Kr. L.	7	52	38			
					53	3	40	30	30
					53	28			
3.	Mond ◡	W.	Kr. L.	7	59	8			
					59	31	23	58	0
					59	54			
4.	Mond ◡	W.	Kr. R.	8	9	52			
					10	15	158	38	30
					10	38			
5.	β Leonis	W.	Kr. R.	8	20	12			
					20	36	145	30	50
					21	0			
6.	δ Sagittarii	O.	Kr. L.	8	29	20			
					29	45	136	40	0
					30	10			

3. **Kukumbi**, 800 m östlich des Flusses, 10° 13′ 9″ südl. Breite.

1881. Juli 13. Indexfehler {Kr. R. + / Kr. L. — 2′ 15″. Barom. 680mm. Thermom. 18,5° C.

1.	β Leonis	W.	Kr. L.	7^h	32^m	46^s			
					33	11	36°	40′	10″
					32	26			
2.	λ Scorpii	O.	Kr. L.	7	39	38			
					40	8	47	38	10
					40	39			
3.	Mond ◠	O.	Kr. L.	7	46	16			
					46	40	39	28	30
					47	4			
4.	Mond ◠	O.	Kr. R.	7	52	50			
					53	14	139	8	0
					53	38			
5.	λ Scorpii	O.	Kr. R.	7	59	50			
				8	0	23	129	1	0
					0	56			
6.	β Leonis	W.	Kr. R.	8	7	9			
					7	32	151	2	30
					7	56			

4. Kimbundu, 10° 1′ 6″ südlicher Breite.

1881. Juli 31. Inderfehler {Kr. R. + / Kr. L. —} 2′ 17″. Barom. 668mm. Thermom. 21° C.

I.	II.			III.			IV.		
1.	α Aquilae	O.	Kr. L.	7h	23m	8s			
					23	30	33°	30′	0″
					23	52			
2.	Spica	W.	Kr. L.	7	34	0			
					34	22	45	15	0
					34	44			
3.	Mond ⊻	W.	Kr. L.	7	39	33			
					39	55	30	27	40
					40	17			
4.	Mond ⊻	W.	Kr. R.	7	47	2			
					47	24	151	24	30
					47	46			
5.	Spica	W.	Kr. R.	7	55	40			
					56	2	140	8	0
					56	24			
6.	α Aquilae	O.	Kr. R.	8	4	32			
					4	56	136	57	0
					5	20			

5. Kimbundu, 10° 1′ 6″ südlicher Breite.

1881. Juli 20. Inderfehler {Kr. R. + / Kr. L. —} 2′ 17″. Barom. 668mm. Thermom. 18° C.

(Wegen bedeckten Himmels, dann wegen hereinbrechender Helligkeit ist die Beobachtungsreihe unvollständig.)

1.	Rigel	W.	Kr. L.	5h	21m	10s			
					21	31	35°	3′	40″
					21	52			
2.	Mond ⊻	O.	Kr. L.	5	31	29			
					31	58	40	54	20
					32	28			
3.	Mond ⊻	O.	Kr. R.	5	38	21			
					38	52	137	58	0
					39	24			
4.	Rigel	W.	Kr. R.	5	45	40			
					46	2	139	0	0
					46	24			

Erklärung der Rubriken jeder Gruppe.

I. Laufende Nummer der Einzelbeobachtungen. II. Beobachtetes Gestirn. Angabe, ob dasselbe Ost oder West stand. Kreislage des Instruments, ob Kreis rechts oder links vom Fernrohr. III. Uhrzeiten der Durchgänge für alle drei Fäden des Fernrohrs. IV. Ablesung am Kreise.

Inderfehler, Barometer und Thermometer befinden sich am Anfange jeder Gruppe.

Für die Berechnung der Längen der einzelnen Stationen sind die im III. Bande, S. 240 u. ff. der „Mittheilungen" angestellten Untersuchungen über die anzuwendenden Hilfsmittel bei derartigen Ortsbestimmungen maßgebend gewesen. Bei der Rechnung wurden ferner die nach der Newcomb'schen Theorie verbesserten Mondörter zu Grunde gelegt.

Zusammenstellung der Längen, östlich von Greenwich, Tagesmittel.

1. Soba Huemba:	1881.	Juni 11.	$\lambda = 1^h\ 8^m\ 5^s$	$-0{,}02\,x + 0{,}17\,y \pm 35^s$
2. Quango:	„	Juli 1.	$\lambda = 1\ 14\ 13$	$-0{,}00\,x + 0{,}35\,y \pm 40$
3. Kukumbi:	„	„ 10.	$\lambda = 1\ 15\ 34$	$-0{,}04\,x - 0{,}12\,y \pm 31$
4. Kimbundu:	„	„ 20.	$\lambda = 1\ 21\ 2$	$+0{,}02\,x - 1{,}39\,y \pm 35$
	„	„ 31.	$\lambda = 1\ 20\ 7$	$+0{,}01\,x + 0{,}36\,y \pm 40$

Diejenigen Glieder in obigen Gleichungen, die neben den Längendifferenzen stehen, haben folgende Bedeutung:

Mit x ist die in Bogensecunden ausgedrückte hypothetische Verbesserung bezeichnet, welche der Inderfehler des Höhenkreises des Universal-Instrumentes noch zu erfahren haben würde, um sämmtlichen Beobachtungen möglichst vollständig zu genügen.

Mit y ist die in Bogensecunden ausgedrückte hypothetische Verbesserung bezeichnet, welche die bei der Rechnung angenommene, auf Seite 30 jedesmal angegebene geographische Breite erfahren müßte, um die wahre Breite zu geben.

Außerdem findet sich am Ende jeder Gleichung der wahrscheinliche Fehler mit $\pm$ angegeben. Hergeleitet sind diese wahrscheinlichen Fehler, $r\lambda$, aus den in Band III, Heft 3 der „Mittheilungen" entwickelten Fehler-Elementen rZ, rU und rV.

Verfährt man schließlich mit der Station Kimbundu, von der zwei Längenbestimmungen vorliegen, so, wie auf Seite 243 des III. Bandes angegeben ist, so findet man als den wahrscheinlichsten Werth der Länge von Kimbundu (östlich von Greenwich):

$$\lambda = 1^h\ 20^m\ 38^s + 26^s + 0{,}21\,x - 0{,}64\,y.$$

Zusammenstellung der Breiten,

hergeleitet aus beobachteten Culminationshöhen der Sterne, die mit Hilfe eines kleinen Universal-Instrumentes gemessen wurden.

Nr.	Ort	Gesammtergebniß der Einzelbestimmungen. Südl. Breite	Anzahl der einzelnen Bestimmungen	Wahrscheinlicher Fehler
1.	Malange	9° 32′ 41″	14	± 4″
2.	Scha Humbo	9 49 4	2	± 12
3.	Scha Fupa	9 9 32	2	± 12
4.	Mona Hongolo	8 57 13	1	± 17
5.	Kissango	8 20 2	3	± 10
6.	Ginambansa	7 23 10	2	± 12
7.	Kindimba (Residenz des Tschingenge am Lulua)	6 8 43	8	± 6
8.	Muqua Kissumba (der benachbarte Munkamba-See liegt auf 5° 45′ 24″)	5 48 0	4	± 9
9.	Mussumba des Katschitsch (link. Ufer des Lubilasch oder Sankurru 1 km südl. vom Einflusse des Kaschimbidi) .	5 7 18	4	± 9
10.	Mukapucuto (am rechten Ufer des Lomani)	5 42 34	2	± 12
11.	Mussumba des Ma-Lunkamba (1,5 km östl. des Lomani und 0,5 km südl. des rechts einmündenden Kului) . . .	5 35 20	4	± 9
12.	Nyangwe (genau gegenüber den kleinen Grasinseln im Lualaba, Stadtth. Scheik Abédis)	4 13 30	8	± 6
13.	Missions-Station Plymouth-Rock (2 km nördl. des Cap Kahangwa-Bergzuges und 2 km v. Ufer des Tanganjika)	5 47 59	4	± 9

Längen,

berechnet aus beobachteten Mondhöhen, die gleichfalls mit Hilfe des kleinen Universal-Instrumentes gemessen wurden.

Zusammenstellung der Längen, östlich von Greenwich.
Tagesmittel.

1. Malange.

1881. April 15. $\lambda = 1^h\ 4^m\ 7{,}0^s \pm 34^s$ .... $-0{,}02\,x + 1{,}38\,y - 1{,}56\,z$
1881. Mai 12. $\lambda = 1\ 5\ 57{,}3 \pm 36$ .... $-0{,}04\,x + 1{,}34\,y - 1{,}77\,z$

2. Kissango.

1881. Sept. 4. $\lambda = 1\ 21\ 51{,}3 \pm 24$ .... $-0{,}07\,x - 0{,}14\,y + 1{,}49\,z$

3. Kibimba.

1881. Nov. 9. $\lambda = 1\ 30\ 36{,}6 \pm 37$ .... $-0{,}03\,x - 1{,}16\,y - 2{,}20\,z$

4. Lubilasch (derselbe Ort wie Breitenbeobachtung Nr. 9).

1882. Jan. 31. $\lambda = 1\ 35\ 0{,}7 \pm 16$ .... $-0{,}03\,x - 0{,}85\,y - 0{,}49\,z$

5. Lomani (derselbe Ort wie Breitenbeobachtung Nr. 11).

1882. März 11. $\lambda = 1\ 43\ 57{,}4 \pm 29$ .... $-0{,}03\,x - 0{,}12\,y - 1{,}80\,z$

6. Nyangwe (200 m S. 15° W. vom Orte der Breitenbeobachtung, 170 m entfernt vom rechten Ufer des Lualaba).

1882. Mai 8. $\lambda = 1\ 45\ 6{,}8 \pm 36$ .... $-0{,}64\,x + 0{,}99\,y - 1{,}85\,z$
1882. Mai 23. $\lambda = 1\ 45\ 33{,}1 \pm 34$ .... $+0{,}04\,x - 0{,}41\,y + 2{,}09\,z$

7. Missions-Station Plymouth-Rock.

1882. Juli 28. $\lambda = 1\ 57\ 46{,}8 \pm 36$ .... $+0{,}02\,x + 1{,}20\,y - 1{,}87\,z$
1882. Juli 29. $\lambda = 1\ 58\ 31{,}0 \pm 32$ .... $+0{,}00\,x + 0{,}95\,y - 1{,}75\,z$

In Betreff der Größen x und y vergleiche man die Bemerkung auf Seite 242 des III. Bandes der Mittheilungen.

Mit z ist die in Bogensecunden ausgedrückte, hypothetische Verbesserung bezeichnet, welche an den Höhenangaben — unabhängig von dem Inderfehler und der Kreislage — noch angebracht werden müßte, um Breiten oder Längen, welche aus Höhenbeobachtungen in verschiedenen Gegenden des Himmels abgeleitet sind, in genaueste Uebereinstimmung zu bringen.

Derartige Unsicherheiten der Höhenangabe des Wissmann'schen Instrumentes — man könnte dieselben auf Durchbiegungen des Fernrohrs, oder auf gewisse Schlotterungen der Objectivfassung

zurückführen — sind in den Beobachtungen unverkennbar angedeutet, und der ersichtliche Theil derselben ist auch bereits in den Reductionen berücksichtigt. Da indessen eine vollständige Untersuchung der Anomalien des Instrumentes nur aus einem noch umfassenderen Beobachtungsmaterial möglich wäre, so ist die Wirkung einer Schlußcorrection, welche auf Grund einer solchen nachträglichen Untersuchung an die obigen Resultate leicht angebracht werden könnte, in Gestalt der drei Correctionen ersichtlich gemacht.

Wählt man für die Stationen Malange, Nyangwe und Plymouth-Rock, von denen je zwei Längenbestimmungen vorliegen, dasselbe Verfahren zur Ableitung der wahrscheinlichsten Werthe der Längen, so findet sich

1. Malange (östl. von Greenwich).

$$\lambda = 1^h \quad 4^m \; 59{,}0^s - 0{,}03\,x + 1{,}36\,y - 1{,}66\,z \pm 25^s$$

6. Nyangwe.

$$\lambda = 1 \quad 45 \quad 20{,}8 \; - 0{,}28\,x + 0{,}25\,y + 9{,}23\,z \pm 25^s$$

7. Plymouth-Rock.

$$\lambda = 1 \quad 58 \quad 11{,}5 \; + 0{,}01\,x + 1{,}06\,y - 1{,}80\,z \pm 24^s$$

Von Interesse möchte eine Vergleichung der Resultate sein, die Dr. Buchner und Lieutenant Wissmann an denjenigen Orten erzielt haben, in denen sich ihre Reiserouten kreuzten. Eine Vergleichung der Polhöhen gibt folgende Differenzen:

Ort	Buchner — Wissmann	
1) Malange	— 5″	= (— 0,0 km)
2) Sanza	— 41	= (— 1,2 „)
3) Soba Huemba (Uëmba)	— 17	= (— 0,5 „)
4) Kukumbi	— 71	= (— 2,1 „)
5) Ginambansa	— 19	= (— 0,6 „);

und eine Vergleichung der Längenbestimmung in Malange gibt folgende Abweichung

Buchner — Wissmann = —17 s.

Hiernach scheint der Mittelwerth beider Bestimmungen

$$\lambda = 1^h \; 4^m \; 47{,}7^s$$

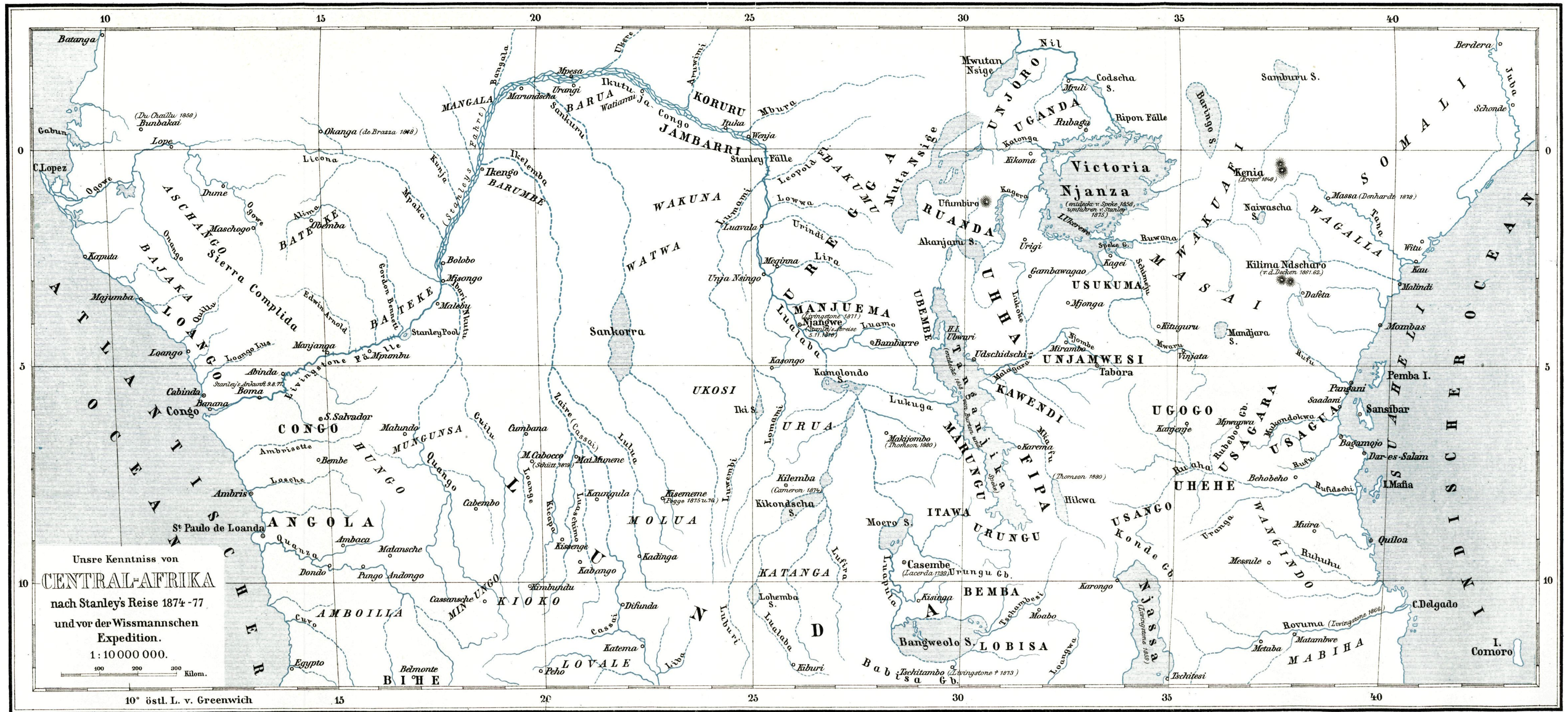
bis auf wenige Secunden (1 Sec. = 0,45 km) gesichert. Die starken Unterschiede in Sanza und Kukumbi kommen wohl vor Allem daher, daß in Sanza je zwei und in Kukumbi nur je eine Sterncalmination zur Breitenbestimmung beobachtet worden sind.

Außerdem ist es noch fraglich, ob jedesmal genau dieselbe Stelle zum Beobachtungsorte gewählt worden ist.

Die den Angaben der wahrscheinlichen Fehler zu Grunde liegenden Annahmen werden in dem vorliegenden Material nahezu dadurch bestätigt, daß die Vergleichung der je zwei Tagesergebnisse unter 1) 6) und 7) für jedes dieser Tagesergebnisse beiläufig einen wahrscheinlichen Fehler von 38^s ergibt, während der Durchschnitt der nach allgemeinen Beobachtungsresultaten angenommenen Zahlenwerthe 35^1 ist.

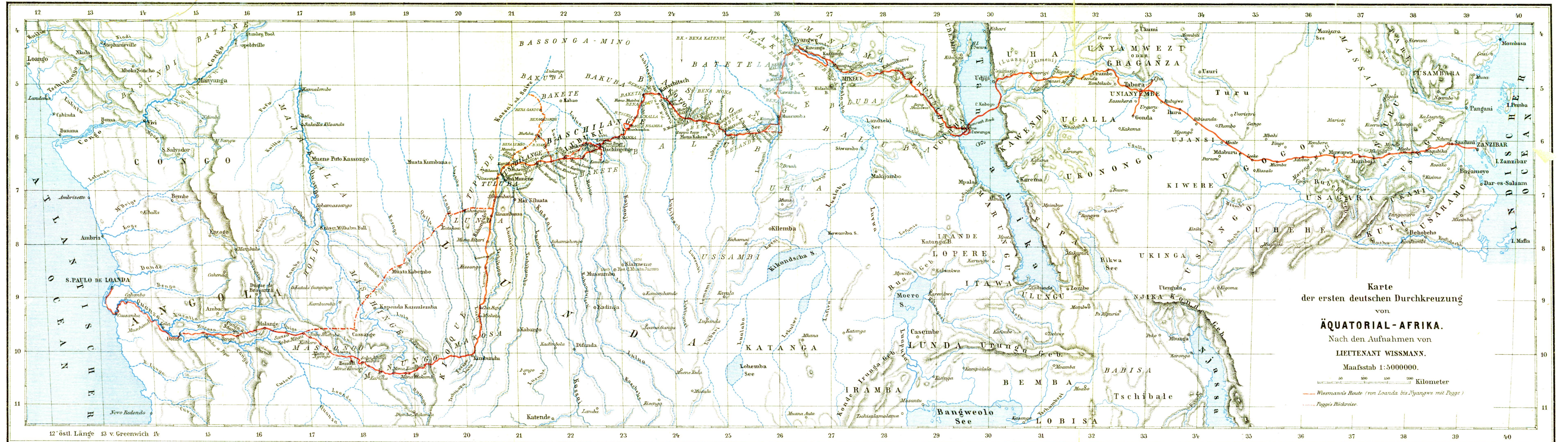


Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



Walther & Apolant Verlags Buchhandlung Berlin. W.

Lith. Anst. v. L. Kraatz, Berlin.



Walther & Apolant, Verlags-Buchhandlung, Berlin W.

Lith. Anst. v. Leop. Kraatz, Berlin.

Arendt, Dr. Otto, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. Ziele deutscher Kolonialpolitik. 38 S. 8°. 1886. 50 Pf.

Banning, Emile, General-Direktor im Königl. Belgischen Ministerium des Auswärtigen. Die politische Theilung Afrikas nach den neuesten internationalen Vereinbarungen (1885—1889). Ins Deutsche übertragen von Dr. Arthur Pfungst. Mit einer politischen Karte von Afrika. Autorisirte Ausgabe. 210 Seiten. 8°. 1890. Preis M. 4.—.

Beziehungen, Die vertragsmäßigen, zwischen dem Deutschen Reiche und dem Auslande auf dem Gebiete von Handel und Industrie. Separat-Abdruck aus dem „Export", dem Organ des „Centralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande", Jahrgang 1886 No. 17 und 18. 15 S. 8°. 1886. (Commissionsverlag.) M. 1.—.

Bibo, Hermann, aus London, Wie erzieht man am besten den Neger zur Plantagen-Arbeit? Und welche Ziele müssen wir verfolgen, um unsere Kolonieen für Deutschlands Handel und Industrie allgemein nutzbar und segensreich zu gestalten? Mit Original-Plänen für ein tropisches Normal-Haus. 46 S. 8°. 1887. M. 1.—.

Bülow, Frieda Freiin von, Reiseskizzen und Tagebuchblätter aus Deutsch-Ostafrika. 196 S. klein 8°. 1889. Preis brochirt M. 2.—, gebunden M. 3.—.

Export, Organ des Centralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, herausgegeben von Dr. jur. et phil. R. Jannasch. I. Jahrgang, Oct.—Dec. 1879, Preis M. 3.—. II. bis XII. Jahrgang, 1880—1890 (je 52 Nummern), pro Jahrgang im deutschen Postgebiet, M. 12.—, Weltpostv. M. 15.—, Vereinsausland M. 18.—. (Commissionsverlag.)

Grimm, Dr., Ministerialpräsident a. D. in Karlsruhe, Der wirthschaftliche Werth von Deutsch-Ostafrika. Eine Zusammenstellung von Aussprüchen hervorragender Forscher nebst einem Abrisse der Geschichte Sansibars. 181 S. 8°. 1886. M. 1.50.

Jühlke, Karl, Die Erwerbung des Kilima-Ndscharo-Gebietes. (Sonder-Abdruck aus der Kölnischen Zeitung.) 33 S. 8°. 1886. 50 Pf.

Kolonien, die deutschen, der Provinz Rio Grande do Sul (Süd-Brasilien). Unter Mitwirkung der Zweigvereine für Handelsgeographie ꝛc. in Süd-Brasilien. Herausgegeben von dem Centralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, zu Berlin. 47 S. 4°. 1881. M. 1.—. (Commissionsverlag.)

